



# Kreative Sprachpotenziale mit Stil entdecken







# Kreative Sprachpotenziale mit Stil entdecken

Germanistische Festschrift für  
Professor Wolfgang Schramm

HERAUSGEGEBEN VON

Waldemar Czachur  
Marta Czyżewska  
Philipp Teichfischer



Wrocław 2011





**Kreative Sprachpotenziale mit Stil entdecken.  
Germanistische Festschrift für Professor Wolfgang Schramm**

Herausgeber

*Waldemar Czachur, Marta Czyżewska, Philipp Teichfischer*

Gutachter

*Prof. Dr. Marek Cieszkowski*

(Uniwersytet Kazimierza Wielkiego w Bydgoszczy)

*Prof. Dr. Edward Białek*

(Uniwersytet Wrocławski)

Redaktion

*Waldemar Czachur, Marta Czyżewska, Philipp Teichfischer*

Graphische Gestaltung

*Michał Olewnik*

Oficina Wydawnicza ATUT - Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe  
ul. Kościuszki 51a, 50-011 Wrocław  
tel. 0-48 71 342 20 56, faks 0-48 71 341 32 04  
e-mail: [oficina@atut.ig.pl](mailto:oficina@atut.ig.pl); <http://www.atut.ig.pl>

© by Oficyna Wydawnicza ATUT, Wrocław 2011

ISBN 978-83-7432-734-3

Printed in Poland





## Inhaltsverzeichnis

<i>Galsan Tschinag</i>	
Glückwünsche .....	11
<i>Józef Wiktorowicz</i>	
Wolfgang Schramm als Lehrer und Forscher .....	13
<i>Philipp Teichfischer</i>	
Wolfgang Schramms Leben für die Germanistik – Im DaF-Einsatz um die halbe Welt. ....	19
Publikationen von Prof. Dr. Wolfgang Schramm. ....	27

### Manifestationen von Kreativität

<i>Czesława Schatte</i>	
Kreativität und intertextuelle Bezüge in deutschen und polnischen Presseüberschriften .....	35
<i>Marta Czyżewska</i>	
„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“ – Über kreative Abwandlungsmöglichkeiten von Phraseologismen in Presstexten .....	51
<i>Ulla Fix</i>	
Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität .....	75
<i>Edyta Grotek</i>	
<i>Johnnie Walker</i> versus <i>Johann Spaziergänger</i> und <i>Jaś Wędrowniczek</i> . Einige Gedanken zu der (Un)Kreativität bei der Übersetzung von Speisekarten .....	91





*Norbert Leszek Karczmarczyk*

Die Metaphernkritik und der kreative Umgang  
mit Metaphern bei Hugo Schuchardt . . . . . 103

*Lutz Kuntzsch*

Die „Wörter des Jahres“ als Teil des kulturgeschichtlichen Diskurses  
und als Ausdruck des kreativen Umgangs mit aktuellem Wortschatz . . . . 115

*Waldemar Czachur*

Wie aus *Wende*, *Umsturz* und *Mauerfall* doch noch  
eine *friedliche Revolution* wurde  
– Zur konzeptionellen und sprachlichen Kreativität  
im aktuellen Erinnerungsdiskurs in Deutschland . . . . . 133

### **Stilfragen und Textsorten**

*Barbara Sandig*

Stilauffassung und kreative Methoden der Stilaneignung . . . . . 159

*Wolfgang Heinemann*

Praktische Stilistik und Ratgeberliteratur . . . . . 169

*Werner Westphal*

Stil und Text im Linguistikdiskurs der „Greifswalder Schule“ . . . . . 183

*Margot Heinemann*

Kreative Jugend – Stile . . . . . 195

*Ireneusz Gaworski*

Die protestantische Erbauungsliteratur  
als Grundlage diachroner Erforschung des Deutschen . . . . . 207

*Zenon Weigt*

Fachtexte als Gegenstand der Didaktik . . . . . 225

*Danuta Fraczyk*

Interjektionen in der Chatstilistik . . . . . 235





*Anna Just*

Sprachliche Mittel der Persuasion  
in deutschsprachigen Pressepolonica des 16. Jahrhunderts . . . . . 249

*Agnieszka Frączyk*

Beispielsätze, Kollokationen und Phraseologismen  
im *Polnischen Hand-Büchlein* von Jan Ernesti  
aus dem siebzehnten Jahrhundert.  
Die makro- und mikrostrukturelle Charakteristik . . . . . 265

*Birgit Sekulski*

Schreibkompetenz, neue Medien und Emotionen. Eine Miscelle. . . . . 279

*Gisela Ros*

Phänomene sprachlicher Unbestimmtheit.  
Vagheit und Mehrdeutigkeit in System und Text . . . . . 287

### **Wortbildungsmuster und grammatische Funktionen**

*Maria Biskup/Kinga Zielińska*

Wortbildungsmodelle im 19. und 20. Jahrhundert  
am Beispiel der substantivischen Komposita mit dem Erstglied *Hirn* . . . 301

*Ewa Majewska*

Griechische und lateinische Wortbildungselemente  
in der deutschen und niederländischen Fachsprache der Medizin. . . . . 311

*Józef Wiktorowicz*

Zu grammatischen Funktionen der Konstruktion *würde* + Infinitiv  
in der deutschen Gegenwartssprache . . . . . 321

*Ewa Jarosińska*

Zu einigen Besonderheiten der Rahmung und Ausrahmung  
im Deutschen und im Niederländischen. . . . . 329

*Grażyna Łopuszańska*

Zu den Präpositionen in den analytischen und synthetischen Sprachen. . 339





## Literarische Sprachpotenziale

*Tomasz G. Pszczyłkowski*

Kreativität, Originalität, Genialität – Über drei Grundbegriffe  
des schöpferischen Schaffensprozesses,  
speziell in den Geisteswissenschaften,  
zugleich eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur . . . . . 349

*Lech Kolago*

Heimito von Doderers Bekenntnis zur Sprache  
am Beispiel seines Werkes *Divertimento No II* . . . . . 363

*Grażyna Kwiecińska*

Alte Stoffe in neuer Bearbeitung. Zu Wolfgang Bauers Stück  
*Herr Faust spielt Roulette* . . . . . 375

*Katarzyna Grzywnka*

„... aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern  
und sagten ihm alles ins Ohr“.  
Zu dem Märchentyp *Die drei Sprachen* (ATU 671) . . . . . 383

*Günter Jäckel*

Warum Schiller nicht in Dresden bleiben wollte . . . . . 393

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge . . . . . 409

Abstracts . . . . . 415

Abstrakty . . . . . 427





*W. Schramm*  
( Prof. Dr. Wolfgang Schramm )







Verlassen liegt draußen die Erdumlaufbahn  
Hinter Lichtjahren halten Sternenherden  
Den Atem an und beben mit  
Vor Aufregung, die sich in uns ausbreitet  
Gleich dem Treiben von Millionen  
Zu den Enden unserer Äste hastenden Ameisen  
In schmerzvoller Wonne  
Um der ruhenden Riesin eine Zelle abzuschälen  
Und mit deiner Hitze, meinem Drang  
Eine Leuchte anzuzünden und  
Einen Pfad auszutreten  
Für Kommende und Gehende

**Herzlichen Glückwunsch lieber Wolfgang,**

**was sind die Jahre...**

Versuche, dich auf der steingrauen, grasgrünen Erde unter dem Lichtschein  
des blauen Himmels mit der roten Sonne, dem weißen Mond  
und den zahllos vielen bunten Sternen jeden Tag neu einzurichten.  
Vergiss dabei die verblühten Tage und bilde dir nichts auf die knospenden ein.  
Was zählt, ist einzig der heutige. Und bei einigem Geschick,  
im Falle, du hast wirklich in den Griff bekommen, in diesem Tag  
und dieser Nacht zu leben, dann wird es dir möglich sein, die Zeitgrenze  
vor- und rückwärts zu verwischen und in einem einzigen,  
vorerst endlosen und ewigen Jetzt zu verweilen.

*Galsan Tschinag, Hadat hinter Ulaanbaataar 2011*







## Wolfgang Schramm als Lehrer und Forscher

*Józef Wiktorowicz*

Wolfgang Schramm, geboren 1946, ging nach dem Abitur nach Greifswald, um dort an der Universität Germanistik zu studieren und dann als wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Dr. Wolfgang Spiewok zu arbeiten. Über einige Hochschulstationen im In- und Ausland ist er schließlich 1989 als DDR-Dozent an die Universität Warschau gekommen, um hier für eine längere Zeit zu bleiben.

In der Lehre konzentriert sich Wolfgang Schramm auf die Vermittlung der Kenntnisse der Morphologie und Syntax der deutschen Gegenwartssprache sowie auf die Stilistik und Textlinguistik. Seine Seminare zur Stilistik und Textlinguistik werden von vielen Studentinnen und Studenten gern besucht, weil Wolfgang Schramm auf eine klare und verständliche Weise Einblick in die verschiedenen Stilfiguren und in die Merkmale der Textkonstitution zu gewähren versteht.

Als Betreuer von Masterarbeiten ist er ein guter und geduldiger Hochschullehrer, der den Studentinnen und Studenten im Germanistischen Institut der Universität Warschau ihre Masterarbeiten abzuschließen hilft. Dank seinem pädagogischen Talent schreiben sich viele Studentinnen und Studenten in seine Masterseminare ein. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass Prof. Dr. Wolfgang Schramm im Laufe von mehr als zwanzig Jahren über 200 Masterarbeiten betreut hat.

Die Warschauer wissenschaftlichen Mitarbeiter und Doktorandinnen und Doktoranden im Germanistischen Institut der Universität Warschau können stets auf die fachliche und sprachliche Hilfe von Prof. Dr. Wolfgang Schramm zählen.

Wenn sich eine junge Assistentin oder ein Doktorand an Wolfgang Schramm um Hilfe wandte, konnte sie/er sicher sein, dass Wolfgang Schramm dabei hilft, die Rohfassung eines Artikels oder einer Dissertation sprachlich zu korrigieren.

Wolfgang Schramm opfert seine Zeit, um die jungen Germanistinnen und Germanisten in ihrer linguistischen Forschung voranzubringen.





Hervorzuheben ist auch seine Tätigkeit bei der Korrektur von Lehrmaterialien und Lehrwerken der deutschen Sprache, die in polnischen Verlagen erscheinen. Dank seiner Tätigkeit konnten manche Fehler in den von polnischen Autoren erarbeiteten Lehrmaterialien für die deutsche Sprache vermieden werden.

In den letzten Jahren war Prof. Dr. Wolfgang Schramm sehr aktiv an dem Gelingen eines großen lexikographischen Projekts beteiligt, und zwar bearbeitete er viele Lemmata im „Großwörterbuch Polnisch-Deutsch“ und im „Großwörterbuch Deutsch-Polnisch“; außerdem half er bei der lexikographischen Erfassung der Phraseologismen sowohl im polnisch-deutschen als auch im deutsch-polnischen Teil des großen PWN-Wörterbuchs, des größten polnisch-deutschen Wörterbuchprojekts der letzten 30 Jahre in Polen.

Die linguistischen Arbeiten von Wolfgang Schramm konzentrieren sich in erster Linie auf Stiluntersuchungen, und zwar auf die Analyse von verschiedenen Stilfiguren. Eine der Stilfiguren, die Gegenstand der Analysen von W. Schramm war, ist die Stilfigur der Wiederholung, die anhand deutscher und polnischer Zeitungen und Zeitschriften untersucht wurde. Dem Autor ist es gelungen nachzuweisen, dass in beiden Sprachen, sowohl im Deutschen als auch im Polnischen, die gleichen sprachlichen Mittel genutzt werden, um mit Hilfe des stilistischen Mittels der Wiederholung bestimmte außersprachliche Funktionen zu erfüllen.

Auch die Stilfigur der Klimax findet das Interesse von Wolfgang Schramm. Unter Klimax versteht man eine abgestufte Häufung von Eigenschaften, Handlungen oder Sachverhalten. Anhand von zahlreichen Beispielen zeigt der Autor, wie die abgestufte Häufung sprachlich realisiert werden kann, und zwar als Abstufungen von Zahlen, als Komparativabstufungen, reelle Reihenfolge von Handlungen oder Sachverhalten usw. Zugleich stellt der Autor die Frage, wo die Grenze zwischen der Akkumulation und Klimax liegt, da es in beiden Typen um eine Häufung geht. Als Unterscheidungsmerkmal der Klimax betrachtet der Autor ihre stilistische Funktion, die darin liegt, dass die Aussage auf einen Höhepunkt zusteuert. Nach der Analyse der zahlreichen Beispiele wird abschließend festgestellt, dass die Klimax eine Stilfigur ist, die nicht nur in künstlerisch gestalteten Texten, sondern auch in Gebrauchstexten häufig anzutreffen ist.

W. Schramm hat sich auch intensiv mit der Stilfigur der Entgegensetzung (Antithese) beschäftigt. Zunächst geht der Autor von der Analyse des Begriffs des Gegenwortes aus, der in der Literatur viel weiter gefasst wird, als es in der Semantik der Fall ist. Unter der Einwirkung des Kontextes können als Gegenwörter Wörter verstanden werden, die oft nicht einmal zum gleichen Wortfeld gehören, z.B. *Der Tag geht – Johnny Walker kommt*; *Gunst vs. Strafe*, usw.





Der Autor zeigt an zahlreichen Beispielen aus dem Deutschen und aus dem Polnischen, dass in den deutschen und polnischen Texten nicht nur tatsächliche polare Ausdrücke genutzt werden, wie z.B. *kleine Schritte – große Wirkung*, *duży komfort – male rachunki*, sondern auch Ausdrücke, die erst durch Einwirkung des lexikalischen Kontextes zu entgegengesetzten Ausdrücken werden. Die Ausdrücke *reden – handeln* gehören verschiedenen Bereichen an, aber durch die Einwirkung des Kontextes versteht man sie ohne weiteres als zwei Pole:

*Alle reden darüber, die Umwelt zu schonen. Wir handeln.*

Der Autor zeigt, dass es hier noch ein zweites Oppositionspaar gibt, und zwar: *alle vs. wir*.

W. Schramm findet sehr viele Beispiele für solche Entgegensetzungen, die erst durch die Einwirkung des Kontextes entstehen. Neben den lexikalischen Beispielen, die in den Texten zur Bildung von entgegengesetzten Ausdrücken genutzt werden, verweist der Autor auch auf eine andere Form der Entgegensetzung, die auf der Gegenüberstellung von syntaktischen Strukturen beruht, z.B. *Entschieden gut. Gut entschieden*. An vielen Beispielen veranschaulicht der Autor verschiedene Varianten der syntaktischen Entgegensetzung.

Eine andere Stilfigur, die von W. Schramm untersucht wurde, war die Stilfigur der Periphrase. Der Autor verweist zunächst darauf, dass der Begriff der Periphrase in der linguistischen Literatur unterschiedlich aufgefasst wird, dass die Periphrase häufig als Oberbegriff für alle möglichen Arten der Umschreibung verstanden wird (Umschreibung durch Synonyme, Euphemismen oder Okkasionalismen). Der Autor vertritt den Standpunkt, dass die Periphrase enger gefasst werden muss, und zwar als Stilfigur des Ersatzes. Eine Periphrase entsteht, wenn der Sender einen Oberbegriff mit einem oder mehreren charakteristischen Merkmalen für den zu bezeichnenden Sachverhalt nennt. Als Beispiel wird die Periphrase *das Land der tausend Seen* für die Bezeichnung *Finnland* genannt. Anhand von zahlreichen Beispielen zeigt der Autor die Funktion der Periphrase als zusätzliche Informationsquelle über den behandelten Sachverhalt, z.B. *Gabi Bauer – Sabine Christiansens Nachfolgerin, gelernte Hörfunkredakteurin, rotblonde Hamburgerin*, usw.

Zugleich verweist der Autor darauf, dass die Periphrase mehrdeutig sein kann, dass sie gelegentlich zu Missverständnissen führen kann, was zur Folge hat, dass die Periphrase in wissenschaftlichen Texten eher selten auftritt, weil dort Eindeutigkeit gefordert ist.

Zu den stilistischen Beiträgen von W. Schramm gehört auch seine sprachwissenschaftliche Analyse des „Osterspaziergangs“ aus Goethes „Faust“. In diesem Beitrag würdigt der Autor den Warschauer Germanisten und Kulturwissenschaftler Prof. Dr. Lech Kolago, der 2007 seinen 65. Geburtstag feierte, und aus diesem Anlass seine Mitarbeiter eine Festschrift für ihn vorbereiteten.





Der andere Bereich, der im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses von Wolfgang Schramm liegt, sind lexikalische Analysen des Wortschatzes der deutschen Gegenwartssprache. In einem seiner lexikalischen Beiträge untersucht W. Schramm die Funktion der Phraseologismen in der Werbung. Der Autor verweist darauf, dass die ungewohnte lexikalische Umgebung eines Phraseologismus in einem Werbetext des Lesers (eines potentiellen Kunden) Gefühle wecken kann. Anhand zahlreicher Beispiele aus Werbetexten veranschaulicht der Autor die Funktion der Phraseologismen in ungewohnter lexikalischer Umgebung, z.B. *Wir bringen Sie hinter Schloss und Riegel*, wo es nicht um eine Gefängniszelle, sondern um eine Finanzhilfe beim Bau eines Eigenheims geht. Aber nicht nur die ungewohnte lexikalische Umgebung, sondern auch Modifikationen von Phraseologismen können das Interesse des Lesers wecken, z.B. *Wie man sich bettet, so lebt man* (statt *so liegt man*) oder *Gutes Rad ist teuer* (statt: *Guter Rat ist teuer*).

Ein anderes lexikalisches Thema, das von Wolfgang Schramm behandelt wurde, betrifft die linguistische Analyse von Unwörtern aus dem Zeitraum 1991–2001. Der Autor beschäftigt sich mit den Wörtern, die von der Unwort-Jury jeweils zum Unwort des Jahres gewählt worden sind. Die Unwörter des Jahres erfreuen sich großen Interesses in der Öffentlichkeit; es sind die Wörter, die die Erfordernisse sachlicher Angemessenheit deutlich verfehlen. Jedes Jahr wählt eine Jury, zusammengesetzt aus Germanisten und Journalisten, einige Unwörter, die nach der Meinung der Jury im öffentlichen Leben oft gebraucht wurden, die aber den betreffenden Sachverhalt falsch beschreiben und die Regeln der politischen Korrektheit verletzen. W. Schramm unterzieht die Unwörter aus einem Jahrzehnt einer kritischen Analyse und erläutert dabei, in welcher Hinsicht sie die Regeln angemessener öffentlicher Kommunikation verletzen.

Auch die Vorliebe der deutschen Sprecher, Anglizismen zu verwenden, wurde in einem kleinen Beitrag von W. Schramm kritisch behandelt. Der Autor gehört allerdings zu den gemäßigten Kritikern des Fremdwortgebrauchs; er registriert zwar die Zunahme des Fremdwortgebrauchs, vor allem die Zunahme an Anglizismen, fordert aber nicht, dass diese Fremdwörter durch native Wörter ersetzt werden sollten.

Die grammatischen Beiträge von Wolfgang Schramm sind nicht so zahlreich, aber sie betreffen sowohl syntaktische als auch morphologische Aspekte der deutschen Grammatik. In einem Beitrag untersucht W. Schramm den Status von sog. Restriktivsätzen, die in den meisten Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache als Untertyp von Modalsätzen bezeichnet werden. Mit anderen Worten werden die Restriktivsätze als Gliedsätze betrachtet, die anstelle einer modalen Adverbialbestimmung stehen. Wolfgang Schramm





gelingt es nachzuweisen, dass die Restriktivsätze (zumindest ein Teil der Restriktivsätze) nicht anstelle eines Satzglieds (einer modalen Adverbialbestimmung) stehen, sondern den Modalwörtern nahe stehen, die keine Satzglieder sind, obwohl sie innerhalb des Satzverbandes stehen. Dies veranschaulicht der Autor am Beispiel des Satzes:

*Soviel mir bekannt ist, kommt er heute nicht.*

Der Satz: *Soviel mir bekannt ist*, schränkt die Gültigkeit der Aussage ein und kann durch die Modalwörter *eventuell*, *vermutlich*, *wahrscheinlich* ersetzt werden:

*Wahrscheinlich kommt er heute nicht.*

*Vermutlich kommt er heute nicht.*

Da die Modalwörter nicht die Art und Weise des Geschehens zum Ausdruck bringen würden, könnten auch die äquivalenten Restriktivsätze nicht als Modalsätze betrachtet werden. Damit müssten die Restriktivsätze – nach der Auffassung von W. Schramm – aus der Gruppe der Gliedsätze ausgeklammert werden.

Die Modalwörter stehen im Zentrum eines anderen Beitrags von Wolfgang Schramm mit dem Titel „Möglicherweise gelingt es (Ein prüfender Blick auf die Modalwörter)“, in dem die grammatischen und semantischen Merkmale der Modalwörter zusammengefasst werden.

In einem anderen Beitrag beschäftigt sich W. Schramm mit der Präposition *statt* und mit den Schwankungen in der Kasusreaktion dieser Präposition. Der Autor versucht auch zu erklären, wodurch die Kasuschwankungen verursacht sind.

Zu den grammatischen Arbeiten von W. Schramm gehört des weiteren ein längerer Beitrag über Abtönungspartikeln, den W. Schramm zusammen mit Danuta Frączyk verfasst hat. Im Zentrum der beiden Autoren steht die Partikel *aber* und ihre verschiedenen semantisch-pragmatischen Funktionen.

Die Orthografiereform steht seit vielen Jahren im Zentrum des öffentlichen Interesses. Die Reformvorschläge zur Rechtschreibung werden nicht nur von Fachleuten, sondern auch von Laien heftigst diskutiert. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Wolfgang Schramm aus der Sicht eines Linguisten einige Neuregelungen zur Rechtschreibung fachkundig erläutert hat.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die linguistischen Arbeiten von Wolfgang Schramm einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutschen Gegenwartssprache liefern und dass seine linguistischen Analysen sich auf eine exakte empirische Analyse von sprachlichen Belegen stützen und nicht theorieüberladen sind.







## Wolfgang Schramms Leben für die Germanistik – Im DaF-Einsatz um die halbe Welt

*Philipp Teichfischer<sup>1</sup>*

Unser Jubilar Prof. Dr. Wolfgang Schramm wurde am 09.07.1946 in Dorfchemnitz als ältestes von insgesamt 6 Geschwistern geboren. Dorfchemnitz, unweit von Freiberg, das für seine Bergakademie und sein Bier bekannt ist, und in der Nähe von Seifen gelegen, das in der ehemaligen DDR vor allem für seine Produktion von Räuchermännchen und Nussknackern einen Ruf hatte, war ein typisches Bauerndorf, und so wuchs auch Wolfgang Schramm als Kind von Bauern im damaligen Arbeiter- und Bauernstaate DDR auf. Als einziges von den Geschwistern machte er das Abitur und absolvierte ein Studium – alle anderen wurden traditionsgemäß Bauern oder Handwerker.

Auch wenn es also auf den ersten Blick so scheinen mag, als hätte Herr Schramm mit der bäuerlichen Familientradition gebrochen, so hat sich seine Traditionsverbundenheit doch auf anderer Ebene sozusagen in kondensierter Form erhalten: als Begeisterung für die Ahnenforschung, die er in den letzten Jahren verstärkt betreibt. Ausgangspunkt hierfür war die Suche nach einem Bild der Urgroßmutter, das er neben weitere Ahnenbilder an die Wand hängen wollte. Die Funde, die er auf dieser Suche quasi nebenbei gemacht hat, entfesselten nicht nur seine Neugierde – mittlerweile geht auch ein Teil seiner Geschwister mit auf Spurensuche, wann immer der Bruder in den Ferien in der alten Heimat verweilt. Immerhin haben sie es geschafft, als ältesten Vorfahren einen Schramm auszukundschaften, der gerade einmal drei Jahre jünger ist als Martin Luther. Ein anderer Schrammscher Vorfahre war gar Ritter, ein Erbe, das Wolfgang Schramm als moderner Kreuzritter des Arbeiter- und Bauernstaates dann ein halbes Jahrtausend später fortgeführt hat...

---

<sup>1</sup> Als ehemaliger DAAD-Lektor an der Universität Warschau (2008-2009) war ich auch Kollege von Herrn Schramm – in vielen Gesprächen kam ich in den Genuss, an seinem erlebnisreichen Leben teilzuhaben. Ich habe mich im Folgenden um eine Wiedergabe bemüht, die möglichst keine Persönlichkeitsrechte verletzt.





Aber gehen wir chronologisch vor und beginnen wir diese Vita mit den ersten für uns nachvollziehbaren Schritten.

### *Studium: Greifswald*

1965, kurz vor der Abiturprüfung, absolvierte Wolfgang Schramm die Aufnahmeprüfung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena für einen Lehramtsstudiengang Deutsch/ Geschichte. Diese bestand er mit „gut“, nachdem er vorher die Grammatik von Walter Jung auswendig gepaukt hatte.<sup>2</sup> 125 Bewerber für 25 Studienplätze, wobei schon vorher ausgemacht war, wer einen Studienplatz bekommt: 1. junge Männer, die zuvor in der Regel mindestens drei Jahre bei der Nationalen Volksarmee (NVA) gedient hatten, 2. Bewerber, die ihr Abitur mit „ausgezeichnet“ bestanden hatten und schließlich 3. solche, die aus der Produktion kamen. Schramm aber gehörte zu keiner dieser potentiellen Kandidatengruppen. Nach einer Art „Studienberatung“, wo man ihn ob seiner bäuerlichen Herkunft zu einem Studium der Landwirtschaft bzw. Biologie überreden wollte (wohin ihn keine zehn Pferde bewegen konnten, denn da kam er ja her...), wurde er dann mit seinen Unterlagen nach Magdeburg geschickt, wo sich die zentrale Vergabestelle für freie Studienplätze in der DDR befand, wo all diejenigen zusammengekehrt und neu verteilt wurden, die im ersten oder auch zweiten Anlauf keinen Studienplatz abbekommen hatten. Jetzt hörte Schramm erst einmal bis zum gymnasialen Abschlussball nichts mehr. Doch dann kam plötzlich die Nachricht, er solle sich in Greifswald zur Aufnahmeprüfung für den Diplomlehrerstudiengang Geschichte (HF)/ Deutsch (NF) melden. Nach 17-stündiger Zugfahrt kam er dort morgens um 4 Uhr an, nur um sich sagen lassen zu müssen, dass er doch bereits eine Prüfung in Jena absolviert habe und also kein zweites Mal geprüft werden müsse. Also wieder zurück und erneutes Warten. Dann endlich kam die sehnlichst erwartete Zusage – wenn auch vorerst das Fach Geschichte an erster Stelle stand.

### *Am Ziel seiner Wünsche – vorerst*

Im zweiten Studienjahr wurde dann angefragt, ob nicht jemand Lust hätte, nach dem Studium eventuell als Deutschlehrer im Ausland zu arbeiten. Die

---

2 Walter Jung: *Grammatik der deutschen Sprache*. Leipzig 1966 – vielfach wiederaufgelegt, zuletzt in 10. Auflage, Mannheim 1990. Bereits 1953 erschien Jungs *Kleine Grammatik der deutschen Sprache: Satz- und Beziehungslehre* (Leipzig), die bis zum Erscheinen der „großen“ Grammatik aus dem Jahr 1966 in vier Auflagen ca. 425.000 mal gedruckt wurde.





DDR war gerade dabei, sich international zu etablieren und plante in diesem Zusammenhang ihre Kultur- und Sprachattachés in aller Herren Länder, v.a. natürlich in das „nichtfeindliche“ Ausland, die „sozialistischen Bruderländer“, zu entsenden. Schramm meldete sich schon einmal vorausschauend, mit der Auflage von Seiten der Universität, ab dem 3. Studienjahr Deutsch als Hauptfach belegen zu müssen, was er ja ohnehin von Anfang an geplant hatte. Wie damals üblich, hatte man als Lehramtsstudent vom ersten Semester an Kontakt mit Kindern und Schülern, so etwa als Betreuer in Ferienlagern, als Schulpraktiker oder bei Pioniernachmittagen und Elternbesuchen. Dazu wurden als Bestandteil der Hochschulausbildung auch theoretisch Didaktik, Pädagogik, Methodik und Psychologie gepaukt – „Wenn ich nicht Lehrer geworden wäre, dann Psychologe“, hat Wolfgang Schramm einmal gesagt.

Eine eigene Ausbildung für die zukünftigen Auslandsgermanisten gab es damals noch nicht, das Fach Deutsch als Fremdsprache (DaF) steckte noch in den Kinderschuhen. Es fehlte sowohl an entsprechend geschulten Lehrern als auch an Lehrmitteln. Das einzige, was im Vergleich zu seinen Kommilitonen, die Deutsch fürs Inland studierten, anders war, war die zweite obligatorische Fremdsprache. Neben Russisch, das zumindest bis zum 2. Studienjahr für alle Studierenden, egal welcher Studienrichtung, Pflichtfach war, wählte Herr Schramm Englisch. Dieser im Studiengang vorgesehene Erwerb einer zweiten Fremdsprache zielte bei mangelnder spezieller Ausbildungsorientierung wohl auf einen gewissen Learning-by-doing-Effekt. Nach vier Jahren machte Schramm schließlich seinen Abschluss als Diplomlehrer für Deutsch und Geschichte. Und wenn da nicht ein Professor Spiewok gewesen wäre – Herr Schramm wäre wahrscheinlich als Dorfschullehrer in sein Heimatdorf zurückgekehrt...

### *Spiewok*

Der Einfluss von Prof. Dr. Wolfgang Spiewok, einen der damals tonangebenden Germanisten in der DDR,<sup>3</sup> auf den jungen Schramm ist nicht zu

---

3 Wolfgang Spiewok (1929-1999) wurde 1965 zum Professor für Deutsche Sprache an die Greifswalder Ernst-Moritz-Arndt-Universität berufen. 1966 begründete er den *Arbeitskreis für die Erforschung der deutschen Literatur des Mittelalters*, der zum Zentrum altgermanistischer Forschung in der DDR avancierte. Als Fachorgan dieses Wissenschaftsbereiches fungierten die *Wissenschaftlichen Beiträge zur Deutschen Literatur des Mittelalters*. Spiewok knüpfte schon früh – noch vor dem Mauerfall – Kontakte zu ausländischen Kollegen, u.a. in der BRD, Österreich und Frankreich. Kurz nach seiner frühzeitigen Emeritierung im Jahr 1991 gründete er 1992 den *Reineke-Verlag* (Verlag für Mediävistik) in Greifswald, der bis zum Ende seines Bestehens (2006) zahlreiche einschlägige Publikationen herausbrachte.





unterschätzen, war dieser es doch, der Schramm im letzten Jahr seines Studiums überraschend fragte, ob er sich nicht vorstellen könne, bei ihm zu promovieren und als Assistent zu arbeiten. Schramm hatte bis dato tatsächlich noch ernsthaft mit dem Gedanken geliebäugelt, in sein Heimatdorf als Lehrer zurückzukehren. Insofern war der Kontakt zu Spiewok für Schramms zukünftigen Weg weichenstellend. Nach Abschluss des Studiums im Jahr 1969 arbeitete Schramm dann auch erst einmal unter Spiewoks Anleitung als Assistent an der Sektion Germanistik, Kunst- und Musikwissenschaft, wo er erste Erfahrungen im Unterrichten ausländischer Germanistikstudenten sammeln konnte. Spiewok legte von Anfang an großen Wert darauf, seine Assistenten systematisch aufzubauen, um somit didaktisch-methodisch gut geschulte Germanisten heranzuziehen. Dazu gehörte, dass man sich mit den Kollegen einmal wöchentlich traf, um über Lehr- und Forschungsinhalte zu diskutieren. Aber auch in der Lehre hatte man die verschiedenen Lehrgebiete sukzessive zu durchlaufen. Herr Schramm gibt an, v.a. auf den Gebieten der Grammatik und Lexikologie enorm von Spiewok profitiert zu haben. Seine Doktorarbeit wird er allerdings erst nach seiner Rückkehr aus der Mongolei (1974) beginnen. Auch während seiner Aspirantur (1974-1977) erteilt Schramm Unterricht an der Universität Greifswald. Immer stärker kristallisiert sich während dieser Zeit sein Interesse für die Stilistik heraus. Somit verwundert es nicht, dass er nach Beendigung seiner Promotion zum Thema „Syntaktische Synonyme zur Bezeichnung der unzureichenden Bedingungen für die Änderung eines Geschehens“ (Greifswald 1977) nun als Oberassistent von Spiewok die Verantwortung für den Lehr- und Forschungsbereich der Stilistik an der Universität Greifswald übernimmt.

#### *Vietnam: Hanoi*

Schramm war 1971, also noch zu Zeiten des Vietnam-Krieges, zu seinem ersten „Auslandseinsatz“ für ein halbes Jahr als Lektor der DDR in Hanoi an der Hochschule für Fremdsprachen tätig. Dort sollten 250 Studenten auf ein mögliches Studium in der befreundeten DDR vorbereitet werden. Unter anderem dank der Ausbildung durch Schramm haben ca. 180 Studenten den Sprung umindest auf das Herder-Institut in Leipzig geschafft, wo dann der eine Teil von ihnen weiteren Sprachunterricht erhielt, der andere aufgrund seiner soliden Sprachkenntnisse gleich an eine der Universitäten in der DDR vermittelt wurde. In Hanoi war Günter Jäckel<sup>4</sup> Kollege von Wolfgang Schramm. Jäckel hat

---

4 Jäckel (\*1926) hat sich unter anderem als Herausgeber von Tagebüchern Viktor Klemperers verdient gemacht: Viktor Klemperer: *Und so ist alles schwankend. Tagebücher Juni bis Dezember 1945*. Hrsg. v. G. Jäckel. Berlin 1995. Ein weiteres Arbeitsgebiet Jäckels stellte die Literatur





dann später in Polen (1979) habilitiert und ist von hieraus zurück an die TU Dresden gegangen, wo er nach langjähriger Arbeit als Oberassistent 1990 zum Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte berufen wurde. Herr Jäckel befindet sich ebenfalls unter den Beiträgern dieser Festschrift.

### *Mongolei/Ulan Bator*

Nur wenige Jahre nach seinem Vietnamaufenthalt zog es den reiselustigen Schramm erneut ins Ausland: diesmal in die nicht minder exotische Mongolei, wo er von 1971 bis 1974 an der Universität in Ulan Bator Deutschlehrer ausbildete. Hier lernte er auch Galsan Tschinag kennen,<sup>5</sup> der dem Jubilar anlässlich dieser Festschrift ein hier abgedrucktes Gedicht gewidmet hat. Tschinag, der in erster Linie auf Deutsch veröffentlicht, zählt heute zu den bekanntesten mongolischen Schriftstellern. 2002 hat er das Bundesverdienstkreuz in Anerkennung für seine Verdienste um die Vermittlung deutscher Sprache und Kultur erhalten. Mit Tschinag, der 6 Jahre in Leipzig studiert hatte und in dieser Zeit ein "Zögling" Erwin Strittmatters gewesen war, hat Schramm so manches Abenteuer in den mongolischen Steppen und Jurten erlebt. Schramm war damals aber auch ein wichtiger Ansprechpartner für Tschinags schriftstellerische Arbeit, vor allem in Fragen der Stilistik.

### *Afghanistan: Kabul*

Nach seiner Aspirantur in Greifswald und einigen Jahren Tätigkeit als Oberassistent für das Lehrgebiet Stilistik zog es Herrn Schramm erneut in weite Fernen. Diesmal in das kriegsgeplagte Afghanistan, wo er von 1981 bis 1986

---

der Reformationszeit dar: *Kaiser, Gott und Bauer – Reformation und Bauernkrieg im Spiegel der Literatur*. Berlin 1975. Ferner hat er einige Publikationen über Literatur und Kultur seiner Heimatstadt Dresden veröffentlicht, u.a. *Dresden zur Goethezeit: 1760-1815* (Hanau 1988) und *Dresden vom Biedermeier bis zur Revolution 1848/49* (Hanau 1989). Zuletzt erschien von Jäckel: *Der Parnass einer Residenz: Dresden und seine Poeten*. Dresden 2009.

5 Galsan Tschinag (\*1944): Angehöriger der Volksgruppe der turksprachigen Tuwiner. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit ist er Stammesoberhaupt, Schamane und versteht sich als Lehrer. Von 1962 bis 1968 studierte er Germanistik in Leipzig – seine Diplomarbeit schrieb er über Strittmatter. Wieder zurück in der Mongolei arbeitete er dann viele Jahre als Deutschlehrer an mongolischen Universitäten. Tschinag ist für sein literarisches Schaffen mehrfach ausgezeichnet worden, u.a. mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis (1992), dem Heimito-von-Doderer-Preis (2001) und dem Literaturpreis der deutschen Wirtschaft (2008). Insgesamt sind von ihm in den letzten 30 Jahren mehr als 20 Romane, Erzählungen und Gedichtbände auf Deutsch erschienen.





an der Universität in Kabul als Sprachenlehrer arbeitet. In Kabul waren lange Stromausfälle an der Tagesordnung, und Warmwasser gab es nur zweimal wöchentlich für je eine Stunde, d.h., wenn man Glück hatte... Auch mit der Wärmeversorgung war es so eine Sache: Freitags, wenn Schramm seinen lehrfreien Tag hatte und an der Schreibmaschine saß, wartete er schon darauf, dass die Sonne bis auf seinen Balkon vordrang – um sich nämlich die beim Schreibmaschinenschreiben verklammten Finger ein wenig aufzuwärmen! Von den regelmäßigen Kakalakeninvasionen in seiner Wohnung und dem fast schon beißenden Hammelfleischgeruch im gesamten Universitätsgebäude ganz zu schweigen... Dennoch: Schramm betont immer wieder, dass er nicht in all die fremden Länder gegangen sei, um dort irgendwie seine Zeit abzureißen, sondern um etwas von den fremden Kulturen und Menschen zu lernen. Tausende Dias sind denn auch in dieser Zeit entstanden, die Schramm bei öffentlichen Vorträgen präsentierte, wenn er wieder in seine Heimat zurückgekehrt war. Auch andere Menschen der damaligen DDR wollte er schließlich an seinen Erlebnissen teilhaben lassen, denn nur den wenigsten DDR-Bürgern war es damals vergönnt, in so weit entfernte Länder reisen zu dürfen.

#### *Zurück in Deutschland: Dresden*

Nach seinem Afghanistan-Aufenthalt ging Schramm dann an die TU Dresden, ans Institut für deutsche Fachsprache. Schon 1983, also noch von Kabul aus, hatte sich Schramm in Dresden beworben, nicht weil es ihm in Greifswald nicht gefallen hätte, sondern weil er Heimweh nach der sächsischen Heimat hatte. In seinen Sprachkursen hier sollte er z.B. den Fachwortschatz zum Thema Atomkraftwerke, Elektrotechnik und Architektur vermitteln, Dinge, die ihn – bis auf die Architektur – herzlich wenig interessierten. Einzig die Reisen ins befreundete Ausland, u.a. nach Leningrad für 2 Monate, nach Ungarn und Rumänien zur Schulung von dortigen Deutschlehrern, machten dem Globetrotter Freude.

#### *(Vorläufige) Endstation Polen: Warschau*

So verwundert es auch nur wenig, dass er das Angebot des Ministeriums, wieder ins Ausland zu gehen, dankbar annahm. Als er davon erfuhr, dass es nach Polen gehen sollte, war er anfangs wenig begeistert – nicht etwa wegen irgendwelcher Ressentiments, sondern weil Polen für Schramm kein „richtiges“ Ausland (nicht exotisch genug) darstellte – „das liegt doch gleich um die Ecke!“, war seine erste Reaktion. Dennoch willigte er ob seiner Unzufriedenheit in Dresden zunächst für ein Jahr Vertragsdauer ein. Dass aus dem einen Jahr, dann





über 20 werden sollten, wer hätte das damals gedacht? Gerade einmal fünf Tage in Warschau verfolgte Schramm die spektakulären, sich überstürzenden Ereignisse in der DDR mit – nie wieder würde sie so aussehen wie bei seinem Verlassen. In Dresden – dem sprichwörtlichen Tal der Ahnungslosen – hatte er von all dem vor seiner Ausreise nur wenig mitgenommen. Einzig und allein, dass seit Honeckers Erkrankung im Sommer 1989 die gewohnten wöchentlichen Appelle wegfielen, die die Richtung gleichsam vorgaben, welches Ziel der sozialistische Werktätige als nächstes anzuvisieren habe, war auffällig gewesen.

In Warschau erlebte Schramm dann die (teilweise) Übernahme der DDR-Lektoren durch den DAAD (und des DDR-Kulturzentrums – durch das Goethe-Institut). Das war nach der Wiedervereinigung 1990. Für ein Jahr wurde er dann vom DAAD als sog. „Ortskraft“ übernommen. Schramm bemühte sich nach Ablauf dieses Jahres darum, weiterhin in Warschau zu bleiben, da er unter anderem die Auflösung seines Instituts in Dresden mitverfolgen musste: Die Fremdsprachenausbildung wurde hier, wie an anderen Universitäten auch, sukzessive durch die Bildung sog. Sprachenzentren institutionell ausgegliedert und verselbständigt. Als nunmehr 44-Jähriger schien er nicht mehr die besten Karten auf dem neu entstehenden marktwirtschaftlich orientierten Arbeitsmarkt seiner alten Heimat zu haben. So kam es also, dass Herr Schramm nach Auslaufen seines Vertrages beim DAAD ab Oktober 1992 als Ortskraft an der Universität Warschau verblieb.

Eine große Rolle für sein Bleiben spielten auch die Briefe, die er von einigen seiner Kollegen aus Dresden<sup>6</sup> bekam – sie berichteten ihm von un schönen Vorfällen im Zuge der Abwicklung seines alten Instituts. Dies und die Anfrage seines damaligen Chefs, Herr Prof. Jan Czochralski, ermutigten ihn, in Warschau zu bleiben. Um sich finanziell über Wasser halten zu können, vermittelte man Schramm zusätzlich an ein auswärtiges, der Universität Warschau assoziiertes Fremdsprachenkolleg. Auch hatten sich mittlerweile seine Bedenken, Polen sei nicht exotisch genug, zerschlagen – und ob Polen exotisch war! Noch heute erinnert er sich an die große Inflation Anfang der 90er Jahre, als er mit Taschenrechner bewaffnet einkaufen ging, um abschätzen zu können, wie teuer eine Ware eigentlich war. Und dann an die Zeit der Einführung des neuen Geldes, als er immer zwei Portemonnaies bei sich trug – eines für die alte und eines für die neue Währung...

---

6 Schramm war offiziell noch in Dresden angestellt – Auslandslektoren der DDR hatten weiterhin ein Anstellungsverhältnis bei ihrer Heimatuniversität, an die sie in der Regel nach Beendigung ihres Auslandsaufenthalts wieder zurückkehrten – dies im Unterschied zu den heutigen DAAD-Lektoren.



*Schluss*

Die Auslandsaufenthalte gefielen (und gefallen!) Wolfgang Schramm sehr, auch wenn sie nicht ganz stressfrei waren (und sind). Man bedenke nur: Sowohl in Vietnam als auch in Afghanistan herrschte Krieg, als Schramm hier Lektor war.

Insbesondere auf seine Lehre haben sich die vielen Erfahrungen im Ausland (mittlerweile aus 30 Jahren) positiv ausgewirkt, stellt es doch eine besondere Herausforderung dar, in einem fremden Land die eigene Sprache zu vermitteln. Hier gehorcht die Sprachvermittlung eigenen Gesetzen, und es gehört schon eine Menge an Erfahrung, Kompetenz und Kreativität dazu, seinen Schülern einen fundierten Zugang zur eigenen Sprache und Kultur zu vermitteln. Aus den vielen Aussagen ehemaliger Schüler und Kollegen, von denen ein Großteil die Beiträge dieser Festschrift ausmacht, wissen wir, dass Wolfgang Schramm das Meistern dieser Aufgabe im besonderen Maße gelungen ist. Ausdruck hierfür ist nicht zuletzt die vorliegende Festschrift.

Im Ausland hat Schramm auch diese erfrischende und anziehende Gelassenheit und Lebensfreude erlernt, die einem sofort ins Auge fallen, wenn man ihn näher kennen lernt. Man kann vieles im Leben ganz einfach nicht planen, sondern muss es nehmen, wie es kommt – und dabei hilft einem eine gehörige Prise Humor...





## Publikationen von Prof. Dr. Wolfgang Schramm

### Wissenschaftliche Aufsätze

- Feuer und Sparflamme. Phraseologismen in der Werbung. In: Wiktorowicz, Józef (Hrsg.): Studien zur deutschen und niederländischen Sprache und Kultur. Festschrift für Jan Czochralski. Warszawa 1996, S. 167-178.
- Immer gibt's ein gewisses „Aber“. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 21, 2001, S. 617-648. /mit Danuta Frączyk/
- DUDEN 2000 – erste Beobachtungen. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 21, 2001, S. 691-698.
- Unwort des Jahres. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 24, 2002, S. 675-682.
- Von der rechten Art, deutsch zu schreiben. Überlegungen zur Reform der deutschen Rechtsschreibung. In: Kwartalnik Neofilologiczny 1, 2002, S. 57-66.
- Statt Blumen. Verwirrungen um ein kleines Wort. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 29, 2005, S. 635-640.
- Was sind und wozu gehören Restriktivsätze? In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 32, 2006, S. 585-591.
- Der „Osterspaziergang“ in Goethes Faust – Beobachtungen aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Grzywka, Katarzyna u.a. (Hrsg.): Kultur – Literatur – Sprache. Festschrift für Herrn Professor Lech Kolago zum 65. Geburtstag. Warszawa 2007, S. 938-944.
- Möglicherweise gelingt es. Ein prüfender Blick auf die Modalwörter. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 34, 2007, S. 413-420.
- Die Klimax im Alltag – Zu Form und Funktion einer Stilfigur. In: Acta Philologica 34, 2008, S. 55-62.
- Die Stilfigur „Entgegensetzung“. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 38, 2008, S. 341-350.
- Lernen helfen lehren – aber wie? In: Jaroszewska, Anna/ Torenc, Marta (Hrsg.): Kultury i języki. Poznawać – uczyć się – nauczać. Księga Jubileuszowa dla Pani Profesor Elżbiety Zawadzkiej-Bartnik z okazji 65. urodzin/Kulturen





- und Sprachen. Verstehen – lernen – lehren. Festschrift für Frau Professor Elżbieta Zawadzka-Bartnik. Warszawa 2008, S. 413-421.
- Wiederholung als Gestaltungsmittel. In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta (Hrsg.): Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag. Warszawa 2008, S. 355-366.
- Das TopEvent zum Special-Preis oder Mit Fremdwörtern im Urlaub. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 40, 2009, S. 405-410.
- Formen und Funktionen der Periphrase. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 41, 2009, S. 341-349.
- Sprache der Wende – Beobachtungen zur sprachlichen Situation 1989/1990 am Ende der DDR. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 42, 2009, S. 297-304.
- Ein Rechtsfall aus dem Jahre 1855. Zum sozialen Leben im Königreich Sachsen. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 44, 2010, S. 11-18.
- Ein Rechtsfall aus dem Jahre 1855 (Teil 2) – Die Auktion. In: Studien zur Deutschkunde – Studien zur Deutschkunde 45, 2010, S. 11-20.
- Vom Sohn eines Leinwebers zum Unternehmer und Friedensrichter – zum sozialen Leben in Sachsen. In: Studien zur Deutschkunde – Studien zur Deutschkunde 46, 2010, S. 169-181.
- Deutsche Namen auf polnischen Friedhöfen. Der Evangelisch-Augsburgische Friedhof in Warschau. In: Grotek, Edyta/ Just, Anna (Hrsg.): Im deutsch-polnischen Spiegel. Sprachliche Nachbarschaftsbilder. Frankfurt am Main 2011 (im Druck).
- Emotionen in Geschäftsbriefen. In: tekst i dyskurs – Text und Diskurs 4, 2011, S. 173-184. /mit Luiza Bochenek-Borowska/

### **Akademische Lehrwerke**

Hier ist doch etwas falsch! Beispiele aus deutschen Massenmedien (und nicht nur). Warszawa 1999. /mit Tadeusz Kachlak/

### **Andere Beiträge**

Schlusswort auf der Internationalen Konferenz zum 65. Geburtstag von Herrn Prof. Dr. habil. Józef Wiktorowicz. In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta/ Frączek, Agnieszka (Hrsg.): Wort und Text. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Warszawa 2009, S. 93-94.





Dissertationen unter der wissenschaftlichen Betreuung von Józef Wiktorowicz. In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta/ Frączek, Agnieszka (Hrsg.): Wort und Text. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Warszawa 2009, S. 97-105.

### Berichte

- Deutsch von außen. Ein Bericht über die 38. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache vom 12. bis zum 14. März 2002 in Mannheim. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 25, 2003, S. 909-914.
- Standardvariation. Ein Bericht über die 40. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache vom 9. bis zum 11. März 2004 in Mannheim. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 28, 2004, S. 1134-1137.
- Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Ein Bericht über die 41. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache vom 15. bis zum 17. März 2005 in Mannheim. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 32, 2006, S. 849-853.
43. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache vom 6. bis zum 8. März 2007 in Mannheim. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 37, 2008, S. 751-754.
44. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache vom 11. bis zum 13. März 2008 in Mannheim. Tagungsbericht. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 41, 2009, S. 498-502.
- Festveranstaltung zum 65. Geburtstag von Herrn Prof. Dr. habil. Józef Wiktorowicz. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 40, 2009, S. 155-158.

### Rezensionen

- Andrzej Kałny, Christoph Schatte (Hrsg.): Das Deutsche von innen und aussen. Ulrich Engel zum 70. Geburtstag. Poznań 1999. In: *Convivium* 1/2000, S. 391-394.
- Aleksandra Markiewicz: Der Imperativ im Deutschen und Polnischen. Kraków 2000. In: *Kwartalnik Neofilologiczny* 1, 2001, S. 94-96.
- Zofia Berdychowska, Antoni Dębski, Margot Heinemann (Hrsg.): Im Blickpunkt: Textlinguistik und Pragmatik. Kraków 2001. In: *Kwartalnik Neofilologiczny* 3, 2002, S. 311-314.
- Louis Günther: Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen. Leipzig o.J.; Klaus Laubenthal: Lexikon der Knastsprache. Berlin 2001. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 27, 2004, S. 805-807.





- Olga Rutecka: Słownik niemiecko-polski/polsko-niemiecki. Warszawa 2002. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 28, 2004, S. 1094-1097.
- Bastian Sick: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Köln 2005./Ruprecht Skasa-Weiß: *Fünf Minuten Deutsch. Modischer Murks in der Sprache*. Stuttgart 2006./Dieter E. Zimmer: *Die Wortlupe. Beobachtungen am Deutsch der Gegenwart*. Hamburg 2006./Klaus Mackowiak: *Die 101 häufigsten Fehler im Deutschen und wie man sie vermeidet*. München 2005./Angela Troni: *Die dōfsten Deutschfehler. Sprachliche Stolperfallen und wie man sie umgeht*. München 2006. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 34, 2007, S. 616-619.
- Waldemar Czachur: *Textmuster im Wandel. Ein Beitrag zur textlinguistischen Erforschung der Vereinsatzungen im 19. Jahrhundert*. Wrocław – Dresden 2007. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 40, 2009, S. 518-520.
- Wolf Schneider: *Speak German! Warum Deutsch manchmal besser ist*. Reinbek bei Hamburg 2008. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 41, 2009, S. 489-491.
- Kersten Sven Roth/ Markus Wien: *Diskursmauern – Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West*. Bremen 2008. In: *tekst i dyskurs – Text und Diskurs* 3, 2010, S. 265 -268.
- Stojan Bracic/ Ulla Fix/ Albrecht Greule: *Textgrammatik – Textsemantik – Textstilistik. Ein textlinguistisches Repetitorium*. Lubljana 2007. In: *tekst i dyskurs – Text und Diskurs* 3, 2010, S. 268-269.
- Hans-Werner Eroms: *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin 2008. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 44, 2010, S. 601-603.
- Hans Wellmann: *Deutsche Grammatik-Laut. Wort. Satz. Text*. Heidelberg 2008. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 44, 2010, S. 603-605.
- Wolf Schneider: *Deutsch! Das Handbuch für attraktive Texte*. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbeck bei Hamburg 2007, 317 S. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 46, 2010, S. 673-676.
- Klaus Welke: *Einführung in die Satzanalyse. Die Bestimmung der Satzglieder im Deutschen*. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2007, 374 S. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 46, 2010, S. 676-679.
- Monika Schwarz-Friesel: *Sprache und Emotionen*. A. Francke Verlag, Tübingen und Basel 2007, 401 S. In: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde* 46, 2010, S. 679-682.





### **Beratertätigkeit bei der Erstellung von DaF-Lehrwerken**

- Kontakte. Podręcznik języka niemieckiego dla klasy 4 szkoły podstawowej. Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne, 2000.
- Kontakte. Podręcznik języka niemieckiego dla klasy 5 szkoły podstawowej. Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne, 2000.
- Kaengookaengoo. Deutsch. Podręcznik 3.1. Semester, Halina Stasiak, Ewa Andrzejewska, Angelika Fuks. Wydawnictwo REA, 2002.
- Kaengookaengoo. Deutsch. Podręcznik 3.2. Semester, Halina Stasiak, Ewa Andrzejewska, Angelika Fuks. Wydawnictwo REA, 2002.
- Fantastisch. Lehrbuch, Beata Karpeta-Peć, Janusz Peć, Przemysław Wolski. Wydawnictwo REA, 2002.
- Genial. Język niemiecki dla młodzieży. Ćwiczenia A 2. Langenscheidt, 2003.
- Mówimy po niemiecku, red. Jan Czochralski, Wiedza Powszechna, 2005.
- alles klar – Sprachspiele 1, 2, 3, red. Anna Hermann. Wydawnictwa Szkolne i Pedagogiczne, 2006.
- Jak mówić po niemiecku. Wzory dialogów do matury i egzaminów, Małgorzata Szerwentke. Langenscheidt Polska, 2006.
- Słownik „Partner“ polsko-niemiecki/niemiecko-polski. Langenscheidt, 2006.
- Trening słownictwa przed maturą. Język niemiecki, poziom podstawowy i rozszerzony, Joanna Röhr. Langenscheidt Polska, 2007.
- Język niemiecki – 365 zadań i ćwiczeń z rozwiązaniami, Marek Splawiński, Andrea Bagdasarian, Joanna Wiejak. Langenscheidt Polska, 2008.
- Wielki Słownik Polsko-Niemiecki/Großwörterbuch Polnisch-Deutsch, Józef Wiktorowicz, Agnieszka Frączek. Wydawnictwo Naukowe PWN, 2008.
- Prima A1 (klasa 1). Zeszyt testów. BC edu wydawnictwo/Cornelsen Verlag Berlin, 2009.
- studio d A2/B1. Język niemiecki. Zeszyt maturalny. BC edu wydawnictwo/Cornelsen Verlag Berlin, 2009.
- Wielki Słownik Niemiecko-Polski/Großwörterbuch Deutsch-Polnisch, Józef Wiktorowicz, Agnieszka Frączek. Wydawnictwo Naukowe PWN, 2010.

*vorbereitet von Waldemar Czachur*







# Manifestationen von Kreativität







## Kreativität und intertextuelle Bezüge in deutschen und polnischen Presseüberschriften

*Czesława Schatte*

0. Seinen Beitrag *Feuer und Flamme – Phraseologismen in der Werbung* schließt Wolfgang Schramm (1996) mit dem folgenden Gedanken:

Phraseologismen werden genutzt, um den Leser aufmerken zu lassen durch eine Abweichung vom Erwarteten. Das kann durch eine ungewöhnliche, ja auch unverständliche Bedeutung geschehen als auch durch eine Veränderung der gewohnten Form. Phraseologismen dienen dazu, um nach Auflösung des Widerspruchs beim Leser positive Gefühle hervorzurufen. [...] Schließlich hat Werbung durchaus auch einen unterhaltenden Wert. Die Lust am Spiel mit Phraseologismen, der Spaß am kreativen Umgang mit der Sprache, das ist sicher nicht der schlechteste Zeitvertreib. (Schramm 1996: 178)

Eine solche Verwendung von Phraseologismen in der Werbung ist in erster Linie für die Schlagzeile charakteristisch, deren wichtigste Aufgabe ist, die jeweilige Werbeanzeige von den vielen anderen abzuheben und den Leser auf gerade diese Anzeige aufmerksam zu machen (vgl. Janich 2001: 43f.).

Eine Überschrift in der Presse hat – ähnlich wie jeder Titel – zuerst die Aufgabe, den nachstehenden Text zu identifizieren, „explizit oder implizit Informationen über den betitelten Text, den ‚Ko-Text‘“ (Nord 1993: 27) zu geben und so „eine erste Kontaktaufnahme zwischen Sender und Empfänger“ (Nord 1993: 30) herzustellen. Jede Artikelüberschrift hat aber zugleich eine pragmatische Funktion zu erfüllen – sie soll die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Artikel lenken, „ihn amüsieren und eventuell vorhandenes Desinteresse überwinden helfen“ (Lüger 1995: 35). Die Aufgabe der Aufmerksamkeitslenkung und des Blickfangs teilt die Presseschlagzeile mit der Werbeschlagzeile und daher bedienen sich beide ähnlicher Techniken, zu denen u.a. der von Schramm erwähnte kreative Umgang mit Sprache gehört, und zwar nicht nur bezogen auf Phraseologismen bzw. Sprichwörter, sondern auch auf





zahlreiche andere Text(fragment)e, von denen angenommen wird, dass sie im Gedächtnis der Leser mehr oder weniger verankert sind und somit eine Assoziation sowie einen intertextuellen Bezug zwischen dem aktuellen und dem Hintergrundtext entstehen lassen, was wiederum das Interesse an dem aktuellen Text wecken hilft.

Auf die mehrfach diskutierten Theorien der Intertextualität, ihre verschiedenen Auslegungen und die unterschiedlichen Arten der Intertextualität selbst kann hier nicht eingegangen werden (vgl. u.a. Nord 1993, Heinemann 1997, Żmudzki 1999, Janich 2001, Opilowski 2006 und Literatur dort). Die weiteren Ausführungen sollen lediglich zeigen, auf welche Weise Fragmente anderer, früherer Texte als Material für Presseschlagzeilen genutzt werden, um diesen die Merkmale der „Attraktivmacher“ (vgl. Sandig 1986: 228) zu verleihen. Solchen werbenden Überschriften als „primär anregenden Schlagzeilen“ folgen immer öfter zusätzliche Untertitel bzw. -zeilen als „transparente primär informative Schlagzeilen“ (Di Meola 1998: 21f.), die die Aufgabe übernehmen, sachlich auf den Inhalt des Artikels zu verweisen. Diese Angaben werden – falls vorhanden – den zitierten Belegen in eckigen Klammern beigefügt, oder der Inhalt des Beitrags wird in einem Satz kurz zusammengefasst, um so anzudeuten, ob zwischen der Überschrift und dem Beitrag ein inhaltlicher Zusammenhang besteht und auf welche Weise er erreicht wird.

Für die vorrangig persuasive und werbende, und nicht informative Funktion der Überschriften spricht u.a. die Gestaltung des Inhaltsverzeichnisses in manchen Presstiteln. Das Inhaltsverzeichnis im *Spiegel* enthält nicht die großgedruckten auffälligen Oberzeilen, sondern einen in einem Satz bzw. einer Phrase zusammengefassten Leitgedanken des jeweiligen Beitrags. Der interessierte Leser gewinnt damit einen informativen Überblick über die Problematik der Beiträge, den ihm so direkt weder die Überschrift noch manchmal auch der Untertitel sichern, weil die Überschrift locken soll und der Untertitel oft ein besonders wichtiges, prägnantes Fragment des ganzen Textes ist, z.B.:

**Partei** sucht Frau (DS 43/08) – Unterzeile: Beim Zukunftsthema Familie fehlt den Sozialdemokraten trotz Quote eine Kandidatin, die sie der Unionsfrau Ursula von der Leyen entgegensetzen könnte. [Im Inhaltsverzeichnis: Den Sozialdemokraten fehlt profilierter Nachwuchs für die Familienpolitik.] > *Ein Mann sucht eine Frau* – Filmtitel.

1. Den folgenden Überlegungen wird die Intertextualität im engeren Sinne zugrunde gelegt, welche voraussetzt, dass der Autor eines Textes bewusst und mit einer konkreten kommunikativen Absicht auf andere Texte und Textfragmente zurückgreift und diese unverändert bzw. verändert in seinen





Text einbaut, im Falle einer Presseüberschrift sie dem ganzen Text auf besonders markierte, hervorhebende Weise vorausstellt. Die reine Übernahme eines solchen Hintergrundtextes reicht in unserer Zeit anhaltender Informationsüberflutung im Allgemeinen nicht mehr aus, um der Überschrift genug Auffälligkeit zu verleihen, damit sie sich von anderen abhebt und so ihre Aufmerksamkeitswirkung unter Beweis stellt. Dazu werden meistens zusätzlich verschiedene sprachliche Besonderheiten, vor allem solche mit spielerischen und humorvollen Effekten, benötigt. Auch die Wahl der in Frage kommenden Vorlagetexte ist hier nicht ohne Bedeutung, denn die verfolgte Absicht zeigt ihre volle Wirkung erst, wenn der Leser/Rezipient nicht nur die so entstandene neue Qualität erkennt, sondern auch die angewendete Strategie nachvollziehen kann.

Bei der Wahl eines Prätextes als Vorlage für die Überschrift werden in erster Linie markante Texte bzw. häufiger Textfragmente verschiedenen Umfangs gewählt „die im sog. Kulturbewußtsein der [...] Kommunikationsgemeinschaft existieren“ (Żmudzki 1999: 248), im kollektiven Gedächtnis der Sprachgemeinschaft bzw. Gruppen von ihr verankert und dadurch mehr oder weniger abrufbar sind. Burger meint, dass man gerade im Falle der Mediensprache auf solche Texte Bezug nehmen soll, „mit deren Präsenz im Bewußtsein des Rezipienten (potenziell) errechnet werden kann“ (Burger 1991: 17). Geschriebene Texte kommen hier vor gesprochenen, weil die ersteren effektiver gespeichert werden, dank der Verschriftlichung langsamer altern und auch bei Bedarf nachgeschlagen werden können. Werden primär gesprochene Texte mit der Zeit in entsprechenden Lexika verschriftlicht, gehören sie somit zu den ersteren, wofür zahlreiche von Radio und Fernsehen bekannte Werbesprüche und Slogans das beste Beispiel sind. Zu dieser Art der Prätexte gehören neben den schon erwähnten lexikographisch erfassten Phraseologismen, Sprichwörtern, Sprüchen, Maximen, Sentenzen, Zitaten auch Titel und Fragmente von allgemein bekannten Gedichten, Liedern, Kinderreimen, die in irgendeiner Form oft auch schon schriftlich archiviert sind. Sie bilden die Quelle, auf die die Autoren der Überschriften in der Presse am häufigsten zurückgreifen. Die entnommene Vorlage kann im Folgetext bzw. -texten ohne formale und/oder inhaltliche Veränderung, d.h. nicht modifiziert, oder auch nach einer formalen und damit zwangsweise meist auch inhaltlichen Modifizierung eingesetzt werden.

Eine andere Quelle ist in solchen Texten zu sehen, die im „außertextuellen“ Raum verankert sind und „die für diese Gemeinschaft wesentlichen und in ihr stets präsenten Realien, Vorkommnisse, Fakten, Traditionen, Persönlichkeiten, Werte usw. betreffen. Sie bilden eine Form der Archivierung dieser Inhalte im Laufe der historischen Entwicklung dieser Gemeinschaft“





(Żmudzki 1999: 253f.). Die Versprachlichung dieser Realien ergibt zusammen mit allen im Gedächtnis einer Sprachgemeinschaft gespeicherten mehr oder weniger festen Phrasen und weit aufgefassten geflügelten Worten eine Art den Sprechern dieser Gemeinschaft bekannten Sprach- und Kulturkode, den die Sprecher anderer Gemeinschaften erst kennen lernen müssen. Im Kreis einer Kulturgemeinschaft ist ein Teil dieses Kodes mehreren Sprachgemeinschaften gemeinsamen, während einen anderen Teil dagegen jede Gemeinschaft für sich selbst entwickelt. So bildet im europäischen Kulturraum vor allem die biblisch-antike Tradition den gemeinsamen Kern, die ethnische den für eine Gemeinschaft spezifischen Teil. Intertextuelle Bezüge basieren auf beiden, doch der einzelsprachspezifische Teil erscheint als sicherer im Sinne einer besseren Erkennbarkeit und wird häufiger genutzt. Die gefundenen Belege wie auch zahlreiche andere Arbeiten zur Intertextualität liefern genug Beweise dafür. In den Überschriften der deutschen Presse dominieren deutsche Quellen, in den der polnischen polnische. Der gemeinsame Kern betrifft im Zeitalter der Globalisierung – neben Bibelzitate und Zitaten aus klassischen und antiken Werken – Texte von grenzüberschreitender Reichweite und Bedeutung, wie weltweit bekannte Film-, Song-, Operntitel und Titel literarischer Werke. Bei Titeln erfolgreich verfilmter literarischer Werke steigt ihr Bekanntheitsgrad wesentlich. Welcher Prätext den Autor der Überschriften inspiriert, hängt vom Autor selbst, vom Inhalt des Beitrags und nicht zuletzt auch von dem Profil der Textadressaten ab.

Die Überschriften in der Presse stammen nicht unbedingt vom Autor des jeweiligen Beitrags. Für ihre Formulierung sind heutzutage in den Redaktionen spezielle Personen bzw. Teams verantwortlich, ähnlich wie das bei Werbeanzeigen der Fall ist (vgl. u.a. Nord 1993: 35f.). Das kann auch der Rückgriff auf denselben Vorlagentext und ähnliche Modifikationstechnik in mehreren Überschriften eng hintereinander folgender Nummern derselben Zeitung/Zeitschrift belegen. Eine zusätzliche Folge dieser Wiederholungen ist, dass solche Prätexte und ihre Modifikationen sich im Gedächtnis der Leser einprägen und leichter erkennbar sind. Die unten angegebenen Belege weisen die am häufigsten eingesetzte Modifizierung durch Substitution auf, es kann aber auch eine andere Technik denselben Prätext abwandeln:

Warten auf **Obama** (DS 47/08) [Wie die Araber am Golf Barack Obama sehen.]  
> *Warten auf Godot* – Titel eines Dramas von S. Beckett.

Warten **auf die große Schlacht** (DS 49/08) [Die Belagerer der Flughäfen in Bangkok warten auf den Eingriff der Polizeikräfte.] > wie oben.

Warten auf **den T-Day** (DS 45/08) [Ein Tsunami-Frühwarnsystem wird erprobt.] > wie





oben – „T-Day“ spielt zudem auf den sog. „D-Day“ an, den man (nicht nur) in Deutschland v.a. mit dem Tag der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 assoziiert (im Deutschen würde dem am ehesten „Tag X“ entsprechen).

Warten auf **den ersten Toten** (DS 34/08) [Kraftmacher aus China können lebensgefährlich sein.] > wie oben.

Warten auf **den Boom** (DS 30/08) [Die neuen Blue-ray-Discs warten auf bessere Absatzmöglichkeiten.] > wie oben.

Warten auf **DNA-Analyse** (DS 24/08) [Nach 31 Jahren wird immer noch auf die Ergebnisse eines DNA-Tests einer RAF-Terroristin gewartet.] > wie oben.

Krieg der **Welten** (DS 37/08) [Konkurrenzkampf zwischen Google und Microsoft] > **Krieg der Sterne** – Filmtitel.

Krieg der **Flaschen** (DS 29/08) [Kampf der Spirituosenkonzerne um den chinesischen Markt] > wie oben.

Die Macht **der Spekulanten** (DS 24/08) [Für die steigenden Preise sind Spekulanten verantwortlich, die die Rohstoffmärkte beherrschen.] > *Die Macht des Schicksals* – Titel einer Oper von G. Verdi.

Die Macht der **bösen Zahl** (DS 25/08) [Beim Preisanstieg gibt es eine Schmerzengrenze, die kein Politiker überschreiten will.] > wie oben.

Die Macht **des Sanften** (DS 30/08) [China mildert seine Politik gegenüber Taiwan.] > wie oben.

O dwóch takich, co **umieli śpiewać** (Pol 52/09) [Nicht nur Jan Kiepura war ein großer Sänger, sondern auch sein Bruder Władysław, allerdings nicht so bekannt.] > *O dwóch takich, co ukradli księżyc* – Titel eines Romans von K. Makuszyński und seiner Verfilmung.

O dwóch takich, co ukradli **TVP** (GW 215/09) [Zwei Parteien haben das polnische Fernsehen für sich gewonnen.] > wie oben. (Die Kenntnis politischer Hintergründe ist hier entscheidend für das richtige Verstehen.).

Quo vadis **NASA?** (GW 213/09) [Wegen der Finanzeinschränkungen sind die Forschungspläne der NASA bedroht.] > *Quo vadis, domine?* – Titel eines Romans von





H. Sienkiewicz; eigentlich geht der Ausdruck auf das Neue Testament zurück (Kopaliński 1993: 955).

Quo vadis **Iranie** (GW 181/09) [Perspektiven der Entwicklung der politischen Situation in Iran] > wie oben.

Als Vorlage dienen die das Erkennen am besten garantierenden Texte und Textstellen, d.h. vor allem „klassische“, oft schon in der Schule memorierte und auch aktuelle, meist in öffentlichen Medien mehrmals gehörte bzw. gelesene Texte. Wird als Vorlage für die Überschrift ein anderer Titel genutzt, sprechen die Forscher von der „Intertitularität“ als einer besonderen Form der Intertextualität“ (Nord 1993: 191). Die von Opilowski angegebene Erklärung für die Beliebtheit der Intertitularität in Werbeschlagzeilen behält auch für die Presseüberschriften ihre Gültigkeit: „Die Intertitularität fokussiert Prätexte mit großem Bekanntheitsgrad, der bei den oben erwähnten Prätexten wie Buch, Fernsehshow, Film oder Lied unproblematisch erreichbar ist“ (Opilowski 2006: 227). Dass diese Form recht häufig genutzt wird, ist an den oben angeführten Belegen sichtbar. Sie illustrieren auch, wie ein Prätext „gewissermaßen eine Lawine von Titeln mit dem gleichen oder einem ähnlichen Muster an[stößt]“ und sog. „Titelschablonen“ entstehen lässt (Nord 1993: 193). Der Bezug der Überschrift zum Inhalt des Beitrags ist meist nur fragmentarisch, z.B. über gezielt vorgenommene Modifikationen, und erst während der Lektüre feststellbar. Besteht zwischen der Überschrift und dem Text des Beitrags ein inhaltlicher, wenn auch indirekter Bezug, dann ist eine solche Überschrift auch ohne die Kenntnis des intertextuellen Bezuges und des sich daraus ergebenden spielerischen Mehrwerts verständlich. Wird dieser Bezug vom Leser mangels entsprechender Kenntnis des Vorlagetextes bzw. der Realien nicht erkannt, so wird die übernommene, nicht abgewandelte wie auch abgewandelte Überschrift meist wörtlich oder eventuell als abstrakt verstanden, das Verstehen des Beitrags wird dadurch in keiner Weise beeinträchtigt.

Daraus kann der Schluss gezogen werden, dass Prätexte vielfach eine willkommene Formulierungshilfe für Überschriften sind, weil sie durch den Wiedererkennungseffekt die Aufmerksamkeit auf den Beitrag lenken.

2. Der sprachlichen Kreativität in der Abwandlung der Verlagstexte sind kaum Grenzen gesetzt. Gespielt wird auf zahlreiche Art, u.a. mit Gegensätzen, Widersprüchen und Unstimmigkeiten in Form und Bedeutung, mit Mehrdeutigkeit verursachenden kontextuellen Einbettungen, mit Wiederholungen und diversen Umformulierungen, die sich zu den Haupttypen der Modifika-





tionen: Substitution, Expansion, Reduktion, Permutation und Kontamination zusammenfassen lassen (vgl. Schramm 1996: 169ff.).

**2.1.** Die Substitution ist die mit Abstand häufigste Art der spielerischen Umformung übernommener Vorlagentexte. Dabei können ein oder mehrere Elemente ersetzt werden, die einfache Substitution ist häufiger, die mehrfache seltener. Mit dem neu eingesetzten Lexem wird meistens ein für den Beitrag wichtiger Begriff in die Überschrift eingebaut und so ins Zentrum der Aufmerksamkeit gestellt, was sich entweder anhand des Untertitels oder erst während der Lektüre des Textes feststellen lässt. Der lexikalische Austausch kann mit Anpassung der grammatischen Form an den neuen Kontext verbunden sein.

Der Ruf **des Adlers** (DS 22/09) [Ein junger Indianer hat wegen eines alten Brauchs einen unter Naturschutz stehenden Adler erschossen.] > *Der Ruf der Wildnis* – Titel eines Romans von J. London.

Der zweite Kreis **der Hölle** (DS 22/09) [Terroranschläge in Beirut] > *Der erste Kreis der Hölle* – Titel eines Romans von A. Solschenizyn.

**Siemens** und die Detektive (DS 17/08) [Der Konzern ließ zwei Betriebsräte überwachen.] > *Emil und die Detektive* – Titel eines Kinderromans von E. Kästner.

Gute **Kunden**, schlechte **Kunden** (DS 17/08) [Der Handel mit Informationen über die finanzielle Situation der Kunden] > *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* – Titel einer TV-Serie.

**Madame No** (DS 49/08) [Die zaudernde Bundeskanzlerin] > *Doktor No* – Filmtitel.

Lizenz zum **Schreiben** (DS 23/08) [Fortsetzung der James-Bond-Geschichten von einem neuen Autor] > *Lizenz zum Töten* – Filmtitel.

Das Schweigen **des Königs** (DS 50/08) [König Bhumibol von Thailand hat zum ersten Mal auf seine Geburtstagsansprache verzichtet.] > *Das Schweigen der Lämmer* – Filmtitel.

Der **amerikanische** Patient (DS 30/08) [Bankenkrise in Amerika] > *Der englische Patient* – Filmtitel.

Jagd auf „**Johnny Hell**“ (DS 27/08) [Die Verfolgung und Festnahme eines Top-Hackers] > *Jagd auf „Roter Oktober“* – Filmtitel.





Kobieta **intrygująca** jest (GW 163/09) [Besprechung eines Buches über Frauen des polnischen Malers und Grafikers Franciszek Starowiejski] > *Kobieta zmienna jest* – Anfang der berühmten Arie aus der Oper *La Traviatta* von G. Verdi.

Dala przykład **Afryka**, jak zwyciężać mamy (GW 159/09) [Viele Sportler in polnischen Nationalmannschaften kommen aus Afrika, sie kennen alle die polnische Nationalhymne.] > *Dał nam przykład Bonaparte, jak zwyciężać mamy* – Fragment der polnischen Nationalhymne.

**Woody Allen** jest **dobry** na wszystko (GW 218/09) [Wer alle Filme von Woddy Allen gesehen hat, kann feststellen, wie vielseitig der Regisseur ist.] > *Piosenka jest dobra na wszystko* – Schlagertitel.

Czy leci z nami **krem**? (WO 30/09) [Bei längeren Flugreisen immer fette Hautcreme mitnehmen.] > *Czy leci z nami pilot?* – Filmtitel.

Alicja w krainie **smakołyków** (GW/T 39/09) [Kulinarische Spezialitäten der Region Vorarlberg – ein Bericht von Alicja Dąbrowska] > *Alicja w krainie czarów* – Titel eines Romans von C. Lewis.

Die Substitution kann mit einer geschickten kontextuellen Einbettung einhergehen und weitere spielerische Effekte erzielen, wie z.B. die Anspielung auf den Vornamen der Verfasserin in dem letzten polnischen Beleg zusätzlich genutzt wird.

Besonders auffällig können Überschriften sein, deren Vorlage so stark wortwörtlich im Gedächtnis der Leser verankert ist, dass die lexikalische Abwandlung auf den ersten Blick verwirrend wirkt und den Wunsch nach einer sinnvollen Erklärung hervorruft:

Am Anfang war **der Sud** (DS 52/09) [Archäologische Entdeckungen belegen, dass schon in vorgeschichtlichen Zeiten in China und Ägypten Früchte und Honig zum berauschenden Sud verrührt wurden.] > *Im/Am Anfang war das Wort* – Johannes I, 1-18.

**Hessisch** Roulette (DS 33/08) [Machtkampf in der hessischen SPD mit unbekanntem Ausgang] > *russisches Roulette*.

Jeszcze Polska nie **odpadła** (GW 229/09) [Die polnische Volleyball-Mannschaft hat noch Chancen weiter zu spielen.] > *Jeszcze Polska nie zginęła* – polnische Nationalhymne.

Nie będziesz miał innych **apłajnow** przede mną (DF 42/09) [Interview mit dem Autor des Dokumentarfilms über die Amway-Korporation] > *Nie będziesz miał bogów cudzych przede mną*. – Das erste Gebot des Dekalogs.





Stellen aus für die Empfänger besonders bedeutsamen Texten, wie z.B. die Bibel, werden als Modifizierungsvorlagen in der Regel sehr behutsam gewählt, und es wird eher zu Phrasen gegriffen, die derart zum allgemeinen Sprachgut geworden sind, dass sie zwar erkannt, aber ohne Reflexion nicht immer sofort mit ihren Quellentexten identifiziert werden, was die folgenden zu Nominalphrasen reduzierten Ausdrücke zeigen:

Der erste Stein (DS 22/09) [Erinnerung an die erste Grenzöffnung zwischen Ungarn und Österreich 1989, nach der die Wiedervereinigung Deutschlands begann.] > *Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.* – Johannes 8, 7.

Verbotene Frucht (DS 50/08) [Experimente mit gentechnisch manipuliertem Apfel] > *Verbotene Früchte schmecken gut.* – Sprichwort nach Ovid; → *Verbotene Frucht* – I. Mose 3, 2-6.

Eine starke Wirkung zeigen Überschriften, die durch Substitution mit lautlicher oder schriftlicher Angleichung des ersetzenden Wortes an das ersetzte entstanden sind, so dass die neue Form der alten in Klang und Rhythmus möglichst nahe steht oder sogar den Endreim bzw. die Alliteration behält. Das kann schon durch eine minimale Veränderung wie Tilgen oder Hinzufügen eines Buchstabens oder einer Silbe erreicht werden (vgl. Prędota 1996: 30):

Schuld und **Düne** (DS 30/08) [Der Inhaber der Bar „Sansibar“ am Dünenstrand von Sylt benutzt als Markenzeichen gekreuzte Säbel, die den Meißnern ähneln, und muss sich daher vor Gericht verantworten.] > *Schuld und Sübne* – Titel eines Romans von F. Dostojewski.

Das **Leiden** der Anderen (DS 47/08) [Wie sollen Ärzte Patienten von schweren Leiden bei unheilbaren Krankheiten erlösen?] > *Das Leben der Anderen* – Filmtitel; zusätzlich spielt hier der Prätext „Die Leiden des jungen Werther“ eine wichtige Rolle.

Krieg der **Stämme** (DS 41/09) [Kampf der führenden CSU-Politiker um die Macht] > *Krieg der Sterne* – Filmtitel.

**Bagnem** i mieczem (DF 24/09) [Beschreibung der Schlacht des polnischen und deutschen Heeres in den Moorgebieten bei Cedynia 972] > *Ogniem i mieczem* – Titel eines Romans von H. Sienkiewicz.

Polska **maratonem** stoi (GW 163/09) [Großes Interesse an Vorbereitungen zum Marathonlauf in verschiedenen polnischen Städten] > *Polska nierządem stoi* – Spruch aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, erwähnt zum ersten Mal in den Predigten von Piotr Skarga (Markiewicz/Romanowski 2005: 540).





Witzig und an den Kontext gut angepasst sind Überschriften, in denen die minimale Veränderung der Schreibweise zur Entstehung einer neuen mit dem Thema des Beitrags harmonisierenden, wenn auch manchmal ironischen, Bedeutung führt:

Forschung und **Leere** (DS 28/08) [Alarm wegen der niedrigen Unterrichtsqualität an deutschen Hochschulen] > (*die Einheit von*) *Forschung und Lebre* – feste Benennung für zwei Tätigkeitsbereiche an Hochschulen, die auf W. v. Humboldt zurückgeführt wird.

Kabale und **Hiebe** (DS 40/08) [Intrigen und raue Sitten in der Politik Südafrikas] > *Kabale und Liebe* – Titel eines Dramas von F. Schiller.

Dichtung und **Klarheit** (DS 46/09) [Hans Magnus Enzensberger – ein Dichter und klar denkender Publizist] > *Dichtung und Wahrheit* von J. W. Goethe.

Die Beta-**Blogger** (DS 30/08) [Die Debatten der deutschen Online-Schreiber sind unprofessionell und schlecht.] > *die Beta-Blocker* – Name bestimmter Medikamente.

Wsiąść do pociągu, **ale** jakiego? (Pol 29/09) [Die Situation der polnischen Eisenbahn] > *wsiąść do pociągu byle jakiego* – Fragment eines bekannten polnischen Schlagers.

Wiele halasu o **NIK** (GW 165/09) [Die angekündigte Änderung des Gesetzes über das Oberste Kontrollamt ist verschoben worden.] > *Wiele halasu o nic* – Titel einer Komödie von W. Shakespeare.

Die Substitution kann nur die grammatischen Elemente wie Numerus-, Flexions- und Pronominalformen, Präpositionen oder Artikel betreffen und damit eine neue Phrase mit einem veränderten Sinn entstehen lassen, die der alten im Reim, Rhythmus bzw. Silbenanzahl ähnelt:

**Männer** ohne Eigenschaften (DS 50/08) [Warum die populärsten TV-Moderatoren so langweilig sind?] > *Der Mann ohne Eigenschaften* – Titel eines Romans von R. Musil.

**Vom** Westen nichts Neues ( DS 46/09) [Politiker in Westeuropa bleiben nach wie vor skeptisch gegenüber der Idee, die Türkei in die EU aufzunehmen.] > *Im Westen nichts Neues* – Titel eines Romans von E. M. Remarque.

**Im** Leben der Anderen (DS 45/08) [Biographischen Filmen werden oft Gegebenheiten hinzugefügt, die im wahren Leben der Helden nie stattgefunden haben und die Familien klagen dagegen.] > *Das Leben der Anderen* – Filmtitel.





**Wiedzą** że nic nie **wiedzą** (GW 218/09) [Der polnische Fußballverband sucht einen neuen Trainer der Nationalmannschaft, ohne irgendwelche Kriterien aufgestellt zu haben.] > *Wiem, że nic nie wiem.* – Sokrates.

Bei einer mehrfachen Substitution kann manchmal nur ein Wort, das syntaktische Muster oder der allgemeine rhythmische Klang erhalten bleiben, um das Erkennen zu sichern.

Vom **Glück** verwöhnt (DS 49/08) [Barack Obama gelingt im Moment alles.] > *Vom Winde verweht* – Titel eines Romans von M. Mitchell und seiner berühmten Verfilmung von 1939.

**Ojcowie** do **pieluch!** (GW/P 286/09) [Die Väter sollen sich aktiver an der Erziehung der Kleinkinder beteiligen.] > *Ludwiku do rondla!* – ein Werbespruch aus den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts als Appell an Männer, dass sie ihre berufstätigen Frauen im Haushalt unterstützen sollen.

Bo **cela** była za **ciasna** (GW/L 189/09) [Gefangene klagen an und gewinnen, weil sie in zu kleinen Zellen sitzen.] > *Bo zupa była za słona* – Werbespruch einer Sozialwerbung gegen Gewalt in der Familie.

In dem folgenden polnischen Beleg sind bis auf die einleitende Konjunktion *bo* alle lexikalischen Elemente substituiert, so dass eigentlich nur die begründende Struktur erhalten bleibt. Solche auffälligen Modifizierungen streifen schon die Grenzen der Erkennbarkeit (vgl. Sabban 2004: 248):

Bo **inni już mieli** (GW 215/09) [Eine lokale Beilage der Zeitschrift erscheint, weil andere Regionen eine solche schon längst haben.] > *Bo zupa była za słona* – Werbespruch wie oben.

Je bekannter und aktueller der Prätext, desto sicherer ist der Wiedererkennungseffekt. Titel von Filmen, Büchern und TV-Serien sowie geläufige Werbesprüche, die für allgemeine Aufmerksamkeit sorgen und von denen gerade gesprochen wird, eignen sich gut als Vorlagetexte. Im Vergleich zu ihnen sind Klassiker der eigenen Kultur und der Weltkultur weniger gefragt, weil ihre Kenntnis nicht bei jedem Empfänger im gleichen Grade zu erwarten ist. Bei anspruchsvolleren Lesern ist der Anteil der aus klassischer Literatur stammenden Vorlagen höher, bei weniger anspruchsvollen wird lieber auf aktuelle Medientexte zurückgegriffen.

Die folgenden Überschriften können nur von einer kleinen Gruppe eher älterer Leser mit ihrer Vorlage identifiziert werden.





**Das Buch** der alten Dame (DS 34/08) [Eine 93-jährige Frau hat ihr erstes Buch geschrieben, das ein Bestseller wurde.] > *Der Besuch der alten Dame* – Titel eines Dramas von F. Dürrenmatt.

**Prezes**, który się **związk**om nie kłania (GW 189/09) [Chef einer großen Firma, der nicht dem Druck der Gewerkschaften nachgibt] > *O człowieku, który się kłom nie kłaniał* – Titel eines biographischen Romans von J. Broniewska über General K. Świerczewski.

Durch eine geschickte Substitution kann die Bedeutung der Vorlage in ihren Gegensatz umgewandelt werden. Geschieht das unter Nutzung der lautlichen Ähnlichkeit und/oder Anspielung auf den Namen der in dem Beitrag genannten Person, ist der erzielte Effekt umso wirkungsvoller:

Politik der **großen** Schritte (DS 47/08) [Große Wahlversprechen von Barack Obama] > *Strategie/Taktik der kleinen Schritte* – Spruch.

In dubio **contra Leo** (DS 32/08) [Diskussion über die Medienpolitik von Leo Kirch, dem Medienunternehmer] > *in dubio pro reo* (im Zweifelsfall zugunsten des Angeklagten entscheiden) – juristischer Spruch.

2.2. Modifikationen durch Erweiterung, Reduktion, Umstellung der Komponenten und durch verschieden konfigurierte Kontamination dieser Verfahren sind deutlich seltener, doch ihre sprachspielerischen Effekte sind interessanter.

Bei der Erweiterung wird dem übernommenen Prätext als Ergänzung oder Attribut ein Lexem oder ein Syntagma beigefügt, das – ähnlich wie bei der Substitution – einen kontextuell-thematischen Zusammenhang zwischen der Überschrift und dem Inhalt des jeweiligen Beitrags herstellt. Die Überschrift gewinnt damit einen Teil ihrer primär informativen Funktion zurück. Entstehen durch eine solche Erweiterung humorvolle Doppeldeutigkeiten und Konnotationen, ergibt das für aufmerksame Rezipienten einen zusätzlichen Lesereiz:

Der **neue** Kalte Krieg (DS 26/08) [Russland steckt wieder mehr Geld in die Armee.] > *der Kalte Krieg* – die vorhergehende *Spiegel*-Nummer war dem Kalten Krieg gewidmet.

Wojna i pokój **Obamy** (GW 290/09) [Kommentar zu dem Barack Obama verliehenen Nobelpreis 2009 angesichts des Krieges in Afghanistan] > *Krieg und Frieden* – Titel eines Romans von L. Tolstoi.

Nie ma mocnych **na Pawlaka** (DF 51/09) [Der stellvertretende Premierminister Waldemar Pawlak in Augen seiner Bekannten und Mitarbeiter] > *Nie ma mocnych* – Titel des zweiten Teils eines polnischen Kultfilms, dessen Hauptheld Pawlak heißt.





Durch Hinzufügung einer Negationspartikel kann eine Umkehrung der Bedeutung der Vorlage zustande kommen, was meistens eng mit dem Inhalt des Beitrags zusammenhängt. Im folgenden Beleg ist sie mit gleichzeitiger Reduktion der zweiten Hälfte der allen Polen bekannten Anfangszeile des Nationalepos von Mickiewicz verbunden. Von der Verslehre her wird mit dieser Hinzufügung das Prinzip des für das Poem charakteristischen Dreizehnzeilers verletzt, was in diesem Kontext jedoch ohne Belang ist.

Litwo, ojczyzno **nie** moja (DF 32/09) [Homophobie in Litauen] > *Litwo! Ojczyzno moja!*  
– A. Mickiewicz, die erste Hälfte der ersten Zeile von *Pan Tadeusz*.

Das Reduktionsverfahren allein wird generell noch seltener als die Erweiterung verwendet, weil das Erkennen der Restphrase nicht immer garantiert ist:

Allein zu Haus (DS 49/09) [Parteichef Guido Westerwelle macht seine ersten Auslandsreisen als Vize-Kanzler und Außenminister, während die FDP im Land mit Personalproblemen kämpft.] > **Kevin** *allein zu Haus* – Filmtitel.

Eine minimale Reduktion liegt vor, wenn durch das Weglassen eines Buchstabens unter Nutzung der lautlich-graphischen Ähnlichkeit ein anderes Wort entsteht, das der ganzen Phrase eine neue Bedeutung verleiht und der spiele- rische Effekt dem mancher Substitutionen gleicht:

**Eilige** Familie (DS 47/08) [Porsche hat seine Autofamilie um eine neue schnelle Limousine bereichert.] > *die heilige Familie* – feste Benennung.

Nur selten werden Prätexte so verwendet, dass sie nicht nur als Lesereiz fungieren, sondern kompositionell und inhaltlich in den Beitrag eingebaut sind, z.B. reduziert als Überschrift und im vollen Wortlaut als Schlussfolgerung, so dass sie eine Klammer für die Gedankenführung und den formalen Abschluss entstehen lassen, der zusätzlich das richtige Verständnis des in der Überschrift erstellten intertextuellen Bezuges sichert.

Byle polska wieś zaciszna (GW 164/09) [Im Gegensatz zu den restlichen EU-Ländern wird in Polen auf Diskriminierung in Sprache und Benehmen nicht so geachtet.] > *Niech na całym świecie wojna, byle polska wieś zaciszna, byle polska wieś spokojna* – Zitat aus *Wesele* von S. Wyspiański, im vollen Wortlaut am Ende des Beitrags angeführt.

Kontaminationen verändern die Vorlagetexte gleichzeitig auf mehrfache Weise. Oft wird die Substitution eines Elements durch die Reduktion bzw. Hinzu-





fügung eines anderen oder die Umstellung der Elementfolge unterstützt, was in jedem Fall eine Veränderung der Bedeutung entstehen lässt, wie sie aus dem Zusammenspiel zwischen Überschrift und Inhalt des Beitrags resultiert. Manchmal müssten den ohne Kontext angeführten Belegen ausführliche Erklärungen beigelegt werden, damit alle Feinheiten der dabei entstehenden Assoziationen sichtbar werden. Besonders stark veränderte, oft nur das Schema der Vorlage erhaltende Überschriften können für den Leser und sein Vorwissen eine echte Herausforderung sein.

**Mars** jest z kosmosu, a Volta od Felliniego (DF 24/09) [Untertitel: Gramy perwersyjny pop – twierdzi gitarzysta The Mars Volta, Omar Rodrigues-Lopez.] > *Meżczyźni są z Marsa, a kobiety z Wenus* – Titel eines Romans von J. Gray.

**Student** pracujący żadnej pracy się nie boi (GW 198/09) [Studenten nehmen jede Arbeit.] > *Jestem kobieta pracująca, żadnej pracy się nie boję* – Sequenz aus einer in den 70er Jahren populären polnischen TV-Serie.

Die folgende Überschrift zeigt eine geschickte Verbindung eines Phraseologismus mit dem Titel eines als TV-Serie verfilmten Romans, die auf einer Überlappung des phraseologischen Basisverbs *fackeln* und des substantivischen Bezugswortes (*die*) *Fackeln* in dem übernommenen Titel aufgebaut ist. Durch die Endstellung des Verbs in der lexikographischen Notation der deutschen Phraseologismen bleibt die übliche Wortfolge erhalten. Im Text des Beitrags wird auf den von dem Sender mehrmals gezeigten Film Bezug genommen.

Nicht lange fackeln im Sturm (DS 40/08) [Den Fernsehkonzern ProSiebenSat.1 hat die Finanzkrise (= der Sturm) erfasst und es soll schnellstens etwas dagegen unternommen werden.] > *nicht lange fackeln* + *Fackeln im Sturm* – Phraseologismus + Titel eines amerikanischen Romans und seiner Verfilmung.

Im Weiteren werden nur einige wenige Kombinationen der Modifikationsarten genannt und belegt. Substitution eines Elements und Reduktion des zweiten Teils führen zur gegensätzlichen Bedeutung:

**Eine** gegen alle (DS 50/08) [Die Wettbewerbskommissarin der EU im Clinch mit allen Finanzministern] > *Einer für alle, alle für einen* – Sprichwort.

Die Substitution eines Lexems durch sein Antonym und die Erweiterung des zweiten Elementes um ein Präpositionalattribut ergeben eine gegensätzliche Bedeutung:





**Zapomnijcie** o ogrodach **przy ul. Ptasiej** (GW/L 216/09) [Schrebergärten werden liquidiert, um neue Parkplätze zu schaffen.] > *Pamiętajcie o ogrodach* – Titel eines Schlagers.

3. Auf Vorlagen basierende Überschriften kommen bestimmt häufiger vor, als die Leser sie als solche identifizieren. Der Grund dafür scheint u.a. darin zu liegen, dass die Zahl der Prätexte beinahe unbegrenzt ist, auch wenn man sie nach ihrem Bekanntheitsgrad einschränken kann. Wird zu weniger bekannten Texten als Vorlage gegriffen oder will der Autor der Überschrift sicher sein, dass die Vorlage und damit die Anspielung erkannt wird, kann die Herkunft der Überschrift im Text selbst bzw. gleich im Untertitel signalisiert werden.

Czasem słońce, czasem deszcz (GW/L 156/09) – Untertitel: Najpierw z nieba lal się prawdziwy letni żar, a po południu – kolejna nawałnica. Tak wyglądała sobota w Poznaniu. Prawie jak w bollywoodzkim hicie kinowym, z którego zaczerpnęliśmy tytuł tego artykułu.

Die Analyse sollte belegen, dass die vordergründig distinktive und informative Funktion der Überschrift in Presstexten immer mehr der werbenden und Aufmerksamkeit erregenden den Vorrang gibt. Dafür sprechen auch die angewendeten Verfahren der sprachlichen Gestaltung der Presseschlagzeile, die mit denen der Werbeschlagzeile vergleichbar sind. Beide sollen auf den nachfolgenden Text bzw. das Produkt aufmerksam machen und zum Lesen bzw. Kaufen verleiten. Dem spielerischen Aspekt der Umformung kommt dabei eine wesentliche Rolle zu, ungeachtet dessen, wie ernsthaft und wichtig das behandelte Thema ist. Die in den Überschriften vorgenommenen Umformungen der Vorlagetexte werden grundsätzlich weder drucktechnisch gekennzeichnet noch wird darauf im Text verwiesen, wodurch auch die Bezugnahme auf diese nicht explizit signalisiert wird. Dies zu erkennen bleibt ausschließlich dem Rezipienten überlassen und soll ihm eventuell noch Spaß bereiten. Ob das auch tatsächlich geschieht, steht immer offen und kann nur durch entsprechende Befragungen festgestellt werden. Damit behält Harald Burger Recht, wenn er schreibt: „Die Analyse des Produkts – nach allen Regeln z.B. der linguistischen Kunst – ist *eine* Sache, das was der Rezipient mit dem Produkt anstellt, eine ganz andere.“ (Burger 2004: 12).

### Literatur

- Böttcher, Kurt et al. (1982): Geflügelte Worte. Leipzig.  
Burger, Harald (1991): Phraseologie und Intertextualität. In: Palm, Christine (Hrsg.): Europhras 90. Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung, Aske/Schweden, 12.-15.06.1990. Uppsala, S. 13-27.





- Burger, Harald (2004): Phraseologie (und Metaphorik) in intertextuellen Prozessen der Massenmedien. In: Palm-Meister, Christine (Hrsg.): Europhras 2000. Internationale Tagung zur Phraseologie vom 15.-18. Juni 2000 in Aske/Schweden. Tübingen, S. 5-13.
- Burger, Harald (2005): *Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien.*
- Di Meola, Claudio (1998): Schlagzeilen in Presse und Werbung. In: Deutsche Sprache 26, S. 218-239.
- Heinemann, Wolfgang (1997): Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht. In: Klein, Josef/ Fix, Ulla (Hrsg.): Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität. Tübingen, S. 21-36.
- Janich, Nina (2001): *Werbepsprache. Ein Arbeitsbuch.* Tübingen.
- Kopaliński, Władysław (1993): *Słownik mitów i tradycji kultury.* Warszawa.
- Lüger, Heinz-Helmut (1995): *Pressesprache.* Tübingen.
- Markiewicz, Henryk/ Romanowski, Andrzej (2005): *Skrzydlate słowa. Wielki słownik cytatów polskich i obcych.* Kraków.
- Nord, Christiane (1993): *Einführung in das funktionale Übersetzen. Am Beispiel von Titeln und Überschriften.* München.
- Opilowski, Roman (2006): *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Perspektive.* Frankfurt am Main.
- Prędota, Stanisław (1996): Modyfikacje parodystyczne przysłów (na materiale języka niderlandzkiego). In: Lewicki, Andrzej M. (ed.): *Problemy frazeologii europejskiej I.* Warszawa, S. 29-37.
- Sabban, Anette (2004): Zur Rolle der Phraseme für die Konstitution und Funktion des Textes. Ein Beitrag zum Konzept der textbildenden Potenzen. In: Steyer, Kathrin (Hrsg.): *Wortverbindungen – mehr oder weniger fest.* Berlin/New York, S. 238-261.
- Sandig, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache.* Berlin.
- Schramm, Wolfgang (1996): Feuer und Flamme – Phraseologismen in der Werbung. In: Wiktorowicz Józef (Hrsg.): *Studien zur deutschen und niederländischen Sprache und Kultur. Festschrift für Jan Czochrański.* Warszawa, S. 167-178.
- Schramm, Wolfgang (2008): Wiederholung als Gestaltungsmittel. In: Czachur Waldemar/ Czyżewska Marta (Hrsg.): *Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag.* Warszawa, S. 355-366.
- Żmudzki, Jerzy (1999): Über Heterogenität intertextueller Relationen. In: Bilut-Homplewicz, Zofia (Hrsg.): *Zur Mehrdimensionalität des Textes. Repräsentationsformen, Kommunikationsbereiche, Handlungsfunktionen.* Rzeszów, S. 247-259.

#### **Siglen der benutzten Quellen:**

DS = Der Spiegel; DF = Duży Format; GW(L/P/T) = Gazeta Wyborcza (Lokalteil/Praca/Turystyka); Pol = Polityka; WO = Wysokie Obcasy





**„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden,  
war einer aus Gold dabei“  
– Über kreative Abwandlungsmöglichkeiten  
von Phraseologismen in Presstexten**

*Marta Czyżewska*

**1. Einleitung**

Das Interesse an Abwandlungen im Bereich der Phraseologie verdanke ich dem Jubilar, der meine Magisterarbeit in den Jahren 1991-1992 betreut hat<sup>1</sup>. Ich erinnere mich sehr gut daran, dass Prof. Schramm mir mit Rat und Tat zur Seite stand. Er hatte immer die notwendige Geduld und Zeit, auf meine Fragen zu antworten, über Zweifelsfälle zu diskutieren und mich über die Prinzipien des Verfassens einer Abschlussarbeit aufzuklären. Die Vorbereitung meiner ersten „wissenschaftlichen“ Arbeit unter seiner Leitung war für mich nicht nur eine Herausforderung, sondern auch ein Vergnügen. An dieser Stelle möchte ich mich nochmals bei ihm für seine Betreuung sehr herzlich bedanken. Aus der Zusammenarbeit mit Prof. Schramm ergab sich die Motivation für meine akademische Laufbahn: Mir wurde damals bewusst, dass ich meine berufliche Zukunft mit der Forschung und Lehre im Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft verbinden möchte.

Das Jubiläum von Prof. Schramm ist für mich zum Anlass geworden, nochmals den Stoff meiner Magisterarbeit aufzugreifen, der einen Teil der Interessenvielfalt des Jubilars widerspiegelt, nämlich die mögliche Verknüpfung von Phraseologie und Kreativität. Ich habe mich entschieden, einige der damals untersuchten Beispiele anhand der aktuellen Forschungsliteratur erneut zu kommentieren, weil ich davon überzeugt bin, dass auch nach 20 Jahren vergleichbare Mechanismen der Abwandlung im Bereich der Textgestaltung Anwendung finden. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass die

---

<sup>1</sup> Der Titel meiner Magisterarbeit, die im Jahre 1992 vorgelegt wurde, lautet: *Form und Funktion der abgewandelten Redewendungen in der Presse*.





Zahl der Abwandlungen von phraseologischen Einheiten eine wachsende Tendenz aufweist, was viele Forscher dazu bewegt, dieses Phänomen verstärkt unter die Lupe zu nehmen<sup>2</sup>.

## 2. Zu den Grundbegriffen der Phraseologie<sup>3</sup>

Es gibt eine Reihe von Wörtern, die eine relativ feste Verbindung eingehen und in dieser Verbindung gebraucht werden. Sie bilden eine mehr oder weniger feste Einheit, sind mit einer bestimmten Bedeutung verknüpft und werden im Gedächtnis gespeichert. Gewisse idiomatisch geprägte Konstruktionen bringen die Gedanken mit größerer Anschaulichkeit und mit deutlich spürbarer Feinheit zum Ausdruck. Das Gesagte gewinnt dadurch an Expressivität und Bildhaftigkeit. Solche Wortverbindungen gehören zur Phraseologie im weiteren Sinne und verfügen in erster Linie über folgende Eigenschaften: Polylexikalität, Stabilität und Idiomatizität.

Das erste Merkmal ist in der Regel eindeutig zu definieren: Phraseologismen umfassen mehrere Wörter und sollen den Umfang eines Satzes nicht überschreiten, wobei die untere Grenze bei zwei Wörtern liegt (vgl. Burger 2003: 15).

Die Stabilität, auch Festigkeit genannt, ist dagegen ein Kriterium, das nicht so einfach definiert werden kann (Burger 2003: 16ff., Garski 2008: 106). Im Großen und Ganzen handelt es sich darum, dass ein einzelner Phraseologismus nur in einer bestimmten Form gebraucht werden kann. Im Prinzip muss die gleiche Reihenfolge seiner Bestandteile beibehalten werden (z.B. *mit Kind und Kegel* und nicht *\*mit Kegel und Kind*), grammatische Kategorien (Tempus, Numerus usw.) sind oft unveränderbar (z.B. *an jemandem einen Narren gefressen haben* kann nicht als *\*ich fraß an dir einen Narren* erscheinen oder *eine weiße Weste haben* kann nicht in der Form *\*weiße Westen haben* benutzt werden), die einzelnen Einheiten dürfen nicht durch andere ersetzt werden (z.B. *die erste Geige spielen* und nicht *\*die erste Violine/Flöte spielen*). Ich stimme mit Garski überein (2008: 106), dass gerade das Kriterium der Festigkeit für den sprachspielerischen Umgang mit Phraseologismen eine wichtige Rolle spielt, denn nur vor dem Hintergrund einer festen Abfolge bestimmter Wörter können bewusst gesetzte Abweichungen erkannt werden. Wenn in der Werbung für einen WC-Reiniger steht: *WC-Ente verdient Ihr Vertrauen. **Ente gut, alles***

2 Vgl. Hemmi (1994), Schramm (1996), Schatte/Schatte (1996), Mieder (1998), Garski (2008).

3 Aus Platzgründen kann in diesem Beitrag nicht genau auf die Einteilungen der Phraseologismen eingegangen werden. Sie werden in der einschlägigen Literatur ausführlich behandelt (u.a. Palm 1997, Burger 2003).





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

53

**gut**, dann haben wir es zweifellos mit einer Anspielung auf das Sprichwort *Ende gut, alles gut* zu tun.

Es soll noch betont werden, dass das Merkmal der strukturellen Festigkeit in der jüngeren Phraseologie-Forschung relativiert wurde, wonach nun grundsätzlich zwischen der „Variation“ und der „Modifikation“ einer phraseologischen Einheit unterschieden werden soll (vgl. Burger 2003: 25ff.). Unter „Variation“ werden mehrere ‚Nennformen‘ eines Phraseologismus verstanden (z.B. *jemanden grün und blau/grün und gelb schlagen* oder *aus einer Fliege/Mücke einen Elefanten machen*), wobei alle Varianten die gleiche Bedeutung aufweisen. Im Fall der „Modifikation“ geht es dagegen darum, dass eine okkasionelle Abwandlung eines Phraseologismus für die Zwecke eines Textes hergestellt wurde<sup>4</sup>. Man kann dabei jedoch nicht voraussetzen, dass nach der Modifizierung einer bekannten phraseologischen Einheit ihr Wiedererkennen dem durchschnittlichen Rezipienten keine Probleme bereiten kann, was z.B. die Untersuchungsergebnisse von Andrea Hemmi (1994) beweisen<sup>5</sup>.

Als besonders wichtiges Merkmal der Phraseologismen wird die (im semantischen Sinne verstandene) Idiomaticität genannt. Ähnlich wie bei der Festigkeit unterscheidet man auch bei der Idiomaticität verschiedene Grade. Je größer die Diskrepanz zwischen der wörtlichen (freien) und der übertragenen (idiomatischen) Bedeutung einer festen Wortverbindung ist, desto stärker idiomatisch geprägt ist diese Wortverbindung. In diesem Fall spricht Burger (2003: 31) zuerst ganz allgemein von der semantischen Idiomaticität als einer graduellen Eigenschaft von Phraseologismen und unterscheidet dann zwischen idiomatischen, teil-idiomatischen sowie nicht-idiomatischen Phraseologismen (vgl. Burger 2003: 56ff.)

Zu den Einteilungsmöglichkeiten von Phraseologismen soll bemerkt werden, dass dies auf verschiedenen sprachlichen Ebenen möglich ist. Mehrere Sprachwissenschaftler haben sich mit dieser Problematik befasst, um nur die ausführlichen Arbeiten von Ch. Palm oder H. Burger zu nennen. Eine Vielfalt an Kriterien und die Komplexität des Phänomens der Phraseologismen erschweren eine klare und eindeutige Klassifizierung. Einerseits gibt es phraseologische Wortverbindungen mit rein innersprachlicher Funktion, wie z.B. *in Hinblick auf* oder *gern geschehen*. Ein Großteil der Phraseologismen bezieht sich aber auf vielfältige Aspekte der realen oder fiktiven Welt,

4 Hervorhebung bei Burger.

5 Anmerkung zur Rezeption von modifizierten Phraseologismen: Hemmi hat in ihrer Untersuchung mittels Befragung der Versuchspersonen festgestellt, dass es vielen Menschen sehr viel schwieriger fällt als von den Werbetreibenden angenommen, Phraseologismen in einem Text zu erkennen und zu isolieren bzw. den Ursprungsphraseologismus im Falle einer Modifikation zu identifizieren. Nicht selten kann also die antizipierte Werbewirksamkeit spezifischer Modifikationsverfahren angezweifelt werden.





wie z.B. *Eulen nach Athen tragen*, wo die außersprachlichen Aspekte ‚Eule‘ und ‚die Stadt Athen‘ aufgegriffen werden. Diese „referentiellen Phraseologismen“ bilden die Grundlage meiner Belegsammlung, weil sie u.a. in Presse-texten sehr oft (in modifizierter Form) vorkommen. Selbstverständlich lassen sich die Phraseologismen aufgrund ihrer Polylexikalität von der Satzebene her auch unterscheiden, weil sie den einzelnen Satzgliedern, unvollständigen Sätzen (ohne finite Verbform) bzw. vollständigen Sätzen (mit einer finiten Verbform) entsprechen<sup>6</sup>. Diese Klassifizierung hat einen syntaktischen Charakter und ermöglicht den Überblick über diverse phraseologische Strukturen<sup>7</sup>. Im Rahmen dieser einfachen ‚strukturellen‘ Unterscheidung kann auch eine Unterscheidung auf inhaltlicher Ebene vorgenommen werden, wo der schon vielfach zitierte Burger u.a. auf satzwertige Formulierungen eingeht, die generalisierende Aussagen darstellen und ohne Verankerung in einem spezifischen Kontext verständlich sind (2003: 40). Unter diesen sog. ‚topischen Formeln‘ versteht er Sprichwörter und Gemeinplätze, die voneinander durch ein semantisches Kriterium abgegrenzt werden können: Während Gemeinplätze Selbstverständlichkeiten (häufig in Gestalt tautologischer Formen) zum Ausdruck bringen (z.B. *Was sein muss, muss sein*), gelten Sprichwörter (z.B. *Jeder ist seines Glückes Schmied*) als Formulierungen von Überzeugungen, Werten und Normen, die in einer bestimmten Kultur und Zeit soziale Geltung beanspruchen (2003: 102). Gerade die Sprichwörter mit ihrer ‚geschlossenen Form‘ und ihrer metakommunikativen Funktion bilden ein kulturhistorisches Phänomen und verdienen besondere Aufmerksamkeit<sup>8</sup>. Burger (2003) betont, dass diese selbständigen ‚Mikrotexte‘ gegenwärtig in den Medien in folgender Weise in Erscheinung treten:

Für den heutigen Sprichwortgebrauch vor allem in öffentlicher Sprachverwendung, in den Medien oder in der Werbung, ist charakteristisch, daß die traditionellen Muster der Verwendung in den Hintergrund treten gegenüber spielerischen Verfahren, bei denen die Festigkeit des Sprachmaterials und oft auch die Metaphorizität eine zentrale Rolle spielt. (Burger 2003: 118)

Da die Abwandlungsmöglichkeiten von Phraseologismen, unter welchen sich viele Sprichwörter befinden, ein höchst interessantes sprachliches Phä-

---

6 Satzglieder (z.B. *von A bis Z*), unvollständige Sätze (z.B. *Perlen vor die Säue werfen*), vollständige Sätze (z.B. *Guter Rat ist teuer*).

7 Zu erwähnen sind u.a. ‚verbale Phraseologismen‘ mit unterschiedlicher interner und externer Valenz (z.B. *jemandem aufs Dach steigen*), ‚nominale Phraseologismen‘ (z.B. *Fass ohne Boden*) oder ‚adverbiale Phraseologismen‘ (z.B. *im Handumdrehen*) – vgl. Burger (2003: 41ff.).

8 Burger widmet dem Phänomen ‚Sprichwort‘ ein gesondertes Kapitel (2003: 101-123).





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

55

nomen darstellen, möchte ich mich aufgrund meiner Belegsammlung im vorliegenden Beitrag mit einigen Aspekten dieser Problematik befassen.

### 3. Phraseologismen und ihre stilistischen Potenzen

Neben den eben erwähnten charakteristischen Merkmalen der Phraseologismen muss an dieser Stelle bemerkt werden, dass sie aus stilistischer Sicht durch besondere Ausdruckskraft gekennzeichnet sind. Durch ihre Bildhaftigkeit verstärken Phraseologismen die Anschaulichkeit einer Äußerung. Sie dienen zur Ausdrucksverstärkung und können somit einen Sachverhalt besonders krass schildern. Eine bestimmte Situation kann mit ihrer Hilfe zugespitzt dargestellt werden, aber es kann ebenso gut eine gegenteilige Wirkung erreicht werden. Dieser Fall tritt ein, wenn bestimmte Sachverhalte verharmlost werden sollen – dann fungieren Phraseologismen als Euphemismen. Sie können auch zur Auflockerung einer Situation dienen oder eine beabsichtigte Kontrastwirkung erzeugen. Aufgrund ihrer Bildhaftigkeit sind Phraseologismen besonders gut als Mittel zur Erzeugung von Humor, Satire, Spott und Ironie geeignet, denn viele von ihnen enthalten schon an sich ein komisches oder groteskes Bild. Nicht zu unterschätzen ist also die spöttische, ironische und komische Wirkung von Phraseologismen, die zu diesem Zweck oft erweitert oder miteinander vermischt werden, oder von denen gewisse Bestandteile ‚unangebracht‘ ersetzt werden.

In journalistischen Texten finden Phraseologismen und ihre Modifikationen eine breite Anwendung. Beim journalistischen Gebrauch von Phraseologismen fällt ihr häufiges Vorkommen in Überschriften und in der Werbung, oft unter Einbeziehung eines Bildes, auf. Phraseologismen werden anstelle einfacher Verben verwendet, weil sie aufgrund ihrer Bildhaftigkeit ausdrucksstärker sind. Dieselbe Wirkung wird erzielt, wenn Phraseologismen gehäuft auftreten und zugleich verstärkende Ergänzungen verwendet werden. Solche Stilmittel erregen das Interesse des Lesers, und er wird sich mit größerer Anteilnahme dem dargebotenen Text widmen. Aus demselben Grund werden auch Stilbrüche in Kauf genommen. In schriftlichen Stellungnahmen, Leserzuschriften und Interviews bemühen sich Journalisten um einen normalsprachlichen Stil. Andererseits gebrauchen sie aus den erwähnten Gründen gern Phraseologismen, die jedoch meist als umgangssprachlich oder saloppumgangssprachlich einzustufen sind. Um sie dennoch im Text einsetzen zu können, werden oft Kunstgriffe verwendet, die auch zu komischen Effekten führen können. Als Mittel der Sprachbelebung können Phraseologismen durch Verneinung, Reduktion oder Erweiterung gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielen. Im weiteren Verlauf des vorliegenden Beitrags werden





einige Zitate aus dem Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ analysiert, in denen unablässig mit Wörtern gespielt wird und im Endeffekt verschiedene Augenblicksbildungen dargeboten werden, die textgebunden, einmalig und flüchtig sind (vgl. Carstensen 1971: 23).

Aus der bildlichen Funktion der Sprache ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten, um sprachliche Effekte zu gestalten. Diesen Erscheinungen begegnet man sehr oft in der Presse, wo es eine Reihe von sprachlichen Mitteln gibt, die die Aufmerksamkeit des Lesers erregen, weil der journalistische Text nicht nur reine Sachlichkeit zum Zwecke haben soll, sondern auch sprachliche Attraktivität und stilistische Kreativität.

Eine thematisch angepasste Wortwahl ist die Grundlage für eine präzise Ausdrucksweise. Doch verfügen Journalisten oft über die Freiheit, bewusst von der hochsprachlichen Norm abzuweichen, um so die Aufmerksamkeit des Lesers stärker zu fesseln. In diesem Fall neigen sie zur stilistisch abweichenden Wortwahl, verwenden Archaismen, Fremdwörter oder verändern den Satzbau. Die größte Kreativität ist jedoch durch Wortspiele und Anspielungen unterschiedlichster Art zu erreichen. Zu den Bezugspunkten werden dabei vor allem Werke aus den Bereichen Literatur, Musik und Film sowie Phraseologismen (u.a. geflügelte Worte, Sprichwörter) und die Werbesprache gerechnet.

Bei der Lektüre deutscher Presseartikel bin ich mehrmals verschiedenen abgewandelten Wortverbindungen begegnet. Besonders im „Spiegel“ ist mir eine nicht geringfügige Anzahl von interessanten Beispielen aufgefallen, deswegen habe ich mich 1991 für die Untersuchung dieses Nachrichtenmagazins entschieden. Es liegt im Wesen eines Nachrichtenmagazins, dass hier eine Auswahl aus den Nachrichten der vergangenen Woche getroffen wird, die (in meist kritischer Interpretation) näher dargestellt und reichlich illustriert werden. Die Bearbeitung jeder Ausgabe beruht auf dem im „Spiegel“ streng befolgten Prinzip, jede rein journalistische Information anschaulich zu machen und sprachlich interessant darzubieten. „Der ‚Spiegel‘ hat durchaus etwas Eulenspiegelhaftes“, bemerkte vor langer Zeit Carstensen (1971: 23) und dieser Bemerkung möchte ich auch heute noch vollkommen zustimmen. Gemäß dem Charakter des Nachrichtenmagazins als einer Art Kabarett muss dem Wort eine ganz besondere Bedeutung zukommen.

In der deutschen Presse begegnet man vielen Phraseologismen, die in ihrer Normalform in die Texte eingesetzt werden. Dank ihren Funktionen sind sie zu oft gebrauchten Stilmitteln geworden. Werden sie zutreffend gewählt und sorgfältig in den Text eingeführt, gewinnt das Ganze an Wert und Prägnanz. Von einer echten Meisterschaft lässt sich dann reden, wenn die Phraseologismen abgewandelt verwendet werden, und eben nach derartigen Modifikationen habe ich damals in mehreren „Spiegel“-Heften gesucht.





#### 4. Klassifizierung der Abwandlungstypen

Die Analyse der Beispiele ließ damals schon Schwierigkeiten bei der Einteilung ahnen. Die Änderungskategorien, wie z.B. Substitution (Ersatz), Addition (Erweiterung), Reduktion (Auslassung) oder Position (Anordnung) konnten nicht als Grundprinzip der Einteilung herangezogen werden, weil die abgewandelten Formen meistens als Mischungen von all diesen erwähnten Figuren aufgetreten waren. Es liegt übrigens eine gewisse ‚Unklassifizierbarkeit‘ im Wesen jeder Abwandlung bzw. jeder Modifikation. Anhand der exzerpierten Belege war ich zu der Überzeugung gelangt, dass ständig ausgetauscht, erweitert oder reduziert wurde und dass sich Bedeutungswandel sowie morphologische Veränderungen in diesen abgewandelten Formen auf Schritt und Tritt feststellen ließen. Als Ergebnis entstanden einmalige Variationen, die manchmal nur im Kontext und zusammen mit einem Bild einen Sinn ergaben.

Meine Überlegungen erlaubten damals folgende Klassifizierung der Abwandlungstypen, die ich – dem nostalgisch-historischen Charakter dieses Beitrags zuliebe – beibehalten möchte<sup>9</sup>: 1. Zusammenziehung, 2. Zurückübersetzung in die wörtliche Bedeutung, 3. Bedeutungsübertragung, 4. Überschneidung von wörtlicher und übertragener Bedeutung, 5. Assoziative Beziehung zwischen gewissen Bestandteilen, 6. Metaphorische Umschreibung.

##### 4.1. Zusammenziehung – Kontamination

In diesem Fall geht es um eine Art Kontamination (Vermischung) von zwei Phraseologismen. Manchmal werden beide Teile vollständig angegeben (1a) oder ein Phraseologismus kann dominierend sein und nur einen kleinen – manchmal erweiterten und noch erkennbaren – Teil des anderen beinhalten (1a, 1b, 1c, 1d, 1e).

(1a) In einem Text wird für einen Chrysler mit folgendem Spruch geworben: „**Der neue Saratoga bringt Freude von A bis Z**“<sup>10</sup>. Hier hat man die einfache phraseologische Verbindung *Freude bereiten* – bei gleichzeitiger Substitution des Verbs – mit dem kurzen Phraseologismus *von A bis Z*, der *von Anfang bis Ende* bedeutet, kontrahiert. Beide Bestandteile in oben genannter Aneinanderreihung ergänzen einander, wobei der Phraseologismus *von A bis Z* die Rolle eines Attributs für das vorangehende Substantiv spielt und die Größe und Vollkommenheit der Freude betont.

(1b) In einem Kommentar zu den deutsch-russischen Beziehungen ist folgender Satz zu lesen: „**Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wur-**

<sup>9</sup> Die Bezeichnungen für die genannten Abwandlungstypen wurden in diesem Beitrag nach Bedarf in Anlehnung an die einschlägige Fachliteratur ergänzt.

<sup>10</sup> Nr. 19/7.05.1990, S. 276.





den, war einer aus Gold dabei“<sup>11</sup>. In diesem Beispiel bildet die Pluralform des Substantivs ‚Berg‘ den Kernpunkt einer Kontamination, die auf die beiden folgenden Ausdrücke zurückzuführen ist: *Berge versetzen* (= *Übermenschliches leisten*; der Phraseologismus wurzelt übrigens in der Bibel: *der Glaube versetzt Berge*) und *jemandem goldene Berge versprechen* (= *große Versprechungen machen*; diese Phrase findet sich schon im 2. Jh. v. Chr. bei Publius Terentius Afer /Terenz/). Der Phraseologismus *Berge versetzen* (hier in der Passivform) wurde durch das Substantiv ‚Gold‘ ergänzt und beschreibt knapp und nachdrücklich den ganzen Vorgang, ohne alle Umstände beim Namen genannt zu haben. Es ging im angegebenen Satz um ein gelungenes Treffen von deutschen und russischen Politikern nach einigen Jahrzehnten des Kalten Krieges. In diesem Kontext lassen sich konstruktive Verhandlungen zweifellos als ‚übermenschliche Leistungen‘, als ein großes Ereignis in der Nachkriegsgeschichte verstehen. Was das Gold betrifft, lässt es sich wahrscheinlich mit den Absprachen im Rahmen der geplanten finanziellen Hilfsmaßnahmen für Russland in Zusammenhang bringen.

(1c) Ein anderes Beispiel für diese Gruppe stammt ebenfalls aus dem historischen Bereich: „**Doch Zeitungsmeldungen zufolge ist der Prophet dem irakischen Diktator im Traum erschienen und hat ihm einen unblutigen Weg aus der Sackgasse ans Herz gelegt**“<sup>12</sup>. Der Phraseologismus *etwas ans Herz legen* bedeutet jemanden *eindringlich zu etwas ermahnen, jemandem etwas einschärfen* und tritt als Grundlage im angegebenen Satz vollständig auf. Die ‚Sackgasse‘ gilt als Oberbegriff für eine ausweglose Situation und existiert in folgenden Phraseologismen: *in eine Sackgasse geraten* und *sich in einer Sackgasse befinden*. Diese Komponente gehört aber zum erweiterten Attribut für das Akkusativobjekt ‚Weg‘ (hier der nur scheinbare Widerspruch: *ein Weg aus der Sackgasse*, d.h. *ein Weg aus der ausweglosen Situation*, denn im Wesen einer Sackgasse liegt ja per definitionem immer ein einziger Ausweg: Der Eingang ist nämlich gleichzeitig der Ausgang...). Wie gesagt, auch in diesem Fall kommt die Verkürzung dem Satzinhalt zugute, weil die Knappheit den Aussagesinn nicht beeinträchtigt.

(1d) In einer Grünen-Parole heißt es: „**Weil nur wir für diejenigen Partei ergreifen, die in dieser Gesellschaft unter den Tisch gekehrt werden**“<sup>13</sup>. Hier kam die Vermischung von zwei bedeutungsverwandten Phraseologismen zustande: *etwas unter den Teppich kehren* – *etwas verschwinden lassen* und *etwas unter den Tisch fallen lassen* – etwas nicht berücksichtigen. Somit wird die vermeintliche Tatsache dargestellt, dass die Rechte und Bedürfnisse eines Bevöl-

11 Nr. 30/23.07.1990, S. 18.

12 Nr. 44/29.10.1990, S. 198.

13 Nr. 19/7.05.1990, S. 12.





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

59

kerungsteiles in Deutschland nicht berücksichtigt werden. Die Vermischung beider Phraseologismen führt zu einer Zuspitzung des Kontextes: Diese Menschen werden auch nicht anerkannt, nicht akzeptiert und man will ihr Dasein überhaupt verschweigen. In diesem Fall verdeutlicht die Vermischung die beschriebene Situation und erhöht die Expressivität des Berichtes.

(1e) **„Eine Sorge weniger, wenn Ihnen die Kinder aufs Dach steigen“**<sup>14</sup>. Dieser Satz besteht aus zwei Elementen: Der Anfang ist eine Anspielung auf das Sprichwort ‚Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen‘. Der Rest geht auf den Phraseologismus *jemandem aufs Dach steigen* zurück, d.h. *jemanden zur Ordnung rufen*, *jemanden zurechtweisen*. Eine knappe Form ermöglicht es, einen umfangreicheren Zusammenhang kurz und bündig darzustellen: Die Eltern können nämlich wenigstens eine Sorge – ihre Kinder! – loswerden, wenn diese ins Dachgeschosswohnung einziehen. Das aber soll dadurch ermöglicht werden, dass sie sich vorher ein modulares elektronisches Regelsystem anschaffen, was das zusätzliche Beheizen des Dachgeschosses angeblich unproblematisch macht.

Aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass die Zusammenziehung vor allem dem Zweck dient, durch Knappheit und Prägnanz eine maximale Kondensation des Inhalts zu erzeugen. Nach Palm (1997: 73) können die Kontaminationen ganz bewusst als Stilmittel eingesetzt werden, um gewisse komprimierende Effekte zu erreichen. Dabei brauchen einige miteinander vermischte Phraseologismen und Begriffe nicht vollständig zitiert zu werden, weil man voraussetzt, dass das Vorwissen des Lesers eine ausreichende Grundlage für das Verständnis dieser Aussage ist. In den meisten Fällen liegt also gleichzeitig eine Reduktion der phraseologischen Einheiten vor. Die Summe der Bedeutungen aller Bestandteile, die zusammen ein ganzes Bild ausmachen, führt zur Verstärkung des gemeinten Sachverhaltes. Die Zusammenziehung von Phraseologismen dient somit dazu, bestimmte Tatsachen und Zusammenhänge, die man nicht gerade beim Namen nennen will, zu bemänteln und dabei eine Hintertür für Spekulationen offenzulassen.

#### 4.2. Zurückübersetzung in die wörtliche Bedeutung – Aktualisierung der wörtlichen Lesart

Palm (1997: 83) spricht in diesem Fall von der Remotivation eines Phraseologismus. Sie versteht darunter, dass neben der idiomatischen Bedeutung auch die wörtliche aktiviert wird. Burger (2003: 68) unterstreicht jedoch, dass es besser wäre, von der Motivierung oder sogar von der Aktualisierung der (bzw. einer) wörtlichen Lesart zu sprechen.

<sup>14</sup> Nr. 33/12.08.1991, S. 141.





Es ist zu bedenken, dass den meisten Phraseologismen mehr oder weniger konkrete Bilder zugrunde liegen, die viele Bereiche des Alltagslebens widerspiegeln. Oft ist aber das ursprüngliche Bild nur noch selten erkennbar, dafür ist um so häufiger vor allem der übertragene Sinn eines Ausdrucks im Gedächtnis verankert. Daher dauert es manchmal eine Weile, bis das ursprüngliche Bild wiedererkannt wird. Dieser Trick wird in erster Linie in der Werbung mit großer Phantasie angewandt. Um das Verständnis des Zusammenhangs zu erleichtern, werden meistens Bilder und Zeichnungen eingesetzt, die die Vorstellungskraft des Lesers beeinflussen und ihm helfen, hinter den Sinn der Aussage zu kommen.

(2a) Hier wäre folgendes Beispiel der Werbung von Volkswagen anzuführen: „[...] **Denn mit dem intelligenten Allradantrieb und der manuellen Differenzialsperre bleibt niemand auf der Strecke**“<sup>15</sup>. Dieser Phraseologismus ist sowohl im übertragenen Sinne als auch wörtlich zu verstehen. Einerseits begreift ihn der Rezipient als die Eigenschaft eines Wagens, dem man völlig vertrauen kann, andererseits kann er voraussetzen, dass er unterwegs beim Fahren mit dem VW wortwörtlich keine Probleme hat.

(2b) Der Phraseologismus *aus dem Häuschen sein* bedeutet (*vor Freude ganz aufgeregt sein*) und bezieht sich auf eine Aufregung, die meistens durch große Freude erzeugt wird. In der Werbung war dieser Phraseologismus in Form einer Frage im Konjunktiv zu finden: „**Wären Sie gern aus dem Häuschen?**“<sup>16</sup> und bezeichnete einen Vorschlag der Bausparkasse, bei der Finanzierung eines Eigenheims behilflich zu sein. In diesem Fall ist ‚das Häuschen‘ wörtlich zu verstehen, umso mehr als im Hintergrund ein Elternhaus abgebildet ist, an dessen Schwelle weinende Eltern von ihrer ausziehenden Tochter Abschied nehmen. Der übertragene Sinn wird dabei aber ‚mitgedacht‘, also: sich freuen über den Auszug aus dem Elternhaus.

(2c) Eine Zurechtweisung steckt im Phraseologismus *jemandem aufs Dach steigen* (= *jemanden zur Ordnung rufen, jemandem die Meinung sagen*). Im Werbetext (vgl. 1e) begegnet man folgender ausgebauten Form: „**Eine Sorge weniger, wenn Ihnen die Kinder aufs Dach steigen**“<sup>17</sup>. In diesem Konjunktionalsatz würde der übertragene Sinn des Phraseologismus die Aussage sogar unverständlich machen; dieser ‚negative‘ übertragene Sinn wird aber genutzt, um einen Überraschungseffekt beim Leser auszulösen und ihn zum Weiterlesen zu animieren. Die Erläuterung des logischen Zusammenhangs kommt zum Ausdruck nicht nur durch das Bild, auf dem ein Junge in einem Dachzimmer

15 Nr. 44/29.10.1990, S. 168.

16 Nr. 34/19.08.1991, S. 32.

17 Nr. 33/12.08.1991, S. 141.





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

61

Saxophon spielt, sondern auch durch einen weiteren Teil des Werbetextes: „Buderus Heizkessel passen sich veränderten Komfortwünschen problemlos an – z.B. wenn Ihre Kinder unters Dach ziehen“. Im Beispiel (2b) ging es um den Auszug der selbständig gewordenen Kinder, im Beispiel (2c) haben wir es dagegen mit einer Situation zu tun, in der ein Unternehmen für Heizungsanlagen eine Möglichkeit offeriert, die Kinder im Elternhaus wohnen zu lassen bei gleichzeitiger räumlicher Separation. An diesem Beispiel kann man sehen, dass manche Abwandlungen mehreren Typen zuzuordnen sind, wie eben das Beispiel (2c), das als Ganzes auch als Kontamination bezeichnet werden kann.

(2d) *Jemandem eine Szene machen* bedeutet zweifellos *jemandem heftige Vorwürfe machen*. Im Werbetext „**Rufen Sie 0130/2544. Und Wien macht Ihnen eine Szene**“<sup>18</sup> findet keine Abwandlung der Form des Phraseologismus statt. Hier wird dafür auf das Wort ‚Szene‘ im wörtlichen Sinne angespielt, das ein Oberbegriff für ein reiches Veranstaltungsangebot im Kulturleben der österreichischen Hauptstadt ist. Wenn man die angegebene Nummer wählt, bekommt man bestimmt keine Vorwürfe zu hören, sondern eine höfliche Auskunft über das Bühnenrepertoire in Wien. Dieses Beispiel zeigt, wie eine Verbindung von ‚negativem‘ Vorwissen und ‚positiver‘ Erwartungshaltung bei Werbung genutzt werden kann, um auf das Inserat aufmerksam zu machen.

(2e) „**Wer abonniert, macht reinen Tisch**“<sup>19</sup>. *Reinen Tisch machen* bedeutet *etwas in Ordnung bringen, eine Sache klären*. Im Klartext: Wenn man „Spiegel“ abonniert, bekommt man als Geschenk einen Tischordner, der „glasklar ist und Platz für alles hat, was sonst auf dem Schreibtisch herumliegt“. In diesem Fall liegt ebenfalls ein deutliches Beispiel für die Aktualisierung der wörtlichen Lesart vor.

(2f) „**Allem, was Fruchtsaftgetränk heißt, darf das Wasser sogar bis zum Flaschenhals stehen**“<sup>20</sup>. *Das Wasser steht jemandem bis zum Hals* bedeutet, dass *jemand in bedrängter Lage ist*. Diese Werbung betrifft Fruchtsaftgetränke, die im Unterschied zu Fruchtsäften und Nektaren, nur zwischen 30% und 60% reinen Saft (je nach Fruchtart) enthalten. Es ist charakteristisch, dass der Wasser- und Zuckeranteil in Fruchtsaftgetränken sehr hoch ist. In dieser Werbeanzeige wurden sie positiv dargestellt als „preiswerte Durstlöcher, die durch Fruchtsaft und Zucker ihren Geschmack bekommen“. Die ‚negative‘ übertragene Bedeutung wurde durch die Wörter ‚darf sogar‘ aufgehoben.

18 Nr. 44/29.10.1990, S. 77.

19 Nr. 8/18.02.1991, S. 39.

20 Nr. 24/11.06.1990, S. 203.





Die oben angeführten Beispiele bestätigen die Tatsache, dass die wörtliche Verwendung von Phraseologismen sehr gern in Anspruch genommen wird. Dabei wird die übertragene Bedeutung nicht immer völlig verdrängt, obwohl sie unpassend und unangebracht zu sein scheint und den Sinn der Aussage offensichtlich entstellt. Vielmehr wird sie als Überraschungselement eingesetzt, um auf die Anzeige aufmerksam zu machen. Der Kontext ist meistens klar, bedarf aber manchmal noch einer zusätzlichen Erläuterung der Sinnzusammenhänge, die durch den Einsatz von entsprechenden Bildern oder Zeichnungen erfolgt. Die ausgewählten Beispiele zeigen, dass in dieser Gruppe im Großen und Ganzen mit bildhaften Phraseologismen gespielt wird, die auf verschiedene Bereiche des Lebens Bezug nehmen. Die Werbetexte mit phraseologischem Hintergrund sind den auf der Ebene neutraler Wortverbindungen verharrenden Werbetexten sprachlich weit überlegen. Ihr Wert liegt in der Tatsache, dass sie dem Rezipienten eine gewisse Subtilität zu bieten haben.

### 4.3. Bedeutungsübertragung durch Substitution

Für manche Exzerpte ist es charakteristisch, dass ein Bestandteil (manchmal sogar die Hälfte) des Phraseologismus weggelassen wird, und an seine Stelle ein Wort oder eine Wortgruppe tritt, ohne dass die Aussage verändert wird. Es ist auch festzustellen, dass trotz neuer Bestandteile der Gesamtsinn beibehalten bleibt. Aber es kann auch passieren, dass man auf diese Weise eben den Gesamtsinn ausnutzt, wenn er eine positive Tatsache besser hervorzuheben vermag. Die allgemeine ursprüngliche Aussage eines Phraseologismus wird auf einen anderen Sachverhalt übertragen und wirkt stärker, weil sie die im Bewusstsein verankerten Gedanken und Assoziationen zurückruft.

(3a) Düsseldorf ist laut Eigenwerbung „die Bankenstadt, die Messestadt, die Einkaufsstadt und – nicht zu vergessen – Düsseldorf hat die Altstadt“. Außerdem erfährt man auch, dass „Brauer, Büchsenmacher, Geigenbauer, Siebdrucker und Zupfinstrumentenmacher Berufe sind, die man in Düsseldorf erlernen kann“ und dass die 51.000 Düsseldorfer Handwerker einen hohen Jahresumsatz erwirtschaftet haben. Jetzt ist es klar, was mit folgendem Satz gemeint ist: „**Düsseldorf hat goldenen Boden**“<sup>21</sup>. Die Anspielung auf das Sprichwort *Handwerk hat goldenen Boden* ist sehr nachdrücklich und soll keinen Zweifel daran lassen, dass Düsseldorf eine solide, sichere Grundlage für Unternehmen bietet und dass sie von diesem Standort künftig nur profitieren können. Der Austausch des Substantivs ‚Handwerk‘ gegen das Toponym ‚Düsseldorf‘ führt zu einer sofortigen Assoziation – diesmal wird der Sinn

21 Nr. 19/7.05.1990, S. 268.





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

63

des Sprichwortes durch den Ersatz einer Komponente vollständig und unverändert übertragen.

(3b) „**Wo wir sind, ist auch ein Weg**“<sup>22</sup>. Dieser Werbeslogan stützt sich auf das Sprichwort *Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg* und ist eine Einladung der Britischen Zentrale für Fremdenverkehr, England zu besuchen. Hier wurde nicht ein Einzellexem ersetzt, sondern ein Subjektsatz durch einen anderen, der mit dem Logo der Touristenzentrale eine Einheit bildet.

(3c) Zu dieser Gruppe gehört auch eine Werbeanzeige der Versicherungsgruppe HUK-Coburg, nämlich „**Eva Apfel weiß, daß die Birnen meist nicht weit vom Stamm fallen**“<sup>23</sup>. Deutlich wird aus diesem Satz ein Zusammenhang mit einem bekannten Sprichwort *Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm*. Meistens meint man damit, dass das Verhalten der Kinder auf das der Eltern zurückzuführen ist. Diese Tatsache wird durch folgende Aussage bestätigt: „Eva Apfel ist Mutter von zwei aufgeweckten Jungs. Wenn ihre beiden lieben Früchtchen zusammen soviel aushecken wie ihre Mami in der Kindheit, dann steht Familie Apfel noch so einiges bevor. Als vernünftige Mutter verläßt sie sich deshalb nicht nur auf den Schutzengel ihrer Sprößlinge, sondern auf unsere Kinderunfallversicherung“. Interessant ist das Spiel mit dem Wort ‚Apfel‘, das im Kontext zugleich ein Familienname ist, wobei die Anwendung des Substantivs ‚Birne‘ wahrscheinlich zur Verfremdung des Zusammenhanges dienen sollte. In diesem Fall haben wir es neben der Substitution des kontextrelevanten Lexems ‚Apfel‘ auch mit der Expansion des Ausgangssprichwortes zu tun.

(3d) Der positive Gesamtsinn des Sprichwortes *Ende gut, alles gut* findet seine Widerspiegelung in der Werbung für die „Hannoversche Allgemeine“. Das Wortspiel „**Dividende gut, alles gut**“<sup>24</sup> wirkt wegen seiner Treffsicherheit überraschend.

(3e) Und jetzt ein Sprung in den Modebereich: „**Bei uns hat mein Mann die HILTL an**“<sup>25</sup>, sagt lächelnd eine Frau im HILTL-Werbetext. Wenn man diese Herrenhosenmarke kennt, ist die Anspielung auf den Phraseologismus *die Hosen anhaben* klar. Ob es zutrifft, dass er *zu Hause die maßgebliche Person ist, zu bestimmen hat*, bleibt offen, aber dass er eben Hosen von HILTL trägt, ist ohne Weiteres wahr. In diesem Fall könnte die Rede von einem Doppelsinn sein. Das Beispiel führt auch Wolfgang Schramm in seinem Beitrag „Feuer und Sparflamme – Phraseologismen in der Werbung“ an, der in der Festschrift für Professor Jan Czochralski erschienen ist. Sein Kommentar lautet:

22 Nr. 19/7.05.1990, S. 173.

23 Nr. 19/7.05.1990, S. 174.

24 Nr. 34/19.08.1991, S. 182.

25 Nr. 33/12.08.1991, S. 191.





Ob sich die Dame auf dem entsprechenden Werbefoto tatsächlich von ihrem Mann, der im Originalphraseologismus *die Hosen anhat*, bevormunden läßt, sei dahingestellt. Jedenfalls hatte der Texter die Idee, mit Hilfe des Stabreims die Hosen durch die HILTL zu ersetzen und auf diese einprägsame Weise das Produkt der Firma (Herrenmode vom Besten!) zu empfehlen. (Schramm 1996: 176)

(3f) „**Guter Rat kostet sechs fuffzig**“<sup>26</sup> (sic!). Das Sprichwort ist geläufig in folgender Form: *Guter Rat ist teuer* (bzw. *Goldes wert*). Woher kommt der Preis, der zusätzlich in einer umgangssprachlichen Form angegeben ist? Hier die Erklärung: Für 6 Mark 50 Pfennig kann man ein „Internationales Computer-Magazin“ kaufen, das als guter Ratgeber allen Computerfans dienen kann und im Gegensatz zum Sprichwort gar nicht teuer sein muss. Hier wurde die allgemeine Aussage des Sprichwortes auf einen konkreten Gegenstand (Fachzeitschrift) bezogen und in der günstigeren Gegenbedeutung angewandt („nicht teuer“).

Aus den angegebenen Beispielen geht hervor, dass bekannte Phraseologismen (besonders häufig Sprichwörter) bei einer geschickten Verwendung die Aussagekraft verstärken und einen Gedanken unterstreichen können. Wenn man sich auf allgemein bekannte sprachliche Ausdrücke beruft, gewinnt der Stil an Überzeugungskraft und wirkt auch anziehender, daher wird dieser sprachliche Trick oft in der Werbung eingesetzt. Die ursprüngliche Aussagekraft fungiert auf einer völlig unerwarteten Ebene und scheint dabei besonders wirksam zu sein. Eine besonders ausgeprägte Treffsicherheit beim gleichzeitigen Beibehalten der knappen Form wurde in dieser Gruppe eben bei den Sprichwörtern erreicht.

#### 4.4. Überschneidung von wörtlicher und übertragener Bedeutung

Zu dieser Gruppe gehören Beispiele, in denen ein Wort bzw. sein Synonym oder eine Wortgruppe zweimal auftauchen, einmal als Teil des Phraseologismus (die übertragene Bedeutung spielt dabei eine Rolle), ein andermal in einer nicht übertragenen Bedeutung. Die Doppeldeutigkeit der Wörter ist hier ausschlaggebend.

(4a) In der Computer-Werbung ist folgender Satz zu finden: „**Ein ITOS-PC ist kein Klotz auf dem Tisch und schon gar kein Klotz am Bein**“<sup>27</sup>. Es gibt einen Phraseologismus *Klotz am Bein sein* als Bezeichnung für ein Hemmnis (man stellt sich sofort begrenzte Bewegungsfreiheit vor). Am An-

26 Nr. 44/29.10.1990, S. 313.

27 Nr. 19/7.05.1990, S. 28.





fang des Satzes haben wir eine Formulierung, die nach dem Muster des gleich darauffolgenden Phraseologismus gebildet ist. Man kann an diesem Beispiel eine Steigerung beobachten: ‚kein Klotz auf dem Tisch‘ klingt beinahe wie eine phraseologische Einheit (ist aber keine!), die Negation ‚kein‘ drückt sehr deutlich den Gegensatz zum Substantiv ‚Klotz‘ aus, mit dem ‚Unförmigkeit, Schwerfälligkeit und Unhandlichkeit‘ assoziiert werden. Durch ein verneintes Bild wird die Formvollkommenheit des Computers hervorgehoben. Durch die Anwendung des Phraseologismus (auch in der Negationsform: ‚kein Klotz am Bein‘), der noch durch die Formulierung ‚und schon gar kein‘ zusätzlich verstärkt wird, wird der Höhepunkt dieses Werbeslogans erreicht: Der Leser soll überzeugt werden, dass es keinen anderen Computer gibt, der so bequem zu handhaben ist. Schritt für Schritt, dank der Wiederholung des Wortes ‚kein Klotz‘, wurde die Überzeugungskraft der Werbung vergrößert. Das Bild spielt dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle.

(4b) Den Kern des folgenden Werbeslogans bildet das Verb ‚bringen‘: **„Ich will keinen Wagen, der mich nur von A nach B bringt. Der neue Saratoga bringt Freude von A bis Z“**<sup>28</sup>. Nach dem Modell der phraseologischen Einheit *von A bis Z* (= *vom Anfang bis Ende*), die hier die Verbindung ‚Freude bringen‘ ergänzt, wird im ersten Satz (wie im Beispiel (4a) nimmt die Form mit übertragener Bedeutung Endstellung ein, wodurch Spannung erzeugt wird) die Formulierung ‚von A nach B bringen‘ gebildet, die eine zu befahrende Strecke bedeutet und durch die Nachbarschaft mit einem Phraseologismus an Festigkeit und Stärke gewinnt. Interessant ist auch das Spiel mit den Buchstaben: Zwischen A und B stellt man sich eine wesentlich kürzere Strecke vor als zwischen A und Z (obwohl diese Buchstabenpaare in Wirklichkeit zwei verschiedenen Ebenen angehören). Durch diesen (den meisten Rezipienten wohl unbewussten) Kontrast versucht man eventuell die Kaufabsicht eines potentiellen Kunden zu steuern.

(4c) **„Der Boden – kein Faß ohne Boden“**<sup>29</sup>. In diesem Beispiel wird mit dem Substantiv ‚Boden‘ gespielt, dessen Doppelbedeutung ausgenutzt wird und das einmal allein steht, und ein andermal als Bestandteil des Phraseologismus *ein Faß ohne Boden*, der *etwas Unaufhörliches bzw. eine Sache ohne Ende* bezeichnet. Es ist hier zweifellos ‚untere Fläche‘ gemeint, wobei das am Anfang stehende Substantiv im erweiterten Sinn angewandt wird und sich auf ‚Erdoberfläche‘ bezieht. Auch hier wird der Gedanke mit dem Phraseologismus abgeschlossen. Durch die Negationsform der Formulierung wird der Aufruf des deutschen Naturschutzverbandes zu einer deutlichen Warnung vor

28 Nr. 19/7.05.1990, S. 39.

29 Nr. 24/11.06.1990, S. 107.





dem Verseuchen der Erde durch chemische Schadstoffe und Kunstdünger. Der Sinn wird noch durch eine alarmierende Illustration mit der Unterschrift „So darf es nicht weitergehen!“ verdeutlicht.

(4d) Eine synonymische Bezeichnung ist im folgenden Beispiel zu erkennen: In einem Kulturbericht wird eine Ausstellung in Bonn beschrieben. Ein Amsterdamer Künstlertrio trat an die Öffentlichkeit mit „**sieben Neo-Geo-Bildern, von ebenso vielen Gipsferkeln betrachtet – Perlen vor die Säue?**“<sup>30</sup>, fragt (sich) ein deutscher Journalist. Ferkel und Säue gehören zu einer Familie und bilden den Bezugspunkt für diese Frage. Denn hinter der reduzierten phraseologischen Wortverbindung<sup>31</sup> verbirgt sich folgender Inhalt: *man kann jemandem nicht etwas Wertvolles anbieten, der es nicht zu würdigen versteht*. Vielleicht haben die niederländischen Künstler eben gedacht, dass moderne Kunst immer noch kein breites Publikum begeistert und daher in ihrer Komposition eben Säue in den Mittelpunkt gestellt als eine ironische Anspielung auf die traditionell denkenden Menschen? Dieser Fall scheint ein Beispiel für die Verwendung eines Phraseologismus zur Pointierung einer Aussage zu sein, wobei die kondensierte Frageform die ironische Stärke noch erhöht.

Die oben genannten Beispiele beruhen auf der Wiederholung eines Wortes oder seines Synonyms, wobei sich wörtliche und übertragene Bedeutung überschneiden. Die Gesamtaussage wird dadurch erheblich verstärkt, und der Leser wird auf die überraschende Zusammenstellung von vermeintlich identischen Wörtern aufmerksam gemacht und angeregt, den zwischen beiden Bedeutungen befindlichen Sinn zu erkennen.

#### 4.5. Assoziative Beziehung zwischen bestimmten Bestandteilen

In diesen Fällen knüpft meistens ein Bestandteil eines Phraseologismus in der wörtlichen Bedeutung an ein einfaches im Satz stehendes Wort an, wodurch auf der wörtlichen Ebene ein gewisser Zusammenhang, eine assoziative Beziehung zwischen diesen Elementen hergestellt wird. Dabei kann entweder die übertragene (5a, 5b) oder wörtliche Bedeutung für den Gesamtsinn ausschlaggebend sein (5c), oder es wird noch eine völlig andere, meist überraschende und unerwartete Aussage des ganzen Kontextes beabsichtigt (5d, 5e).

(5a) Unter dem Phraseologismus *auf einen grünen Zweig kommen* versteht man *Erfolg haben, eine bessere Position erreichen*. Im Beispiel „**Der Wald kommt**

30 Nr. 44/29.10.1990, S. 309.

31 *Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, damit sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen*, so heißt es im Neuen Testament, Matthäus, Kapitel 7, Vers 6 („Bergpredigt“). Bekannt ist auch das geflügelte Wort *Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen* sowie der Phraseologismus *Perlen vor die Säue werfen*.





**erst dann wieder auf einen grünen Zweig, wenn alle so viel für ihn tun, wie die Deutsche Forstwirtschaft**<sup>32</sup> entdeckt man, dass ‚grüner Zweig‘ (wörtliche Bedeutung eines Teils der phraseologischen Einheit) viel Gemeinsames mit dem ‚Wald‘ (Subjekt des Satzes) hat, wodurch beide Wörter zur gleichen Ebene gerechnet werden. Da diese Verwandtschaft beider Elemente so meisterhaft ausgenutzt wurde, wurde der Gesamtsinn einer angestrebten Verbesserung des Waldbestandes viel wirksamer und ansprechender dargeboten.

(5b) **„Wien lässt diesen Winter keinen kalt“**<sup>33</sup> lautet ein Werbesatz. *Jemanden kalt lassen* heißt *jemanden unberührt, gleichgültig lassen*. Das Adverb ‚kalt‘ und das Substantiv ‚Winter‘ lassen sich auch auf eine gemeinsame Ebene bringen, doch die Bedeutung des Phraseologismus für den Gesamtsinn ist deutlich: Jeder Kunstliebhaber wird in Wien für sich etwas finden, ob ein Theaterstück, ein Musikkonzert oder eine Ausstellung.

(5c) Folgender Werbeausschnitt enthält eine Anknüpfung an ein bekanntes Sprichwort. Der Toyota MR2 sei nämlich „nachzuprüfen bei schönem Wetter besonders wegen der beiden herausnehmbaren Glasdachhälften“. **„Geteilte Freude ist nach wie vor doppelte Freude“**<sup>34</sup>. Das Sprichwort enthält die Grundaussage, dass es schöner sei, Gefühle und Erlebtes mit anderen zu teilen.<sup>35</sup> In diesem Werbespruch wird in erster Linie auf positive Erfahrungen wie Erfolge oder schöne Momente Bezug genommen, die jemanden noch glücklicher machen, wenn er sie gemeinsam mit anderen erlebt oder wenn er andere daran teilhaben lässt. Hier ist wieder eine bestimmte Verwandtschaft festzustellen, nämlich ‚geteilt‘ – ‚herausnehmbar‘ und ‚Hälfte‘ sowie ‚doppelt‘ – ‚beide‘ und ‚Hälfte‘. Auch diesmal werden wörtlich gemeinte Teile des Sprichwortes auf die moderne Innovation beim Toyota übertragen, wobei auch der allgemeine übertragene Sinn des Sprichwortes beibehalten bleibt: Die Freude ist wegen modernster Technik doppelt so groß.

(5d) Wenn *jemand sehr einfältig ist*, so kann man von ihm sagen, dass er *dümmmer ist als die Polizei erlaubt*. In einem Text steht aber Folgendes: **„Straßenrowdies sind hier klein, grün und dreister als die Polizei erlaubt“**<sup>36</sup>. Man assoziiert im oben genannten Beispiel ‚die Polizei‘ und ‚Straßenrowdies‘, die gar nicht so dumm sind, im Gegenteil – sie sind sogar dreist. Dreiste Straßenrowdies könnten in einem Polizeibericht erwähnt werden, bloß gibt es ein ‚Aber‘: Sie sind noch (zu) klein und grün. Die Spannung wächst und muss

32 Nr. 19/7.05.1990, S. 169.

33 Nr. 44/29.10.1990, S. 77.

34 Nr. 32/6.08.1990, S. 47.

35 Oft wird dieses Sprichwort noch um einen weiteren Teil ergänzt *Geteiltes Leid ist halbes Leid*, was die Aussage noch verstärkt.

36 Nr. 52/24.12.1990, S. 109.





endlich entladen werden – mit kleinen, grünen und dreisten Straßenrowdies sind ... neuseeländische Papageien gemeint, zu deren „Lieblingsverbrechen Mundraub gehört, worunter vor allem Besitzer von Autos mit Gummidichtungen und Wischblättern zu leiden haben“ (zu beachten ist dabei der Polizeiwortschatz!). Auf diese komische Art und Weise werden Touristen eingeladen, Neuseeland zu besuchen.

(5e) Zwar bedeutet der Phraseologismus *von allen guten Geistern verlassen sein – etwas Unsinniges getan haben bzw. tun wollen, überspannte Ansichten haben*, aber in folgendem Beispiel wird die negative übertragene Bedeutung aufgehoben: „**Wenn Sie sich von allen guten Geistern verlassen fühlen, sollten Sie die Maori besuchen.** Gute und böse Geister – die Maori leben mit ihnen Tür an Tür“<sup>37</sup>. Das Wort ‚Geister‘ (und Geister gehören zur Welt der Mysterien) verleiht dem Werbetext einen geheimnisvollen und verlockenden Charakter. Es muss besonders attraktiv und anziehend für Europäer sein, Thermalgebiete mit kochenden Schlammtümpeln, heißen Quellen und Geysiren hautnah erleben zu können. Die dazu abgebildete Maske hat weiterhin zum Ziel, auf die ‚traditionelle Maori-Kultur bei Rotorua‘ hinzuweisen, wo ‚sich die Akteure noch Mühe geben, alte Tänze, Lieder und Handwerkskünste so ursprünglich wie möglich wiederzugeben‘. Die Werbung für die geheimnisvolle, verzaubernde Landschaft in Neuseeland ist nicht minder geheimnisvoll. Die Anspielung auf die Geister aus der phraseologischen Einheit bedarf jedoch noch einer Erläuterung: Das Verb ‚fühlen‘ ist auf einen potentiellen Kunden bezogen: Man ist nicht von allen guten Geistern verlassen, sondern man fühlt sich so – die Aussage des Phraseologismus verliert an negativem Beigeschmack und drückt im Grunde genommen das (vielen Menschen unterstellte) Gefühl der Einsamkeit aus. Wenn man sich z.B. von guten Freunden verlassen fühlt, sollte man nach Neuseeland kommen und „etwas Einmaliges und Zauberhaftes erleben, was in Erstaunen versetzen wird“.

(5g) Das nächste umfangreiche Beispiel stellt einen Mischtyp dar. Neben Anspielungen auf spanische Stierkämpfe (‚den Stier bei den Hörnern packen‘ und ‚rotes Tuch‘) und auf die Antike (Zeus als Stier, der Europa, Agenors Tochter, entführt hat) ist von Anfang an klar, dass für eine europäische Tageszeitung geworben wird. Parallel verlaufende Motive überschneiden sich miteinander, worauf auch der Doppelsinn dieses Werbetextes beruht: „Die Euro-taz, beim Zeus! **Ab Mai packt die taz den Stier bei den Hörnern.** Das freut Europa [...] und taz-LeserInnen ganz besonders. Denn sie erwartet jetzt jede Woche zwei Seiten Euro-taz. Von Lissabon bis Moskau wird die Euro-taz jeweils in einer anderen europäischen Metropole erdacht und gemacht.

37 Nr. 44/29.10.1990, S. 84.





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

69

Europäisches Lokalkolorit in der taz, das heißt Thema der Woche, Termine, Portraits und Interviews aus Politik und Kultur. Denn, beim Zeus: die Wiege Europas steht eben nicht in Oggersheim. **Täglich ein rotes Tuch.** Täglich taz<sup>38</sup>. Die Leser sollen sich also auf eine Zeitung freuen, die sich der europäischen Problematik angesichts der angeblich bevorstehenden europäischen Einigkeit zuwendet; eine Zeitung, die, wo es nötig ist, auch angreifen wird (*den Stier bei den Hörnern packen – etwas mutig am gefährlichsten bzw. schwierigsten Punkt angreifen + rotes Tuch – etwas Reizendes, Aufregendes*). Die Anspielung auf Helmut Kohls Wohnsitz (Oggersheim) drückt deutlich aus, dass Deutschland den Rest Europas nicht aus der Nabelschau heraus betrachten darf.

Ungewöhnliche Assoziationen steigern bekanntlich das Interesse des Lesers. Er wird angeregt, hinter der scheinbaren Ähnlichkeit den wahren Gedanken herauszulesen. In vielen Fällen können die Assoziationen irreführen. Daher werden in der Werbung oft Bilder eingesetzt, um Eindeutigkeit zu suggerieren. Insofern sollten hier Beispiele gebracht werden, die es erlauben, sich mit den Möglichkeiten des Wortspiels auf besonders anschauliche Weise bekanntzumachen.

#### 4.6. Metaphorische Umschreibung

Es gibt Beispiele, in denen eine Häufung von Elementen den Sinn sehr kurz und bündig darstellt. Sehr bildhafte Bestandteile beeinflussen die Vorstellungskraft des Lesers und beschreiben besonders anschaulich gewisse Vorgänge und Situationen. Mit ihrer Hilfe können Einzelheiten präzise angedeutet werden.

(6a) „**Nun hat der Wähler den Hecht im Karpfenteich zum Goldfisch mutieren lassen**“<sup>39</sup>. Den Ausgangspunkt bildet der Phraseologismus *der Hecht im Karpfenteich sein*, d.h. *anfrütteln, die führende Rolle spielen, gefährlich sein*. Während mit dem Hecht etwas Machtvolles assoziiert wird, steht der Goldfisch für ein zierliches und eher harmloses Lebewesen. Das Verb ‚mutieren‘ macht den Leser auf einen konkreten Vorgang aufmerksam: die Verwandlung eines Hechtes in einen Goldfisch. Und obwohl dieser Prozess in der Natur undenkbar ist, fand er eine Analogie in der Politik: Die CDU hat bei den Wahlen viele Stimmen und damit an Macht und Popularität verloren.

(6b) „**Eine eiserne Hand im Samthandschuh**“<sup>40</sup> sollte laut öffentlicher Meinung die Stuttgarter Oberbürgermeisterin haben. In diesem Beispiel

38 Nr. 19/7.05.1990, S. 144.

39 Nr. 52/24.12.1990, S. 34.

40 Nr. 19/7.05.1990, S. 84.





ist neben der Bezeichnung für Gewalt (*eiserne Hand/Faust*) die phraseologische Wendung *etwas mit Samthandschuben anfassen* zu erkennen, die *etwas ganz vorsichtig anfassen* bedeutet. Diese bildhafte Umschreibung beruht auf dem Gegensatz zwischen ‚Eisen‘ und ‚Samt‘, zwischen ‚hart‘ und ‚weich‘ also. Die gegenübergestellten Größen treten in unmittelbarer Nachbarschaft auf – nach außen hin nimmt man zwar Sanftheit und Vorsichtigkeit wahr, aber die Grundlage für das Regieren bilden Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit. Kurz gesagt, es geht um einen durchgreifenden und rigorosen Regierungsstil.

(6c) Die Politik meldet sich wieder zu Wort mit folgendem Satz: „**Der erste Ständige Vertreter in der DDR (1974 bis 1981) fühlte sich vom Mantel der Geschichte aus dem Sattel geweht**“<sup>41</sup>. In diesem Fall haben wir es mit einer Häufung von bildhaften Elementen zu tun, wobei Spuren von Substitution, Reduktion, Expansion und Kontamination zu finden sind. *Fest im Sattel sitzen* bedeutet *in einer Sache sicher sein, eine Position sicher behaupten; jemanden hat der Mantel der Geschichte gestreift – jemand hat etwas getan, was historische Bedeutung hat*. Wenn man beider Phraseologismen gedenkt, beginnt ein Bild Gestalt anzunehmen, und zwar geht es hier um Günter Gaus, einen Journalisten, der ein paar Jahre in der DDR wirkte, eine sichere Position hatte und von seiner historischen Bedeutung überzeugt war, und später, (von anderen abgestoßen) nach Verlust seiner Position, ein trauriges Buch schrieb, in dem er sich als ‚Chronist‘, ‚Beobachter‘ und ‚Zuhörer‘ präsentiert. Dieser bildhafte Ausdruck schildert knapp und deutlich – dank einem komplexen Satz – beinahe seine ganze Lebensgeschichte: den ruhmvollen Aufstieg und die bittere Niederlage.

(6d) Eine andere bildhafte Umschreibung ist im folgenden Zitat aus einem Sportbericht enthalten: „**Leistungsmäßig durch die DDR-Experten auf große Taten vorbereitet, schöpft die Sprinterin nun den finanziellen Rahm ab**“<sup>42</sup>. Der Phraseologismus *den Rahm abschöpfen* bedeutet *das Beste für sich nehmen*. Katrin Krabbe ist bekannt als eine der erfolgreichsten deutschen Kurzstreckenläuferinnen, Olympiateilnehmerin und Weltsporlerin. Bis 1990 hat sie mehrere nationale und internationale Rekorde für die DDR aufgestellt, nach der Wende hat sie weitere Goldmedaillen für die BRD gewonnen. Besonders bekannt geworden ist ihr Doppelsieg bei den Deutschen Meisterschaften in Hannover im Jahre 1991. Auch bei der Weltmeisterschaft in Tokio im gleichen Jahr war sie die überragende Läuferin: Mit 10,99 bzw. 22,09 Sekunden holte sie über 100 m und 200 m Gold und bezwang dabei ihre großen Rivalin-

41 Nr. 44/29.10.1990, S. 311.

42 Nr. 34/19.08.1991, S. 172.





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

71

nen Gwen Torrence und Merlene Ottey. Anfang der 90er Jahre wurde sie zur deutschen Sportlerin des Jahres gewählt sowie Welt-Leichtathletin des Jahres und Weltsportlerin des Jahres. Nach Doping-Vorwürfen wurde sie schließlich für mehrere Jahre gesperrt, was das Ende ihrer steilen Karriere bedeutete. Der Satz bedeutet also, dass sie in der DDR vor allem Ruhm und Ehre für sportliche Spitzenleistungen erlangen konnte und erst nach der Wende – nun als BRD-Sportlerin – viel Geld. Dabei wird der finanzielle Erfolg als Krönung ihrer Leistungen dargestellt.

Wegen ihrer großen Bildhaftigkeit können phraseologische Einheiten dazu dienen, gewisse Situationen sehr anschaulich darzustellen. Dort, wo man einen Sachverhalt plastisch schildern will, kann man mit Wörtern spielen, die im Hintergrund eines Phraseologismus stehen. Dieses Mittel ist besonders gut geeignet, wenn man etwas nicht offen äußern oder nicht unmittelbar ausdrücken, sondern nur andeuten will.

## 5. Zur Funktion der abgewandelten Phraseologismen

Das Gemeinsame all der Neubildungen, die im „Spiegel“ auftauchen, ist das sprachästhetische Bedürfnis nach Ausdrucksvariation. Der Stil journalistischer Texte wird dadurch offensichtlich belebt und sprachlich interessanter gestaltet. Die Ungewöhnlichkeit von abgewandelten Phraseologismen fördert die Einbeziehung der Vorstellungskraft in den Leseprozess. Gewisse Tatsachen und ihre Aussage werden dem Leser nicht ‚auf einem silbernen Tablett serviert‘. Er wird durch ungewöhnliche Wortverbindungen und überraschende Sinnveränderungen aktiviert, ist gezwungen nachzudenken und muss sich oft geistig anstrengen, bevor er hinter den beabsichtigten Sinn der Aussage kommt. In jedem Text, wo Phraseologismen auftreten, ist damit zu rechnen, dass ihre Anwendung die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln soll. Die Abwandlungen verstärken diesen Prozess und tragen zur Steigerung der bewussten und aktiven Anteilnahme beim Lesen bei. Eine Voraussetzung, um den Sinn einer abgewandelten phraseologischen Einheit auch zu verstehen, ist natürlich das allgemeine Vorwissen des Lesers und die Kenntnis der ursprünglichen Form und Bedeutung dieser phraseologischen Einheit. Sonst taugt sogar die meisterhafteste Abwandlung nicht viel und kann unverständlich oder sogar paradox wirken.

Die abgewandelten Formen von Phraseologismen ersetzen oft eine einfache Bezeichnung für einen Sachverhalt und bilden einen tieferen Kontext, sie spielen ohne Zweifel mit bestimmten Gedanken, die den Phraseologismen zugrunde liegen. Die Abwandlung beruht oft auf sprachlichen Spitzfindigkeiten und ermöglicht eine besonders angemessene metaphorische Umschrei-





bung von bestimmten Tatsachen, Personen und Angelegenheiten. Auch ein nicht vollständig zitierter Phraseologismus oder seine erkennbare Komponente sind im Stande, ein Netz von Assoziationen zu bilden, die mit größerer Ausdruckskraft einen Leitgedanken schildern können.

Andere wichtige Merkmale der abgewandelten phraseologischen Einheiten sind Knappheit und Prägnanz. Zusammengezogene und wörtlich genommene Ausdrücke erlauben, einen Gedanken mit weniger Wörtern und sehr nachdrücklich zu äußern. Das spielt eine große Rolle bei vielen Werbeslogans, die nach dem Prinzip *In der Kürze liegt die Würze* gebildet sind. Der Sinn der Phraseologismen wird sehr oft in der Werbung ausgenutzt, indem man sich bemüht, diese bekannten Einheiten den Waren (z.B. Autos, Uhren, alkoholischen Getränken, Reisen, Computern, usw.) und Einrichtungen (z.B. Banken, Sparkassen, Versicherungs- und Fluggesellschaften, usw.) anzupassen, für die geworben wird. Auch wenn diese Einheiten nur teilweise angegeben oder wörtlich angewendet werden, hinterlassen sie einen tieferen, dauernden Eindruck. Das Ganze gewinnt an Wert und Überzeugungskraft, wirkt auf den Leser, der zugleich ein potentieller Kunde ist, ermutigend (als eine Art Zurede). An dieser Stelle möchte ich Wolfgang Schramm zu Wort kommen lassen:

Alle Werbetexte haben das gemeinsame Ziel, den Rezipienten zu einer Handlung, oft zum Kauf eines Produkts, zu aktivieren. Damit dieses Ziel erreicht werden kann, muß der potentielle Kunde in der Fülle von Anzeigen gerade dieses Inserat überhaupt wahrnehmen. Es muß sich also von konkurrierenden Inseraten durch seine Gestaltung abheben und beim Rezipienten in irgendeiner Weise Interesse wecken. Erst dann wird er bereit sein, sich mit (sic!) dem beworbenen Produkt näher einzulassen. Für diesen ‚Angriff‘ auf das Kundeninteresse steht meist nur wenig Raum zur Verfügung. Die Mittel müssen also sorgfältig ausgewählt werden. (Schramm 1996: 169)

Phraseologismen dienen dazu, bestimmte Sachverhalte präzise darzustellen. Infolge der Abwandlung können bestimmte gewünschte Einzelheiten hervorgehoben oder in ein anderes z.B. vorteilhafteres Licht gestellt werden. Mit all diesen Augenblicksbildungen läßt sich ein höherer Grad an Präzision einer Aussage erreichen, weil sie konkreten Bedürfnissen besser angepasst werden können.

Eine wichtige Funktion der abgewandelten Phraseologismen beruht darauf, dass sie sowohl die Originalität des Textausschnittes (der Äußerung) als auch des Pressestils hervorheben. Sie zeugen deutlich von der Meisterschaft ihrer Autoren (auch wenn sie wie im „Spiegel“ meistens anonym bleiben), denn nicht jeder Journalist weiß, mit dem Wort- und Bedeutungsspiel kreativ umzugehen.





„Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“

73

Jeder Abwandlung liegt eine Absicht zugrunde, es wird mit Wörtern oder mit der Bedeutung variiert, um komische, erheiternde, ironische oder auflockernde Effekte zu erzeugen, die jeder dargestellten Situation Rechnung zu tragen vermögen.

## 6. Fazit

Das Auftreten von zahlreichen phraseologischen Einheiten in der Presse ist ein Beweis dafür, dass sie zweifellos zu den beliebtesten Stilmitteln gehören. Ihre Formen sind seit langem erstarrt und fest, dennoch sind bestimmte Veränderungen möglich, was in diesem Beitrag gezeigt wurde. Der Aktualisierungsprozess von Form und Bedeutung vollzieht sich vor allem durch verschiedene Arten von Abwandlungen. Infolge dieses Prozesses entstehen viele Augenblicksbildungen, die von der Meisterschaft einiger Journalisten zeugen können.

Es ist festzuhalten, dass diese bemerkenswerte sprachliche Erscheinung wegen ihrer vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten von der Pressesprache bzw. ihren Akteuren sehr gerne in Anspruch genommen wird. Die durch Substitution, Expansion, Reduktion, Permutation oder Kontamination modifizierten Phraseologismen und die mit ihrer Hilfe ausgedrückten Gegensätze, Widersprüche, Mehrdeutigkeiten und Unstimmigkeiten im Bereich von Form und Bedeutung stehen sehr oft im Dienste der Werbung, wo sie besonders geistreich eingesetzt werden können, was die hier untersuchten „Spiegel“-Zitate illustrieren sollten.

Abschließend möchte ich noch anmerken, dass die von mir besprochenen abgewandelten Phraseologismen überwiegend unselbständig sind und nur im Kontext verstanden werden können. Somit sind sie okkasionell und textgebunden, was aber vielleicht nicht als ‚Ausnahme‘, ‚Abweichung‘ oder ‚Sonderfall‘ anzusehen ist, sondern als eine kreative Weise der Verwendung von Phraseologismen, wodurch (Presse-)Texte sicherlich bereichert werden können.

## Literatur

- Agricola, Erhard/ Görner, Herbert/ Küfner, Ruth (1985): Wörter und Wendungen. Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch. Leipzig.
- Beyer, Horst/ Beyer, Annelies (1987): Sprichwörterlexikon. Leipzig.
- Burger, Harald (1991): Phraseologie und Intertextualität. In: Palm, Christine (Hrsg.): Europhras 90. Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung, Aske/Schweden, 12.-15.06.1990. Uppsala, S. 13-27.





- Burger, Harald (2003): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- Carstensen, Broder (1971): „Spiegel“-Wörter, „Spiegel“-Worte. Zur Sprache eines deutschen Nachrichtenmagazins. München.
- Czochralski, Jan A. (1986): *Maly słownik idiomatyczny polsko-niemiecki*. Warszawa.
- Fleischer, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- Garski, Rudolf (2008): „Der mit dem Wort tanzt“. Kreativer Gebrauch von Phraseologismen in Zeitungüberschriften. In: *Der Sprachdienst* 3/08, S. 105-117.
- Görner, Herbert (1986): *Redensarten. Kleine Idiomatik der deutschen Sprache*. Leipzig.
- Heinemann, Wolfgang (1997): Zur Eingrenzung des Intertextualitätsbegriffs aus textlinguistischer Sicht. In: Klein, Josef/ Fix, Ulla (Hrsg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen, S. 21-36.
- Hemmi, Andrea (1994): *Es muß wirksam werben, wer nicht will verderben. Kontrastive Analyse von Phraseologismen im Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung*. Bern.
- Janich, Nina (2001): *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen.
- Lüger, Heinz-Helmut (1995): *Pressesprache*. Tübingen.
- Mieder, Wolfgang (1998): *Verdrehte Weisheiten. Antisprichwörter aus Literatur und Medien*. Wiesbaden.
- Opilowski, Roman (2006): *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Perspektive*. Frankfurt am Main.
- Palm, Christine (1997): *Phraseologie*. Tübingen.
- Prędota, Stanisław (1996): *Modyfikacje parodystyczne przysłów (na materiale języka niderlandzkiego)*. In: Lewicki, Andrzej Maria (Hrsg.): *Problemy frazeologii europejskiej I*. Warszawa, S. 29-37.
- Sandig, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin.
- Schatte, Czesława/ Schatte, Christoph (1996): Zu ausgewählten Techniken der Modifikation von Phraseologismen. In: Wiktorowicz, Józef (Hrsg.): *Studien zur deutschen und niederländischen Sprache und Kultur. Festschrift für Jan Czochralski*. Warszawa, S. 157-166.
- Schatte Czesława (2008): *Sprichwörter in Artikelüberschriften am Beispiel ausgewählter deutscher und polnischer Wochenschriften*. In: Mikołajczyk, Beata/ Kotin, Michail (Hrsg.): *Terra grammatica. Ideen – Methoden – Modelle. Festschrift für Józef Darski zum 65. Geburtstag*. Frankfurt am Main, S. 371-382.
- Schramm, Wolfgang (1996): *Feuer und Flamme – Phraseologismen in der Werbung*. In: Wiktorowicz, Józef (Hrsg.): *Studien zur deutschen und niederländischen Sprache und Kultur. Festschrift für Jan Czochralski*. Warszawa, S. 167-178.
- Wotjak, Barbara (1992): *Verbale Phraseolexeme in System und Text*. Tübingen.





# Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität

*Ulla Fix*

## 1. Wissen über Texte

„Es wird, wenn überhaupt gesprochen wird, nur in Texten gesprochen“ (Hartmann 1968: 212). Diese aus den frühesten Tagen der Textlinguistik stammende, scharfsichtige und entschiedene Äußerung hat ihre Bedeutung bis zur Gegenwart nicht verloren. Was Hartmann sagt, ist insofern heute so zutreffend, wie es dies damals war, als sich natürlich nichts daran geändert hat, dass Texte unsere Verständigungsmittel sind. Es trifft nun aber für die heutige wie für die damalige Situation auch gleichermaßen zu, dass die Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft die Bedeutung, die der Text als genuines Verständigungsmittel hat, zu wenig reflektiert. Wir handeln mit Texten, sind uns dessen aber kaum bewusst. Nach wie vor ist es daher nötig, diese Tatsache immer wieder ins Bewusstsein zu rufen – ins Bewusstsein sowohl der Wissenschaftlergemeinschaft als auch der DeutschlehrerInnen und der LehrerInnen anderer Fächer; denn mit Texten und mit deren angemessener Handhabung haben sie alle zu tun. Ein reflektiertes Verhältnis zu Texten und zum Umgang mit ihnen sollte daher für alle Genannten eine unbedingte Notwendigkeit sein. Diese Feststellung soll nicht so verstanden werden, als müsse man sich mit dem Instrumentarium von Formen und Wörtern, die den Text ja überhaupt erst möglich machen, nicht ebenso gründlich beschäftigen. Sicheres Systemwissen gilt unbestritten und zu Recht als die Basis für jede Art von Umgang mit dem Text, ob es sich nun um Produktion, Rezeption oder Analyse handelt. Dass die Beschäftigung mit dem Text selbst als Mittel der Kommunikation dagegen nicht als Selbstverständlichkeit gilt, zeigt sich an folgendem Beispiel: Auf der Jahrestagung der „Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft“ zum Thema „Linguistik in der Schule“ im Jahr 2004 gab es weder in den Eröffnungsvorträgen noch in der Schlussrunde Beiträge, in denen der Text zum Gegenstand gemacht wurde. Durch diese Ausklammerung von Faktischem wird ein eingegrenzter Blick auf die Wirklichkeit der Kommunikation vermittelt.





Ein Gegenstand, der Wissenschaftler und Lehrende miteinander verbindet und für beide gleich wichtig ist, wird ausgeblendet. Die Befähigung zum Umgang mit komplexeren sprachlichen Strukturen, als es Wort und Satz sind, wird zurückgestellt. Darüber hinaus vernachlässigt man so auch die kulturwissenschaftlich orientierte Perspektive auf Sprache; denn mit der Betrachtung von Texten bekommen wir nicht nur sprachliche Befunde in den Blick, sondern auch den kulturellen Hintergrund, vor dem die Texte eine Rolle spielen, sowie ihre Eigenschaft, selbst Instrumente innerhalb einer Kultur zu sein.

Tatsächlich verständigen wir uns also mit Texten und nicht mit kleineren Einheiten, nicht mit Wort und Satz<sup>1</sup>, die aber, da sie den Text mit konstituieren, in ihrer Leistung für diesen Text, nach ihrer jeweiligen Funktion innerhalb des Textganzen untersucht werden müssen. Dieser Wissensbereich bildet den innersten (aber auch engsten) Bereich des Textwissens, gewissermaßen seinen – unentbehrlichen – Kern. Um ihn herum legen sich wie Ringe weitere Areale von Wissensbereichen: Wissen über die textthematische Strukturierung, die die Texteinheit konstituiert und den Umgang mit Texten erst ermöglicht, Wissen über die kommunikative Eingebettetheit der Texte und über deren kognitive Bezüge und schließlich über ihre kulturelle Geprägtheit. Zwischen all diesen Bereichen gibt es Beziehungen. Den Kern, das grammatische Wissen, allein zu kennen, reicht demnach nicht aus. Über dieses Kern-Wissen hinaus ist u.a. Wissen von Arten thematischer Entfaltung nötig, man muss also die Verfahren der deskriptiven, explikativen, argumentativen, narrativen Entwicklung eines Themas im Textzusammenhang erkennen und auch selbst umsetzen können (Brinker 2001). Ein und denselben Sachverhalt, z.B. eine Bergbesteigung, kann man erzählend oder berichtend darstellen. Auch die deskriptive Themenentfaltung ist bei diesem Thema möglich, z.B. in einem Kletterführer. Man muss außerdem mit den Umständen kommunikativen Handelns umgehen können, sich also z.B. in seinem sprachlichen Verhalten auf symmetrische oder asymmetrische Beziehungen zwischen Textproduzenten und Textrezipienten oder auf Mehrfachadressierung einstellen können. Diese Anforderungen sind mit der Textsorte immer schon gegeben. Eine Einstellung auf Mehrfachadressierung ist z.B. bereits bei der Rede einer Schülerin, eines Schülers zur Abiturfeier gefordert. Schülerschaft, Lehrerschaft und Familienmitglieder müssen gleichermaßen angesprochen werden, was es notwendig macht, im Stil eine mittlere Lage zu finden, die allen Adressaten gerecht wird. Weiter müssen Bezüge zwischen dem Weltwissen und den Texten, mit denen man es zu tun hat, hergestellt werden. So ermöglicht z.B. erst das

---

1 Einbezogen werden muss dabei freilich die Tatsache, dass unter gewissen Umständen auch einmal ein Wort oder eine Wortgruppe Textcharakter haben kann: „Vorsicht!“.





Wissen über die Funktion von Werbung das Verständnis von Werbetextsorten und ihre Ausformung in einzelnen Werbetextexemplaren. Schließlich muss man auch die kulturelle Geprägtheit einer jeweiligen Textsorte kennen, also z.B. wissen, wann die Verwendung eines Textes einer bestimmten Textsorte angebracht ist und wann dies nicht der Fall ist. Kontaktanzeigen z.B. gibt es nicht in Kulturen, die traditionellere Formen der Ehevermittlung aufrechterhalten. Selbstverständlich sind nicht allen Kommunikationsteilnehmern diese verschiedenen Wissensvoraussetzungen in gleichem Maße bekannt und bewusst. Man reflektiert seinen Umgang mit Texten gemeinhin erst dann, wenn Kommunikationsprobleme auftreten. Aber die Mitglieder einer Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft haben in der Mehrzahl der Fälle doch offensichtlich ein ausreichendes vorwissenschaftliches, d.h. unbewusstes Wissen, um sich verständigen zu können. Sie wissen also einigermaßen, wie Texte beschaffen sein müssen, um eine bestimmte Aufgabe zu lösen. Wäre dies nicht der Fall, könnten wir nicht alle auf viele gelungene Kommunikationsakte zurückblicken.

## 2. Texte als kulturelle Instrumente

Kulturgemeinschaften haben für das im Sinne ihrer Gemeinschaft existentiell nötige Miteinanderhandeln, zu dem auch das Miteinanderkommunizieren gehört, feste Formen entwickelt. Formen, auf die alle gleichermaßen zurückgreifen können und – bei Strafe des Misserfolgs – zurückgreifen müssen. So haben wir Muster der Höflichkeit entwickelt, die neben den sprachlichen Formen (*Guten Tag, Hallo!, Hi!*) auch körperliches Verhalten in „kleinen Ritualen“ mehr oder weniger festlegen. Es ist z.B. geregelt, unter welchen Umständen man sich mit welchen Gesten begrüßt: Handreichen oder nicht? Umarmen oder nicht? Wangenküsse oder nicht? Und wie viele, in welcher Reihenfolge? Nicht wenn die Regeln eingehalten werden, sondern erst, wenn man sich hinsichtlich der Regeln unsicher ist oder wenn sie verletzt werden, fallen sie auf. Ebenso wie wir nicht-sprachliche Verhaltensroutinen haben, verfügen wir auch über sprachliche Routinen, die gleichfalls der Ermöglichung und Regelung des Zusammenlebens dienen. Auch deren Existenz fällt erst bei Kommunikationsproblemen auf. So haben Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften Textsorten entwickelt, die helfen sollen, Probleme<sup>2</sup> des Miteinanderlebens sprachlich-kommunikativ in den Griff zu bekommen. Wie lüde man sich z.B. eine große Gästeschar ins Haus, wenn man nicht die Form

---

2 „Problem“ ist hier nicht negativ wertend gemeint, sondern im Sinne einer Situation, die einer Reaktion bedarf.





des Einladungsbriefes oder der Mailingliste hätte? Wie könnte man einen freien Tag beim Arbeitgeber erwirken, wenn es nicht die Regelung gäbe, dass ein Antragsformular oder ein Urlaubsantrag auszufüllen ist? Wie kämen Kinder darauf, wer bei einem Versteckspiel mit dem Suchen an der Reihe ist, wenn es nicht den Abzählvers gäbe? Und wie würden wir mit seelischen Verletzungen und mangelndem Selbstwertgefühl fertig, wenn wir nicht ab und zu einmal klatschen dürften und uns auf diese Weise gegenüber den Beklatschten ein wenig aufwerten könnten? Wie gingen wir mit Enttäuschungen und Trauer um, wenn es nicht das Klagen<sup>3</sup> gäbe? All dies sind Formen, die die Bewältigung von Situationen, das Lösen von Problemen ermöglichen. Sie funktionieren selbstverständlich nur, wenn alle Beteiligten sie kennen und produktiv wie rezeptiv mit ihnen umgehen können. Gerade dieses Vermögen müsste die Schule vermitteln. Sie sollte dabei auch die Fähigkeit vermitteln, Texte kritisch zu betrachten. Die Bewertungsmaßstäbe kann man z.B. im Zürcher Textanalysemodell finden. In dieses Modell sind alle Aspekte, die man beim Umgang mit Texten zu berücksichtigen hat, aufgenommen worden (vgl. Nussbaumer 2000). Was in diesem Modell fehlt, was es auch gar nicht darstellen soll, ist eine Beschreibung der Textmuster insgesamt, die das Textwissen ausschnittsweise bündelt. Diese kann man sich auf der Grundlage eines Textsortenrasters unter Rückgriff auf das alltagssprachliche Textsortenwissen selbst erarbeiten (vgl. Nussbaumer 2000: 3). Bei der Vermittlung von Textkompetenz in der Schule sollten nun nicht die einfachen Formen, die man bereits im Vorschulalter kennt, wie Abzählreime, Lieder, Sprüche, im Mittelpunkt stehen. Alltagspraktische Textsorten wie das Einladungsschreiben, der Entschuldigungsbrief, das Antragsformular, das Protokoll dagegen sollten im Unterricht größeren Raum einnehmen, wie es in der Praxis ja auch der Fall ist. Darüber hinaus ist die Beschäftigung mit komplexeren Textsorten, z.B. mit journalistischen Texten, mit umfangreicheren Werbetexten und vor allem mit literarischen Texten unter dem Aspekt ihrer spezifischen Textualität eine wichtige Aufgabe (s.u.). Denn neben der Fähigkeit, Fehlleistungen bei der Umsetzung von Texten zu erkennen (Fehler im Sprachlichen, mangelnde Folgerichtigkeit, Unangemessenheit in Bezug auf die Adressaten usw.), erlangt eine andere Fähigkeit immer größere Bedeutung, nämlich die, bewusstes Abweichen vom Vorgegebenen, vom Muster der jeweiligen Textsorte, zu erkennen und beschreiben zu können. Unsere gegenwärtige Kultur ist in hohem Maße und in allen Lebensbereichen geprägt von der Praxis des intendierten Abweichens.

---

3 ‚Klatschen‘ und ‚Klagen‘ sind so genannte ‚kommunikative Gattungen‘, die ich mit Texten gleichsetze. Zu ‚kommunikativen Gattungen‘ siehe Bergmann/Luckmann (1993) und Günthner (2000).





Das Andersmachen, als es eigentlich üblich ist, ist zu einer dominierenden Kulturtechnik geworden. Der Umgang mit dieser Kulturtechnik muss, wenn nicht gelehrt, so doch bewusst gemacht werden. Voraussetzung ist die sichere Kenntnis der Muster. Nur wenn man die Ausgangssituation, die gerade gültigen Muster, kennt, kann man die Abweichung überhaupt feststellen und deren Intention erfassen.

### **3. Textmuster – textsorten-spezifische Ausschnitte des Wissens über Texte**

Beim Vermitteln von Textsortenwissen muss es in erster Linie um das Bewusstmachen von Mustern gehen. Für alle mündlich und schriftlich ausgeführten Sprechereignisse (z.B. Bewerbungssituation, Geschäftsverhandlung, Prüfung, Gottesdienst) gibt es im Alltag einer jeden soziokulturellen Gemeinschaft fixierte Gebrauchsweisen, Muster und Routinen, die man kennt und denen man folgt, die zu unserer Kultur im Sinne von Coulmas (1979) gehören:

So gesehen ist Kultur die Organisationsform einer Lebenswelt, die sich als Menge aufeinander abgestimmter, sich ergänzender und teilweise interferierender Stile und Interpretationsweisen alltäglichen Verhaltens darstellt [...]. In Analogie zur kommunikativen Kompetenz ist Kultur in diesem Verständnis als Objekt der Beschreibung eine Menge von Fähigkeiten und Problemlösungsstrategien bzw. ein Wissensbestand, der die Bewältigung alltäglicher Aufgaben auf gruppenkonforme Weise gestattet. (Coulmas 1979: 24)

Auf diese Muster sind wir also bei der Herstellung und beim Verstehen von Texten angewiesen. Anders nämlich, als wenn es um die Rechtschreibung oder den Satzbau geht, um nur zwei Beispiele zu nennen, können wir beim Textproduzieren und -rezipieren mit Regeln wenig anfangen. Zu viele Einzelentscheidungen müssten getroffen werden, und das große Ganze des Textes als kommunikative Einheit käme gar nicht erst in den Blick. Wir haben die sehr komplexen Text- und Stilvorgaben daher nicht als abzuarbeitende Regelinventare, die notwendigerweise unüberschaubar wären, verinnerlicht, sondern als Muster. Muster sind im Sinne der kognitiven Psychologie Möglichkeitsfelder, in denen es sowohl einige überindividuelle Handlungsorientierungen gibt als auch Ermessensspielräume. Sie bilden sehr komplexe Wissensstrukturen, die die Vielfalt dessen, was man bei der Produktion und Rezeption an Wissen braucht, prototypisch bündeln. Wichtig für unser Thema ist nun, dass es innerhalb der Muster Elemente des Normativen als Handlungsorientierung gibt und daneben auch Nichtgenormtes, Freiräume, die es individuell zu füllen gilt. Muster sind also immer ein unabdingbarer Zusammenhang





von Konventionellem und Individuellem, Festlegung auf Verbindliches und Möglichkeit für Abweichungen zugleich. Im Ungesicherten, in den Freiräumen liegt die Chance für Neuerungen. Dass Muster übernommen und wieder erkannt werden können – Bedingung für ihren Gebrauch – beruht darauf, dass die vorgegebenen Elemente den Charakter des Prototypischen haben. Einige hochtypische Elemente mit Signalfunktion markieren das Muster, so z.B. „*Es war einmal ...*“ im Märchen, „*Im Namen des Volkes ...*“ in der Gerichtsverhandlung, „*Liebe Brüder und Schwestern*“ und „*Gebet bin in Frieden*“ im Gottesdienst.

Nicht nur die Kenntnis von sprachsystematischen Gegebenheiten, von Funktionen, Situationen und Verfahren kommunikativen Handelns<sup>4</sup> allgemein ist demnach für das Textherstellen und Textverstehen unentbehrlich, sondern auch das Wissen darüber, wie sich das allgemeine Sprach- und Kommunikationswissen in dem Muster einer Textsorte ausschnittsweise wieder findet. Man kann die Anwendung des Musterbegriffs, wie wir sie z.B. bei Heinemann/Viehweger (1991) finden, nun dahingehend erweitern, dass man Musterhaftes nicht nur im Bereich der Formulierungen sucht, wie meine Beispiele es zunächst nahe legen könnten, sondern dass man auch im thematischen und funktionalen Bereich auf Musterhaftes achtet und so zu kompletten Textmustern gelangt. Dies kann man tun, indem man den sprechakttheoretischen Ansatz von Mutsch/Pasch (1987) auf Texte bezieht und, wie Sandig es schon 1978 vorgeschlagen hat, Texte als komplexe Sprechakte betrachtet. Das bedeutet – den Gedankengang von Sandig weitergeführt – , dass Textmuster als komplexe Sprechakte unterschiedliche, jeweils beschreibbare Teilakte aufweisen müssen, nämlich

die Textproposition (die den Text bestimmende Textreferenz und Textprädikation, propositionales Grundelement)

**Beispiel:**

*In der Textsorte ‚Lebenslauf‘ ist dies die eigene Darstellung bestimmter Bildungs- und Ausbildungsabschnitte und auch persönlicher Ereignisse des eigenen Lebens.*

die Textillokution (die den Text dominierende Sprachhandlung, illokutives Grundelement)

**Beispiel:**

*In der Textsorte ‚Lebenslauf‘ ist dies das INFORMIEREN über die eigene Biographie.*

---

4 Diese Kategorien beziehen sich auf die Wissenssysteme, die Heinemann/Viehweger (1991) anführen.





die Textlokution (für die Textsorte typische Elemente des Formulierungsaktes, stilistisch-formulative Grundelemente)

**Beispiel:**

*In der Textsorte ‚Lebenslauf‘ sind dies Formulierungen wie die folgenden:*

*Am ... wurde ich als Sohn des ... und der ... in geboren.*

*Nach erfolgreichem Abschluss des Gymnasiums nahm ich eine Lehre als ... auf.*

An diesen prototypischen Elementen erkennt derjenige, der in der Kultur zu Hause ist, mühelos die Textsorte ‚Lebenslauf‘. Prototypisches zu kennen, Musterwissen zu erwerben bedarf der Einübung durch den Gebrauch, durch den reflektierten Umgang mit der Umsetzung dieser Textmuster in der Kommunikationspraxis.

## 4. Abweichungen von Textmustern – Fälle von Kreativität

### 4.1. Abweichung

Dittgen (1989) beschreibt Abweichungen, was paradox klingen mag, als regelhaft. Ihr Ausgangspunkt ist, dass – bezogen auf wohlgeformte Äußerungen – Regeln das Übliche und Gängige sind. Wir lernen sie als Muster für Sprachhandlungen und erwarten von den Kommunikationspartnern deren Einhaltung. „Die Schwierigkeiten beginnen, wenn festgelegt werden soll, worin das Übliche, das Gängige besteht und wann davon abgewichen wird“ (Dittgen 1989: 15).

Zu der Einstufung einer Abweichung als Fehler kommt der Rezipient, wenn er feststellt, dass der Produzent aufgrund von Defiziten im Sprachwissen sprachliche Normen oder Regeln nicht befolgt hat, deren Einhaltung der Rezipient als notwendig ansieht. Das wichtigste Kriterium ist dabei, ob der Rezipient die Abweichung als intendiert betrachtet oder nicht [...]. Neben den Fehlern gibt es also Abweichungen, die der Rezipient positiv bewertet. Das geschieht generell, wenn die Abweichungen als ‚poetische Abweichungen‘ [...] der literarischen Sprachebene zugeordnet werden. Aber auch in der Alltagskommunikation können bestimmte dialektale und soziale Abweichungen, hinter denen der Rezipient eine Absicht des Produzenten vermutet, positiv bewertet werden. Bewertungskriterium ist die unterstellte Intention des Produzenten. (Dittgen 1989: 17)

Die Unterscheidung verläuft danach, ob man der Abweichung einen ‚Mehrwert‘ zuschreiben kann. Von Mehrwert sprechen wir bei Mitteilungen die über den Informationswert einer „normalen“ Äußerung hinausgehen und die darin bestehen können, dass ein Text auffällig, überraschend, witzig, pfiffig, originell, mehrdeutig, geheimnisvoll erscheint (vgl. Dittgen 1989: 19). Hinter jeder Abweichung steckt ein perlokutiver Versuch, den Dittgen (1989) in der





23070504 555555

**(POP UP)**  
www.propellias.de  
www.repertoire-mag.net

DOWN  
live: **Ada** (Areal/Rec/MGIn)  
DJ: **Jan-Eric Kaiser** (Areal/Rec/MGIn)  
rentek (propellias/directon/leipzig)

 **airline**  
elektra

UP  
live: **Namuko** (Buback/Zürich)  
DJ: **Jazzanova** (sonar kollektiv/Berlin)  
Sevensol & Bender (repertoire/IKO/Leipzig)

**VIA:**  **reggae**  
resoul  
house  
breakbeat

folgenden Weise formuliert: „Ich weiche von Bekanntem ab, also setze ich mich mit Bekanntem auseinander (und ich wünsche, dass du das auch tust).“ Mit Bezug auf das Handlungsmuster ‚Abweichen‘, wie es in der pragmatischen Stilistik verwendet wird, stellt sie eine Typologie von Abweichungen auf, die alle auf der Superregel beruhen „Wecke die Aufmerksamkeit des Rezipienten, überrasche ihn, indem du eine unerwartete Wendung machst“ (Dittgen 1989: 43). Dittgen hat ihre Untersuchungen auf Kurztexte wie Überschriften, Slogans, Schlagzeilen u.Ä. bezogen. Wie weiter unten gezeigt werden soll, lassen sich intendierte Abweichungen auch bei komplexeren Texten feststellen und beschreiben.

Erkennen wir nun tatsächlich, wie Dittgen es annimmt, wann intendiert vom Vorgegebenen abgewichen wird? Man kann ihr aus zwei Gründen darin folgen, dass dies der Fall ist. Der erste Grund: Eine Intention lässt sich immer nur sprachlich, also auf der Textoberfläche, ausdrücken, sie muss also auch dort ablesbar sein. Wir haben Übung darin, Textoberflächen auch auf ihren Mehrwert, nicht nur auf ihre Primärbedeutung hin zu lesen, und wir sind es durchaus gewohnt zu fragen, was dieser Mehrwert uns zu sagen hat, d.h. wir schreiben der auffälligen Textoberfläche eine Intention zu.

Der zweite Grund: Wir sind durch unsere kulturelle Praxis bereits darauf eingestellt, dass Textmuster nicht immer eingehalten werden und dass dies intendiert sein kann. D.h. unsere Erwartungen richten sich mittlerweile auch auf Abweichungen, jedenfalls in bestimmten Lebensbereichen, so z.B. in der Werbekommunikation. Daraus folgt, dass auch die Textsorte selbst, also z.B. der Werbeslogan, ein Signal sein kann für eine besondere Art von Rezeptionsangebot, das das Wahrnehmen von Nichtkonventionellem fordert und Rezipienten eventuell auch einstellt auf das Genießen der Besonderheit, des Spielerischen, des Respektlosen, das die Abweichungen vermitteln können.

## TEXT 1: Flyer





## 4.2. Wahrnehmung

Texte mit intendierten Abweichungen sind eine Herausforderung für den Wahrnehmungsprozess. Die Wahrnehmung der Textoberfläche – an sich natürlich eine unbedingte Notwendigkeit – wird zusätzlich wichtig, wenn man die gegenwärtige Tendenz zu immer mehr Ästhetisierung auch im nichtliterarischen Textbereich bedenkt. Zunehmend sind in Alltagstexten, in bestimmten Bereichen öffentlicher Kommunikation wie Presse, kommerzielle und politische Werbung, Anzeigen und Sprüche, Verfahren der Hervorhebung, eben des Abweichens, zu beobachten, wie wir sie auch in den Texten (1) und (2) finden: Was wir da sehen, ist keine nach dem gängigen Muster formulierte Einladung bzw. Anzeige, sondern jeweils eine Textmuster Mischung. Wenn hier von Ästhetisierung die Rede ist, ist die Spielart der praktisch-ästhetischen (vgl. Kainz 1948) bzw. pragmatischen Ästhetik (vgl. Dörschel 2002, Mukarovsky 1982, Welsch 1993) gemeint. Zwei grundsätzliche Gedanken sind mit der Vorstellung von dieser Art von Ästhetik verbunden. Der erste: Was die Beispieltex te auszeichnet, ihre Abweichung vom Erwarteten, die Hervorhebung durch besondere Gestaltung, ist ein auf Wahrnehmung hin angelegtes Phänomen. Mukarovsky (1982: 33) nennt dies die „isolierende Kraft der ästhetischen Funktion“ und meint damit, dass die formale Überhöhung mit dem Ziel hergestellt wird, die Aufmerksamkeit gerade auf diesen einen Text zu lenken und andere Texte daneben gleichsam „unsichtbar“ zu machen. Indem der eine Text durch Ästhetisierung aus der Menge herausgehoben wird, „unterliegen“ andere, weniger auffällige Texte in dieser Konkurrenz dem starken Reiz der Anästhesierung (vgl. Welsch 1993: 10 ff.; Fix 2001: 39), d.h. sie „verschwinden“ aus dem Gesichtsfeld der Rezipienten, obwohl sie materiell noch da sind.

Kunst und Verkauf.  
Zwei Dinge, wie sie gegensätzlicher nicht sein können.

Sagt man. Glaub t man.  
Weiß man. Aus Erfahrung.  
Wer kann schon etwas gegen Erfahrung sagen?

Ich.  
Psychologin.  
Partnerin von Kunstunternehmen und Künstlern.

Verkaufen ist Kunst.  
Kunst im kommunikativen Bereich.

Emotionaler Wert.  
Künstlerischer Wert.  
Wert für den Interessenten.  
Marktwert.

Fakten.  
Und.  
Sensibilität.  
Und.  
Kommunikation.

Kunst des Verkaufes.

Erlernbar

Henke@Training  
Individuell in Erarbeitung Durchführung Ort Zeit.

Für Sie allein.  
Für Ihr Unternehmen.

Im Handel.  
In der Wirtschaft.  
Im Dienstleistungssektor.

In allen Bereichen

## TEXT 2: Werbetext





Der zweite Gedanke: Die Wahrnehmung von solcherart hervorgehobenen Texten erfordert eine besondere lustvolle/reizvolle Bewältigung (vgl. Dörschel 2002, Fix 1986) der vom Text gesetzten Verstehensmühen. So muss man, um Text (1) zu verstehen, die folgenden kognitiven Anstrengungen aufbringen: Erkennen der „mitspielenden“ Textsorten ‚Kofferanhänger‘ und ‚Einladung‘, Identifizieren des Themas und der Intention, die Bedeutung der nonverbalen Elemente, hier Form, Farbe, ikonische Zeichen u.a. All dies geschieht vor dem Hintergrund der Besonderheiten der Textsorte Flyer. Für das Verstehen von Text (2) ist es nötig, die zwei Textsorten Anzeige und Gedicht aufeinander zu beziehen und möglicherweise das Faktum des Individuellen, hier die individuelle Beratung, die die Anzeige verspricht, dort die höchst individuelle Leistung, die jedes Gedicht darstellt, als *tertium comparationis* zu verstehen.

Obwohl die Abweichungen oft nicht mehr überraschend kommen, weil wir sie z.B. von Werbetexten und Flyern mittlerweile schon erwarten, bieten sie sowohl bei der Produktion als auch bei der Rezeption immer einen Anlass für Kreativität; denn wenn man auch die Existenz von „Regeln für Abweichungen“<sup>5</sup> annimmt, bedeutet die Herstellung eines jeden abweichenden Textes immer, dass eine individuelle Grundidee da sein muss, die jeweils eine individuelle Ausführung erfordert. Nehmen wir einmal die Mischung von Textmustern als ein solches mittlerweile regelhaftes Vorgehen an, dann bleibt immer noch die Aufgabe, die konkrete Textmuster Mischung herzustellen bzw. wahrzunehmen und zu verstehen: Texte mit Textmuster Mischungen, wie wir sie in (1) und (2) vor uns haben, sind dadurch gekennzeichnet, dass sie Beziehungen zu mehreren Textmustern haben. Die RezipientInnen müssen erschließen, welche Textsorten das sind und worin der Mehrwert des Verfahrens liegen kann. Auf diese Weise, die man Verfremdung durch Textmuster Mischung nennen könnte, wird die von der Überfülle des Textangebots ermüdete Aufmerksamkeit des Rezipienten neu geweckt.

Dieses Verfahren ist ohne alltagssprachlichen Textsortenbegriff nicht zu fassen. Das Spielen mit Textmustern, das geläufige Abwandeln und Mischen beruht eben nicht auf theoretisch gewonnenem Typenwissen, sondern auf dem Alltagswissen über Texte, das die Sprachteilnehmer mehr oder weniger miteinander teilen und das sich entwickeln und verändern kann.

### 4.3. Kreativität

Intendierte Abweichungen haben immer etwas mit Kreativität im Sinne von ‚etwas anders machen als üblich‘ zu tun. Ob man sich auf Kreativitätsbestim-

---

5 Dittgen (1989) nennt Inkompatibilitäten, Verdichtungen, Mehrdeutigkeiten, Zusammenziehungen, Phraseologismus-Abwandlungen, Laut-Verschriftungen.





mungen aus der Psychologie oder Ästhetik stützt bzw. sich auf linguistische Überlegungen beruft, immer wird der Bezug auf das Neue, Originelle, Einmalige hergestellt, das nur vor dem Hintergrund des Üblichen, Gewohnten seine Wirkung entfaltet.

Kreativität, die Fähigkeit, etwas Neues zu schaffen, wobei häufig betont wird, daß es gleichzeitig etwas Zweckmäßiges sein müsse, hervorgehoben wird des weiteren meist das Moment der Durchbrechung von Konventionen. In der klass. Kreativitätsforschung [...] wird K. v. a. unter dem Aspekt der Generierung gesehen: K. impliziert weniger die Konstruktion einer eindeutigen Lösung als das Hervorbringen vieler Lösungsvorschläge – bei Aufgaben mit offenem Lösungscharakter. [...] Wenn man einen Unterschied zw. kreativem u. produktivem Denken herausheben will, so wäre dies, daß K. immer ein Problem finden beinhaltet [...]. (Städler 1998)

Kreativität ist allgemein das Vermögen, neuen, unbekanntem Herausforderungen zu begegnen und neue Probleme angemessenen Lösungen zuzuführen. Im engeren Sinn ist K. das Vermögen schöpferischer Produktion. Ihre Voraussetzungen sind ein hohes Maß an Sensibilität gegenüber allen Veränderungen der Wirklichkeit sowie die Fähigkeit, erlernte und zur Routine verhärtete Techniken oder Verhaltensweisen zu revidieren und den veränderten Bedingungen anzupassen. K. ist im täglichen Leben ebenso erforderlich wie in der Politik, der Wissenschaft und bei der Lösung technischer Probleme. In der Kunst überschneidet sich der Begriff mit dem der – Originalität. (Henckmann/Lotter 1992)

Zugrunde liegt also die Vorstellung von einem wie auch immer gearteten schöpferischen Sprachverhalten, mit dem man ungelösten Kommunikationsproblemen begegnet. Dort, wo es keine sprachlichen Regeln und Routinen gibt, bzw. dann, wenn man vom Regel- und Routinehaften um eines bestimmten Effektes willen abweichen will, ist die „alltagssprachliche“ (ebd.) Kreativität am Platze, eben das Problemlösen, das in nicht-routinierten, „neuen“ Situationen gebraucht wird und das es ermöglicht, individuelle, nicht-erwartbare und vorhersehbare Formulierungen vom Einzelwort bis zum ganzen Text zu finden.

Stein (1995: 107) unterscheidet in diesem Kontext zwischen Problemlösen: Etwas Neues, noch nicht Vorhandenes oder Bekanntes muss kreiert werden und Aufgaben-Bewältigen: auf bekannte Lösungsmethoden und -verfahren zurückgreifen, die sich in der Gesellschaft herausgebildet und zu Lösungsmustern verfestigt haben. Unser alltagssprachliches Verhalten ist eine Mischung aus beiden Alternativen, die sowohl Wörter und Sätze als auch Texte betrifft. Während routinehaftes Vorgehen das sprachlich-kommunikative Handeln von einem allzu großen intellektuellen Aufwand entlastet und das Formulieren insofern relativ mühelos gestaltet, bedarf innovatives Handeln eines viel größeren kognitiven Aufwandes. Bewusste Reflexion und Heraus-





finden von Problemlösestrategien sind gefragt. Dittgen (1989) macht allerdings darauf aufmerksam, dass Abweichungen mittlerweile auch in einem gewissen Grade routiniert sein können, und zeigt dies an den von ihr empirisch ermittelten Regeln für Abweichungen.

## 5. Beispiele

### 5.1. Flyer

Die Beachtung des Text-Textmusterbezuges kann unter dem Gesichtspunkt des kreativen Abweichens für die Textanalyse von besonderer Bedeutung sein. In manchen Bereichen unseres Lebens sind „ungebrochene“ Text-Textmusterbeziehungen durchaus nicht mehr der Normalfall. Den bildet vielmehr der spielerische Umgang mit Textmustern. Das zeigt sich besonders deutlich in Texten der Jugendkultur, aber auch in Werbe- und Anzeigentexten, in denen Musterbrüche an der Tagesordnung sind. Die Textbeispiele (1) und (2) können als prototypisch für ein solches Verfahren gelten.

Text (1) ist ein Beispiel aus der Jugendkultur, ein Flyer, der in der Form eines Kofferranhängers gestaltet ist. Er steht für viele Flyer-Texte, die analog in einer auf intertextuelle Beziehungen anspielenden Weise hergestellt sind.

*Flyer* oder *Party-Flyer* nennt man Handzettel für jugendliche Tanzveranstaltungen. Diese relativ neue Textsorte gilt gegenwärtig als eine der innovativsten Formen des Kommunikationsdesigns. [...] Dass die Flyergestaltung nicht nur dem kreativen Impuls, sondern auch Konventionen und Erwartungshaltungen folgt, lässt sich freilich an Produkten und an Kommentaren zu diesen festmachen. Gleichzeitig schließt das (unausgesprochene) Einverständnis von Produzenten und Rezipienten darüber, was ein „typischer Flyer“ ist, originelle Textgestaltung nicht aus, sondern bildet gerade ihre Grundlage. (Androutopoulos 2000: 175 f.)

Als Werbung für Tanzveranstaltungen haben Flyer eine primär appellative Funktion, die jedoch an die Informationsfunktion gekoppelt ist. Sie informieren über eine Veranstaltung und die dort auftretenden Künstler und wollen Interesse am Besuch der Veranstaltung wecken. Androutopoulos (2000: 184) weist daraufhin, dass Flyer im Gegensatz zu Werbeanzeigen direkt ausgehändigt oder z.B. in Szeneläden, Kneipen, Clubs individuell ausgelegt werden und daher nicht auf ein Trägermedium (Wand, Bildschirm etc.) und nicht auf stilistische Vorgaben einer Firma z.B. angewiesen sind. D.h. die Hersteller und Verteiler der Flyer können ihren eigenen Geschmack und den Musikstil der Gruppe, zu deren Konzert sie einladen, ausdrücken und sie können immer neue Ideen entwickeln, um mit Hilfe ihrer Entwürfe das ‚Gesicht‘ der





Veranstaltung (ebenda., 181) zu verdeutlichen. Dabei können sich die Gestalter auf ein „gruppenspezifisch geteilte/s kulturelle/s Wissen“ stützen (vgl. Androutsopoulos 2000: 185). Die Texthandlung der Flyer besteht aus den Teilhandlungen Selbstdarstellung, Produktdarstellung und Ort-/Zeit-Information. Sponsorenangaben sind möglich. Flyer sind gekennzeichnet durch eine besonders enge Beziehung zwischen sprachlichen und visuellen Mitteln.<sup>6</sup> Das gerade macht ihre Untersuchung im Falle des Textes (1) interessant. Ein spezieller Fall der Gestaltung von Flyern, die Mustermischung<sup>7</sup>, tritt uns hier entgegen: die schon erwähnte Mischung von Kofferanhänger und Einladungstext. Es handelt sich nach Androutsopoulos um ein Exemplar so genannter Falschlogos, wie man sie vielfach findet, z.B. als „Umdeutung“ von Schokoladenverpackungen, Suppentüten, Plattenhüllen u.a. In diesen Fällen stehen die Flyer-Textbausteine an der Stelle der eigentlichen Produktlogos und -angaben. Die visuellen Mittel, die als erstes Erkennungszeichen dienen, bleiben dabei möglichst unverändert. So finden wir in Text (1) viele visuelle Kenzeichen der Kofferanhänger, wie sie im Luftverkehr gebraucht werden. Das Format entspricht dem des Kofferanhängers, ebenso weisen die Art der Schrift und deren Anordnung – vertikal und horizontal – auf einen Anhänger hin. Auch die ikonischen Zeichen, von denen eines einen Koffer und ein anderes einen Propeller darstellt und zwei andere ein startendes und ein landendes Flugzeug symbolisieren, deuten auf das Szenario des Reiseantritts auf dem Flughafen hin. Die sprachlichen Zeichen hingegen sind strikt auf das Ereignis des angekündigten Konzertes bezogen: Namen, Datum, Ortsangaben, Zeitpunkt. Sie verdeutlichen die Illokution APPELLIEREN und INFORMIEREN. Die verwendeten sprachlichen und die visuellen Zeichen haben auf den ersten Blick nichts miteinander gemein. Auf den zweiten Blick entdeckt man in dem Namen ‚propellas‘ ein mögliches Bindeglied. Auch eine durch das Abreis Szenario angeregte Vorstellung von ‚abheben‘ im doppelten Sinne des Wortes könnte als die Brücke zwischen den beiden Gegenstandsbereichen Flugverkehr und Konzertankündigung dienen. Der Rezipient dieses Flyers hat also, vorausgesetzt er ist aufmerksam genug, dem Falschlogo einige Gedanken zu widmen, einen ganz beträchtlichen kognitiven Aufwand zu leisten, um dem Text in allen seinen Elementen<sup>8</sup> gerecht zu werden, und wird dies vermutlich mit einem Anteil an Spaß tun.

6 Eine sehr genaue und ausführliche Darstellung, auf die hier nicht genauer eingegangen werden kann, findet sich in Androutsopoulos (2000).

7 Nach Androutsopoulos die Herstellung intertextueller Beziehungen.

8 Diese Elemente konnten hier nicht annähernd vollständig vorgestellt werden.





## 5.2. Werbetext

Der Beispieltext (2) präsentiert sich in der Textoberfläche wie ein Gedicht, ist aber eigentlich, was die Lektüre schnell zeigt, ein Werbetext. Er ordnet sich in die Tendenz der Literarisierung von Werbung ein, wie sie gegenwärtig vielfach zu beobachten ist, sei es in Katalogen von Ikea oder Hennes und Mauritz, sei es in der Werbung für Messer, Autos oder für Internetdienste.<sup>9</sup> Im Fall des Textes (2) wird offensichtlich für ein Verkaufstraining geworben. Das Interessante an diesem Fall ist, dass zum einen die Ware selbst als Kunst qualifiziert wird – Verkaufen ist Kunst – und dass dies zum anderen in einer Form geschieht, die als Kunst gelesen werden soll. Eine künstlerische Gattung, nämlich das Gedicht, wird als Formvorlage benutzt. Was macht es möglich, diesen Text als Gedicht anzusehen? Signale, die den Gattungsbezug herstellen, sind im parasprachlichen und sprachlichen Bereich vor allem die an Strophen und Verse erinnernde Strukturierung des Textes, die Anordnung von Wortsäulen in drei versetzt zueinander stehenden Spalten und die assoziative Anordnung von Wörtern und Wortgruppen, die teilweise unverbunden oder elliptisch nebeneinander stehen und es den Lesenden überlassen, die Zusammenhänge selbst herzustellen. Das entspricht dem Umgang mit Sprache in Dichtung, wie er sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt hat (vgl. Fix 1998). Teilweise beruhen die Beziehungen zwischen den Wörtern auf dem Prinzip der Parallelität. So in den folgenden Fällen:

*Sagt man. Glaubt man. Weiß man.*

*Ich. Psychologin. Trainerin. Partnerin von Kunstunternehmen und Künstlern. Emotionaler Wert. Künstlerischer Wert. Wert für den Interessenten. Marktwert.*

Es entspricht ebenso dem Charakter poetischer Texte, den Blick des Rezipienten zunächst einmal auf die Materialität, die Textoberfläche zu lenken, d.h. die Selbstreferenz, den Verweis der Zeichen auf sich selbst hervorzuheben, wie es auch dem Poetischen entspricht, dem Wort oder der Wortgruppe gegenüber dem ausformulierten Satz einen besonderen Stellenwert zu geben. Beides ist hier in hohem Maße ausgebildet. Name und Berufsbezeichnung der annoncierenden Person, Firmenname und Firmenlogo sowie die Publikation auf einem öffentlich ausgelegten Blatt machen dann freilich die Lesart deutlich: Der Text ist als ein Werbetext zu lesen. Der Rückgriff auf Elemente der Poesie und damit die Mischung von Elementen eines Werbetextes mit Elementen eines Gedichts sind auch heute noch kaum erwartete Mittel zur Realisierung der Textoberfläche eines Textes, der für Dienstleistungen wirbt.

<sup>9</sup> Vgl. Fix (2001); zur linguistischen Analyse von Werbung allgemein Janich (2003).





Das so umgesetzte Spiel mit der intendierten Verletzung des Prototypischen ist ein Fall von Kreativität. Dem alltäglichen reproduktiven Sprachgebrauch (vgl. Stein 1995: 103 ff.), der von der Vorgeprägtheit des sprachlichen Handelns bestimmt ist, steht das produktive, durch den Bruch von Normen und Mustern charakterisierte Handeln gegenüber, für das Text (1) und (2) jeweils ein Beispiel bilden. Versteht man wie in der Psychologie unter ‚Kreativität‘ die Fähigkeit, vor dem Hintergrund von Konventionen etwas Neues zu schaffen, und will man auch im Deutschunterricht Gelegenheit zur Entwicklung von Kreativität geben, so hat man in solchen Grenzgängertexten sicher einen geeigneten Gegenstand.

### Literatur

- Androutsopoulos, Jannis K. (2000): Die Textsorte Flyer. In: Adamzik, Kirsten (Hrsg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen, S. 175-213.
- Bergmann, Jörg/ Luckmann, Thomas (1993): Moral. Formen der kommunikativen Konstruktion von Moral. Gattungsfamilien der moralischen Kommunikation in informellen, institutionellen und massenmedialen Kontexten. Darstellung des Forschungsvorhabens. Arbeitspapier Nr. 1. Konstanz.
- Brinker, Klaus (1988): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- Coulmas, Florian (1979): Sprache und Kultur. Einleitung zu Dell Hymes: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt am Main, S. 7-25.
- Dittgen, Andrea Maria (1989): Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungsüberschriften, Werbeschlagzeilen, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titeln. Frankfurt am Main. u.a.
- Dörschel, Andreas (2002): Gestaltung – Zur Ästhetik des Brauchbaren. Heidelberg.
- Fix, Ulla (1986): Das Ästhetische als Eigenschaft nichtpoetischer Texte. In: Textlinguistik Heft 13, S.93-99.
- Fix, Ulla (1998): Die Wörter auf dem Papier und die Grammatik in den Köpfen. Zur Textualität und zu Lesarten von „grammatikarmen“ Texten. In: Barz, Irmhild/ Öhlschläger, Günther (Hrsg.): Zwischen Grammatik und Lexikon. Tübingen, S. 165-177.
- Fix, Ulla (2001): Die Ästhetisierung des Alltags – am Beispiel seiner Texte. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 2001/1, S. 36-53.
- Günthner, Susanne (2000): Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Tübingen.
- Hartmann, Peter (1968): Zum Begriff des sprachlichen Zeichens. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 21, S. 205-222.
- Heinemann, Wolfgang/ Viehweger, Dieter (1991): Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen.
- Henckmann, Wolfhart/ Lotter, Konrad (1992): Lexikon der Ästhetik. München.
- Janich, Nina (2003): Werbesprache. Ein Arbeitsbuch. Tübingen.





- Kainz, Friedrich (1948): Vorlesungen über Ästhetik. Wien.
- Motsch, Wolfgang (1983): Sprachlich-kommunikative Handlungen. In: Fleischer, Wolfgang et al. (Hrsg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig, S. 510-512.
- Motsch, Wolfgang/ Viehweger, Dieter (1981): Sprachhandlung, Satz und Text. In: Sprachhandlung, Satz und Text. Linguistische Studien, Reihe A, Heft 80, Berlin, S. 1-42.
- Motsch, Wolfgang/ Pasch, Renate (1987): Illokutive Handlungen. In: Motsch, Wolfgang (Hrsg.): Satz – Text – sprachliche Handlung. Berlin, S. 11-79.
- Mukarovsky, Jan (1982): Kapitel aus der Ästhetik. Frankfurt am Main.
- Nussbaumer, Markus (2000): Lernerorientierte Textanalyse – Eine Hilfe zum Textverfassen? In: Feilke, Helmut/ Portmann, Paul R. (Hrsg.): Schreiben im Umbruch. Schreibforschung und schulisches Schreiben. Stuttgart, S. 96-112.
- Sandig, Barbara (1978): Stilistik. Sprachpragmatische Grundlegung der Stilbeschreibung. Berlin/ New York.
- Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin/New York.
- Sandig, Barbara (1989): Stilistische Mustermischung in der Gebrauchssprache. In: ZGL 10, S. 133-150.
- Städtler, Thomas (1998): Lexikon der Psychologie. Wörterbuch. Handbuch. Studienbuch. Stuttgart.
- Stein, Stephan (1995): Formelhafte Sprache. Frankfurt am Main.
- Welsch, Wolfgang (1993): Ästhetisches Denken. Stuttgart.

### Quelle:

Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität. In: Der Deutschunterricht 1/2005, S. 13-22.

Wir danken der Autorin, Prof. Dr. Ulla Fix, für die Erteilung der Abdruckrechte.





# *Johnnie Walker* versus *Johann Spaziergänger* und *Jaś Wędrowniczek*. Einige Gedanken zu der (Un)Kreativität bei der Übersetzung von Speisekarten

Edyta Grotek

## 1. Anstelle einer Einführung – kreative Suche nach einem Beitragsthema

Wie immer habe ich meinem Partnerübersetzungsbüro den fertigen, ins Polnische übersetzten Text (Beschreibung gewisser Weinsorten) abgeliefert und mich schon auf meinen Feierabend gefreut. Zu guter Letzt noch ein Blick in die E-Mail-Box und – eine panische Nachricht: „Sie haben ein Drittel des Textes gar nicht übersetzt!“. Naja, tatsächlich. Rechnet man Lexeme wie: *Weißweincuvée*, *Welschriesling*, *Weißburgunder*, *Chardonney*, *Zweigelt Rosé*, *Blaufränkisch*, *Priamos Reserve Rot*, *Prophet*, *Poet*, *Spätlese* zusammen, kommt man mit einer gewissen Dosis an durch Zeitdruck verursachten Panik fast auf ein Drittel des gesamten Textes. Eins musste ich zugeben: Ein wenig Phantasie und Kreativität würde sich doch anbieten. Tränke ich doch lieber *Johann Spaziergänger* als *Johnnie Walker*! An der Stelle musste ich sofort an *Eier auf krumme Tour* denken, die ich statt *jajka na boczek* (Spiegeleier auf Speck) in einem kleinen Hotel in Gdańsk<sup>1</sup> gegessen habe und an das *Ausschlafhotel* – eine der ersten Übersetzungen für *Hotel Wyspiański*<sup>2</sup> in Kraków. Beide Äquivalente wurden meines Wissens nach von deutschen Muttersprachlern erfunden, beide fand ich gelungen, humorvoll und verständlich, beide sind wohl – wie ich vermute – das Ergebnis eines Missverständnisses oder einer Überinterpretation, nichtsdestoweniger sind sie meiner Meinung nach ein Stück kreativer Übersetzerkunst.

Ab und zu bekomme ich die einfachsten Aufträge der Welt – deutsche beziehungsweise österreichische Speisekarten ins Polnische – in meine Mut-

1 Übersetzung der Speisekarte des Hotels „Lipce“ in Danzig (letzter Besuch im September 2002).

2 Übersetzung in einem der ersten Flyer auf Deutsch – inzwischen auch in der deutschen Version als *Hotel Wyspiański*.





tersprache, in der ich seit über 30 Jahren spreche, träume und esse – zu übersetzen. Dass solche Aufträge zu den zeitaufwendigsten gehören und einem den Schlaf rauben, wissen nur wenige.

Wie kreativ darf/kann/muss ein Sprachmittler bei der Übersetzung von Speisekarten sein, um das Verständnis in einer bestimmten Kommunikationssituation zu gewährleisten? Ist Kreativität hier überhaupt erwünscht, und wenn ja, in welchem Grade? Das sind Fragen, die ich in dem vorliegenden Beitrag anhand von konkreten, aus meiner Übersetzerpraxis stammenden Beispielen zu beantworten versuche.

## 2. Kreativität, kreativ, Kreativitätsforschung

*Kreativ* wurde im 19. Jh. aus dem Englischen entlehnt (vgl. Kluge, CD-ROM) und wird heute als „schöpferisch; Ideen habend u. diese gestalterisch verwirklichend“ [DDU, CD-ROM] verstanden. Das Abstraktum *Kreativität* ist demnach „schöpferische Kraft, kreatives Vermögen“ und in der zweiten Verwendungsweise, in der Sprachwissenschaft, „mit der sprachlichen Kompetenz verbundene Fähigkeit, neue, nie gehörte Sätze zu bilden u. zu verstehen“ (ebd.).

Die Kreativitätsforschung nahm ihren Ursprung in der Intelligenzforschung und entwickelte sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vgl. Brodbeck 2006: 246[2]). Die ursprünglichen Fragen, welche diese Wissenschaftsdisziplin zu beantworten suchte, konzentrierten sich um die Förderung und Beurteilung von Schülerbegabung. Mit dem Verzicht, Kreativität als „besondere Form intelligenter Leistung“ (ebd.) zu verstehen, wurde die Ausweitung des Forschungsspektrums möglich. Kreativität wurde als ein Prozess verstanden, der nicht nur kognitiv ist, sondern auch von der Umgebung und dem Sozialen abhängt und veranlasst, sogar trainiert werden kann<sup>3</sup>. Gegenwärtig lassen sich in der Kreativitätsforschung mehrere Ansätze unterscheiden, u.a.: wirtschaftswissenschaftliche, biologische, soziologische (vgl. ebd.).

Im Sinne der humanistischen Psychologie spricht man über Kreativität, die unabhängig von Werken oder Produkten ist. In diesem personologischen Aspekt wird sie als Fähigkeit eines Menschen definiert, in jedem Bereich des menschlichen Lebens schöpferisch zu wirken; ihr sind mehrere kognitive Prozesse und individuelle Eigenschaften des gegebenen Individuums immanent (vgl. Czelakowska 2005: 44, siehe auch: Brodbeck 2006: 247f. [3f.]).

Die mit den oben erwähnten individuellen Eigenschaften verbundene Kategorie der *kreativen Persönlichkeit* gilt als dem Kreativitätsprozess, dessen Produkt sowie den diesen Prozess beeinflussenden sozialen Bedingungen

3 Mehr zu Kreativitätstechniken siehe: Schlicksupp (1998).





übergeordnet. Bei der Untersuchung des Kreativitätsprozesses spielen Emotionen eine große Rolle, die den Prozeß begleiten, wie: Unruhe, Hoffnung, Ungeduld, Zufriedenheit oder Leid (vgl. Czelakowska 2005: 20).

Kreativität und Kreativitätsprozess wurden zum Untersuchungsgegenstand von Vertretern mehrerer psychologischer Strömungen, unter anderem der Assoziationspsychologie, deren besonderer Beitrag zu der Erforschung des menschlichen Erkenntnis- und Einbildungsvermögens in der Differenzierung der nachbildenden und kreativen Einbildungskraft anzusehen ist (vgl. ebd.: 20). Der Kreativitätsprozess stützt sich laut den Assoziationspsychologen auf drei Grundsätze: der Ähnlichkeit, des Gegensatzes und der Kontiguität, wobei behauptet wird, dass innovative Ideen am meisten gemäß dem Grundsatz der Analogie entstehen. Der Grundsatz der Ähnlichkeit wird auch in der Introspektionspsychologie betont, neben ihm, so Mednick, sind bei der Entstehung von innovativen Ideen auch weitere Faktoren im Spiel, nämlich: der Zufall und die Vermittlung (Mediation) (vgl. ebd.: 23).

„Ein Modell der kreativen Situation lässt sich aus fünf Elementen aufbauen: 1) äußere Produkte, 2) Emotionen, 3) Wahrnehmung, 4) Bewegungsmuster und 5) Denkprozesse“ (Brodbeck 2006: 249[5])<sup>4</sup>.

In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf den Aspekt des Produktes (der Übersetzung), wobei natürlich nicht behauptet wird, dass die sonstigen Elemente der kreativen Situation beim Übersetzen keine (oder eine geringe) Rolle spielen würden – ganz im Gegenteil.

In der Intelligenzforschung wurde bei dem Versuch einer Kreativitätsdefinition der Prozess des (kreativen) Problemlösens angesprochen (vgl. ebd.: 147[3]), was in Anlehnung an Joachim Funke das „Hervorbringen eines *neuen, individuell* oder *gesellschaftlich nützlichen* Produkts, das *nicht durch* Anwendung von *Routineverfahren* zu erzeugen ist“ (zit. nach: Heiden 2005: 3)<sup>5</sup> bedeutet. Die kreative Einbildungskraft führt zur Erarbeitung neuer Produkte oder Visionen, welche die Grenzen „normaler“ Modifikationen überschreiten, originell sein sollten und die für eine Gemeinschaft in der gegebenen Zeitperiode als wertvoll anerkennbar sind (vgl. Czelakowska 2005: 11-12; 20f.).

Im Sinne des oben Gesagten ist eine kreative Übersetzung als Produkt anzusehen, das als originell und für die Betroffenen in der gegebenen Zeit (also in der konkreten kommunikativen Situation) als nützlich gilt.

4 Mehr dazu siehe u.a.: Brodbeck (2000); Brodbeck (1999).

5 Funke (2003): “Kreatives Problemlösen: Konzept, Messung, Förderung”. Vortrag anlässlich der Graduiertentagung “Intelligenz und Kreativität”, veranstaltet vom Cusanuswerk, 26.–30.11.2003.





### 3. Übersetzung als kreative Kunst

Vorweggenommen wurde bereits die Definition der kreativen Übersetzung, während sich an der Stelle die Frage aufdrängt, ob Übersetzung überhaupt als kreative Kunst gelten kann. Als kreativ wird derjenige betrachtet, der Texte produziert. Ein Übersetzer produziert keine Texte. Er ist an den Ausgangstext gebunden, was „in der Übersetzungswissenschaft [...] mit den [...] Begriffen Äquivalenz, Invarianz und Adäquatheit immer wieder betont [wurde]“ (Kußmaul 2007: 121). Der Bezug zum Ausgangstext wird aber verschieden angesehen und interpretiert. So wird einerseits postuliert, die Übersetzung als: „przetwarzanie (przekodowywanie) tekstu T1 w języku A na znaczeniowo identyczny tekst T1 w języku B”<sup>6</sup> (Dębski 2006: 12) zu verstehen, andererseits wird angenommen, dass als Endeffekt des Übersetzungsprozesses ein neuer Text entsteht, dass also der Text T1 in der Sprache A zu dem Text T2 in der Sprache B wird, so die Vertreter der Skopostheorie.<sup>7</sup>

Im Sinne des Erstgenannten wäre der Übersetzer ein Textrezipient und -reproduzent, im Sinne der Skopostheorie dagegen zugleich ein Textrezipient und -produzent. Man könnte annehmen, dass die Kreativität des Übersetzers seinen Verzicht auf Inhaltstreue gegenüber dem Ausgangstext bedeutet: Je weniger der Bezug zum Ausgangstext, desto mehr Chancen für die Kreativität der Übersetzers, so Kußmaul (vgl. Kußmaul 2007: 122).

Entscheidend ist hier aber der Zweck der Übersetzung, deren Funktion. Eine kreative Übersetzung stelle „eine Veränderung gegenüber dem Ausgangstext dar und enthält dadurch etwas Neues [...]. Gleichzeitig aber, und dies ist genauso wichtig, ist sie dem Zweck [...] angemessen“ (ebd.).

Kußmaul schlägt weiter ein Modell des kreativen Übersetzens und deren strategische Schritte vor, die im Folgenden nur kurz erwähnt seien<sup>8</sup>: als Erstes sollte die Funktion des Textes bestimmt werden – diese ist im Auftrag genannt oder zu erschließen. Der Übersetzer muss sich die Frage stellen, welche Wissensvoraussetzungen beim Leser notwendig sind und folgerichtig auch, ob es sich empfiehlt, den Text an die Zielkultur anzupassen und wenn ja, inwieweit (vgl. ebd.: 163). Sollte der Übersetzer eigene Defizite im Sprach-/ Weltwissen festgestellt haben, hat er entsprechende Techniken der Recherche anzuwenden.<sup>9</sup> Gemäß der Modelle der Kognitionslinguistik und der Textanalyse entstehen im Gehirn des Übersetzers Szenen, welche in Sprache umgesetzt

6 „Verarbeitung (Umkodieren) des Textes T1 in der Sprache A zu einem bedeutungsmäßig identischen Text T1 in der Sprache B“ [EG].

7 Zur Skopostheorie siehe z.B.: Vermeer (2001); Dębski (2006); Kußmaul (2007).

8 Phasen kreativen Denkens im Allgemeinen, siehe z.B.: Preiser (1976: 42ff.).

9 Dazu siehe mehr: ebd.: 75-85.





werden. Weisen diese Szenen unscharfe Ränder auf, – liegen sie also im Sinne der Prototypensemantik eher in der Peripherie als im Zentrum – begünstigt dies die Kreativität des Übersetzers (vgl. ebd.: 164). Da aber von jeder solchen Szene Kernelemente ermittelt, ausgewählt und im Zieltext beibehalten werden, bleibt das Endprodukt trotz dessen Kreativität, also gewisser Abweichungen vom Ausgangstext, der Situation angemessen (vgl. ebd.: 128), behält also seinen Zweck und erfüllt seine primäre Funktion<sup>10</sup>.

#### 4. Speisekarte – Hoffnung beiderseits

Hungrig schlupft man in ein Stüberle hinein und guckt in das Menü. Was man sich davon erhofft, ist klar – was einen da erwartet, . . . Es lassen sich meinen Beobachtungen zufolge zwei Haupttypen der Textsorte Speisekarte unterscheiden, wobei ich als Kriterium den Stil angenommen habe. Beim ersten Typus spielt das Informativsein eine schwerwiegende Rolle, die Speisen werden meist nur genannt und haben keinen besonderen Namen, wie z.B.

##### Vorspeisen

Räucherlachs mit Kartoffelblatt<sup>1</sup> und Senf-Dillsoße € 6,80

[...]

##### Salate

gemischter Salat vom Buffet € 4,20

[...]

##### Hauptspeisen

Wiener Schnitzel vom Schwein mit Pommes oder Kartoffeln € 10,80

[<http://www.cafebar-auszeit.at/speisekarte-1/>, 10.02.2010]

Bei einigen werden die Bezeichnungen um zusätzliche Angaben erweitert (Servierweise, Zulagen), wie in der Wiener Wirtschaft:

Lachsschnitte – im Frühlingsrollenteig gebacken

mit violetten Erdäpfeln, glacierten Erbsenschoten und gelbem Paprikaschaum

[[http://lokal Tipp.at/jsp-content/homepage\\_speisekarte.jsp?chn=0&id=1226&typ=1&title=3](http://lokal Tipp.at/jsp-content/homepage_speisekarte.jsp?chn=0&id=1226&typ=1&title=3), 12.02.2010]

---

10 Zu der Untersuchung der kreativen Momente im Übersetzungsprozess siehe z.B. Arbeiten von Heiden (2004); dies. (2005).





Der zweite Typus appelliert nicht nur an unseren Magen, sondern auch an unseren Geist. Derartige Menüs bedienen sich eines poetischen Stils, oft werden sie in Dialekt verfasst und charakterisieren sich durch erfinderische, oft überraschende (auch für Muttersprachler) Speisenamen, die meistens an die lokale Tradition (Konvention des Restaurants) anknüpfen:

Kabza z pleśnią [veraltet, regional.: Säckel mit Schimmel]  
Obfita pierś Maryny [üppige Brust von Maryna]<sup>11</sup>  
Zawijaszlepego Gazdy [Rollade eines Blinden Bergbauern]<sup>12</sup>

Oder:

Kociolek szalonego kojota [Kesselchen eines verrückten Kojoten]  
Podniebny lot orla stepowego [Himmelflug eines Steppenadlers]  
Ekstaza indianki na kaktusie [Ekstase der Indianerin auf einem Kaktus]<sup>13</sup>

Unter deutschsprachigen Speisekarten findet man vor allem in Österreich viele, die im Dialekt verfasst werden:

Aus da Supp'nkuchl [...]  
Xund und immer wieder guad [...]  
'Mostpfandl' Geschnetzelt vom Schweinefilet mit Äpfel und Speck dazu gibts Spätzle  
'A Gröst'l' speckige Erdäpfel mit Fleisch, Spiegelei und Krautsalat  
[<http://www.predigstuhl.co.at>, 12.03.2010]

Wie dem Beispiel zu entnehmen ist, folgt der regionalen Bezeichnung meistens auch eine Erklärung, was unter dem Namen zu erwarten ist und wie das Gericht serviert wird.

Derartige Speisekarten sind in Österreich sehr populär – dieser Typus bildet auch bei mir den größten Teil der Übersetzungsaufträge der Speisekarten ins Polnische.

Die Teilnehmer dieser spezifischen Kommunikationssituation (Bestellungsaufgabe und -aufnahme) haben gewisse Erwartungen. Der Kellner will eine eindeutige Bestellung und einen zufriedenen Gast, der Gast will ein schmackhaftes Gericht. Der Besitzer verspricht sich wohl steigende Gewinne (Speisenamen wären hier als Marken zu betrachten).

11 Restaurant "W murowanej piwnicy" in Limanowa/Südpolen.

12 Menu des Restaurants "Harnaś" in Sopot, zugänglich auch unter: [www.restauracja-harnas.pl](http://www.restauracja-harnas.pl).

13 Menu der Restaurantkette Sioux, auch zugänglich unter: [www.siuoux.com.pl](http://www.siuoux.com.pl).





Demzufolge ist anzunehmen, dass die primäre Funktion einer Speisekarte vor allem pragmatisch und an einem konkreten, naheliegenden Ziel orientiert ist: Zufriedenheit und ein voller Bauch. Hier kann aber auch nicht übersehen werden, dass die Menüs und deren Stil (auch Lay-out) sekundär eine besondere Atmosphäre schaffen, wodurch sie oft (wenn durchdacht komponiert) zu einem wesentlichen Bestandteil der Corporate Identity eines Restaurants werden.

Bei der Übersetzung solcher Texte gilt die Situationsadäquatheit als das wichtigste Kriterium (vgl. z.B. Stolze 2005: 133).

## **5. Man nehme eine österreichische Speisekarte, schlafe darüber, würze mit Phantasie...**

Bei Speisebezeichnungen lassen sich im Allgemeinen, trotz der Vielfalt der Gerichte, gewisse Typen unterscheiden. Im Folgenden seien vier Hauptgruppen präsentiert, die ich nach dem Kriterium der vorgeschlagenen Übersetzungsstrategie eingeteilt habe, exemplifizierend an österreichischen Speisekarten. Anschließend schlage ich deren polnische Äquivalente vor.

### **5.1. Typ „Gemüselaibchen vom Grill“**

Dieser Typ der Speisennamen bereitet die wenigsten translatorischen Probleme. Ich entschied mich, für diesen Typ jeweils eine simple Übersetzung vorzuschlagen (hier genau: „Talarki warzywne z grilla“). Die deutsche Bezeichnung kommt als erste, dann wird in Klammern die polnische Entsprechung angegeben – aus pragmatischen Gründen.

### **5.2. Typ „Greenhouse Teller“**

Bei diesem gemischten Typus kommt meistens ein deutsches Appellativum mit einem (meist fremdsprachigen) Eigennamen zusammen, wie eben:

Greenhouse Teller

Gemüseterrine, Österreichischer Weißkäse und saftiger Putenschinken auf knackigen Blattsalaten, mariniert mit Soße Vinaigrette.

Übersetzt als:

Greenhouse Teller /Pólmisek Greenhouse/

Misczka warzyw, austriacki biały ser i soczysta szynka z indyka na chrupiących listkach salaty, z sosem winegret.





Eine weitere Übersetzungsmöglichkeit derartiger Bezeichnungen ist diejenige mit der französischen Präposition „à la“, wie in dem folgenden Beispiel:

Rindsfilet Toscana

zart gebratene Filetspitzen mit marktfrischem Gemüse, Paprika und Champignons im Bratensaft mit Obers verfeinert, an getrüffeltem Pappardelle serviert.

Übersetzt als:

Rindsfilet Toscana /Wolowina à la Toscana/

Delikatnie wysmażone filety ze świeżymi warzywami, papryką i pieczarkami, w sosie pieczeniowym, doprawione śmietaną, serwowane na makaronie pappardelle, posypanym truflami.<sup>14</sup>

Als Untergruppe dieses Bezeichnungstypus wären Speisen zu erwähnen, die nach berühmten Persönlichkeiten benannt werden. Dieser Brauch soll schon im Alten Ägypten bekannt gewesen und dann im 16. Jahrhundert von französischen Köchen fortgesetzt worden sein [vgl. [http://www.kremerchen.de/gerichte\\_mit\\_namen](http://www.kremerchen.de/gerichte_mit_namen), 12.04.2010]. Solche Speisen sind international bekannt<sup>15</sup>:

Erdbeeren Romanow – truskawki Romanowa (à la Romanow)

Pfirsich Melba – deser Melba (brzoskwinie à la Melba)

Bismarckhering – Śledź à la (kanclerz) Bismarck

Pizza Margherita – Pizza Margherita<sup>16</sup>

### 5.3. Typ „Tortelli Salmone“

Die Gruppe „Tortelli Salmone“, also fremdsprachiger Bezeichnungen, die in ihrer Originalform übernommen werden, betrifft in den von mir übersetzten Speisekarten überwiegend italienische Speisenamen. Einige davon sind aufgrund ihrer Verbreitung in anderen Ländern zu Internationalismen geworden und werden ohne jeglichen Erklärungsbedarf verstanden.

Tortelli Salmone

Italienische Nudelteigtaschen mit Räucherlachsfülle in feiner Kräuter-Oberssoße

14 Alle drei Beispiele aus Auftrag von einem österreichischen Übersetzungsbüro – Name des Endkunden geheim.

15 Mehr zu den internationalen Speisebezeichnungen siehe: Turska (2009).

16 Mehr dazu siehe z.B.: [www.kremerchen.de/gerichte\\_mit\\_namen](http://www.kremerchen.de/gerichte_mit_namen).





Wie bei den obigen Beispielen habe ich beschlossen, diese Bezeichnungen im Original, ohne eine polnische Entsprechung zu lassen:

Tortelli Salmone

Włoskie pierożki z nadzieniem z wędzonego łososia, polewane subtelnym sosem ziolowym.

#### 5.4. Typ „A Gröst'l“

Dieser Typus ist am häufigsten in den Speisekarten aus Tirol vorzufinden. *Gröst'l*, *Backbendl*, *Frittatensuppe*, *Germknödel*, *Kaiserschmarrn* denotieren nicht nur regionale Gerichte – *Backbendl* ist doch in jeder Weltecke zu essen, *Frittatensuppe* gibt es auch in Ungarn und Schwaben (bekannt als *Fländlesuppe*). Die dialektologischen Bezeichnungen haben hier diverse Funktionen. Dies wäre zum einen die oben als sekundär eingestufte Funktion, nämlich als Bestandteil der Corporate Identity. Die betroffenen Restaurants haben meist eine urige Ausstattung, was u.a. durch die Dekoration des Lokals (oft alte landwirtschaftliche Geräte) und die Bekleidung des Personals verstärkt wird. Auf diese Weise schaffen solche Restaurants (indirekt also auch die Speisebezeichnungen) eine regionale Marke und tragen zu einem kohärenten Bild der Region im Bewusstsein der Touristen bei. Zum anderen werden derartige Bezeichnungen in der unifizierten Welt und der durch Medien allmählich vereinheitlichten Sprache zum Zeichen der Tradition – auch hinsichtlich der Zubereitung der Speisen. Traditionelle Gerichte sind schmackhaft und bekömmlich, bei vielen rufen sie Erinnerungen an ihre Kindheit hervor, wo noch alles besser schmeckte<sup>17</sup>.

Gerade dieser Typ lässt der Übersetzerphantasie den größten Spielraum, wobei aber auch hier Vorsicht geboten ist – wiederum muss der Übersetzer Prioritäten setzen und – je nachdem, welche Funktion er als primär definiert hat – entsprechend verfahren.

Eine der hier empfohlenen Übersetzungsstrategien wäre die Strategie der Paralleltexte – für solche Speisebezeichnungen gibt es im Polnischen bereits mehrere Beispiele in Bergrestaurants und -hotels. Es gibt hier die Möglichkeit, die Bezeichnungen der Gerichte bei der Übersetzung zu stilisieren, so mein Vorschlag:

---

17 Auch in Polen scheint diese Einstellung verbreitet zu sein – bei Metzgern ist z.B. *kielbasa jak za Gierka* (*Wurst wie zu Gierkas Zeiten*) zu kaufen.





Backhendl – Kurce piycune

Germknödel – Bombolki na dziopie<sup>18</sup> (ggf. pampuchy)

Kaiserschmarrn – Nalyśniki cysorza (Wortwörtlich: Kaiserpfannkuchen)

Gröstl – Grule na śmalcu

Die sich hier aufdrängende Frage, welche polnische Mundart der Bergbewohner als Stilisierungsmittel dienen sollte, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Es gibt meiner Meinung nach diesbezüglich keine „bessere Lösung“. Sowohl die Befürworter z.B. der Podhale- als auch der Saybuscher Mundart könnten an dieser Stelle überzeugende Argumente vorbringen. Eindeutig ist aber, dass sich hier keine einfachen Parallelen ziehen lassen – inländisch nicht, geschweige denn zwischen den ethnischen Gruppen zweier verschiedener Völker.

Ich habe mich bei allen solchen Texten für die Mundart des Karpatenvorlandes (Podhale) als Stilisierungsmittel entschieden, und dies vor allem deswegen, weil sie in der polnischen Literaturgeschichte, ich meine hier die Epoche von *Młoda Polska* (Jungpolen), eine beliebte Stilisierungsmundart war. Diese Werke (z.B. von Kazimierz Przerwa-Tetmajer) gehören zum Kanon der polnischen Literatur, und so ließe sich schlussfolgern, dass diese Mundart für viele Polen erkennbar und nicht ganz fremd ist.

Trotzdem plädiere ich aber dafür, dass der Übersetzerphantasie in derartigen Übersetzungen auch Grenzen gesetzt werden. Die oben angesprochene primäre Funktion einer Speisekarte, infolge derer das Menü vor allem eine Art Glossar für die Kommunikationspartner ist, erzwingt eine weit fortgeschrittene pragmatische Sicht. Aus dem Grunde würde sich empfehlen, auch bei stilisierten Bezeichnungen eine Explikation anzugeben und die Originalbezeichnung (wenn auch nur in Klammern – ich persönlich lasse sie immer an der ersten Stelle stehen) beizubehalten.

## 6. Schlussfolgerungen und Ausblick

Speisekarten sind eine besondere Textsorte, bei denen sich zwei Hauptfunktionen nennen lassen: primär – Information für den Gast, und sekundär – Mitschaffen des Restaurantflairs, was hauptsächlich durch die Wahl der sprachlichen Konvention realisiert wird. Bei der Übersetzung solcher Texte ist in einem ersten Schritt ihr Zweck zu bestimmen, der dann ständig im Auge zu behalten ist. In der spezifischen Kommunikationssituation, d.i. Aufgabe

---

<sup>18</sup> *Bombolki* werden traditionell im Ofen gebacken. *Dziopa* ist im Dialekt von Podhale ein Lappen und ein Tuch (wird traditionell zum Dampfkochen verwendet). *Pampuchy* sind in ganz Polen als dampfgekochte Hefeklöße bekannt.





und Annahme der Bestellung, wo keiner der Kommunikationspartner der Sprache des Anderen mächtig ist, scheint die oben angenommene Einstufung der Funktionen begründet zu sein – primär wäre die Speisekarte auf alle Fälle ein Glossar, demzufolge empfiehlt es sich, in der Übersetzung (in welcher Form auch immer) die Originalbezeichnung zu lassen, die hier als Eigenname zu betrachten wäre.

Die von mir in der Einführung angegebenen Beispiele (*Ausschlafhotel* und *Eier auf krumme Tour*) sind im Sinne der Assoziationspsychologie Produkte, entstanden nach dem Grundsatz der Ähnlichkeit (infolge aber der Defizite im Weltwissen) – *Wyspiański* zu *wyspać* (phonetische Ebene: *ausschlafen*) und *na boczeku* (auf Speck) zu dem Idiom *robić coś na boku* (*etwas auf krumme Tour machen*), während die in der obigen Skizze angegebenen Vorschläge das Produkt einer durchdachten, „kühlen“ Analyse sind.

Es lässt sich nicht leugnen, dass – vor allem in der letzten Gruppe – das Übersetzungsprodukt an die Zielkultur angepasst wurde und der Übersetzungsprozess zu einem gewissermaßen innovativen, aber doch als dem Zweck angemessen (also durch die Gemeinschaft in der konkreten Zeit als nützlich) empfundenen Produkt führt (vgl. Czelakowska 2005: 11f; 20f.). Auf alle Fälle (was aber schwer quantifizierbar ist) wird auch jeder solche Prozess von Emotionen begleitet.

Die hier verwendeten Untergruppen der in Karten verwendeten Speisebezeichnungen sind lediglich als Vorschlag zu verstehen, der aus meiner Übersetzungspraxis resultiert und mir persönlich die Handhabung solcher Aufträge wesentlich vereinfacht. Selbstverständlich führt diese Einteilung aber auch zu einer gewissen Routine bei der Übersetzung und setzt den unscharfen Rändern der kognitiven Szenen konkrete, durch die Vorstellung der Kommunikationssituation markierte Grenzen, was Kreativität nicht unbedingt begünstigt.

Der Übersetzer ist in diesem Kontext also ein kreativer Wächter der Pragmatik, der dem Zweck des Textes zu dienen hat. Obwohl sich jeder Übersetzer seine eigenen Methoden und Tipps ohnehin selbst erarbeiten muss, steht eine Übersetzerwahrheit doch nicht zur Diskussion: Um einen saftigen Menütext in der Zielsprache zu schaffen, darf man Speisekarten nie hungrig übersetzen!

## Literatur

- Brodbeck, Karl-Heinz (2006): Neue Trends in der Kreativitätsforschung. In: Psychologie in Österreich Nr. 4 und 5, 246-253, *abrufbar unter*: <http://www.fh-wuerzburg.de/professoren/bwl/brodbeck/trends.pdf>.
- Brodbeck, Karl-Heinz (2000): Mut zur eigenen Kreativität. Freiburg/Basel/Wien.





- Brodbeck, Karl-Heinz (1999): Entscheidung zur Kreativität. Darmstadt.
- Czelakowska, Danuta (2005): Stymulacja kreatywności językowej dzieci w wieku wczesnoszkolnym. Kraków.
- Dębski, Antoni (2006): Translatologia. Podstawowe problemy, stan i perspektywy badań, zainteresowania badaczy. In: Zieliński, Lech/ Pławski, Maciej (Hrsg.): Rocznik Przekładoznawczy. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu, Heft 2/2006. Toruń, S. 11-40.
- DDU = Duden – Deutsches Universalwörterbuch, 5. Aufl. Mannheim 2003 [CD-ROM].
- Heiden, Tanja (2005): Blick in die Black Box: Kreative Momente im Übersetzungsprozess: eine experimentelle Studie mit Translog. In: Meta: journal des traducteurs / Meta: Translators' Journal, vol. 50, Nr. 2, S. 448-472, *abrufbar unter*: <http://www.erudit.org/revue/meta/2005/v50/n2/010993ar.pdf>.
- Heiden, Tanja (2004): Der Translator, ein kreativer Mittler zwischen konzeptueller Past-Fiction und Science-Fiction? Relevanz des Scenes-and-frames Ansatzes bei der Übersetzung ironisch-satirischer Texte. In: Hermes, Journal of Linguistics, Nr. 33, 2004, S. 15-43. *abrufbar unter*: [http://download2.hermes.asb.dk/archive/download/H33\\_02-heinen.pdf](http://download2.hermes.asb.dk/archive/download/H33_02-heinen.pdf).
- Joas, Hans (1992): Die Kreativität des Handelns. Frankfurt am Main.
- Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutsche Sprache. Berlin 2002.
- Kußmaul, Paul (2007): Verstehen und Übersetzen. Tübingen.
- Marinou, Penny: Tłumaczenie książek kucharskich oraz menu, übersetzt von Agata Grzybowska, *abrufbar unter*: <http://mlingua.pl/articles/show,pol,198,1>.
- Pazdan, Rachel/ Buk, Agnieszka (2005): Ze sztukcem na rysia, czyli Pan Tadeusz po niemiecku. In: Zieliński, Lech/ Pławski, Maciej (Hrsg.): Rocznik Przekładoznawczy. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu, Heft 1/2005. Toruń, S. 49-60.
- Preiser, Siegfried (1976): Kreativitätsforschung. Darmstadt.
- Schlicksupp, Helmut (1998): Innovation, Kreativität und Ideenfindung. Würzburg.
- Stolze, Radegundis (2005): Übersetzungstheorien. Eine Einführung. Tübingen.
- Turska, Marta (2009): Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich. Frankfurt am Main.
- Vermeer, Hans J. (2001): Skopos and Commission in Translational Action. In: Venuti, Lawrence/ Baker, Mona (Hrsg.): The translation studies reader. London/New York, S. 221-232.

### Internetquellen:

[www.predigstuhl.co.at](http://www.predigstuhl.co.at)  
[www.cafebar-auszeit.at/speisekarte-1](http://www.cafebar-auszeit.at/speisekarte-1)  
[lokal Tipp.at](http://lokal Tipp.at)  
[www.kremerchen.de/gerichte\\_mit\\_namen](http://www.kremerchen.de/gerichte_mit_namen)  
[www.restauracja-harnas.pl](http://www.restauracja-harnas.pl)





# Die Metaphernkritik und der kreative Umgang mit Metaphern bei Hugo Schuchardt<sup>1</sup>

*Norbert Leszek Karczmarczyk*

Eines der Interessengebiete des Jubilars macht die Stilistik aus, ein Bereich der Sprachwissenschaft, der sich – am allgemeinsten gefasst – mit der Adäquatheit der sprachlichen Form befasst und als solcher nicht nur von einem Laien allzu leicht unterschätzt werden kann. Dem bedauerlichen Missverständnis der Stilistik als einer Disziplin, die unter anderem (selbstverständlich völlig unnötigerweise) darum bestrebt ist, etwas an dem sowieso Verständlichen zu verbessern, und so meistens nur Verdruss bereitet, kann indes mit einer einzigen Frage abgeholfen werden, die auf eine enge Verbindung dieser Disziplin mit philosophischen Letztfragen hindeutet: Was ist es denn, dem die sprachliche Form adäquat sein soll? Die Antwort, dass es sich hierbei um den mitzuteilenden Inhalt, die Situation und den Rezipienten der Mitteilung handelt, führt notwendigerweise über das erste Element dieser Triade aus der Stilistik in die Philosophie, namentlich in die Erkenntnislehre hinaus – immer kann man ja berechtigt fragen, inwieweit die beabsichtigte Mitteilung ihrerseits der Wirklichkeit adäquat ist. So erscheint auch die auf den ersten Blick eher befremdend wirkende Auffassung der Rhetorik, dieser nächsten Schwester der Stilistik, als einer erkenntnistheoretischen Disziplin (vgl. de Man 1983 [1978]: 436f.) verständlich. Die innige Verflechtung der Stilistik mit der Philosophie kann wohl an keiner anderen Erscheinung besser beobachtet werden als an der Metapher, die sich zum Studium und zur Exemplifizierung der Beziehungen zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit besonders gut eignet (vgl. Pawelec 2006: 6).

Der bewusste Gebrauch dieses – je nach der Auffassung – „Tropus der Tropen“ (Sojcher 1983[1969]: 216), „hervorragend[en] Mittel[s], um wissenschaftliches Neuland zu erobern“ (Gipper 1978[1969]: 118) oder „Mittel[s]

---

<sup>1</sup> Zum Ausgangspunkt für den Artikel diente dem Autor ein Teil des in seiner Dissertation zusammengestellten Materials.





(...), das uns in die Lage versetzt, unser konzeptuelles System zu restrukturieren“ (Frieling 1996: 18) wird spätestens seit Aristoteles allgemein als Zeugnis der Kreativität anerkannt<sup>2</sup>. Die Darstellung, wie der deutsche Sprachwissenschaftler Hugo Schuchardt manche tradierten – je nach den Vorlieben des Metaphorologen als *verblasst*, *tot*<sup>3</sup> oder *gefroren* bezeichneten – metaphorischen Ausdrücke hinterfragte, wie er mit ihnen spielerisch umging, ist das Ziel des vorliegenden Artikels. Veranschaulicht wird seine Metaphernkritik an Beispielen, die der 1928 erschienenen, 2., erweiterten Auflage des *Hugo Schuchardt-Breviers* entnommen worden sind, einer Sammlung von Fragmenten von Schriften, die zwischen 1864 und 1927 entstanden waren.<sup>4</sup>

Hugo Schuchardt zeichnet sich unter den deutschen Sprachwissenschaftlern durch sein ausgesprochen reflektiertes Verhältnis zur Metasprache aus, das sowohl in Bemerkungen allgemeinen Charakters als auch – wie in diesem Artikel noch gezeigt werden soll – in seinen zahlreichen Kommentaren zum herrschenden Sprachgebrauch seiner Zeit Niederschlag findet:

Terminologische Unklarheit ist für die Wissenschaft was Nebel für die Schifffahrt. Ja sie ist um so gefährlicher als man sich der Unklarheit garnicht bewußt zu werden pflegt. [HSB334]

Da wir uns nun über die Sprache nur mittelst der Sprache verständigen können und diese übevoll ist von Metaphern, so kommen ohne diese auch wir Sprachforscher nicht aus, wengleich derartige wie Biologie, Paläontologie leicht entbehrlich sind und Gefahr laufen

2 Zur Ergänzung seien in diesem Zusammenhang metaphernapologetische Äußerungen des Sprachwissenschaftlers Max Müller und des Sprachkritikers Fritz Mauthner angeführt. Nach dem ersten wäre „In dem Geistesleben des Menschen (...) ohne Mitwirken der Metapher kein Fortschritt möglich“ gewesen (Müller 1866: 333), der andere betont: „Durch Metaphern hat sich die Sprache entwickelt, dadurch also, daß ein Wort gelegentlich etwas anderes bedeutete, als es bedeutete.“ (Mauthner 1986[1901/02]: 86). Auf die Definierung des Metaphernbegriffs wird hier absichtlich verzichtet – sie würde verhältnismäßig viel Platz in Anspruch nehmen und wegen der Zielsetzung für den Wert des Artikels so gut wie von keiner Bedeutung sein.

3 Ein terminologisches Novum haben in dieser (an sich metaphorischen) Klassifikation der Metapher Kognitivisten eingeführt: Für George Lakoff und Mark Johnson (1999: 84) verdienen gerade die traditionell *tot* genannten metaphorischen Ausdrücke wegen ihres großen Einflusses auf das Wahrnehmen und Denken das Attribut *lebendig*: „live?, that is, cognitively real and active in the minds of speakers or 'dead', that is, nonexistent in the minds of speakers now and merely a historical remnant of a live metaphor from an earlier time.“ Das Problem des Metaphorischen in der Wissenschaft, das von Schuchardt aufgenommen wird, besteht zum großen Teil gerade in der scheinbaren Unwirksamkeit der altüberlieferten metaphorischen Ausdrücke, die sich bei genauerem Hinschen äußerst lebendig, d.i. folgenreich erweisen.

4 Im Weiteren wird auf das Werk über die Sigel HSB verwiesen.





mit einem rügenden -ismus behängt zu werden. Auf alle Fälle muß die Hypostasierung in ihren Schranken bleiben und darf unser Erfassen der Wirklichkeit nicht behindern oder trüben. Auch wird es uns kaum in den Sinn kommen die Entwicklung etwa von *lilium* zu *giglio* (...) mit der von einer Knospe zur Blüte in ernstliche Parallele zu setzen. [HSB205]

daß wir alle, auch die, welche die entschiedensten Gegner einer Verkörperlichung der Sprache sind, doch von den Sprachvorgängen zu reden pflegen, als ob sie sich in der Sprache als etwas Selbständigen und nicht vielmehr in den Sprechenden vollzögen. Der Drang nach verständlicher Rede ist gewiß etwas Unmittelbares und Weiteres als der bewusste Wille, eine bestimmte Sprache zu gebrauchen; daß dieser immer und überall herrsche (...) dem widersprechen zahlreiche mir bekannte (...) Tatsachen, darunter eigene Erlebnisse und sogar solche an mir selbst. [HSB193f]

Im Folgenden wird die Kritik Schuchardts an drei Metaphern – der Organismus-, der Verwandtschafts- und der Stammbaummetapher – präsentiert. Bei jeder von ihnen kommen seine ausgewogenen Ansichten zum Ausdruck: Einerseits warnt er mehrmals vor weit reichenden, negativen Folgen des unüberlegten Metapherngebrauchs, andererseits kann man ihn keinesfalls einen Repräsentanten des antimetaphorischen Fundamentalismus in der Wissenschaft nennen, weil er nicht nur die Unmöglichkeit eines konsequenten Verzichts auf metaphorische Ausdrücke anerkennt, sondern sie auch selbst gern verwendet. Seine Einstellung zum Metaphorischen in der Wissenschaft gleicht im Wesentlichen dieser von Jost Trier:

Es gibt strenge Leute, die aus der Wissenschaftssprache jede Metaphorik verbannen wollen. Aber der metaphorische Prozeß liegt tief im Wesen der Sprache, ist eine Voraussetzung ihrer Leistung überhaupt. Es würde einen großen Aufwand schwer verständlicher Neubildungen erfordern, wenn wir die Bilder aus dem Tempel weisen wollten, und wer weiß, ob diese Kunstwörter nicht ihrerseits tief versteckte Metaphern enthielten. (Trier 1973 [1968]: 195f.)

## Die Organismusmetapher

Die Spitze der Schuchardtschen Kritik richtet sich gegen die im 19. Jahrhundert häufig anzutreffende, variantenreiche Metaphorisierung der Sprache als Organismus<sup>5</sup> – besonders kritisch ist er dabei gegenüber der (übrigens am wenigsten metaphorischen) Auffassung von August Schleicher<sup>6</sup>, *weil* – wie er

5 Ausführlich zu diesem Thema vgl. besonders die Monographie von Kucharczik (1998), aber auch die Beiträge von Rensch (1967), Wells (1987), Morpurgo Davies (1987), Tsiapera (1990) und Homberger (1994).

6 Nach Robins (1973: 46f.) stellen eben „Schleichers Hauptschriften den Höhepunkt der biologischen Sprachbetrachtung“ dar.





betont – *diese Auffassung der Sprache als eines Lebewesens auf mancherlei Abwege geführt hat und noch führt*<sup>7</sup>:

Daneben aber geben er [Schleicher] und andere der Sprache als Verkehrsmittel einer größeren Gemeinschaft den Namen eines Organismus, und den nicht etwa im übertragenen Sinne (...), sondern im Sinne eines individuellen Lebewesens. Aus dieser Gleichung ist die Vorstellung von der auf- und abwärts gehenden Entwicklung, von der Jugend und dem Alter der Sprache erwachsen oder hat sich wenigstens am ihr emporgerankt und gefestigt. [HSB93f.]

Sie waren Märchenbrillen, durch die man eine Sprache als Organismus wahrnahm. [HSB202]

In der Tat hat man es bisher geliebt, die Sprache als einen selbständigen Organismus zu betrachten, als ein Subjekt, während sie doch nur das Produkt eines Subjektes ist, nicht das einmalige, sondern das fortdauernde, das in allen seinen Veränderungen durchaus von ihm abhängende. [HSB150]

Die Lebensmetaphorik im Allgemeinen und die Organismusmetapher im Besonderen werden von ihm jedoch nicht einfach pauschal abgelehnt – dort, wo sie keine falschen Schlüsse implizieren, lässt er ihren Einsatz durchaus zu:

Es mag nicht verboten sein, von der Sprachen ebenso wie z.B. vom Staate als einem Organismus zu reden; aber man darf das Bild nicht ernst nehmen, nicht Folgerungen daraus ziehen, wie es eben im vorliegenden Fall geschieht. Die Sprache ist kein Organismus, sondern eine Funktion. [HSB374]

Wenn man in der Sprachwissenschaft von Bastardierung, Zuchtwahl, Mutation usw. redet, so ist das zu dulden, insofern solche Ausdrücke der Veranschaulichung oder Vereinfachung dienen (und ähnlich verhält es sich mit Pathologie, Therapeutik, Paläontologie usw.); aber als Analogien, die auf Wesensgleichheit beruhen und zu Folgerungen berechtigen sollen, sind sie abzulehnen. [HSB255]

Wie sein eigener Sprachgebrauch zeigt, sind dies nicht nur leere Worte: Er scheut sich etwa nicht davor, *stark gemischte Sprachen* (...) *ganz besonders lebensfähig*<sup>8</sup> zu nennen und Ausdrücke zu verwenden, die nicht selten die von ihm beanstandeten an Krassheit weit übertreffen:

7 [HSB374]; Eine mögliche Erklärung dieser Vorliebe für die Analogisierung der Sprache mit einem Lebewesen liefert Ludwig Wittgenstein: „der Begriff des Lebewesens hat wirklich eine ganz ähnliche Unbestimmtheit wie der Begriff *Sprache*“ (Wittgenstein 1978[1933]: 192).

8 [HSB353]; Woanders schreibt er auch von der Lebensfähigkeit von Dialekten [HSB171].





dem Sprachforscher flößt eine künstliche Sprache die Empfindung ein, als ob man das Skalpell, mit dem er die feinsten, verwickeltesten Züge der Sprachen auseinanderzulegen pflegt, seiner Hand entwunden habe, um damit ein plumpes Gebilde zu schnitzen. [HSB373f.]

Das alte und immer wieder aufgefrischte Bild von dem Park mit den geraden Spazierwegen und den gepflegten Blumenbeeten, umgeben von sumpfigen Wiesen, in denen sich eine üppige, verlockende Flora regellos ausbreitet! Man warnt uns: nur im äußersten Notfall sollten wir dieses Gebiet betreten, es drohe uns die Gefahr uns zu verirren oder zu versinken. Und doch ist es uns nur hier verstattet einen tieferen Einblick in das Leben der Sprache zu gewinnen. [HSB242f.]

wo einmal (...) zwei Dialekte von gleicher Stärke sich begegnen, wird der aus ihnen entspringende Mischdialekt als solcher keine rechte Lebensfähigkeit und noch weniger Trieb zu eigenartiger Entwicklung haben; Sprachbastarde neigen so wenig wie die Bastarde des Tier- und Pflanzenreichs zur Fortpflanzung. [HSB171]

Die Sprachverbesserung gründet sich nun (...) auf einen Ruhezustand der Sprache, und zwar auf den jüngsten, den gegenwärtigen, der freilich nur ein relativer, keine Linie, sondern ein Streifen ist und Absterbendes wie Aufkeimendes in sich schließt. Wir können uns bestreben, jenes zu beleben, aber wirklich Totes können wir nicht zu neuem Leben erwecken. [HSB390f.]

Schriftsprachen, die aus künstlicher Züchtung von Dialekten hervorgegangen sind. [HSB174]

Man behauptet, in der Grammatik, nicht im Wortschatz lägen die wesentlichen Merkmale einer Sprache; dort sind die Knochen, hier das Fleisch. Und wo bleiben die Nerven? Sie würden in den inneren Formen ihre Entsprechung haben. [HSB229]

Es mag verwundern, dass sich ein so sprachsensibler Wissenschaftler nicht weigert, dermaßen kühne Bilder zu gebrauchen, die die Vorstellungen von einer Zuchtstätte oder einem anatomischen Institut aufkommen lassen, und es gleichzeitig für nötig hält, sich selbst bei einer vergleichsweise unschuldigen Formulierung zu korrigieren:

daß das Baskische – richtiger wäre es zu sagen: die Basken selbst – eine wunderbare Widerstandskraft gegen die andringenden romanischen Sprachen gezeigt hat und sich wegen der Menge der romanischen Lehnwörter (...) nicht einmal vor dem Deutschen zu schämen braucht. [HSB224]





Die Erklärung dieser scheinbaren Inkonsistenz scheint indes eher simpel zu sein: Das Risiko, missverstanden (und vor allem anderen heißt das hier wörtlich genommen) zu werden, ist im Falle ausgefallener Vergleiche eben durch deren auffallende Verstiegtheit so gut wie ausgeschlossen, während es ungewein steigt, wenn der übertragene Sprachgebrauch – sei es wegen seiner Form oder der langen Verwendungstradition – so unauffällig ist, dass man ihn leicht übersehen kann.<sup>9</sup>

### Die Verwandtschaftsmetapher

Mit der Kritik an der Organismusmetapher (und der allgemeinen Lebensmetaphorik) gehen verständlicherweise Einwände gegen die Versuche, Sprachen genealogisch zu klassifizieren, einher, die ihren prägnantesten Ausdruck in dem Kompositum *Sprachverwandtschaft* finden:

wir sollten in uns alle Nachwehen jener Auffassung unterdrücken, derzufolge die Sprache ein individueller Organismus ist. Man wird nicht leugnen wollen, daß das, was wir als Verwandtschaft der Sprachen bezeichnen, gänzlich auf der Verwandtschaft einzelner Sprachtatsachen beruht. [HSB340f.]

Die Erkenntniß, daß die Sprache eine Tätigkeit ist, genügt, um sie nicht geeigneter für genealogische Darstellung zu erachten als irgendwelche andere Tätigkeit. [HSB203]

Was Schuchardt an dem Begriff *Sprachverwandtschaft* auszusetzen hat, ist seine Vagheit, die Tatsache, dass *kaum irgendwo deutlich auseinandergesetzt worden* ist, was dieser eigentlich bedeutet.<sup>10</sup> Dies wird zur potentiellen Quelle von sich aufwerfenden Fehlschlüssen, weil sich ja die Verwandtschaft, die zwischen Menschen besteht, von der für die Sprachen angenommenen wesentlich unterscheidet:

Allerdings trägt der Begriff den Anschein der Selbstverständlichkeit, damit aber zugleich die Gefahr des Mißverständnisses, und das Mißverständnis ist durch den Trieb gefördert

9 Im Lichte dieser Tatsache soll man die Feststellung von Drewer (2003: 126) betrachten: „Die Gefahr, dass fachliche Metaphern missverstanden werden, besteht (...) auch bei Mitgliedern der fachlichen Gemeinschaft, die mit innovativen Metaphernmodellen konfrontiert werden.“ Abgesehen davon, dass die Gefahr des Missverständnisses von keinem Kommunikationsakt zu trennen ist, muss man doch anerkennen, dass sie eben im Falle von „innovativen Metaphernmodellen“ durch die besagten Maßnahmen wesentlich verringert werden kann.

10 [HSB189f.]; Die lapidare Erklärung, die man etwa bei Franz Bopp finden kann (*verwandte Sprachen, die von gemeinschaftlicher Mutter geboren wurden* (Bopp 1975[1816]: 56)), kann Schuchardt nicht zuletzt wegen ihrer metaphorischen Natur nicht zufrieden gestellt haben.





worden, der im vorigen Jahrhundert aufkam, die Sprachwissenschaft von den Geisteswissenschaften loszulösen und an die Naturwissenschaften anzuschließen. (...) Nicht nur verglich man die Sprache mit einem Lebewesen, einem „Individuum“, man nahm sie geradezu dafür. (...) Diese Ausdrücke sind keinesfalls unverfänglich; sie nähren falsche Auffassungen. (...) Eher vermögen „Schwestersprachen“ in uns die Vorstellung von wirklichen Schwestern zu erwecken; dann lehrt uns sofort die Überlegung, daß, wo es keine Abtrennung des Kindes von der Mutter gibt, es auch keine Geschwister geben kann. [HSB190]

Innerhalb einer Sprachfamilie gibt es keine Grenzen der Veränderungen bis zu völliger Entähnlichung; jede die irgendwo vorkommt, kann auch anderswo vorkommen, Typen und Sprachfamilien decken sich nicht. Von einem ungeheueren Ganzen, das bis in die Anfänge der Menschheit hinaufreicht, liegen uns ein paar Scherben vor. [HSB194]

Vor dem Hintergrund dieser harschen Kritik überrascht dann der Vorschlag, statt den unpräzisen und zu irrtümlichen Vorstellungen leicht verleitenden Ausdruck aufzugeben, ihn noch verschwommener zu machen:

So sehen wir uns schließlich vor der Frage gestellt, ob die Sprachverwandtschaft einer realen Wirklichkeit entspricht. Tätigkeiten stehen nur durch die tätigen Wesen miteinander in Verbindung, die Sprache durch die Sprechenden. ‚Die Sprachverwandtschaft bildet die Stammverwandtschaft ab‘ habe ich 1917 gesagt und schon längst hatte der Sprachgebrauch beide Ausdrücke gleichgesetzt. Nur ist zu bemerken, daß ‚Abbild‘ in einem sehr weiten Sinne genommen werden muß und daß der Parallelismus zwischen den volklichen und den sprachlichen Stammbäumen (...) ein sehr unvollkommener ist. Und, die Hauptsache, er ist sehr oft abgebrochen worden infolge eines Sprachwandels... Fassen wir alles zusammen: Sprachverwandtschaft kann nicht als ein streng wissenschaftlicher Begriff gelten; aber wir dürfen ihn auch nicht verpönen, wir mögen uns seiner vielleicht eher mit einer gewissen Lässigkeit als mit übertriebener Vorsicht bedienen. [HSB230f.]

Den Begriff der Sprachverwandtschaft lehne ich nicht ab, ich entkleide ihn nur der festen Begrenzung. [HSB234]

Das neue Verständnis dieser Metapher wird sehr gut durch die folgende Bemerkung illustriert, in der die Geltung des Ausdrucks durch seine Anwendung auf alle Sprachen wohl die größtmögliche Ausweitung erfährt:

Alle Sprachen der Welt (...) bilden ein Ganzes, eine Einheit: die Sprache. Man könnte auch sagen: alle Sprachen sind miteinander verwandt (...) von scheinbarer Identität bis zu scheinbarer Unverwandtschaft. [HSB204]





### Die Stammbaummetapher

Bei der Besprechung der Verwandtschaftsmetapher erschien im Hintergrund als ihr mögliches Korrelat oder gar ihre spezifische Konkretisierung die Stammbaummetapher – deutlich wird ihr enger Zusammenhang auch an den folgenden kritischen Feststellungen:

ich gebe zu, daß alle Sprachen der Welt miteinander verwandt sind, aber nicht stammbaumartig. [HSB255]

Die genealogische Gruppierung der Sprachen ist schon zwar seit geraumer Zeit mit entscheidenden Gründen angefochten worden; aber selbst bei denen, welche sie nicht mehr ernst nehmen, wirkt unwillkürlich das Bild des Stammbaumes nach. Dasselbe läßt sich sogar der Theorie von der Sprachmischung anpassen; man hat zutreffend gesagt, daß eine Sprache, welche eine Mutter hat, auch einen Vater haben dürfe, und es würde nur folgerichtig sein, die Ausdrücke „Terzeronen“, „Quarteronen“, „Quinteronen“ auf Mischsprachen verschiedenen Grades zu übertragen. Allein damit wären wir nicht im geringsten gefördert. Nicht inwiefern die linguistische Kreuzung sich mit der physiologischen vergleichen läßt, sondern in welcher tatsächlichen Beziehung beide zueinander stehen, darauf kommt es an. [HSB150]

Warum Schuchardt das Bild eines Stammbaumes als postulierte Analogie für die genetischen Sprachverhältnisse inadäquat findet, kann man am besten seinen eigenen Worten entnehmen<sup>11</sup>:

Das Bild eines Stammbaums, unter welchem wir uns die vergangene Entwicklung zusammengehöriger Sprachen vorzustellen pflegen, ist ein so anschauliches und scheint ein so treffendes zu sein daß wir ein gewisses Bedauern empfinden wenn wir (...) entdecken daß es (...) sich durchaus nicht auf den Füßen halten kann. [HSB166]

Dieselbe [die auf einer Spracheinheit beruhende Sprachmannigfaltigkeit] ist das Produkt zweier Faktoren, der Zentrifugalkraft und der Zentripetalkraft. Jene, die ursprüngliche und immer gleiche, sucht die Sprache unablässig zu differenzieren, in lauter Individualsprachen zu spalten, die andere betätigt sich im Verkehr (...). In welcher Weise und mit welcher Stärke dieser zweite Faktor eingreift, davon hängt der Grad der Differenzierung oder, wenn wir der eingebürgerten Anschauung treu bleiben wollen, die Art der Sprachverwandtschaft ab. Denken Sie nicht etwa, von einem Punkte gingen nach verschiedenen Richtungen zwei Kolonien aus, zwischen denen jede Beziehung abgebrochen würde; von den Pflanzorten zweigten sich neue Niederlassungen und von diesen wieder andere und

11 Im zweiten Zitat kommt die Vorliebe Schuchardts für mathematisch-physikalische Metaphern (*Für mich besteht ohne daß ich sie zu definieren versuchte, innerhalb der Sprachwissenschaft eine Analogie mit dem mathematischen Unendlichen und Mannigfaltigen.* [HSB435]) zum Ausdruck: Die Sprachmannigfaltigkeit wird als Resultat des Zusammenspiels von *Zentrifugal-* und *Zentripetalkraft* erklärt.





so fort ab, doch immer so daß jede ganz isoliert fortlebte. Dann würde ein Sprachstammbaum sich erheben an dem nicht das Geringste auszusetzen wäre. Ein solcher Wunderbaum, der doch weite Schatten werfen müßte, ist indessen, so viel ich weiß noch nicht entdeckt. [HSB171f.]

Anders als es bei der Lebensmetaphorik und der Verwandtschaftsmetapher der Fall war, wo (stellenweise ironisch gefärbte oder gar parodistische) Übertreibung beziehungsweise Verwässerung der Bedeutung als Absicherung gegen mögliche Missverständnisse bei der Rezeption der verwendeten Metaphern fungierten, wird hier das kritisierte Bild durch eine geistreiche Modifikation in den Dienst der eigenen Auffassung von sprachgeschichtlichen Prozessen eingespannt:

Wir verbinden die Äste und die Zweige des Stammbaumes durch zahllose horizontale Linien [Sprachmischungen aller Art und Grade], und er hört auf ein Stammbaum zu sein. [HSB171]

Mit dieser kreativen Übernahme des kritisierten Bildes begnügt sich Schuchardt jedenfalls nicht. Um *dem auch keineswegs einfachen Sachverhalt näher* zu kommen, entwirft er ein weiteres Bild zur Veranschaulichung seiner Theorie, das sich in der neueren sprachwissenschaftlichen Reflexion durch seine Einmaligkeit auszeichnet<sup>12</sup>:

Ich habe mit Absicht den Ausdruck „Färbungen“ [d.i. dialektale Färbungen] gewählt; ich möchte Ihnen das Bild des Stammbaumes, das ich zurückweise, durch ein anderes ersetzen. Es sei der ganze Länderkomplex romanischer Zunge mit einer und derselben Farbe, mit Weiß, bedeckt, welches die allgemeine Vulgärsprache repräsentiere; dieses Weiß verdunkle sich, nehme verschiedene matte Töne an, welche stärker und immer stärker hervortreten, bis endlich die Farben des Regenbogens unmerklich ineinander überfließend vor unsern Augen stehen. Dieses Bild ist, weil es verschiedene, nicht einen einzigen Moment der Anschauung erfordert, zwar ein weniger einfaches als jenes, kommt aber eben darum dem auch keineswegs einfachen Sachverhalt näher. [HSB180]

---

12 Diese Einschätzung erlaube ich mir als Autor der bisher noch nicht veröffentlichten Dissertation *Metaphernkonzepte in der Sprachbeschreibung: Eine Analyse der ausgewählten sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Werke von Johann Georg Hamann bis Peter Hartmann*. Man kann nicht umhin, in diesem Zusammenhang die Worte von Fónagy (1963: 11f.) zu zitieren: „Die wissenschaftliche Metapher übt nicht die geringste ästhetische Wirkung auf den Leser, sie geht gänzlich im Inhalt auf. Die wissenschaftliche Metapher ist im Gegensatz zur dichterischen nur selten ein Gelegenheitsprodukt, eine individuelle Schöpfung; sie ist zumeist in der Tradition des Fachgebietes verankert.“ Mag diese Feststellung im Großen und Ganzen auch korrekt sein, auf Hugo Schuchardt trifft sie nur insofern zu, als sie die Möglichkeit des innovativen Metapherngebrauchs zulässt.





### Zusammenfassung

An den angeführten Belegen konnte beobachtet werden, dass der Hauptgrund für die Ablehnung einer Metapher die Überzeugung von ihrer Inadäquatheit war. Die Einsicht, dass eine unangemessene Sprachform den darzustellenden Inhalt entstellen, sich verselbstständigen und über die Wirklichkeit hinwegtäuschen kann, ist zwar alles andere als revolutionär, doch allzu oft ergeht es dieser Wahrheit wie anderen Selbstverständlichkeiten – man erkennt sie willig an, ohne sie zu befolgen. Dieser Missstand hat seine guten Gründe (und schlimmen Folgen): Die Leichtigkeit der Aufnahme einer Empfehlung paart sich – so lehrt die alltägliche Erfahrung – häufig mit ihrer Vernachlässigung, und dies umso eher, als Empfehlungen in der Regel weit-  
aus schwieriger zu beachten als nachzuvollziehen sind. Deshalb tut sich auch Hugo Schuchardt als (Sprach-)Wissenschaftler hervor. Er erweist sich nicht nur als scharfsinniger Kritiker, sondern auch als Meister, der sein Werkzeug, die Sprache der wissenschaftlichen Beschreibung, geradezu virtuos handhabt und – was zur Meisterschaft gehört, aber meistens vergessen wird – sich seiner eigenen Beschränkungen wohl bewusst bleibt. Schuchardt bekennt, dass man auch in der Wissenschaft nicht ohne Metaphern auskommt, doch dieser Bekenntnis kann man kein auch noch so leises Unbehagen anhören. Stattdessen sensibilisiert er den Leser für die oftmals unaufdringliche Anwesenheit metaphorischer Ausdrücke und zeigt, wie man mit ihnen bewusst und kreativ umgehen kann, ohne ein großes Risiko des Missverständnisses einzugehen.

### Literatur

- Bopp, Franz (1975[1816]): Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Hildesheim/New York.
- de Man, Paul (1983[1978]): Epistemologie der Metapher. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt, S. 414-437.
- Drewer, Petra (2003): Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens. Zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Tübingen.
- Frieling, Gudrun (1996): Untersuchungen zur Theorie der Metapher: das Metaphern-Verstehen als sprachlich-kognitiver Verarbeitungsprozess. Osnabrück.
- Gipper, Helmut (1978[1969]): Zur Problematik der Fachsprachen. Ein Beitrag aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Gipper, Helmut: Denken ohne Sprache? Düsseldorf, S. 108-123.
- Homberger, Dietrich (1994): Die Metapher des Organischen in der neueren Sprachwissenschaft. In: Muttersprache 1/94, S. 34-47.
- HSB: Hugo Schuchardt-Brevier (1928). Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Zusammengesetzt und eingeleitet von Leo Spitzer. Halle/Saale.





- Kucharczik, Kerstin (1998): Der Organismusbegriff in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. Univ. Diss., Berlin.
- Lakoff, George/ Johnson, Mark (1999): *Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought.* New York.
- Mauthner, Fritz (1986[1901/02]): *Sprache und Leben. Ausgewählte Texte aus dem philosophischen Werk.* Salzburg/Wien.
- Morpurgo Davies, Anna (1987): "Organic" and "Organism" in Franz Bopp. In: Hoenigswald, Henry M./ Wiener, Linda F. (Hrsg.): *Biological Metaphor and Cladistic Classification. An Interdisciplinary Perspective.* London, S. 81-108.
- Müller, Max (1866): *Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von Dr. Carl Böttger. Autorisierte Ausgabe. Bd.2.* Leipzig.
- Pawelec, Andrzej (2006): *Metafora pojęciowa a tradycja.* Kraków.
- Rensch, Karl-Heinz (1967): Organismus – System – Struktur in der Sprachwissenschaft. In: *Phonetica* 16/1987, S. 71-84.
- Robins, Robert Henry (1973): *Ideen- und Problemgeschichte der Sprachwissenschaft. Mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts. Autorisierte, mit einem Nachwort versehene Übersetzung aus dem Englischen von Christoph Gutknecht und Klaus-Uwe Panther.* Frankfurt am Main.
- Sojcher, Jacques (1983[1969]): Die generalisierte Metapher. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): *Theorie der Metapher.* Darmstadt, S. 216-228.
- Trier, Jost (1973[1968]): Altes und Neues vom sprachlichen Feld. In: Trier, Jost: *Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie.* Hrsg. von A. van der Lee und O. Reichmann. the Hague/ Paris.
- Tsiopera, Mária (1990): Organic Metaphor in Early 19th Century Linguistics. In: Niederehe, Hans-Josef/ Koerner, Konrad (Hrsg.): *History and Historiography of Linguistics. Papers from the Fourth International Conference on the History of the Language Sciences. Vol. II.* Amsterdam; Philadelphia, S. 577-587.
- Wells, Rulon S. (1987): The Life and Growth of Language: Metaphors and Biology and Linguistics. In: Hoenigswald, Henry M./ Wiener, Linda F. (Hrsg.): *Biological Metaphor and Cladistic Classification. An Interdisciplinary Perspective.* London, S. 39-80.
- Wittgenstein, Ludwig (1978[1933]): *Philosophische Grammatik. Werkausgabe in 8 Bänden. Bd. 5.* Frankfurt am Main.







## Die „Wörter des Jahres“ als Teil des kulturgeschichtlichen Diskurses und als Ausdruck des kreativen Umgangs mit aktuellem Wortschatz

*Lutz Kuntzsch*

Im Laufe seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Tätigkeit hat sich Wolfgang Schramm bei der Abhandlung verschiedener linguistischer Themen vor allem mit kreativen Rezeptions- und Schreibprozessen beschäftigt. Davon zeugen eine stattliche Anzahl an Publikationen, Erfolge in der Lehre, weit über das Übliche im DaF-Unterricht hinausgehend, und die umfangreiche Betreuung wissenschaftlicher Arbeiten.

Deshalb ist es folgerichtig, dass zur Würdigung des Jubilars die Aktion der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) „Wort des Jahres“ vorgestellt wird, weil diese in besonderem Maße den kreativen Umgang mit Sprache im Laufe eines Jahres und darüber hinaus zeigt: Es ist immer wieder äußerst aufschlussreich, neues, kreativ entstandenes Wortmaterial zu sammeln, zu dokumentieren und in verschiedenen Phasen der Sprachbetrachtung und Sprachvermittlung zu nutzen. Dass ich dies in der Verbindung mit der polnischen Hauptstadt, der Universität und Wolfgang Schramm, der wie ich sächsische Wurzeln hat, besonders gern tue, liegt sicher auch an unserer langjährigen, vielschichtigen DaF-Tätigkeit an mehreren Orten „östlich von Sachsen“ und beflügelt das Gesamtanliegen in entscheidendem Maße.

### **Von *aufmüßig* bis *Abwrackprämie* – „Wörter des Jahres“ und Kreativität**

Das Grundinteresse an den „Wörtern des Jahres“ (im Folgenden: WdJ) brachte mich im Jahre 2000 zur GfdS, mithin in die WdJ-Jury und schon drei Mal (2003, 2004, 2006) als federführender Autor in die erfreuliche Lage, für die Sammlung und Kommentierung verantwortlich zu sein. Während





meiner Arbeit als DAAD-Lektor, Seminarleiter des Goethe-Instituts und Referent in den Zweigvereinen der GfdS<sup>1</sup> kam ich auf die Idee, die WdJ-Aufsätze intensiver zu studieren, im Unterricht zu nutzen und als Lehrmaterial zu publizieren (vgl. Kuntzsch 1996, 1998, 2000), denn die WdJ besitzen kreative Potenzen für die Sprachbetrachtung und für den DaF-Unterricht bei Fortgeschrittenen. Das Leben und die Tätigkeit jenseits des deutschen Sprachgebiets (zu einer technisch nicht so weit entwickelten Zeit wie heute) beförderten das Bestreben, am deutschsprachlichen Geschehen zu bleiben und in Curricula geforderte immer wiederkehrende Themen mit neuem Sprachmaterial anzureichern. Aber auch in muttersprachlicher Umgebung lohnt es sich, zeitnah und beständig über kommunikative Entwicklungen oder vorerst über sprachliche Auffälligkeiten nachzudenken, denn das begründet, inspiriert und befördert jede Form der Kreativität im eigenen sprachlichen Handeln und im Beobachten der Handlungen von anderen.

In einschlägigen Wörterbüchern (Duden 2007) wird unter **Kreativität** Folgendes gefasst, was für unsere Betrachtungen eine Grundlage bildet und im Text erläutert wird:

1. das Schöpferische; *Schöpferkraft, schöpferische Kraft, kreatives Vermögen* (WdJ zu bilden, zu kreieren, zu schöpfen, zu verwenden – L. K.)
2. Teil der Kompetenz eines Sprachteilhabers, neue, nie zuvor gehörte Sätze (und neue Wörter – L. K.) zu bilden u. zu verstehen

Natürlich sollte nicht jede Abweichung von der sprachlichen Norm „kreativ“ genannt werden, sondern neben dem Kriterium der (erkennbaren) Intention in gewissem Maße auch das der Akzeptabilität zugrunde gelegt werden.

### Exkurs mit Wortspaziergang – Menschen lieben Wörter

Die WdJ-Aktion ordnet sich in ein Gesamtkonzept verschiedener Sprachmittler ein, bei dem keinesfalls nur Fachleute, sondern sprachinteressierte Laien aufgefordert werden, Wortbeispiele und Texte aus verschiedener Blickrichtung einzusenden: Die kreativen Ergebnisse gehen oft in die (Zehn-)Tausende und stellen eine solide Brücke zwischen Sprachwissenschaft und Sprachgemeinschaft dar:

---

1 Dies bezieht sich auf die DAAD-Lektorate in Kiew, Omsk und Moskau sowie auf Vorträge im Zweigverein Warschau und auf Seminare in den polnischen Städten Karpacz, Olsztyn, Toruń und Wrocław.





- Wörter des Jahres (GfdS seit 1971)
- Unwort des Jahres (seit 1991, bis 1994 GfdS, dann Jury)
- 100 Wörter des Jahrhunderts (1999, GfdS, 3sat)
- Wörter, die Geschichte machten... (2001, Bertelsmann)
- Schönste deutsche Wörter (2005, Deutscher Sprachrat)
- Ausgewanderte Wörter (2006, GfdS/ Deutscher Sprachrat)
- Eingewanderte Wörter (2007, Deutscher Sprachrat) u.a.

Oft wird über Sprache und die damit im Zusammenhang stehenden Phänomene, besonders Anglizismen, Sprachverfall und Rechtschreibreform,<sup>2</sup> geklagt; aber mit Bezug zu den Aktionen, den Preisaufgaben im *Sprachdienst* und anderem kann mindestens genauso vehement die These vertreten werden: „Menschen lieben Wörter“ – und sind in diesem Zusammenhang sehr kreativ. Warum steht gerade das **Wort** als Bezugsgröße im Mittelpunkt? Im Anfang war halt das Wort (Johannes-Evangelium, I, 1-15). Wörter und Worte – im Deutschen luxuriös mit zwei Pluralformen ausgestattet – gelten als Grundkategorie für sinntragende Einheiten der Sprache und sind insgesamt schon etwas Phänomenales: Mitunter hören wir das *Wort zum Sonntag, fallen jemandem ins Wort* oder *verbieten es ihm*. Quizshows wie „Wer wird Millionär?“ beziehen Sprachliches auf verschiedenen Ebenen ein (sicher auch in Polen, neuerdings in Israel religiös bezogen „Wer wird Biblionär?“). Wann war *Bundeskanzlerin* Wort des Jahres? Was ist eine *Sadisvakanz-Briefmarke*? oder: Wie bezeichnet die Sprachwissenschaft ein Wort, das von vorn und hinten gelesen gleich lautet? Es wird also allerorten und auf verschiedenen Ebenen gern „herumgewörtelt“. <sup>3</sup> Pablo Neruda (1976: 57) schrieb einst: „Es sind die Wörter, die singen, die steigen und fallen... Vor ihnen werfe ich mich nieder. Ich liebe sie, ich schätze sie, verfolge sie, zerbeiße sie, lasse sie im Mund zergehen. So sehr liebe ich die Wörter.“ Das können wohl alle „Wort-Schaffenden“ um Wolfgang Schramm gut nachvollziehen.

Den theoretischen Hintergrund für eine Wortschatzentwicklung fasst z.B. Wolfgang Fleischer (1987) wie folgt:

---

2 Diese Fragen beschäftigen die GfdS im Rahmen der Sprachberatung; vgl. [www.gfds.de/sprachberatung](http://www.gfds.de/sprachberatung).

3 Dieses umgangssprachliche Wort benutzt Wilhelm Schellenberg, Professor für Sprachwissenschaft und langjähriger Vorsitzender der Zweigstelle der GfdS Erfurt, gern in seinen Programmen und Vorträgen – es darf als Okkasionalismus angesehen werden. Vgl. Kolloquium und Publikation zum Thema „Sprache und Kreativität. Formale und funktionale Aspekte in Geschichte und Gegenwart“, Erfurt 2009.





Neue Benennungen entspringen letzten Endes dem Bedürfnis nach Schließung einer Benennungslücke (für einen gesellschaftlich relevanten Gegenstand/Prozess) oder dem unterschiedlich motivierten Bedürfnis nach Modifikation bzw. Ersatz einer vorhandenen Benennung mit dem Streben nach Verdeutlichung, Verallgemeinerung oder Bewertung/Expressivitätssteigerung oder Rationalisierung. (Fleischer 1987: 47ff.)

Mit dem sich ständig kreativ erweiternden Wortschatz werden Knoten im mentalen Lexikon markiert, die Schlüsselfunktionen in Gedächtnis- und Sprachprozessen einnehmen. In der Entwicklung der linguistischen Theorien und Lernstrategien hat sich auch im Ausbildungsfach Deutsch in den letzten 25-30 Jahren eine Hinwendung vom Einzelwort zu komplexeren kommunikativen bzw. textuellen Einheiten vollzogen.

Seit der kognitiven (oder pragmatischen) Wende in Psychologie und Linguistik ist in der Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik viel vom mentalen Lexikon die Rede. Gemeint ist der im Gedächtnis gespeicherte Wortschatz eines Menschen, der sich laufend verändernde Bestand an Lexemen, über die jemand als Ausdruck der sprachlichen Kompetenz bzw. Kreativität in unterschiedlichem Maße verfügt. Das können sowohl Einzelwörter (WdJ: *Geisterfahrer, Lichterkette, Eurogeld, googeln, suboptimal*) sein wie auch Wortgruppen (*Talfahrt der Wirtschaft, der 11. September*) oder Redewendungen mit fester Bedeutung (*Und das ist auch gut so!* oder *Haste mal 'ne Milliarde?*).

### „Ernste Spiele“ – zur Wortaktion der Gesellschaft für deutsche Sprache

Im Rahmen ihrer Beschäftigung mit Wortschatz kürt die GfdS seit 1971 die „Wörter des Jahres“ und bietet in der Zeitschrift *Der Sprachdienst* einen Sprach-Jahresrückblick an.

Wer sich der Pflege und Erforschung unserer Sprache widmet, wer die Aufgaben der Sprachvermittlung, Sprachberatung und Sprachauskunft tagtäglich zuverlässig erledigen will, kann nicht auf die nächsten Auflagen von Wörterbüchern und Lexika warten, sondern muss das Deutsch der unmittelbaren Gegenwart in den Blick nehmen. (Der Sprachdienst 1/1986: 2)

Auf die Frage nach dem **Status** werden die Auswahlverfahren gern als „Ernste Spiele“<sup>4</sup> zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit bezeichnet, was zum Nachdenken über Sprache anregen sollte und ein „dürres Gerüst“ für eine

4 Dieses Wort geht auf den Briefwechsel von Goethe mit Eckermann zurück – vgl. Goethe's Gesammelte Werke (1996: 468).





Politik- und Sprachgeschichte der Bundesrepublik in den letzten Jahrzehnten abgeben könnte. Es sollen nach Hoberg (2002: 82f.) „sehr ernste Spiele“ bleiben, denen der Spielcharakter nicht genommen werden darf und wohl auch nicht kann, die man aber nicht leichtfertig, sondern ernst betreiben muss, auch dadurch, dass man über eine Verbesserung der Spielregeln nachdenkt.

Die Welt wird somit wörtlich begriffen und Jahr für Jahr schreibt sich die aktuelle Wort-, Sach- und Kulturgeschichte ein kleinwenig weiter. Wenngleich für diese fast 40 Jahre nur ein minimaler Teil der sprachlich präsenten Kulturgeschichte gezeigt wird, können die Zusammenstellungen aufschlussreiche Anregungen für detaillierte Betrachtungen, sprachliche Assoziationen und Spiele, aber auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Wortschatz geben.

Bei der **Auswahl** der WdJ geht es nicht um die statistisch am häufigsten vorkommenden Elemente, sondern es werden jene neuen Wörter und Wendungen vorwiegend aus den Medien und innerhalb der Sprachberatung gesammelt, die für das Sprechen und Schreiben im zurückliegenden Jahr charakteristisch erscheinen. Dabei wird bewusst nicht nur von Neologismen, die es mit *Aids*, *Prekariat*, *Sars* oder *Weblog* u.a. natürlich gibt, gesprochen, weil das die Komplexität des Gegenstandes einengen würde. Es sind auch Wörter – wie *Wende* oder *Millennium* – dabei, die es schon lange gibt, aber in einer bestimmten Phase durch die gesellschaftlichen Umstände eine Bedeutungsveränderung und eine deutlich höhere Frequentierung erfahren haben. Interessant scheint außerdem, was aus diesen Wörtern, wenn sie einmal „sprachliche Leitfossilien“ waren, im Weiteren wird. Das Wort *Wende* ist – wie unten gezeigt wird – geblieben, *Millennium* („das Jahrtausend“) hatte nur einige Monate vor und nach dem bewussten Kalender-/Silvestertag (1999/2000) eine inflationäre Verwendung erlebt, wengleich in der volkstümlichen Bedeutungsvariante „Jahrtausendwechsel“: *Was machst du zum Millenium?* – Hier liegt eine pragmatisch bedingte Bedeutungsverschiebung vor, die als Beispiel für eine (sicher meist unbewusste) Abweichung von der Norm und damit als Form der Kreativität verstanden werden kann.

Die WdJ-Aktion beginnt in jedem Jahr mit einer Preisaufgabe im Heft 1 des *Sprachdienstes* und einem **Aufruf** im Internet. Die Interessierten werden nach Vorschlägen gefragt und so erhalten wir jährlich 500-1000 Einsendungen. Dabei gibt es neben vielem Verwertbaren auch – kaum von Kreativität zeugende – Wutäußerungen, Namen von Politikern und Falschverstandenes (besonders die Verwechslung mit dem Unwort), aber oft sind amüsante Einmalbildungen oder Okkasionalismen (oft mit sehr schillernder Bedeutung) dabei – so zum Beispiel: *Bundesgluckee*, *Geilomat*, *Unterkuuschelung* oder die untenstehenden *Abwrack*-Wörter – letztlich sind diese Belege aber auch als Zeugnisse der sprachlichen Kreativität zu





werten. Als wichtigste Grundlage werden fünf Zeitungen (*Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung, Spiegel, Tagesspiegel, Wiesbadener Kurier* und gelegentlich andere) ausgewertet sowie Hör- und Internetbelege und Zufallsfunde einbezogen. Insgesamt ergibt das eine Datenbank für eine Jahresauswahl von 3000-5000 Belegen.

Eine **Jury** der GfDS, bestehend aus den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den fünf Mitgliedern des Hauptvorstandes, wählt im Dezember „frei von Wertungen, rein konstatierend“ die WdJ im Diskussions- und Abstimmungsverfahren aus. Zugrunde liegt eine Vorschlagsliste, die ca. 150 der meistgenannten bzw. besonders kreativen Einträge, nach Sachgruppen sortiert, umfasst. Der Wahl liegen folgende vage **Auswahlkriterien** zugrunde:

- Signifikanz für das vergangene Jahr (oder mehrere), gesellschaftlich und (vermutlich) historisch relevant;
- Verbreitung in den Medien und im allgemeinen Sprachgebrauch (Reihen bildend);
- Sprachliche Prägnanz, relative Neuheit, Originalität = KREATIVITÄT.

Die **Rangliste** für ein Jahr umfasst jeweils zehn Wörter (im weiteren Sinne) und wird zum Jahresende der Presse vorgestellt. Im Aufsatz (*Sprachdienst*, Heft 1 im Folgejahr) werden die WdJ mit sinnverwandten, ebenfalls erfassten Wörtern zu einem Korpus mit 100-150 Eintragungen ergänzt und in situative Kontexte eingebettet. Damit bleiben wir im dargestellten Sinne nicht bei einer bloßen Zusammenstellung einzelner Belege, sondern beschreiben die Wirkung gesellschaftlicher Faktoren auf Sprachliches. Mit diesem Wortschatz der bisherigen fast 300 „Wörter der Jahre 1971-2009“ und den 3000-4500 in Kontexten steht der breiten sprachinteressierten Öffentlichkeit ein „sprachlicher Kreativitätsfundus“ zur Verfügung.

### ***Heuschrecken, Pisa und Wende***

#### **– kreative Sprachbeispiele aus verschiedenen Zeiten**

Da es an dieser Stelle nicht möglich ist, die gesamte Bandbreite der „WdJ“<sup>5</sup> auch nur annähernd darzustellen, seien ausgewählte Beispiele herausgezogen. Dies geschieht völlig bewusst ohne Kommentierung, um den kreativen Rezeptionsprozess<sup>6</sup> anzuregen.

5 Eine Übersicht über alle „Wörter des Jahres“ einschließlich der Pressemitteilungen findet sich im Internet unter [www.gfds.de/aktionen](http://www.gfds.de/aktionen).

6 Bei Fragen und Unsicherheiten zu den Wörtern: Bär (2003) oder die unter [www.gfds.de](http://www.gfds.de) angegebenen Kontaktmöglichkeiten.



**1971 aufmüpfig**

Junktim  
Umweltschutz

**1977 Szene**

Terrorismus, Terrorist  
Sympathisant

**1983 heißer Herbst**

Volksaushorchung  
Waldsterben

**1984 Umweltauto**

Neidsteuer  
Bananenrepublik

**1987 Aids, Kondom**

Perestroika, Glasnost

**1988 Gesundheitsreform**

Robbensterben

**1991 Besserwessi**

abwickeln

**1993 Sozialabbau**

Standort Deutschland  
Blutskandal

**1994 Superwahljahr**

Jackpot

**1995 Multimedia**

Eurogeld

**1996 Sparpaket**

Haushaltslöcher

Die folgenden Jahresübersichten verdeutlichen die sprachliche Kreativität auf lexikalischem Gebiet:

2006

• **Fanmeile**

- Generation Praktikum
- Karikaturenstreit
- Rechtschreibfrieden
- Prekariat
- Bezahlstudium
- Problembär
- Poloniumspuren
- Klinsmänner
- schwarz-rot-geil

2007

• **Klimakatastrophe**

- Herdprämie
- Raucherkneipe
- arm durch Arbeit
- Dopingbeichte
- Lustreisen
- Second Life
- Bundestrojaner
- spritdurstig
- Alles wird Knut

2008

• **Finanzkrise**

- verzockt
- Datenklau
- hessische Verhältnisse
- Umweltzone
- multipolare Welt
- Nacktscanner
- Rettungsschirm
- Bildungsfrühling
- Yes, we can

Folgende ausgewählte WdJ zeigen den kreativen Umgang mit Sprache, was sich über die ausgeführten Bedeutungsveränderungen realisiert.

**Wende** (WdJ 1990 und 1993)<sup>7</sup>

Das Wort existiert schon länger im Sport (*Der Schwimmer macht eine Wende*) oder im Straßenverkehr (*Wendeschleife*). Unter der *Wende* versteht man aktuell vor allem die deutsche Wiedervereinigung mit den vorangehenden friedlichen Demonstrationen und dem Mauerfall vom 9. November 1989. Dieser Ausdruck, der 1982 in Westdeutschland schon einmal im politischen Kontext Verwendung fand, wird teils auch für die gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse der Jahre 1989 und 1990 in allen osteuropäischen Ländern verwendet. Dabei sind viele Zusammensetzungen entstanden: *Wendefolge*, *Wende-*

<sup>7</sup> Zu diesem Thema (und Wort) hat Schramm (2009) einen sehr persönlichen und aktuellen Beitrag publiziert.





*glück, Wendeboffnung, Wendeopfer, Wendezeit* bzw. Wortgruppen für diese gesellschaftliche Zäsur: ... *vor und nach der Wende*. Konkret war es die Schriftstellerin Christa Wolf, die auf einer großen Demonstration am 4. November 1989 sagte, dass ihr das Wort aus der Seemannssprache (*Alles klar zur Wende!!*) für die politischen Geschehnisse eigentlich nicht gefallen – dennoch setzte es sich (auch in Ermanglung eines besseren) in der Alltagssprache durch und hat einen festen Platz im Wortschatz gefunden. (Duden 1999: 4486 – die Wende = der große politische und gesellschaftliche Umbruch in der DDR).

### ***Pisa*** (WdJ 2004)

Bis zur Jahrtausendwende hat man darunter meist nur den Namen einer italienischen Stadt verstanden. Im Jahr 2000 wurden Schüler aus 32 Staaten im Rahmen der PISA-Studie (PISA = *Program for International Student Assessment*) auf Lesekompetenz, mathematische und naturwissenschaftliche Grundbildung überprüft, wobei Deutschland vergleichsweise schlecht abschnitt. Aufgrund der Wichtigkeit entstanden in der Folgezeit viele Zusammensetzungen: *Pisa I, Pisa II, Baby-Pisa, Kindergarten-PISA, gepisate Kinder* und insgesamt eine *Pisa-gebentelte Nation*.

### ***Heuschrecken*** (WdJ 2005)

Als *Heuschrecken* bezeichnete der damalige SPD-Vorsitzende Franz Müntefering im Jahr 2005 (vorwiegend ausländische) Finanzinvestoren, die in Unternehmen investieren, sie umstrukturieren und von den Gewinnen profitieren, dabei aber gleichzeitig viele Arbeitsplätze vernichten und oftmals auch das Unternehmen zugrunde gehen lassen, wenn sie genügend Profit daraus gezogen haben. Das Bild der Heuschrecke wurde sicher auch in Anlehnung an die Plagen aus dem Alten Testament (Moses, 2. Teil) verwendet. „Da kamen die Heuschrecken über das ganze Land Ägypten. Nie zuvor und nie danach waren so viele Heuschrecken gekommen. Das ganze Land war von ihnen bedeckt; sie fraßen alle Pflanzen und alle Früchte auf den Bäumen, was der Hagel übrig gelassen hatte, so dass nichts Grünes mehr übrig blieb im ganzen Lande Ägypten.“

### ***Abwrackprämie, kriegsähnliche Zustände, Schweinegrippe*** – die „WdJ 2009“

Eine kleine Auswahl der eingesandten „Abwrackwörter“ soll die Vielfalt und sprachliche Kreativität veranschaulichen:





2500-Euro-Prämie	Autoabsurdistan
abgewrackte Preise	das große Wracksausen
das große Abwracken	Autokaufprämie
Abwracken als Volkssport	eine Art Abwracken (alter Flugzeugteile beim Möbelbau)
Abwrackfieber	Nachwuchs-Abwracker
Abwrackfinale	Nichtabwracker
Abwrackgegner	Prämienunwesen
Abwrackgeld II	Rad-Abwracker
Abwrackgerechtigkeit	Schrott-Hilfe
Abwrack-Irrsinn	Schrottprämie
Abwrackkultur	Schrott-Subvention
Abwrackprämie	Umweltprämie
Abwrackprämie für Ihr altes Sofa	Verschrottungshilfe
Abwrackprämie für Kühlschränke	Verschrottungsprämie
Abwrackprämie für Fahrräder	Verschrottungszuschuss
Abwrack-Subvention	Wrackt die Prämie ab
Abwrack-Wahn	Wrack-Zwang
Abwrackwerbung	

Diese und weitere Anregungen mündeten in der Entscheidung, **Abwrackprämie** zum „Wort des Jahres 2009“ zu wählen:

Kein anderes Wort war im Jahr 2009 so bestimmend wie die *Abwrackprämie*, so war es nur folgerichtig, es an die erste Stelle der WdJ zu setzen. Die von der Bundesregierung beschlossene Maßnahme, den Kauf eines Neuwagens mit einem Betrag von 2500 Euro zu fördern, wenn dafür ein Altfahrzeug stillgelegt wurde, erwies sich bei den Bürgerinnen und Bürgern als äußerst beliebt. Interessant ist dabei, dass alle Abgeordneten der damals im Amt befindlichen Großen Koalition die Maßnahme als *Umweltprämie* bezeichneten (wie sie auch in allen offiziellen Quellen benannt wurde) und anfangs nur Angehörige der drei Oppositionsparteien FDP, Grüne und Linke von *Abwrackprämie* sprachen, durchaus in der Absicht, ihre Ablehnung zum Ausdruck zu bringen. In den Medien und in der Bevölkerung fanden sich im Laufe des Jahres eine ganze Reihe von Benennungsvarianten, etwa *Abwrack-Subvention*, *Autokaufprämie*, *Schrottprämie*, *Schrott-Subvention*, *Verschrottungshilfe* oder *Verschrottungsprämie*. Durchgesetzt hat sich letztlich aber das Wort *Abwrackprämie*, das schließlich auch Angehörige der Regierungsparteien verwendeten, so etwa CDU-Fraktionschef Volker Kauder im Gespräch mit der Frankfurter Rundschau vom 24.3.2009. Und auch abseits der Automobilbranche erfreuten sich Abwrackprämien zunehmender Beliebtheit, so etwa bei einem Unterhaltungselektronikmarkt, einem Brillenhersteller und einem Möbelhaus, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Das ging so weit, dass in den Zeitungen von *Abwrackfieber*, *Abwrack-Hype* und sogar von *Abwrack-Wahn* geschrieben wurde. Im Übrigen ist *Abwrackprämie* gar kein neues Wort, bezogen





auf Schiffe findet es sich zum Beispiel in einer EU-Richtlinie. Für Schiffe ist das Grundwort *Wrack* ohnehin schon lange im allgemeinen Sprachgebrauch geläufig, die Tätigkeit des *Abwrackens* und die *Abwrackprämie* dagegen erlangten erst im Jahr 2009 flächendeckende Bekanntheit. (Der Sprachdienst 1/2010: 1)

Neben diesem Spitzenreiter wurden folgende **WdJ 2009** gewählt und in einer entsprechenden Pressemitteilung auch Gründe für die Auswahl durch die Sprachgemeinschaft genannt:

1. Abwrackprämie
2. kriegsähnliche Zustände
3. Schweinegrippe
4. Bad Bank
5. Weltklimagipfel
6. Deutschland ist Europameisterin
7. twittern
8. Studium Bolognese
9. Wachstumsbeschleunigungsgesetz
10. Haste mal 'ne Milliarde?

Auf die zweite Position wählte die Jury den Ausdruck **kriegsähnliche Zustände**. Dieser Ausdruck ist ein vorläufiges Ergebnis einer schon länger andauernden Debatte darüber, wie der Einsatz deutscher Bundeswehrsoldaten in Afghanistan bezeichnet werden sollte. Lange Zeit war trotz bewaffneter Gefechte und Todesopfer von einem ‚Stabilisierungseinsatz‘ die Rede, nun wurde die Nähe zu einem Krieg in die genannte Wendung gefasst.

Die **Schweinegrippe** auf Rang 3 hat sich bislang als weniger bedrohlich erwiesen als befürchtet, war aber gleichwohl – auch im Zusammenhang mit Impfkationen und dem damit verbundenen Pro und Contra – im Laufe des Jahres dauerhaft im Gespräch.

Auf Rang 4 steht die **Bad Bank**, auch eingedeutscht als **schlechte Bank** belegt, die es den durch die Finanzkrise in Schwierigkeit geratenen Geldinstituten erlauben soll, ihre Bilanzen durch Auslagerung schlechter Papiere in eine Bad Bank zu bereinigen.

Mit dem **Weltklimagipfel** in Kopenhagen findet sich auf Rang 5 ein Wort aus dem Bereich Ökologie, das zum Jahresende in der öffentlichen Wahrnehmung wieder an Bedeutung gewonnen hat.

Bereits im frühen Herbst ergab sich der Anlass, den Satz **Deutschland ist Europameisterin** (Rang 6) zu prägen. Damit würdigte ein Sponsor der Frauenfußballnationalmannschaft den Erfolg bei der Europameisterschaft im September.

Auf Rang 7 wurde das Verb **twittern** gewählt, also die Kommunikation über die Internetplattform Twitter, eine Tätigkeit, die mehr und mehr an Bedeutung gewinnt und im Jahr 2009 auch wiederholt in der breiteren Öffentlichkeit diskutiert wurde, als Prognosen und Wahlergebnisse über diese Plattform vorzeitig gemeldet wurden.





Mit dem Ausdruck **Studium Bolognese** (Rang 8) soll auf die Missstände aufmerksam gemacht werden, denen Studierende an deutschen Universitäten durch die Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge (Stichwort: Bologna-Prozess) ausgesetzt sind.

Das **Wachstumsbeschleunigungsgesetz** (Rang 9) soll dazu dienen, nach der Krise einen wirtschaftlichen Aufschwung zu fördern.

Gewissermaßen eine Brücke zwischen der Zeit vor der Krise und der danach schlägt die Wendung, die den Abschluss der diesjährigen Rangliste bildet: **Haste mal 'ne Milliarde?** In ironischer Weise wird hier das im Rahmen der Finanzkrise üblich gewordene Reden über Geldbeträge von Milliarden mit der in Fußgängerzonen oder Bahnhofseingängen häufig zu hörenden Frage verschmolzen, die bereits in Zeiten der D-Mark in der Form „Haste mal 'ne Mark?“ bekannt war und in der Form „Haste mal 'nen Euro?“ heute noch Verbreitung fand.

### ***Wir sind Weltmeisterin! und Sind wir auch Weltmeister?*** – mitten im kreativen Prozess

Nachdem es mit dem Weltmeistertitel für die Herren nicht geklappt hat, hoffen wir 2011 bei den Frauen auf mehr Erfolg, deshalb nur ein Vorgeschmack des zu Erwartenden: Das WdJ 2009 hat mit der *Abwrackprämie für Terroristen*<sup>8</sup> einen internationalen Kontext bekommen; im Zusammenhang mit den Problemen in Afghanistan rückt neue Lexik ins Zentrum: *Versöhnungsfonds*, *Aussteiger-Prämie*, *Reintegration von Taliban-Mitläufern/Versöhnung und Wiedereingliederung ehemaliger Kämpfer*. Aber auch andere Bereiche wurden erfasst: *Ägäische Unstimmigkeiten* gibt es mit Griechenland, *Politiker-Sponsoring* wird einigen Regierungschefs, *spät-römische Dekadenz* den *Hartz-IV-Empfängern* (WdJ 2004) unterstellt, das Wort (*sexueller*) *Missbrauch* kommt mehr und mehr in die Öffentlichkeit und wird auf seinen Bedeutungsumfang hin untersucht. Die Apps haben als neue kleine Anwendungsprogramme den Markt erobert, im März 2010 waren viele nach Monaten mit Eis und Schnee *wintermüde*, neue Spuren führen zu einem neuen Urmenschen, dem *Homo X*.

### ***Pisa-Schock, Bildungsfrühling und Studium Bolognese*** – Potenzen für die Didaktik und Umsetzung im Unterricht

Die zahlreichen Wortbeispiele sollen im linguolandeskundlichen Sinn, der auch den Wörtern des Jahres zugrunde liegt, den sekundären Lexikerwerb

8 Die Quellennachweise für diese und alle angeführten Wortbelege liegen in der Geschäftsstelle der GfdS vor – Näheres unter [www.gfds.de/aktionen](http://www.gfds.de/aktionen).





befördern und helfen, dass in dialektischer Sichtweise nützliche Momente und Aspekte aus der Erinnerung geholt, einem erweiterten Publikum bekannt gemacht und auf ihre aktuellen Verwendungsmöglichkeiten hin geprüft werden (vgl. Kuntzsch 2003a). Durch das Lesen der Materialien gelingt es vielen Deutschlehrenden, ihren Kenntnisstand zu erhöhen, ihre Persönlichkeit in sprachlicher Hinsicht zu bereichern und mit dieser permanenten individuellen Fortbildung einen zeitgemäßen Unterricht, wie ihn z.B. Dagmar Blei (2003) fordert und dem sich Wolfgang Schramm ein Leben lang verschrieben hat, zu gewährleisten.

Als permanentes Unterrichtsprinzip werden dabei vorhandene Übungstypologien mit den WdJ aktualisiert – dazu hier dazu als Anregung eine Auswahl (ausführlich Kuntzsch 2003):

## I Einzelwort und Struktur

Diese Übungen können als Grundlage einer jeden Ausbildung durch die WdJ (mit Jahreszahlen) aktualisiert werden:

### Wortarten

Substantive:

- einfache: *Szene* (77), *Single* (78), *Mitte* (82) ...
- zusammengesetzte Substantive: *Begrüßungsgeld* (89), *Blaubelmeinsatz* (92) ...
- Kombinationen mit Zahlen: *D 1* (85), *Agenda 2010* (03), *Hartz IV* (04), *FC Deutschland 06* ...
- Ableitungen: *Entsorgung* (77), *die Grünen* (78), *Ausländer* (82), *Raucherkeiße* (07) ...
- mit Vorsilbe: *Nachrüstung* (79), *verzockt* (08) ...
- Fremdwörter: *Rooming-in* (78), *Perestroika* (87), *Kakophonie* (02) ...
- Abkürzungen: *Aids* (85/87), *SDI* (85), *SMS* (00), *SARS/Sars* (03) ...
- Kurzwörter: *Disco* (78), *Züнди* (83), *Dino* (93), *Sofi* (99) ...
- Kunstwörter: *Filosofie* (94), *Multimedia* (95), *Viagra* (98), *Rehakles* (04) ...
- Termini: *Black-out* (77), *Glykol* (85), *Alcopops* (03) ...

Verben: *abwickeln* (91), *gaucken* (92), *simsen* (02), *googeln* (03) ...

Adjektive: *jahr-2000-fähig* (98), *brutalstmöglich* (00), *schwarz-rot-geil* (05) ...

Interjektionen: *piep, piep, piep* (98), *basta* (00) ...

### Phrasen

Wortgruppen: *die neuen Bundesländer* (90), *das alte Europa* (03), *gefühlte Armut* (04) ...

Sätze: *Und das ist auch gut so.* (01), *Es gibt nur ein' Rudi Völler.* (02) ...



**Wortbildung/Rechtschreibung**

Zusammensetzungen mit oder ohne Fugenelement:

*Daten-, Klon-, Bildung-, Doppel-, Kampf-, Ellenbogen-, Karikatur-, Haushalt-, Reichstag-, Schwein-, Jahrtausend-, Ost-, Reform-, Maut-, Rauch-, Bildung-*

==== (e)s ==== er ==== s ==== en =====

*-pass, -verhüllung, -löcher, -flut, -schänder, -frühling, -kneipe, -gesellschaft, -desaster, -grippe, -streit, -erweiterung, -autobahn, -schaf, -bund, -streit, -glut*

**II Wörter – Texte – Umgebung****Wörter verstehen**

Die zur Verfügung stehenden Texte – angeführt sei hier ein kurzer Ausschnitt – können für allgemeine Rezeptionsübungen aufbereitet werden.

*Ein Spruch läuft durch Berlin: Und das ist auch gut so (01) – diese Formel eines berühmten Coming-outs (outen/Outing – 92) als Schwuler ist und bleibt ein markanter Satz und inzwischen ein geflügeltes Wort: Schauspieler flechten es ein, Gespräche werden damit gewürzt, es steht auf ultramarineblauen T-Shirts ... Dieser Werbespruch lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Selbst bei der Bestellung in der Eckkneipe wird er zum Brüller: Noch zwei Bier – und das ist auch gut so. Und 'nen Broiler – und das ist noch besser.*

**Herkunft der Wörter**

Besonders chronologisch weiter zurückliegende, meist vor der bewussten Wahrnehmung der Beteiligten aufgekommene Wörter werden mit aktuellem Alltagsbezug erhellt:

*Junktim (71), Entsorgung (77), Holocaust (79), Historikerstreit (86), Autodiät/Mülldiät (91), Pax americana (91), Blutskandal (93), Greencard (00). Hierbei wird Deutschtypisches wie *gaucken* (92) oder *Begrüßungsgeld* (89) mit Typischem für Europa und die Welt, z.B. *Kremlflieger* (87), *chinesische Lösung* (89), *Osterweiterung* (94), *der 11. September* (01) kombiniert und ermöglicht eine vertiefte historische Sichtweise.*

**Wortbedeutung**

Vorhandene Wissensstände sollten mittels einfacher Einsetzübungen getestet werden.

*Reales aus dem Jahre 1990*

*Das Ganze wirkte wie ein großes ..., da fuhren noch ... durch die Straßen, aufgrund der vielen Fahrzeuge drohte ein ... Man konnte vieles kaufen: eine echte ... – verbunden mit einer ... durch die vielen Kisten und Kästen. Politisch litten einige unter dem ..., von anderen wurde eine ... entgegengesetzt. Alles Anzeichen, die eine ... am 3.*





*Oktober nicht mehr aufhalten konnten.*

einzusetzen sind: *Verpackungsflut, Sommertheater, Verkehrsinfarkt, Trabis, Bananrepublik, Stasisyndrom, Ostalgie, Vereinigung*

### Assoziationsübungen

Da die Mehrzahl der Wörter der Jahre nicht ohne Weiteres zu erschließen ist, eröffnen sich mit Wortigeln oder Wortnestern semantische Zusammenhänge:

**der 11. September** (01): *Terrorismus, Schläfer, Zwillingstürme, Flugzeug ...*

**Aids** (85/87): *Angst, freie Liebe, krank, homosexuell, Knackarsch, Aufklärung ...*

Auch (scheinbar) nicht zusammenpassende Wortpaare geben anregende Diskussionsanlässe:

*Junktim* (71) – *Peanuts* (94), *Szene* (77) – *Homo-Ehe* (01), *Globalisierung* (96) – *BSE-Krise* (00), *Pisa-Schock* (02) – *Reformstreit* (03), *Finanzkrise* (08) – *arm durch Arbeit* (07)

Zu einem WdJ können andere Jahreswörter mit semantisch-logischen Verbindungen gefunden und die Relationen beschrieben werden:

*Flüchtlingsstrom* (89) – *Rechtsruck* (92): Ursache – Wirkung

*Globalisierung* (96) – *gegen Rechts* (00): Reaktion

*Finanzkrise* (08) – *verzockt* (08) – *Rettungsschirm* (08): Resultat – Ursache – Folge

### Fremdwörter verstehen

Angaben zu Herkunft, Verwendung, Schreibung, Bedeutung und Aussprache: *SDI* (85), *Peanuts* (94), *Kakophonie* (02), *Second Life* (07), *Bad Bank* (08)

## III Sprachvergleich und fachübergreifender Zugang

### Übersetzung

Dafür ergeben sich folgende Gruppierungen, wobei die Zuordnungen in einzelnen Sprachen nicht immer analog sind; für das Polnische sollten die Zuordnungen geprüft werden.

- gleiches/ähnliches Wort in Ausgangs- und Zielsprache: *Rambo* (85), *Aids* (85/87), *Perestroika* (87), *Glasnost* (87), *Viagra* (89), *Sars* (03), *Second Life* (07), *Bad Bank* (09)
- 1:1-Übersetzung möglich: *runder Tisch* (89), *Umweltschutz* (71), *Szene* (77), *Tiefflug* (88), *polnische Westgrenze* (89), *BSE-Krise* (00), *das alte Europa* (03), *Karikaturenstreit* (06), *Weltklimagipfel* (09)
- problematische Übersetzungen, nur mit Umschreibungen möglich: *Umweltauto* (84), *Verkehrsinfarkt* (90), *Solidarpakt* (92), *Ladenschluss* (96), *Schwarzgeldaffäre* (00), *simsen* (01), *Pisa-Schock* (02), *Reformstreit* (03)





- keine adäquate Übersetzung möglich, umfassende Erklärungen nötig: *Verpackungsflut* (90), *rote Socken* (94), *Unwort* (94), *Teuro* (02), *Bush-Krieger* (02), *Eckelfernsehen* (04), *verzockt* (08), *Abwrackprämie* (09)

### Linguolandeskundlicher Bezug (mit den WdJ 2001-2004)

Die Darstellung nimmt abnehmend charakteristische Elemente des deutschen Geschehens (am meisten in Gruppe 1) mit deren typischen sprachlichen Benennungen auf. Fortlaufend kommt immer mehr kulturell allgemein Typisches für Europa bzw. für die Welt hinzu, was entweder mit besonderen deutschen Bezeichnungen (Gruppe 2) oder sprachenübergreifenden Wörtern (Gruppe 3) benannt wird.

### Gruppen der kulturspezifischen Differenziertheit

#### 1) Typisch deutsche Sache und typisch deutsches Wort

*Agenda 2010, Alcopops, Arzneimittelausgabenbegrenzungsgesetz, aufgestellt, brutalstmöglich, Ein-Euro-Job, Eckelfernsehen, Es gibt nur ein' Rudi Völler!, Hartz IV, Ich-AG, Jahrtausendflut, Luderliga, Maut-Desaster, Pisa-gebeutelte Nation, PISA-Schock, Praxisgebühr, Rehakles, Riester-Rente, Steuerbegünstigungsabbaugesetz, Teuro, Und das ist (auch) gut so!, verbunzungern*

#### 2) Ähnliche Sache in verschiedenen Kulturen und typisch deutsches Wort

*Agrarwende, Anti-Terror-Krieg, Big-Brother-Haus, BSE-Krise, Bush-Krieger, gefühlte Armut, Homo-Ehe, Jahrhundertglut, Job-Floater, Kampfbund, Leitkultur, Parallelgesellschaften, Reformstreit, Schlafmünzen, Schwarzgeldaffäre, simsens*

#### 3) Allgemeingut in vielen Kulturen mit gleichem oder ähnlichem Wort

*das alte Europa, der 11. September, eingebettete Journalisten, gefühlte Armut, gegen Rechts, googeln, Greencard, Leitkultur, Milzbrandattacke, Reformstreit, Schläfer, Stammzellenimport, SARS/Sars, SMS*

## IV Textproduktion

### Texte verfassen/kreatives Schreiben

Ein situativ-außersprachlicher Anstoß kann zur konkreten Textproduktion führen:

Was war früher *aufmüßig*\* (71) – und heute? Welche Folgen hat die *BSE-Krise* (00) oder die *Schweinegrippe* (09) für Sie persönlich? *Simsens* (06) und *Twittern* (09) – Erleichterung oder Stress? Was bringt das *Studium Bolognese* (09) für die Ausbildung – schon den *Bildungsfrühling* (08)? *Yes, we can!* (08) – ja, aber wie?





### **Bild beschreiben/Karikatur deuten**

Es können Bilder ausgewählt oder selbst gestaltet werden, um die Inhalte der Wörter transparent und anschaulich, teils sicher auch eigenwillig, zu gestalten.

## **V Projektarbeit und Forschung**

### **Qualifikations- und Studentenarbeiten**

Von der schriftlichen Vortragsfassung bis zur wissenschaftlichen Abschlussarbeit kann das WdJ-Material z.B. für folgende Themen genutzt werden:

- Stellen Sie das Phänomen des Kurzwortes (einschließlich möglicher Übersetzungen in Ihre Muttersprache) vor dem konkreten historischen Hintergrund eines Zeitabschnittes dar.
- Belegen Sie die fortwährende Fremdwortdiskussion mit aktuellem Sprachmaterial und spüren Sie die Motivationen für die Nutzung nichtdeutschen Wortguts auf.
- Vergleichen Sie die Aktion „WdJ“ mit ähnlichen in Ihrem Heimatland.
- Verfassen Sie ein kleines Wörterbuch mit aktueller Lexik eines Bereiches.

## **VI Kunst, Spaß und Weiterführendes**

### **Buchstabenspiele**

Wörter in Einzelbuchstaben zerschneiden und zusammensetzen lassen.

*E L A B L M U E H S Z T N I A* (für: *Blaubelmeinsatz* 92)

Wie viele einzelne Wörter ergeben sich aus einer Zusammensetzung – ohne die Buchstabenreihe zu ändern oder mit Änderungen?

*Arzneimittelausgabebegrenzungsgesetz* (02) ... *Arznei, Arzneimittel, Ausgabe* ...

*Reformstreit* (03): *Rest, Rom, Ei, reif, so* ...

### **Rätsel und Quiz**

- Welches Wort hat seit 1982 eine starke Verwendung? (*Aids*)
- Woher kommt die Bezeichnung 2+4-Gespräche (90)? (*Teilnehmende*)
- Aus welcher Quelle wird ein Großgewinn im Lotto gezahlt? (*Jackpot* 94)
- Welcher Spruch bezieht sich auf ein kleines Zootier? (*Alles wird Knut* 07)

### **Künstlerische Texte**

Kreativ erweisen sich Lernende und Fortzubildende, wenn sie die Wörter in Fabeln, Essays, Kurzgeschichten oder Gedichten verwenden – hier zwei





Beispiele für Kurzreime:

Frauen zu kriegen hab kein Lust:  
*Single* (78) sein ganz ohne Frust.

*Perestroika* (87) – großes Wort:  
Viel Verheißung, wenig Brot.

Es wird auch in Zukunft anregend und nötig sein, mit Wörtern, Phrasen und Texten kreativ umzugehen: besonders im schöpferischen Austausch zwischen Warschau und Wiesbaden.

### Literatur

- Bär, Jochen A. (Hrsg.) (2003): Von „aufmüpfig“ bis „Teuro“. Die „Wörter der Jahre“ 1971-2002. Mannheim u. a.
- Blei, Dagmar (2003): Zur Fachgeschichte Deutsch als Fremdsprache, 6. Band der Reihe: Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion. Frankfurt am Main u. a.
- Der Sprachdienst (1972-2010): Wiesbaden.
- Duden (2007): Fremdwörterbuch. 4. Auflage. Mannheim, CD-ROM.
- Fleischer, Wolfgang (1987): Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Leipzig.
- Gesammelte Werke von Johann Wolfgang von Goethe (1996): Hamburger Ausgabe in 14. Bänden, Band 3. München.
- Hoberg, Rudolf (2002): Ernste Spiele. Ansprache zur Verleihung der Sprachkulturpreise 2002. In: Der Sprachdienst 3/2002, S. 82-85.
- Kuntzsch, Lutz (Hrsg.) (1996): Wörter der Jahre 1985-1995. Aktuelle Lexik – dargestellt in Situationen und Kontexten für Deutschlehrende und Deutschlernende in der Russischen Föderation und anderswo. Omsk.
- Kuntzsch, Lutz (Hrsg.) (1998): Wörter der Jahre 1996/1997. Omsk.
- Kuntzsch, Lutz (Hrsg.) (2000): Jahrhundertwörter, Unwörter, Wörter der Jahre 1998/1999. Moskau.
- Kuntzsch, Lutz (2003a): Die „Wörter des Jahres“ im Unterricht für Muttersprachler und Deutschlernende. In: Bär, Jochen A. (Hrsg.): Von „aufmüpfig“ bis „Teuro“. Die „Wörter der Jahre“ 1971-2002, Mannheim u. a., S. 54-68.
- Kuntzsch, Lutz (2003b): Systematische Erweiterung des Schülerwortschatzes. In: Deutschunterricht 2, S. 24-25.
- Kuntzsch, Lutz: Wörter des Jahres 2003/2004/2006. In: Der Sprachdienst 1/2004, S. 1-21, 1/2005, S. 1-12, 1/2007, S. 1-10.
- Neruda, Pablo (1976): Ich bekenne, ich habe gelebt. Berlin.
- Schramm, Wolfgang (2002): Unwort des Jahres. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde XXIV, S. 675-682.
- Schramm, Wolfgang (2009): Sprache der Wende. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde XLII, S. 297-304.







# Wie aus *Wende*, *Umsturz* und *Mauerfall* doch noch eine *friedliche Revolution* wurde – Zur konzeptionellen und sprachlichen Kreativität im aktuellen Erinnerungsdiskurs in Deutschland

Waldemar Czapur

## 1. Vorbemerkungen

Die politischen Ereignisse im Jahre 1989 in ganz Mitteleuropa<sup>1</sup> brachten tiefgreifende Veränderungen politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Natur für Europa und die ganze Welt. Diese Veränderungen blieben auch nicht unwichtig für den Jubilar, Prof. Dr. Wolfgang Schramm, der diese Ereignisse als noch von der DDR entsandter Deutschlektor an der Universität Warschau verfolgte. Nachdem sich die Situation sowohl in Polen als auch in Deutschland grundlegend gewandelt hatte, entschied er sich, in Polen zu bleiben und das „Exotische“ an seinem Nachbarland immer wieder erleben und verinnerlichen zu wollen. In einem Beitrag zur Sprache der Wende schreibt er:

Die politische Wende, das Ende der DDR und die ersten Schritte des vereinigten Deutschland erlebte ich aus der Entfernung, vorwiegend vermittelt durch Radio, Fernsehen und durch die deutschen Zeitungen, die ich in Polen zu kaufen bekam, seltener durch Gespräche mit Deutschen und noch seltener durch Besuche in Deutschland. Dadurch erfuhr ich viele Veränderungen nicht ganz direkt, aber die Sprachentwicklung vielleicht um so deutlicher, weil ich die Nachrichten förmlich in mich aufsaugte und versuchte, aus den Meldungen die Wirklichkeit zu rekonstruieren. (Schramm 2009: 297)

In demselben Beitrag fragt Schramm danach, welche Bezeichnungen mit der Wende untergegangen, welche im Laufe der ersten Nachwendejahre noch

---

1 Den Begriff *Mitteleuropa* verstehe ich als Erfahrungsgemeinschaft der kommunistischen Vorherrschaft in einem konkreten Raum, also zwischen Westen und Osten, ähnlich wie Kundera (1986), Konrád (1986) und Schmidt (2001).





hinzugekommen sind und was aus dem Wendewortschatz inzwischen geworden ist.

Der vorliegende Beitrag wird auf diese Fragen nur implizit eingehen können. Denn Ziel dieses Artikels ist es, die Bezeichnungen<sup>2</sup>, die im heutigen deutschen Erinnerungsdiskurs für die Ereignisse im Jahre 1989/1990 in der DDR verwendet werden, vor dem Hintergrund kreativer Erinnerungsstrategien sprachkritisch zu reflektieren. Sprachkritik wird hier als Kritik des Sprachgebrauchs im öffentlichen Diskurs, als Diskurskritik, aufgefasst<sup>3</sup>. Den Erinnerungsdiskurs verstehe ich als einen Teil des öffentlichen Diskurses einer Sprach- und Kulturgemeinschaft, der als eine dynamische und sich stets verändernde/ (oder: wandelnde) Gesamtheit von thematisch organisierten Wissensformationen einen strategischen Beitrag zur Konstituierung des kollektiven Gedächtnisses leistet und massenmedial konstruiert wird. Gefragt wird also in diesem Beitrag implizit danach, was aus dem Wortschatz, mit dem die Ereignisse im Jahre 1989/1990 bezeichnet wurden, inzwischen geworden ist: Welche Schlüsselwörter werden im heutigen Erinnerungsdiskurs in Deutschland gebraucht, welche nicht mehr und warum?

---

2 In dieser Arbeit verwende ich folgende Ausdrücke wie *Schlüsselwort*, *Schlagwort* oder *Bezeichnung* synonym, auch wenn sie aus unterschiedlichen Forschungstraditionen kommen. Im Allgemeinen handelt es sich darum, dass diese sprachlichen Kategorien sich durch denotative, konnotative und evaluative Aspekte auszeichnen. Ihr Auffinden erfolgt aufgrund expliziter Thematisierungen, der Bezeichnungskonkurrenz, häufiger Gelegenheitskomposita und Neubedeutungen (Wimmer 1996: 406f).

3 Schiewe schreibt dazu Folgendes: „Wörter selbst sind immer unschuldig; die Sprache kann nicht lügen. Doch Wörter können zur Lüge benutzt und als Lüge umfunktioniert werden. Sprachkritik hat sich auf den Gebrauch von Wörtern und Sätzen konzentriert und versucht, die vom Sprecher intendierte Wirkung der Wörter aufzudecken“ (Schiewe 1998: 26) und ferner Schiewe/Wengeler: „Sprachkritik ist streng genommen nur als Sprachgebrauchskritik, Wortkritik nur als Wortgebrauchskritik möglich. Es sind die Kontexte, die über die Bedeutung von Wörtern entscheiden, es sind die Diskurse, in denen Wörter ihre semantische Prägung erhalten. In sprachlichen Diskursen, in der Ordnung der Zeichen und Texte, eignen wir uns psychisch Wirklichkeit an. Eine Kritik der Diskurse, innerhalb derer die Kritik des Wortgebrauchs einen wichtigen Teil ausmacht, vermag aufzuzeigen, dass wir die Wirklichkeit prinzipiell auch anders sehen, erfassen, kategorisieren können. Der Sprachkritik geht es letztlich um die Frage, welche Sicht der Wirklichkeit von wem aus welchen Gründen konstituiert worden ist. Sprachkritik setzt keine Normen, sondern sie reflektiert Normen, macht sie bewusst und zeigt im besten Falle Alternativen auf. Sprachkritik ist somit zu verstehen als ein Korrektiv im Machtspiel der Sprechweisen, der Diskurse“ (Schiewe/Wengeler 2005: 7).





## 2. Historischer Hintergrund

Das Mitteleuropa unter kommunistischer Vorherrschaft ist u.a. durch die Solidarność-Bewegung seit ca. 1980 zunehmend „weniger stabil“ gewesen. Die durch die große Unzufriedenheit der Bürger mit den kommunistischen Regierungen motivierten Proteste nahmen in jedem einzelnen Land Mitteleuropas eine andere Gestalt und einen anderen zeitlichen Verlauf an. Als erstes Land in Mitteleuropa, in dem es zu Gesprächen am *Runden Tisch* zwischen den regierenden Kommunisten und der Opposition kam und in dem für den 4. Juni 1989 erste halbfreie Parlamentswahlen ausgeschrieben wurden, war Polen. Zu diesem Zeitpunkt formierten sich auch in den anderen Ländern Dissidentengruppen und Massenbewegungen, die aufgrund der miserablen wirtschaftlichen Lebensverhältnisse und undemokratischer Regierungsführung ihre Unzufriedenheit, aber auch Forderungen nach Freiheit artikulierten<sup>4</sup>.

In der DDR stellte sich die Situation in aller Kürze wie folgt dar:

- Proteste wegen der Wahlfälschungen bei den Kommunalwahlen am 7. Mai 1989;
- Schrittweiser Abbau der Grenzbefestigungen zwischen Ungarn und Österreich im Mai 1989 und erste Fluchtversuche von DDR-Bürgern über Ungarn-Österreich und später auch über die Botschaften in Prag, Budapest und Warschau in die BRD;
- erste „Montagsdemonstration“ am 4. September 1989 in Leipzig – seitdem wöchentliche Montagsdemonstrationen auch in anderen Städten der DDR;
- Demonstrationen anlässlich der Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR am 6./7. Oktober 1989; gewaltsame Niederschlagung der Bürgerproteste;
- Größte Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 in Leipzig mit etwa 70.000 Demonstranten ohne Eingreifen der Sicherheitskräfte;
- Rücktritt des Staatsratsvorsitzenden und SED-Generalsekretärs Erich Honecker und später des gesamten Politbüros am 18. Oktober 1989;
- 9. November 1989: Pressekonferenz und Ankündigung der sofortigen Öffnung der Grenzen zur BRD durch Günther Schabowski (Mitglied des Politbüros);
- Massenansturm auf die Grenzübergänge und Öffnung bzw. Fall der Mauer am 9. November 1989.

Diese Ereignisse bilden nach der von Schramm (2009) vorgenommenen Periodisierung die erste Phase, in die zweite Phase fallen die Etablierung des

---

<sup>4</sup> In Ungarn finden zwischen 13. Juni und 18. September 1989 Gespräche zwischen Regierung und Opposition statt und in der Tschechoslowakei kommt es am 17. September 1989 zu einer Massendemonstration.





Runden Tisches und der Kampf für freie Wahlen zur Volkskammer, in die dritte Phase die Wahlen zur Volkskammer am 18. März 1990 und die Wiedervereinigung am 3. Oktober. Die vierte Phase bilden schließlich die ersten Monate nach der Wiedervereinigung.

### 3. Analyse der Bezeichnungen für die Ereignisse im Herbst 1989/1990 in der DDR

Anfang Dezember 1989 schrieb die Junge Welt<sup>5</sup> Folgendes:

Trotz aller Mühen, trotz Wende und Wandlungen, Neuerungen und Reformen, Veränderungen, Umkehr, Umgestaltung, wie man's auch nennen will, der Sand, dessen Rieseln den ganzen Prozess auslöste, rinnt weiter; selbst die Reisefreiheit, gedacht als Verlockung zum Bleiben, bewirkte wenig.

Die Menge an verschiedenen Bezeichnungen, aber auch die Unsicherheit im Umgang mit einer adäquaten Bezeichnung für die bereits laufenden Prozesse war sehr groß. In einem Beitrag „Bezeichnungen für die politischen Ereignisse des Herbstes 1989 in der DDR und für die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Veränderungen“ analysieren Dieter Herberg, Doris Steffens und Elke Tellenbach zehn Bezeichnungen, die im öffentlichen Diskurs in Deutschland besonders häufig verwendet wurden. Es handelt sich um *Wende*, *Revolution*, *Umwälzung*, *Umbruch*, *Umsturz*, *Veränderungen*, *Wandlungen*, *Wandel*, *Erneuerung*, *Reform*. Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass unter den zehn Bezeichnungen, die sich im Hinblick auf ihre Verwendungsweise und Semantik voneinander unterscheiden, aber auch miteinander konkurrieren, das Schlagwort *Wende* einen besonderen Platz einnimmt. Bedingt ist dies dadurch, dass diese Bezeichnung „diesen Ereignissen heute [einen] allgemein üblichen Namen gibt“ (Herberg/Steffens/Tellenbach 1997: 44). Wichtig ist noch, dass solchen Lexemen wie *Revolution*, *Umwälzung*, *Umbruch*, *Umsturz* und *Wende*, mit denen die damaligen politischen Ereignisse beschrieben werden, das Merkmal des Grundlegenden, des auf die Beseitigung der bestehenden Verhältnisse Gerichteten zugeschrieben wird, während die anderen Bezeichnungen für „allmähliche“ Veränderungen stehen und sich primär auf die mit den politischen Ereignissen zusammenhängenden Umwälzungen beziehen. Interessant ist außerdem, dass die genannten Bezeichnungen erst nach den Ereignissen, auf die sie Bezug nehmen, ihre Verwendung im öffentlichen

5 Hinweis: Die Junge Welt ist eine linkspolitischorientierte, überregionale Tageszeitung ([www.jungewelt.de](http://www.jungewelt.de)).





Diskurs finden, während solche Schlagwörter wie *Veränderung*, *Wandel*, *Reform* und *Erneuerung* bereits während dieser Ereignisse gebraucht werden. Zwei weitere Schlüsselwörter, die schon während des damaligen Geschehens von rudimentärer Bedeutung waren, beziehen sich auf den Fall bzw. die Öffnung der Berliner Mauer – es handelt sich um die *Maueröffnung* und den *Mauerfall*.

In der weiteren Analyse werde ich mich lediglich auf die Bezeichnungen *Wende*, *Revolution* und *Mauerfall/Maueröffnung* konzentrieren. Ihre Wahl ist durch ihre hohe Frequenz im heutigen Erinnerungsdiskurs bedingt. Ziel der Analyse ist es, den Wandel des semantischen Potenzials dieser Schlüsselwörter nachzuzeichnen, indem zunächst ihre Bedeutung anhand eines Korpus aus dem Jahre 1989/1990<sup>6</sup> und dann mit Hilfe eines Korpus aus dem Jahre 2009/2010 rekonstruiert werden. Außerdem soll ihr Stellenwert und ihre Nutzbarkeit im gegenwärtigen Erinnerungsdiskurs erörtert werden.

In den Jahren 1989/1990 wird am häufigsten der Ausdruck *Wende* gebraucht, der sich im Allgemeinen auf die Gesamtheit der politischen Ereignisse sowie – wenngleich seltener – auf die damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen bezieht und damit zu einem Oberbegriff wird. Erkennbar ist dies u.a. durch seinen Gebrauch mit dem bestimmten Artikel und durch die ohne weitere Attributierung gegebene Referenz eindeutigkeit. Davon zeugen die folgenden Beispiele:

Egon Krenz übernahm das Ruder und verkündete alsbald eine „Wende“. (Die Zeit 44/1989)

Die Arbeitsproduktivität war in der DDR vor der Wende bestenfalls nur noch halb so hoch. (Spiegel 07.05.1990)

Bisweilen wird der Ausdruck *Wende* auch mit Attributierung verwendet:

Gespräche mit DDR-Firmen sind seit der ostdeutschen Wende nicht leichter, sie sind eher schwieriger geworden. (Spiegel, 25.12.1989)

Mit dem Beginn der demokratischen Wende im Oktober letzten Jahres wurde schließlich die staatliche Lenkung der Kombinate und Betriebe völlig paralytisiert. (Frankfurter Rundschau 10.04.1990)

---

<sup>6</sup> Die sprachlichen Daten für den Zeitraum 1989/1990 kommen aus dem Korpus des Instituts für deutsche Sprache, das als Wende-Korpus bezeichnet wird und u.a. über den Beitrag von Herberg/Steffens/Tellenbach (1997) zugänglich ist. Grundlage für die Analyse des aktuellen Erinnerungsdiskurses bildet ein von mir zusammengestelltes Korpus aus insgesamt 40 Beiträgen folgender Printmedien: *Das Bild*, *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung*, *Frankfurter Rundschau*, *Berliner Zeitung*, *tax*, *Welt*, *Spiegel*.





Wie die Autoren des weiter oben erwähnten Beitrags feststellen, verdankt der Wende-Begriff seine häufige Verwendung in erster Linie seiner Kürze, Griffigkeit und Bildhaftigkeit.

Dem Schlagwort *Revolution* wurden meistens Attribute beigelegt, die die Gewaltlosigkeit der Ereignisse markieren sollten. Es handelt sich um Attribute wie *friedlich, sanft, still, gewaltfrei, gewaltlos, unblutig*. Die höchste Frequenz des Wortes wird für die erste Hälfte des Jahres 1990 registriert. Danach nimmt der Gebrauch dieser Bezeichnung ab, denn – so Stötzel (1991: 8) – „nach dem Offenbarwerden des desolaten Zustandes der DDR-Wirtschaft und der von der BRD-Regierung ausgehenden Beschleunigung der Vereinigungspolitik verflüchtigt sich der allgemeinpolitisch-euphorische Revolutionsbegriff“. Aus der Analyse dieses Schlagwortes ergibt sich darüber hinaus, dass sich die Bezeichnung nur in wenigen Fällen auf gesellschaftliche Veränderungen bezieht, was die folgenden Zitate belegen sollen:

Eine sanfte, friedliche, aber auch eine ordentliche, betriebsame Revolution geht vonstatten im anderen Deutschland, eine Revolution mit vielen Gesichtern. (Die Zeit, 17.11.1989)

Die sanfte Revolution hat die alten Männer verjagt, das Politbüro aufgelöst, das Zentralkomitee beseitigt, also die ganz vorn führenden Figuren entfernt. Aber die Macht der SED – ob mit oder ohne tarnenden Zusatz PDS – ist ungebrochen. (Spiegel, 15.01.1990)

„Keine Gewalt“ – der Leitgedanke der ost-deutschen Oktober- und Novemberrevolution 1989 darf 1990 nicht unter die Räder kommen. (ND, 17.01.1990)

Herbstrevolution war der erste Schritt in die Freiheit. (Neues Forum, Programmklärung, 06.02.1990)

Es waren zwar die Menschen in der DDR, die die Revolution gemacht haben, aber als Sieger fühlen sich die Regierungspolitiker in Bonn. (Frankfurter Rundschau, 15.02.1990)

Vor allem die Erfahrungen der gewaltlosen DDR-Revolution gegen das verhaßte SED-System möchte der Minister auch verfassungsrechtlich verankert sehen. Der Aufstand sei "von Bürgerinitiativen" ausgegangen, eine "fundamentale Rolle von Basisbewegungen" aber "im Grundgesetz nicht vorgesehen". (Spiegel, 12.03.1990)

Bei der ersten und wohl auch letzten Wahl in der DDR sind die Vorkämpfer der Revolution wieder, was sie immer waren: eine Minderheit. (Stern, 22.03.1990)





Die nationale Bewegung, in die die DDR-Revolution seit November 1989 überging, war im Kern eine verständliche Bewegung für den Abbau ökonomischer und sozialer Ungleichheit. (Die Zeit, 19.10.1990)

Im Hinblick auf die obigen Ausführungen und Belege kann festgehalten werden, dass die Schlüsselwörter *Wende* und *Revolution* als Bezeichnungen fungieren, die den Prozess der Veränderungen reflektieren. Sie unterstreichen das Finite (Abgeschlossene), auch das Punktuelle im Kontext der gesellschaftsgeschichtlichen Entwicklungen sowie das auf ein erfolgreiches Resultat gerichtete sozial-politische Handeln. Zwischen den beiden Schlüsselwörtern lässt sich allerdings auch eine klare Differenz erkennen. Während das Wort *Wende* als eine Zäsur, als Zeitmarker für einen gesellschaftlichen Prozess gelten kann, wovon Belege zeugen könnten wie: *bis zur Wende*, *nach der Wende*, *zur Zeit der Wende*, *seit der Wende* usw., beinhaltet das Schlagwort *Revolution* bzw. *friedliche Revolution* eine Komponente, die die Täter, die Handelnden sowie die Art und Weise der Handlung markiert. Der retrospektive Charakter dieses Schlüsselwortes ist wesentlich intensiver als bei der Bezeichnung *Wende*.

Beachtenswert erscheint auch die Debatte um diese Schlüsselwörter im Jahre 1990, besonders im Kreis der Oppositionellen/Dissidenten<sup>7</sup>, die die Revolution als gescheitert betrachteten:

Die Revolution vom vergangenen Herbst ist missglückt. Ich selber gebrauche eigentlich das Wort `Revolution` in diesem Zusammenhang gar nicht, sondern ich sage `Umbruch` [...] Ich denke, der Umbruch, die Revolution, wenn Sie so wollen, ist von den Warenbergen, die die darauf unvorbereiteten DDR-Bürger zu Gesicht bekommen haben, erdrückt worden. (Konrad Weiß in FR, 12.5.1990)

Wie im *Zeitgeschichtlichen Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* von Stötzl und Eitz unter dem Schlagwort *friedliche Revolution/Wende* erklärt wird, soll sich die Bezeichnung *friedliche Revolution* letzten Endes nicht durchgesetzt haben und von Schlagwörtern wie *Wende* und seltener *Umbruch* abgelöst worden sein. Als Hauptgrund dafür ist die negative Einschätzung vieler ehemaliger DDR-Bürger im Hinblick auf den „angeblich“ demokratischen Neubeginn/Umbau im eigenen Land zu sehen.

---

<sup>7</sup> Auch um diese Begriffe werden Diskussionen geführt: Wer darf als „Dissident“ und wer als „Oppositioneller“ bezeichnet werden? Nach der Bedeutung der Wörter ist ein Dissident jemand, der von der herrschenden Ideologie abweicht, sie verneint; ein Oppositioneller ist hingegen jemand, der der Opposition angehört. Auf diese Differenzierung wird eher im polnischen Diskurs geachtet, seltener im deutschen.





Das Schlagwort *Mauerfall* wird in den ersten Jahren nach 1989 eher selten benutzt. Wesentlich öfters war von der *Maueröffnung* die Rede.

Doch noch ließ Gorbatschow nach der Maueröffnung die Dinge reifen und respektierte dabei die Meinung seines Außenministers Eduard Schewardnadse, der Helmut Kohls Konföderationsplan zunächst noch ein "Diktat" nannte, welches "das Durcheinander" nur vergrößere. (Spiegel, 05.02.1990)

Dieser hat seine Rechte bereits vier Wochen nach der Maueröffnung angemeldet und per Anwalt die Chefredaktion der BZ am Abend aufgefordert, ihren Titel zu ändern. (Die Zeit, 22/1990)

### 3. Der gegenwärtige Erinnerungsdiskurs zum Jahr 1989/1990 in Deutschland

#### 3.1. Grundsätzliches zum Erinnerungsdiskurs

Zu Beginn einige Fragen: Was ist eigentlich ein Erinnerungsdiskurs? Inwiefern hängt er mit solchen Begriffen wie kollektives Gedächtnis, Erinnerungskultur oder Geschichtspolitik zusammen? Wie und wozu entstehen Erinnerungsdiskurse in nationalen Gemeinschaften? Welche sprachlichen Strategien sind für sie charakteristisch?

Diskurse sind aus diskurslinguistisch-konstruktivistischer Perspektive als Rahmen für interaktive Handlungen, mit denen die soziale Wirklichkeit durch Sprecher und Hörer konstituiert wird, aufzufassen. Ergänzt man diese Definition um einen epistemologischen Blickwinkel, so gilt der Diskurs als Ort der Wissenskonstituierung und Bedeutungsaushandlung. Demnach sind Erinnerungsdiskurse Orte, in denen Geschichtsdeutung ausgehandelt wird. Man kann also von den Ereignissen der Jahre 1989/1990 im deutschen Erinnerungsdiskurs oder von der „Wende“ im Erinnerungsdiskurs in Deutschland usw. sprechen.

Erinnerungsdiskurse sind in jeder Gemeinschaft eine Selbstverständlichkeit, denn sie dienen dazu, das kollektive Gedächtnis einer Sprach- und Kulturgemeinschaft zu konstituieren. Das kollektive Gedächtnis bzw. die Erinnerungskultur, die eine diskursive und somit konstruktive Leistung ist, orientiert sich an dem stets gegenwärtigen Bedürfnis nach (auch politischen) Handlungsorientierungen und nach Sinnsetzung (vgl. Opilowska 2009: 14). Das kollektive Gedächtnis ist auch für die Konstituierung des nationalen Gedächtnisses von besonderer Signifikanz, indem auf als im positiven oder auch negativen Sinne wichtig definierte Ereignisse aus der Vergangenheit Bezug genommen wird, um das Selbstbild nach Innen und nach Außen zu stärken.





Wenn die historischen Daten – so Aleida Assmann (1995) – aus dem Kontext des historischen Bewusstseins in den des nationalen Gedächtnisses übergehen sollen, dann müssen sie versinnlicht und zu festen Symbolen werden.

Das kollektive Gedächtnis konstituiert sich in einer Gemeinschaft aus individuellen Gedächtnissen und bildet dadurch auch diese Gemeinschaft, indem es Gruppenzugehörigkeit vermittelt. Deswegen wird in diesem Zusammenhang einerseits von Erinnerungskultur andererseits von Erinnerungspolitik, oder Geschichtspolitik gesprochen, um damit das Dynamische, stets Veränderbare am kollektiven Gedächtnis sowie das politisch Instrumentalisierbare deutlich zu machen. Jede Nation pflegt auf eigene Art und Weise ihre Erinnerungskultur, indem sie auf die besonderen Leistungen aus ihrer Vergangenheit Bezug nimmt und in der Gegenwart deutet und inszeniert, um ein positives Identitätsgefühl ihrer Gemeinschaftsmitglieder herstellen bzw. pflegen zu können.

Aleida Assmann (1993) führt drei Strategien an, wie historische Daten ins kollektive Gedächtnis, in Erinnerungssymbole verwandelt werden. Es handelt sich um *Wiederholung* (z.B. Gedenktage), *Überblendung* (symbolische und mythische Formen) und *Kopplung* (Herauslösung eines historischen Ereignisses aus dem Kontext und seine Mythisierung für politische Ziele). Diese drei globalen Strategien können ebenfalls für Erinnerungsdiskurse charakteristisch sein, denn Erinnerungsdiskurse verhandeln die (Be-)Deutung bestimmter historischer gesellschaftsrelevanter Ereignisse, d.h. sie beziehen sich auf ein konkretes Ereignis aus der Vergangenheit, profilieren es, indem unterschiedliche Akteure wie Zeitzeugen (wenn möglich), Experten (Historiker, Politologen, Soziologen), Politiker und weitere Teile der gesellschaftlichen Eliten ihre Sichtweisen auf dieses Ereignis durchzusetzen versuchen.

Das kollektive Gedächtnis einer Gemeinschaft stützt sich aber auf das Wissen ihrer Mitglieder, das entweder durch Erfahrung oder durch Beschreibung/Erzählung erworben wird (vgl. Wierzbicka 1992). Dieses Wissen (und somit auch das kollektive Gedächtnis) wird aber vor allem sprachlich konstruiert, argumentativ ausgehandelt und massenmedial distribuiert (vgl. Warnke 2009). Deswegen aktivieren Diskurse als Möglichkeitsbedingungen der sprachlichen Wissens- und Bedeutungsaushandlung „semantische Kämpfe“ (Felder 2006), die als Strategien verstanden werden können, „in einer Wissensdomäne bestimmte sprachliche Formen als Ausdruck spezifischer, interessen geleiteter und handlungs geleiteter Denkmuster durchzusetzen“ (Felder 2006: 14). Ein semantischer Konflikt ist als impliziter oder expliziter Konflikt um die Angemessenheit von Versprachlichungsformen auf drei Ebenen zu betrachten:





- auf der Ebene der Bezeichnungs- und Benennungstechniken: mehrere Ausdrücke oder Ausdruckskomplexe lassen unterschiedliche Aspekte eines Sachverhalts vortreten,
- auf der Ebene der Bedeutung: bei ein und demselben Ausdruck bzw. Ausdruckskomplex divergieren Akzentuierungen von Bedeutungsaspekten (Teilbedeutungen),
- auf der Ebene der unterschiedlichen Konstituierung von vermeintlich identischen oder tatsächlich identischen Referenzobjekten (vgl. Felder 2006: 17).

Dieser semantische Kampf ergibt sich aus den unterschiedlichen Sichtweisen und Perspektiven auf bestimmte Ereignisse von unterschiedlichen Akteuren. In dieser Arbeit wird ein gesamtdeutscher Erinnerungsdiskurs analysiert, der in erster Linie durch die ehemals westdeutschen Medien konstruiert wird. Da es aber Akteure gibt, deren Perspektive keinen Eingang in die Medien findet, soll nicht nur nach dem Sagbar-Möglichen, sondern auch nach dem Nicht-Sagbar-Möglichen gefragt werden. Folgt man dieser Differenzierung, so müsste man konsequenterweise von Erinnerungsdiskursen sprechen, die von unterschiedlichen Akteuren geführt werden. Im Allgemeinen könnte man von einer Helden- bzw. Gewinner-Perspektive und einer Verlierer-Perspektive sprechen, die dann ihre Sichtweisen in den jeweiligen Diskursen realisieren. Da es aber in dieser Arbeit darum geht, den Wandel des semantischen Potenzials von einigen Schlüsselwörtern des deutschen mediengesteuerten Erinnerungsdiskurses aufzuzeigen, wird auf diese Differenzierung verzichtet. Deutlich wird jedoch dieser Kampf der Sichtweisen bei den metasprachlichen Debatten, auf die weiter unten eingegangen wird<sup>8</sup>.

Blickt man zurück auf die von Assmann vorgeschlagenen Strategien für die Konstituierung einer kollektiven Erinnerung (Wiederholung, Überblendung und Kopplung) sowie auf die diskursiven Versprachlichungstechniken (Bezeichnungs- und Bedeutungskonkurrenz sowie unterschiedliche Konstituierung von Referenzobjekten), von denen Felder (2006) sprach, so ist die Frage zu stellen, welche Strategien für den deutschen Erinnerungsdiskurs über die Ereignisse von 1989/1990 charakteristisch sind und welche diskursiven Weltbilder (vgl. Czachur 2011) das kollektive Gedächtnis profilieren. Dies soll anhand der folgenden Analyse eruiert werden.

---

<sup>8</sup> Für die Anmerkung, dass man zwischen einem Verlierer- und einem Gewinnerdiskurs, aus einer akteursbezogenen und nicht nur epistemologisch-semantischen Perspektive heraus, unterscheiden kann, danke ich Herrn Dr. Philipp Teichfischer.





### 3.2. Analyse des Erinnerungsdiskurses zum Jahr 1989/1990

Die Grundlage für die empirische Analyse des Erinnerungsdiskurses bildet ein zusammengestelltes Korpus von Medienbeiträgen aus folgenden Zeitungen und Zeitschriften: *Die Zeit*, *Das Bild*, *Welt*, *Süddeutsche Zeitung*, *Spiegel*, *Berliner Zeitung*. Hinzu kommen Ansprachen der Bundeskanzlerin und des Bundespräsidenten, wissenschaftliche Texte und Studien, Internetseiten zu den Ereignissen um 1989/1990 sowie didaktische Materialien der Bundeszentrale für politische Bildung<sup>9</sup>.

Noch bevor die Belege aus dem Erinnerungsdiskurs präsentiert werden, kann festgehalten werden, dass das Schlagwort *friedliche Revolution*, dessen Tod sowohl Herberg, Steffens und Tellenbach (1997) als auch Stötzel und Eitz (2002) prognostiziert haben, weiterhin eine konstitutive Rolle in diesem Diskurs spielt. Insgesamt kann hier von zwei semantischen und diskursiven Tendenzen die Rede sein: einerseits von der Wiederbelebung der Begriffe *friedliche Revolution* und *Mauerfall* und andererseits von der noch deutlicheren Ausdifferenzierung der Schlagwörter *Wende* und *friedliche Revolution*.

Davon dass die Bezeichnung *friedliche Revolution* zu einem konstitutiven Begriff der gegenwärtigen Erinnerungsdiskurse zum Jahr 1989/1990 wurde, zeugt vor allem ihr Gebrauch in publizistischen Texten, meistens Kommentaren sowie Aussagen von Zeitzeugen, aber auch in offiziellen Reden und Ansprachen von Spitzenpolitikern in Deutschland:

In ganz Deutschland fielen sich die Menschen in die Arme und sie dachten an die Vielen in der DDR, die mit Mut und Beharrlichkeit und ohne Gewalt eine friedliche Revolution in Deutschland möglich gemacht haben. (Eine Epochenwende zu Freiheit und Demokratie – Ansprache von Bundespräsident Horst Köhler beim Empfang zur Feier des 20. Jahrestags des Mauerfalls, 9.11.2009)

Das Schlagwort *friedliche Revolution* wird oft als Titel von Zeitungsbeiträgen bzw. im Lead (Vorspann) verwendet:

Steinmeier würdigt Friedliche Revolution 1989. (*Das Bild*, 10.09.2009)

Vor 20 Jahren begann im September die friedliche Revolution. Berlin und Leipzig wurden zu den Schauplätzen des Herbstes 1989. (*Die Zeit*)

Was mit wenigen Mutigen nach den Friedensgebeten in der Leipziger Nikolaikirche begann, wurde 1989 zur friedlichen Revolution. (*Süddeutsche Zeitung*, 19.10.2009)

---

9 Zur Bildung von Korpora bei diskurssemantischen Analysen siehe Roth (2008). Vgl. auch oben Fn. 6.





20 Jahre nach den legendären Montagsdemonstrationen von Leipzig streiten sich prominente Kirchenleute und weniger bekannte ehemalige Bürgerrechtsaktivisten um die Deutungshoheit über die damaligen Ereignisse. Wer hat wirklich die friedliche Revolution in der DDR eingeleitet? (Spiegel, 43/1009)

Friedliche Revolution aufbegehrender DDR-Bürger: Der Parole "keine Gewalt" konnte das Regime sich im Herbst 1989 nicht entziehen. (Süddeutsche Zeitung, 9.11.2009)

Ein weiterer Beweis für die semantische Verdichtung des Schlagwortes *friedliche Revolution* im aktuellen Erinnerungsdiskurs ist auch die Tatsache, dass der Ausdruck mittlerweile oftmals großgeschrieben wird, also wie ein Eigenname behandelt wird. Auch auf diese Weise erfolgt eine Konsolidierung und Stabilisierung des Begriffs im Diskurs.

Aus den zahlreichen Belegen im Erinnerungsdiskurs lassen sich folgende Bedeutungsaspekte für das Schlagwort *friedliche Revolution* identifizieren:

**Freiheits-Aspekt:** Dieses Profil wird besonders prominent exponiert; der Aspekt *Freiheit* wird zum Grundsatzbegriff des Erinnerungsdiskurs über die gesellschaftlichen und politischen Ereignissen von 1989/1990. Das Bedürfnis nach Freiheit fungiert als Hauptmotivation für die damaligen Aktionen. Der folgende Argumentationstopos wird hier besonders deutlich: Weil die Mehrheit der DDR-Bürger endlich in Freiheit leben wollte, ist sie mutig und entschlossen, aber ohne Gewalt auf die Strassen gegangen, um die SED-Diktatur zu stürzen.

Zwanzig Jahre Mauerfall – das klingt so leicht, fast läppisch, als sei da vor zwanzig Jahren etwas zusammengefallen. Einfach so, weg war die Mauer? Der fast zur Marke geronnene Begriff führt in die Irre. Was wir heute feiern, sollte anders heißen: Zwanzig Jahre friedliche Revolution für die Freiheit. (Welt, 8.11.2009)

Und es war eine friedliche Revolution für die Freiheit, gegen eine Gewaltdiktatur der Unfreiheit, der Menschenrechtsunterdrückung und Menschenverachtung. (Welt, 8.11.2009)

**Mut- und Risiko-Aspekt:** Der Mut und die Risikobereitschaft der DDR-Bürger werden als Grundvoraussetzung für das Streben nach Freiheit angesehen, als Eigenschaften, die eine demokratische Bürgergesellschaft auszeichnet.

Der 9. Oktober 1989 gehört zu den wenigen Momenten der Weltgeschichte, an denen die Ohnmächtigen stärker waren als die Mächtigen. An jenem Montag im Oktober überwand sie die Realitäten, sie ließen das Große nicht groß bleiben und das Kleine nicht





Wie aus *Wende*, *Umsturz* und *Mauerfall* doch noch eine *friedliche Revolution* wurde 145

klein; an diesem Abend besiegte in Leipzig, Dresden, Berlin und anderswo der Mut und die Zivilcourage die Untertanenangst. (Süddeutsche Zeitung, 9.10.2009)

Denn Mut haben die Bürgerinnen und Bürger in der ehemaligen DDR, in Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei gehabt, als sie gegen die kommunistischen Diktaturen aufbegehrt haben. (Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel anlässlich der Eröffnung des Freiheitsmuseums "Villa Schöningen", 8.11.2009)

Nichts anderes war es: eine Revolution mit allen Risiken für Leib und Leben der Akteure. Eine friedliche Revolution, was angesichts der heutigen Erkenntnisse, wie millimeterknapp man einer gewaltsameren Niederschlagung der Demonstrationen entronnen ist, eine glückliche Sensation ist. (Welt, 8.11.2009)

Wir feiern am 9. November den Mut der Menschen, die Freiheit über alles gestellt, alles riskiert und alles gewonnen haben. Die Mauer ist nicht gefallen, sie ist zu Fall gebracht worden. (Welt, 8.11.2009)

Wir feiern den Mut und den unbändigen Willen so vieler Menschen in der früheren DDR. Sie sind auf die Straße gegangen. Sie haben etwas riskiert – als friedvolle Kämpfer für Freiheit und für ein selbstbestimmtes Leben. (Rede von Bundeskanzlerin Merkel im Rahmen des "Fest der Freiheit", 9.11.2009)

Sieg-über-die-Diktatur-Aspekt: der Sieg über die SED-Diktatur wird als Ziel der Bemühungen der DDR-Bürger wahrgenommen. Weil sie die Freiheit erkämpfen und in Freiheit leben wollten, mussten sie zunächst die kommunistische Diktatur besiegen<sup>10</sup>.

Vor genau 20 Jahren siegte in Leipzig die friedliche Revolution. Die kommunistische Diktatur erlitt die entscheidende Niederlage. Die Demonstration im Anschluss an das schon traditionelle Friedensgebet montags in der Nikolaikirche veränderte Deutschland. Mit der Parole "Wir sind das Volk". (Welt 9.10.2009)

Gewaltlosigkeits-Aspekt: Dieser Aspekt gehört ebenso zu den konstitutiven Merkmalen des Begriffs *friedliche Revolution*, weil das Attribut *friedlich*, das dem Nomen vorangestellt wird, eigentlich in Opposition zum Revolutionsbegriff steht, denn Revolutionen verlaufen in der Regel gewaltsam und oft auch blutig. Durch die explizite Hervorhebung dieses Kennzeichens soll die Reife der po-

---

<sup>10</sup> Hingewiesen sei an dieser Stelle darauf, dass auch der Diktaturbegriff im deutschen Diskurs über die ehemalige DDR nicht unumstritten ist.





litischen Kultur sowie das zivilgesellschaftliche Engagement der ehemaligen DDR-Bürger deutlich gemacht werden. Nicht durch Gewalt, sondern durch Verhandlungen und Massendemonstrationen artikuliert das Volk seine Interessen und Bedürfnisse.

Kerzen und Gesänge haben in Leipzig, Berlin und anderswo die in Stellung gebrachten Panzer und Geschosse zum Schweigen angehalten. Der Wille des Volkes war stärker als die Macht der Funktionäre. (Welt, 8.11.2009)

Ereignishaftigkeits-Aspekt: Betont wird hier, dass es sich um ein Ereignis handelt, das sich einerseits durch Durativität und andererseits durch Inchoativität sowie Egressivität auszeichnet. In diesem Zusammenhang wird nach dem Anfang oder Ende oder auch der Konsequenz der Aktionen bzw. des Prozesses gefragt.

20 Jahre nach den legendären Montagsdemonstrationen von Leipzig streiten sich prominente Kirchenleute und weniger bekannte ehemalige Bürgerrechtsaktivisten um die Deutungshoheit über die damaligen Ereignisse. Wer hat wirklich die friedliche Revolution in der DDR eingeleitet? (Spiegel 43/2009)

Seit 1982 lud die Nikolaikirche in Leipzig jeden Montag zu Friedensgebeten ein und wurde damit zum Ausgangspunkt der Friedlichen Revolution 1989. (Die Zeit, 09.11.2009)

Massenbewegungs-Aspekt: Exponiert wird, dass dieses Ereignis das Verdienst der Masse der DDR-Bürger ist, die entsprechend zahlreich in Leipzig, Dresden oder in Berlin auf die Straßen gegangen sind. Verwendet werden oft Formulierungen wie *Bürgerbewegung als Träger der Revolution* oder *Massendemonstrationen, Massenproteste gegen SED-Diktatur* oder *Montagsdemonstrationen*.

Diejenigen, die sich nicht mehr einschüchtern ließen und in den Wochen und Monaten vor dem 9. November zu Tausenden und Abertausenden in Leipzig, Berlin, Dresden und anderswo für ihre Rechte auf die Straße gingen, haben ihre Freiheit und die Einheit unseres Landes errungen. (Ansprache von Bundespräsident Horst Köhler beim Empfang zur Feier des 20. Jahrestags des Mauerfalls, 9.10.2009)

Unter dem Motto "Keine Gewalt" gingen am 4. November 1989 Hunderttausende in Ostberlin auf die Straße, um gegen das DDR-Regime zu protestieren. Fünf Tage später fiel die Mauer. (Süddeutsche Zeitung, 09.11.2009)

Schließlich muss auch der Versuch genannt werden, die in der Volksrevolution entstandene breite Bürgerbewegung durch Formen der basisdemokratischen Einbindung in





gesellschaftliche Prozesse und staatliche Entscheidungen zu festigen, etwa in Schulen und Hochschulen. (APuZ, 11/2010)

Die oben dargestellten Bedeutungsaspekte des Schlagwortes *friedliche Revolution* werden auch in Beschreibungen dieser Ereignisse in wissenschaftlichen Texten deutlich erkennbar, in denen es darum geht, die Gesamtheit des Phänomens systematisch und synthetisch darzustellen. Als Beispiel soll hier eine Studie anlässlich des 20. Jahrestags der Ereignisse von 1989/1990 dienen:

Ende 1989/Anfang 1990 stellen in der deutschen Geschichte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges für den Osten Deutschlands die zweite grundlegende Zäsur dar. Die zunehmende Zahl von Bürgern, die im Oktober/November 1989 an den Demonstrationen in Leipzig und anderen Städten teilnahmen, die wachsende Welle von Zuflucht Suchenden in Botschaften der BRD im Ausland, der sich vollziehende Politik- und Politikerwechsel in der SED, das rasche Erstarken demokratischer Bewegungen mit unterschiedlichen Zielen und Interessen und schließlich die Grenzöffnung als erzwungenes Resultat für den Prozess eines friedlichen Widerstandes gegen ein sich zunehmend diskreditierendes System – all das leitete im Osten Deutschlands eine Periode des demokratischen Aufbruchs ein, der erfolgreich und visionär, wenn auch von kurzer Dauer war. "Die friedliche Revolution", mit ihrer Gewaltlosigkeit, mit ihren 'Runden Tischen' auf allen Ebenen und ihrer Streitkultur ist und bleibt eine "Sternstunde der Demokratie" und bürgerschaftlichen Engagements auf deutschem Boden. (Winkler 2009: 14)

Ähnlich argumentiert u.a. auch Jürgen Kocka (2009) in seinen wissenschaftlichen Texten und Vorträgen:

Dem Umbruch von 1989 fehlte aufs Ganze die blutige Gewaltsamkeit, die zum Teil schon seit der Englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, auf jeden Fall aber seit der nordamerikanischen und der französischen Revolution im späten 18. Jahrhundert gemeinhin als zentrales Merkmal von Revolution gilt, in der Alltagssprache wie in der wissenschaftlichen Literatur. Die Umwälzung von 1989 zielte auch nicht auf die Errichtung einer wesentlich neuen Gesellschafts- und Politikordnung ab. Weder hat sie sich an großen Utopien orientiert noch hat sie solche hervorgebracht – auch dies anders als 1789 in Frankreich, 1917 in Russland und 1949 in China. Sie wurde nicht von revolutionärer Intelligenz, gar von Berufsrevolutionären geleitet wie viele Revolutionen des 20. Jahrhunderts. Sie lässt sich auch nicht als die Überwältigung einer Klasse durch eine andere deuten, wie es in Bezug auf die großen Revolutionen der Geschichte mit einigem Recht versucht worden ist. Überall, vor allem aber in Polen und Ungarn, gingen die oppositionellen Kräfte Kompromisse mit einem Teil der alten Gewalten ein, Vereinbarungen fanden statt anstatt klarer Schnitte. Nirgendwo hat nach dem Umbruch eine veritable Gegenrevolution stattgefunden. Aus all diesen Gründen zögern viele, die Umwälzung von 1989/90 als Revolution zu bezeichnen.





Andererseits war der Wandel, der stattfand, „systemisch“, also umfassend: Er betraf die politische Verfassung, die wirtschaftliche Ordnung, die sozialen Verhältnisse und die Kultur in ihrem Zusammenhang. Es handelte sich um einen Umsturz, der zum großen Teil durch Massenbewegungen, nicht durch die Reformpolitik der Regierungen zustande gebracht wurde. Und der Umbruch fand in relativ kurzer Zeit statt, er hatte stoßartigen Charakter. (Kocka 2009: 28)

Ersichtlich wird aber an den zwei obigen Textauszügen der Legitimierungszwang für den Gebrauch des Revolutionsbegriffs, es handelt sich eigentlich um eine sprachbezogene, argumentative Aushandlung und um Möglichkeiten ihrer massenmedialen Distribuierung (im Sinne des Durchsetzungszwangs eigener Sichtweisen und Deutungsmuster) für die Ereignisse in den Jahren 1989/1990 in Deutschland.

Diese metasprachliche Diskussion um das Schlüsselwort, die die Form expliziter Thematisierung annimmt, wird nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen geführt, ebenso in publizistischen, oft auch in solchen von Zeitzeugen, wovon die folgenden Beispiele zeugen:

Entsprechend unsicher sind die Begriffe, die man zur Beschreibung des DDR-Endes verwendet: Wende, Zusammenbruch, Untergang, Scheitern, Implosion – Begriffe, die kaum vom aktiven Zutun der Bevölkerung handeln. Das Wort Revolution kommt zwar auch vor, aber immer mit dem Beiwort friedlich, so als traue man den Aufständischen ihre Entschlossenheit nicht recht zu. Aufständische – ein Wort, das Deutsche erst recht nicht auf sich gemünzt wissen wollen. (Berliner Zeitung, 14.03.200)

Für viele ehemalige Bürgerrechtler, für oppositionelle Christen und solche, die in den Kirchen Unterschlupf fanden, ist deshalb der 9. Oktober der Tag, an dem die Macht der Diktatur zerbrach, nicht der 9. November. Sie sagen auch nicht gerne "Wende", sie sagen "friedliche Revolution" – Wende ist für sie das Wort der SED-Funktionäre, die den Eindruck erwecken wollten, sie hätten selber das Steuer herumgerissen. Und eigentlich haben sie recht. (Süddeutsche Zeitung, 9.10.2009)

Allmählich nennen wir die Wende, diese Erfindung des vorletzten Staatsratsvorsitzenden Egon Krenz, bei ihrem richtigen Namen. Er lautet nicht Mauerfall, sondern friedliche Revolution. (Zeit online, 23.9.2009)

Männer wie Uwe Schwabe, den die vielen Rückblicke auf 20 Jahre Mauerfall erst gelangweilt und dann immer mehr verärgert haben. Weil sie den Mythos der friedlichen "Revolution, die aus der Kirche kam", den der Theologe Führer in seiner Autobiografie neu entfacht, nicht für die Wirklichkeit, sondern eben nur für einen Mythos halten. (Spiegel, 43/2009)





Mögen Sie den Begriff *Wende*?

Der ist für mich wirklich kein guter Begriff. Ich finde das schon sehr schön mit der Revolution. Das war sie, weil mit den Menschen und in den Menschen so viel passiert ist. War schön. War sehr schön. War etwas Großartiges in meinem Leben, was mir keiner mehr nehmen kann. Ich glaube, wenn man das so n bisschen bewusst erlebt hat und sich nicht völlig überrollt gefühlt hat – da gab es ja sicher auch viele – , dann ist das etwas, was einem Kraft gibt. Man weiß: Dinge können sich von Grund auf ändern, das ganze Leben. Das ist was Hoffnungsvolles. Der zäheste Brei kann zum Vulkan werden. (taz, 1.10.2009)

Die in diesem Zitat anklingende Diskussion um die Bezeichnung für die Ereignisse im Jahre 1989/1990 wurde auch in den von der Bundeszentrale für politische Bildung vorbereiteten Unterrichtsmaterialien explizit thematisiert:

„Friedliche Revolution“ oder „Wende“? Um eine sinnvolle Bezeichnung der Zeit des Umbruchs in der DDR wird eifrig debattiert: Der *Wende*-Begriff, geprägt von der SED-Führung, stößt zum Teil auf Ablehnung. Stattdessen plädiert so mancher Historiker für den Begriff der „Friedlichen Revolution“. (BpB: Themenblätter im Unterricht / Nr. 79, Herbst '89 in der DDR)

Der 9. November 1989 hat eine ebenso große Bedeutung wie der 3. Oktober 1990, der Tag der deutschen Wiedervereinigung. Zum ersten Mal war eine Revolution in Deutschland erfolgreich gewesen. Den politisch Engagierten war es gelungen, ihre Ziele im politischen Machtkampf zu verfolgen und das scheinbar unerschütterliche Herrschaftssystem der DDR zu stürzen. Dass dies sogar in einer „Friedlichen Revolution“ gelungen ist, war nicht selbstverständlich. (BpB: Themenblätter im Unterricht / Nr. 79, Herbst '89 in der DDR)

Und auch der folgende Beleg zeugt von der metasprachlichen Diskussion, vom semantischen Kampf, vom Kampf um die sprachliche Wertung dieser Ereignisse:

Für die Ablösung des SED-Regimes 1989/1990 hat sich bis heute kein Begriff durchgesetzt: "Wende", "Umbruch" oder "Friedliche Revolution" werden parallel verwendet. Bürgerrechtler, aber auch Wissenschaftler machen sich für den Revolutionsbegriff stark. ([www.friedlicherevolution.de](http://www.friedlicherevolution.de))

Tatsächlich wird das Schlagwort *Wende* im Erinnerungsdiskurs eigentlich nur noch als Zeitmarker verwendet und selten als eine inhaltliche Bezeichnung für die Ereignisse im Jahre 1989.

Besonders rasch schreitet die Überalterung der Gesellschaft in Ostdeutschland voran. Dies liegt zum einen am historischen Geburteneinbruch nach der *Wende* [...]. (Welt, 18.11.2009)





Er floh nach München, studierte Jura, arbeitete als Rechtsanwalt 13 Jahre in Deutschland, kehrte nach der Wende nach Prag zurück. (Spiegel, 19.12.2009)

Nur noch gelegentlich wird das Schlagwort *Wende* auch als Bezeichnung für die Gesamtheit der politischen Ereignisse sowie die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Veränderungen gebraucht. Nicht selten bekommt dieses Wort eine leicht negative Färbung:

Die Wende führte zu tiefen Erschütterungen des sozialen Netzes, das die Grundlage einer Gesellschaft bildet, vergleichbar mit den Adern in einem Körper. Dieses Adernetz ist an vielen Stellen gerissen. Hier krachte es, da kam es zum Streit, hier trennten sich Liebende, da gingen Freunde auseinander, überall fand man sich neu zusammen. Ein dauernder Prozess von Trennung und Neuordnung, Trennung und Neuordnung. (Spiegel, 9.11.2009)

Die Erfüllung der Utopie – das erhofften sich viele Ostdeutsche von der Wende. Es war der Wunsch nach einer besseren Gesellschaft, die die DDR nicht verwirklicht hatte. (taz, 19.11.2009)

Die Bezeichnung *Mauerfall* steht hingegen für das große symbolische Ereignis im Jahre 1989, nämlich für den Fall der (Berliner) Mauer. Und der Fall der Mauer ist im europäischen Gedächtnis nicht nur zum Symbol für die Überwindung der Teilung Deutschlands, sondern auch der Teilung Europas geworden. In einer entsprechenden Pressemitteilung auf der Internet-Seite der Bundesregierung ist folgende Erklärung zu finden:

Die Revolution hat Folgen: Im November sind die Grenzen offen – der sogenannte Mauerfall. Niemand nennt ihn "Mauersturz", auch wenn das dem tatsächlichen Geschehen näherkäme: Hunderte Kilometer Beton und Stacheldraht sinken schließlich nicht von selbst nieder. Das Volk hat die Freiheit gefordert, das Regime gibt widerwillig nach. In Berlin picken tausende Mauerspechte den "antifaschistischen Schutzwall" in handliche kleine Stücke. "Mauerfall"? Der Begriff stimmt, wenn man ihn so übersetzt: Die Menschen in der DDR haben die Mauer mit ihrer Friedlichen Revolution zu Fall gebracht. (www.bundesregierung.de, 19.10.2009)

In einem ganz ähnlichen Ton erhalten wir in den Unterrichtsmaterialien der Bundeszentrale für politische Bildung Auskunft über den Mauerfall:

Der Fall der Mauer ist Teil der Friedlichen Revolution in der DDR, deren Ziel die Überwindung des SED-Systems war. Im Unterricht muss deshalb auch herausgearbeitet werden, gegen welches System die Bürger der DDR vorgegangen sind. (BpB: Themenblätter im Unterricht / Nr. 79, Herbst '89 in der DDR)





Und dann folgt eine Präzisierung:

Die Mauer ist nicht von selbst gefallen und die deutsch-deutsche Grenze hat sich nicht von alleine geöffnet. In harten Auseinandersetzungen haben Bürger der DDR dem diktatorischen Regime entscheidende Zugeständnisse abgerungen – bis hin zur Aufgabe des politischen Monopols der SED. (BpB: Themenblätter im Unterricht / Nr. 79, Herbst '89 in der DDR)

Im Mediendiskurs wird das Schlüsselwort *Mauerfall* als Bezeichnung für ein reales Ereignis verwendet, nämlich den Fakt, dass die Grenze für DDR- wie BRD-Bürger mit einem Male ohne jegliche Genehmigungen passierbar wurde. Das Schlagwort beinhaltet eine dynamische Komponente: Zwar wird nicht vom *Mauerabbruch* gesprochen, aber weil der Ausdruck *Maueröffnung* den DDR-Bürgern eine völlig passive Rolle zuschreibt, wird er durch den *Mauerfall* sukzessive verdrängt. Mit dieser Bezeichnung wird auf ein Ereignis verwiesen, das für viele Biographien prägend war und große politische und gesellschaftliche Veränderungen mit sich brachte, aber im Gegensatz zum Schlagwort *Wende* nicht durch allzu große Abstraktheit gekennzeichnet ist. Auf den Punkt gebracht: Die Mauer existierte realiter im Leben der DDR-Bürger – und plötzlich war sie weg.

Der Mauerfall änderte alles. (Die Zeit, 02.11.2009)

Der Mauerfall vor 20 Jahren ist nicht das Ergebnis einer genialen Politik und genialer Politiker, sondern des Mutes vieler namenloser Menschen und das müssen wir verteidigen". (Süddeutsche Zeitung, 9.11.2009)

Darüber hinaus bekommt die Bezeichnung *Mauerfall* auch die Bedeutung eines Zeitmarkers, er gilt als *Zäsur* in der Geschichte Deutschland.

Deutschland feiert 20 Jahre Mauerfall. (Die Zeit, 9.11.2009)

Warum der Mauerfall der erhabenste und glücklichste Moment der deutschen Demokratiegeschichte ist. (Die Zeit, 9.11.2009)

20 Jahre nach dem Mauerfall weht im Osten immer noch der "Geist der DDR", sagt Jörg Schönbohm. (Welt, 22.11.2009)

Erwähnenswert ist noch das folgende Zitat, denn es beinhaltet alle drei besprochenen Ausdrücke, wodurch ihre Bedeutung nochmals erkennbar wird:





Hier ist Christian Führer als Pastor der Nikolaikirche zu einer Ikone der friedlichen Revolution geworden. Nach dem Mauerfall war ihm schnell klar, dass die Euphorie der Wende schnell von neuen Problemen geschluckt wird. (Süddeutsche Zeitung, 12.09.2010)

### **Abschließende Bemerkungen zum aktuellen deutschen Erinnerungsdiskurs über die Ereignisse von 1989/1990**

Mit Blick auf die Strategien zur Konstituierung der kollektiven Erinnerung sowie auf die diskursiven Strategien der Bezeichnungs- und Bedeutungsaushandlung lassen sich für den deutschen Erinnerungsdiskurs zu den politischen Ereignissen in den Jahren 1989/1990 folgende Thesen aufstellen:

- Im Erinnerungsdiskurs erfolgt die Bezeichnungskonsolidierung nach dem *Prinzip der Überblendung*. Es kommt zu einer allmählichen Reduzierung einer ursprünglich existierenden Mehrzahl an Bezeichnungen, die bestimmte Aspekte der damaligen politischen Ereignisse und der damit verbundenen gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen benennen, auf ein einziges „globales“ Schlüsselwort, nämlich die *friedliche Revolution*. Andere Ausdrücke wie *Wende* oder *Mauerfall* werden nach wie vor im Diskurs verwendet, ihnenliche dieser Ereignisse widerspiegeln.
- Im Erinnerungsdiskurs erfolgt die Bedeutungsaushandlung nach dem *Prinzip der Kopplung*. Indem es wegen der Bezeichnungskonsolidierung zur Konzentration auf den Begriff *friedliche Revolution* kommt, wird der semantische Gehalt des Wortes *friedliche Revolution* diskursiv neu ausgehandelt bzw. profiliert. Zum einen steht es für die Gesamtheit der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse und zum anderen für die aktive Rolle der Akteure (der Bürger): ihr Bedürfnis nach Freiheit, ihren Mut und ihrer Risikobereitschaft, ihren erfolgreichen Sieg über die Diktatur sowie die friedlichen und gewaltlosen Massendemonstrationen. Das sind positive Merkmale, die sowohl das Ereignis selbst als auch die Akteure, also die Bürger, kennzeichnen. Indem dieses Ereignis aus seinem historischen Kontext herausgelöst wird, sprachlich konsolidiert und diskursiv neu profiliert wird, geriert es zum Mythos, der im Dienste politischer Ziele wie der Aufwertung der Bürger (besonders der ehemaligen DDR bzw. der neuen Bundesländer) sowie der positiven Bilanzierung der Ereignisse vor 20 Jahren steht.

Im Allgemeinen, und das bezieht sich nicht nur auf das Schlüsselwort der *friedlichen Revolution*, kommt es im Rahmen der Bedeutungsaushandlung zur





Verschiebung der Akzentuierung von der Spezifik der Ereignisse zu den Akteuren, die an diesen Ereignissen beteiligt waren. Es kommt zur Dynamisierung und zur Entpassivierung dieses Ereignisses. Die DDR-Bürger, die mutig und risikofreundlich die Freiheit und letztendlich auch die Einheit erkämpft haben sollen, stehen im Zentrum der kollektiven Erinnerung<sup>11</sup>. Deutlich wird dies besonders auch an den metasprachlichen Diskussionen über die Schlüsselwörter, ebenso wie an einer zunehmenden Konzentration auf den Ausdruck *Mauerfall* und nicht auf den der *Maueröffnung*. Das hat zwei Ursachen: Zum einen hatten die DDR-Bürger nicht die Macht und Legitimation, die Mauer zu öffnen, sondern die SED-Funktionäre. Um diese allerdings nicht positiv in den Vordergrund stellen zu müssen, wird vom *Mauerfall* gesprochen. Zum anderen impliziert die Bezeichnung *Mauerfall* dynamische und aktive Elemente wie *die Mauer ist gefallen*, *die Mauer ist zu Fall gebracht worden*, die es bei der Maueröffnung nicht gibt.

Beim Kampf um die geschichtliche Deutungshoheit im deutschen Erinnerungsdiskurs, der im Rahmen semantischer Kämpfe erfolgt, handelt es sich vor allem um die Kontextualisierung dieser Ereignisse in einer Erzählung, im Narrativen also, über die deutsche Geschichte, aber auch um das Nationalbewusstsein in der deutschen Gesellschaft. Denn nicht selten werden im Erinnerungsdiskurs folgende Argumente hörbar:

Deutschland ist ohne Zweifel eine Nation. Aber anders als unsere Nachbarn Frankreich oder Großbritannien, ist es uns bisher nicht gelungen, die deutsche Nationalität mit Inhalt zu füllen. Es ist nicht gelungen, ein reflektiertes Bewusstsein dafür zu schaffen, was es bedeutet, Deutscher zu sein. Wir haben also im besten Sinne kein Nationalbewusstsein entwickelt. (Welt, 13.11.2009)

Oder auch dieses Beispiel:

Die Deutsche Frage hat die europäische Politik fast zwei Jahrhunderte lang beschäftigt. 1990 ist sie beantwortet worden. Friedlich. (<http://www.friedlicherevolution.de/>)

Fasst man den Kreativitätsbegriff als die Fähigkeit, „gegen das Reich der Wirklichkeit eine Welt der Möglichkeiten, des bisher noch nicht Seienden“ (Joachimsthaler 2008: 115), zu setzen, auf, so kann vor dem Hintergrund der obigen Zitate festgehalten werden, dass die Erinnerungsdiskurse jeweils als kreative Phänomene fungieren. Allerdings handelt es sich hier bei diesem

---

11 Als Beispiel kann hier auch eine Formulierung der Bundeskanzlerin Merkel angeführt werden, die die DDR-Bürger als „friedvolle Freiheitskämpfer“ bezeichnet hat.





Kreativitätsbegriff um ein kohärentes Zusammenspiel zwischen außersprachlichen (politischen) Strategien und sprachlichen Bezeichnungstechniken, die es möglich machen, im Bewusstsein der Mitglieder einer Gemeinschaft „die Welt der Möglichkeiten“, einen Sprung zum Neuen (vgl. Szczepaniak 2008: 206), zu konstituieren.

## Literatur

- Assmann, Aleida (1993): Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee. Frankfurt am Main.
- Assmann, Aleida (1995): Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – Zwei Modi der Erinnerung. In: Dabag, Mihran/ Platt, Kristin (Hrsg.): Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten. Opladen, S. 169-185.
- Assmann Aleida (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Bonn.
- Assmann Aleida (2007): Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München.
- Czachur, Waldemar (2011): Diskursives Weltbild im Kontrast. (im Druck).
- Felder, Ekkehard (2006): Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: Felder, Ekkehard (Hrsg): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York, S. 13-46.
- Hellmann, Manfred W. (1999): Wende-Bibliografie. Literatur und Nachschlagewerke zu Sprache und Kommunikation im geteilten und vereinigten Deutschland ab Januar 1990. 94 S. – Mannheim: Institut für Deutsche Sprache -amades-. (amades – Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 1/99).
- Herberg, Dieter/ Steffens, Doris/ Tellenbach, Elke (1997): Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90. Berlin/New York.
- Joachimsthaler, Jürgen (2007): Erfundene Sprachen. In: Cirko, Leslaw/ Grimberg, Martin (Hrsg): Sprachlust – Norm – Kreativität. Materialien der internationalen Linguistenkonferenz Karpacz 12.-14.09.2004. Dresden-Wroclaw, S. 95-124.
- Kocka, Jürgen (2009): 1989 – Transnationale Revolution und ihre Folgen. Warszawa.
- Konrád, György (1986): Der Traum von Mitteleuropa. In: Busek, Erhard/ Wilflinger, Gerhard (Hrsg): Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Wien, S. 89-90
- Kundera, Milan (1986): Die Tragödie Mitteleuropas. In: Busek, Erhard/ Wilflinger, Gerhard (Hrsg): Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktion eines versunkenen Kontinents. Wien, S. 133-144.
- Opilowska, Elżbieta (2009): Kontinuitäten und Brüche deutsch-polnischer Erinnerungskulturen. Görlitz/Zgorzelec 1945-2006. Dresden.





- Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart.* München.
- Schiewe, Jürgen/ Wengeler, Martin (2005): *Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur.* Einführung der Herausgeber zum ersten Heft. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur.* 1. Jg., Heft 1/2005, S. 1-13.
- Schmidt, Rainer (2001): *Die Wiedergeburt der Mitte Europas. Politisches Denken jenseits von Ost und West.* Berlin.
- Schramm, Wolfgang (2009): *Sprache der Wende – Beobachtungen zur sprachlichen Situation 1989/1990 am Ende der DDR.* In: *Studia Niemcoznawcze* 42, S. 297-304.
- Steffens, Doris (2009): *20 Jahre Mauerfall – Zur Wortschatzentwicklung seit der Wendezeit.* In: Plewnia, Albrecht (Hrsg.): *Deutsche Sprache 2-3/09. Themenheft: Sprache in Ost und West.* Ein Themenheft zum 20. Jahrestag des Mauerfalls. Berlin, S. 148-167.
- Stötzel, Georg (1991): *Entzweiung und Vereinigung. Antworten der Sprache auf die deutsche Frage.* In: *Sprache und Literatur H.* 67, S. 2-20.
- Stötzel, Georg/ Eitz, Thorsten (2002): *Zeitgeschichtliches Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Schlüsselwörter und Orientierungsvokalen.* Hildesheim.
- Szczepaniak, Jacek (2007): *Witzig – widerwärtig – virtuos. Zu sprachlicher Kreativität in ausgewählten Texten von Elfriede Jelinek.* In: Cirko, Leslaw/ Grimberg, Martin (Hrsg.): *Sprachlust – Norm – Kreativität. Materialien der internationalen Linguistenkonferenz Karpacz 12.-14.09.2004.* Dresden-Wroclaw, S. 205-220.
- Warnke, Ingo H. (2009): *Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen.* In: Felder, Ekkehard/ Müller, Marcus (Hrsg.): *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“.* Berlin/New York, S. 113-140.
- Wierzbicka, Anna (1992): *Semantics, Culture and Cognition. Universal Human Concepts in Culture-Specific Configurations.* New York.
- Wimmer, Rainer (1996): *Inwiefern sind Schlüsselwörter Indikatoren der Sprachgeschichte?* In: Böke, Karin/ Jung, Matthias/ Wengeler, Martin (Hrsg.): *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven.* Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen, S. 403-412.
- Winkler, Gunnar (2009): *20 Jahre friedliche Revolution 1989 bis 2009. Die Sicht der Bürger der neuen Bundesländer.* Studie. Berlin.
- Winkler, Heinrich August (2006): *Erinnerungswelten im Widerstreit. Europas langer Weg zu einem gemeinsamen Bild vom Jahrhundert der Extreme.* In: Kauffmann, Bernd/ Kerski, Basil (Hrsg.): *Antisemitismus und Erinnerungskulturen im postkommunistischen Europa.* Osnabrück, S. 105-134.







## Stilfragen und Textsorten







## Stilauffassung und kreative Methoden der Stilaneignung

*Barbara Sandig*

Um im Folgenden auf didaktisch möglicherweise relevante Methoden der Stilerfassung und Stilvermittlung eingehen zu können, ist es notwendig, zunächst das zugrunde gelegte Stilkonzept zu erläutern.

Ein Stil wird als charakteristischer Zusammenhang zwischen einer Stilstruktur und einem stilistischen Sinn (stilistischer Bedeutung) gesehen. Er besteht strukturell gesehen aus einem Bündel kookkurrierender, d.h. systematisch miteinander vorkommender Merkmale (vgl. Selting/Hinnenkamp 1989). Diese Merkmale sind verschiedenen linguistischen Beschreibungsebenen zuzuordnen<sup>1</sup>, und sie sind in ihrer Wichtigkeit (Zentralität – Randerscheinung) abgestuft. Ein solches Bündel kookkurrierender Merkmale bildet eine Gesamtgestalt, die sozial bedeutsam ist und deshalb interpretiert werden kann, und zwar nicht nur individuell, sondern intersubjektiv<sup>2</sup>. Die Gesamtgestalt kann einem konventionell vorgegebenen, „typisierten“ (vgl. Selting/Hinnenkamp 1989) Stil<sup>3</sup> folgen, sie kann aber auch durch eine mehr oder weniger ‚individuelle‘ Kombination von Merkmalen entstehen.

In der Regel folgt ein Stilhersteller bewusst oder unbewusst einer (komplexen) Intention, er relationiert den Stil mit der Gesamtabsicht, die er mit dem Text verfolgt, stimmt ihn darauf ab. Stilinterpretation beruht aber nicht nur auf dem im Text niedergelegten Interpretationsangebot, sondern das stilistische Wissen und die Intentionen der Interpreten, gegebenenfalls auch ihre

---

1 Sie können auch methodisch dekomponierend beschrieben werden: Selting (1997), Sandig/Selting (1997).

2 Dies setzt allerdings das entsprechende stilistische Wissen, die Kenntnis derartiger Gestalten, voraus.

3 Z.B. ein bestimmter „Autorstil“ oder ein bestimmter „Epochenstil“, ein „Werkstil“, oder wie Eroms (1997) am Beispiel des Werther zeigt, tragen verschiedene Gestalten zu einer komplexen Gesamtgestalt bei.





perspektivische Gebundenheit, beeinflussen das, was sie interpretieren<sup>4</sup>, ebenso ihre historische Gebundenheit.

Texte früherer Epochen haben aufgrund ihrer Struktureigenschaften für uns Heutige als Interpreten einen stilistischen Mehrwert durch eine u.a. ‚historisch‘ bestimmte Gestalt, den sie zur Zeit ihrer Entstehung nicht hatten:<sup>5</sup> Damals ‚zeitgemäße‘, unauffällige Strukturelemente bilden ein Merkmalsbündel, das wir heute unwillkürlich stilistisch interpretieren, z.B. als ‚altmodisch‘<sup>6</sup>. Dazu tragen bei:

- Wortformen wie Dativ-*e*; Superlative, die wir heute analytisch gradieren mit *sehr*, *besonders* usw., Genitive: *hat mir ein Leids getan*; Prädikate: *ward gewahr*, *umflösse* (Novalis)<sup>7</sup>,
- Lexeme wie **innigst** *gestärkt*, *Weitung* (Novalis), die heute ‚veraltet‘ erscheinen,
- Veränderte Wortbedeutungen, wie **entzündetes** *Gold* und *innige Wol-lust* (Novalis), die „Sprachfallen“ (vgl. Weiss 1997),
- Syntax: z.B. mit *welch* eingeleitete Relativsätze oder ausgeprägte Hypo-taxe, auch bestimmte *Nebensatzformen*: *Wie er hineintrat* für heutiges *als*; *als umflösse ihn* anstelle von *als würde ihn umfließen*,
- Der Schrifttyp ‚Fraktur‘ gehört oft mit dazu, ist aber heute in der Regel ersetzt, ebenso Besonderheiten früherer Orthographie wie *Thür*, *servirt* (vgl. Stifter-Texte). Sie gehören aber zum originalen Merkmals-bündel hinzu.

Ein solches Merkmalsbündel mischt sich für uns Heutige in die übrigen Stileigenschaften des Textes und wird permanent interpretiert als ‚nicht von heute‘, ‚veraltet‘, ‚altmodisch‘...

Dieses Merkmalsbündel, das ‚nicht von heute‘ anzeigt, mischt sich in andere merkmalshafte Eigenschaften des Textes, z.B. ‚überhöhende‘ oder ‚überneutrale‘ Sprachverwendungen (Ludwig 1995) für ‚Literatur‘ in früheren Zeiten: *benetzte die Lippen*, *streben zu* (Novalis)<sup>8</sup>. Dazu kommen speziellere, für die jeweilige Epoche charakteristische Merkmale (die nur bei entsprechendem

4 Vgl. Carter/Nash (1990: 50-58); Widdowson (1992: 115): “What a poem means is what it means to its readers. They make it their own”. Vgl. auch Spillner (1976: 21). Besonders auch Mills (1992).

5 Vgl. Sandig (1996), Kap. 7.

6 Vgl. ‚Historizität‘ bzw. das ‚Modische‘ als generellen stilistischen Funktionstyp in Sandig (1986), Kap. 1.2. Vgl. auch Fleischer/Michel/Starke (1993: 45-48).

7 Wo es nicht anders markiert ist, sind die Beispiele den Beispieltexen von Spinner (1997) entnommen: Novalis und Stifter.

8 Und zwar wieder für uns Heutige, unabhängig davon, welches zur Zeit der Entstehung der Stilwert war.





Wissen als solche interpretiert werden können) wie im Novalis-Text Wahrnehmungsausdrücke (*Es war, als durchdränge ihn...; Es dünkte ihn, als umflöße ihn...*) und Bewegungsausdrücke für die Verbalisierung von Naturerscheinungen (*ineinander fließen, wogen, entgegenlänzen*); Lexeme: *Verlangen, Empfindung; unendlich, innig* und bestimmte Lexemverwendungen wie heilige Stille, himmlische Empfindung.<sup>9</sup>

Wieder ergänzt wird diese Kombination von Merkmalsbündeln durch spezielle autorspezifische Merkmale, Gattungsmerkmale und/oder werkspezifische Merkmale.<sup>10</sup>

Dadurch entstehen sehr komplexe stilistische Gesamtgestalten, die jedoch nur bei entsprechendem stilistischen Wissen als solche interpretierbar sind. Andernfalls werden sie als ‚sonderbar‘, ‚fremd‘ oder auch als ‚faszinierend‘ usw. interpretiert. Auf einer emotionalen Ebene der Rezeption kann diese Interpretation heute auch bei entsprechendem stilistischem Wissen nicht ausgeschlossen werden.

Oft sind auch die Gattungen selbst (Balladen, Schäferlyrik... ) ‚fremd‘ oder wenigstens die Inhalte. Wichtig ist, die heutige Perspektive nicht aus der Behandlung von Texten früherer Zeiten auszusparen. Stil- und Verstehensbarrieren müssen verdeutlicht werden, um überwunden werden zu können. (Dies gilt auch teilweise für heutige poetische Texte.)

Es gibt eine Reihe von stilistischen Methoden, die dazu beitragen können, die Fremdheit von Stilen wahrzunehmen. Wichtig scheint mir für die Anwendung die Vielfalt und die Variabilität der Methoden<sup>11</sup>, denn sie ergänzen sich gegenseitig (vgl. auch Spinner 1997). Sie sollten die von den Lehrplänen geforderte rationale Auseinandersetzung mit Literatur auf jeden Fall kompensieren helfen.

1. Bernd Spillner (1976) hat schon vor 20 Jahren im Rahmen einer empirischen Stilistik eine Methode vorgeschlagen, den ‚Abstand‘ eines älteren Textes von unseren heutigen Erwartungen an Texte erwartbar zu machen: In einem trivialliterarischen Textausschnitt von 1827/28 werden schmückende Elemente ausgespart und aufgrund heutiger Erwartungen sollen die Stellen im Text erraten und in der erwarteten Weise ergänzt werden. Die variierenden Ergebnisse der Teilnehmer werden verglichen. Der Vergleich mit dem Original lässt den zeitlichen Abstand emotional erfahren,

9 Alle Beispiele aus dem Novalis-Text.

10 Zu einer vergleichbaren Stilaufassung (des Wechsels) verschiedener durch Merkmalsbündel ausgedrückter Gestalten innerhalb eines Werks vgl. Eroms (1997).

11 Vgl. auch zu weiteren Methoden Spillner (1984).





ebenso aber auch die besondere poetische bzw. trivalliterarische Qualität und Differenz. In diesem Falle werden stilistisch merkmalfhafte zentrale Elemente ausgespart.

2. Eine andere Methode ist es, Lückentexte herzustellen und wie in dem Beitrag von Spinner (1977) ein Multiple Choice-Angebot zu machen, um so die kontinuierliche Wahl (Stil als Wahl) kookkurrierender und zu einer Gesamtgestalt beitragender Stilmerkmale nachvollziehbar zu machen. Vgl. auch Spillner (1976: 31). Lückentexte können auch ohne Vorgaben gefüllt werden. Die Ergebnisse von Spillner (1976: 31) zeigen, dass es übliche (d.h. zahlenmäßig häufige) Füllungen gibt, aber auch ‚seltene‘ Auffüllungen<sup>12</sup>. Der Vergleich mit dem Original ist auch hier aufschlussreich.

3. Willie van Peer (1983) lässt die Wirkung originaler und manipulierter Textzeilen moderner Poesie mit dem Osgoodschen Differential bewerten: mit Skalen wie interessant-langweilig; gebräuchlich-ungebräuchlich usw. Auf diese Weise wird auch die emotionale Wirkung erfasst. Hier werden also zentrale Merkmale eines Stils derart eliminiert, dass die Äußerungen keinen Hinweis mehr auf die Veränderung enthalten; sie wirken mit ihren veränderten Merkmalen zu einer anderen bedeutenden Stilgestalt zusammen. Die Bewertungen differieren je nach Textvorlage mit oder ohne spezifische ‚Poesie‘-Merkmale, aber auch nach Alter und literarischer Bildung. Diese Methode ist ohne Zweifel auch auf Prosa-Äußerungen anwendbar.

4. Wichtig ist auch das Vergleichen.<sup>13</sup> So können literarische Texte mit nicht-literarischen verglichen werden.<sup>14</sup> Einen Vergleich von Texten unterschiedlichen Literaritätsgrades nehmen Carter/Nash (1990: 53ff.) vor: „Describing Places“, vom Reiseprospekt bis zur Passage im Roman, und „Describing Cars“, ebenfalls in verschiedenen Textsorten. Ziel ist es, den „ideologischen Gehalt“ von Texten sichtbar zu machen (vgl. Carter/Nash 1990: 50ff.), der sich z.B. in verwendeten Wertwörtern repräsentiert.<sup>15</sup>

5. Eine vergleichende Methode ist es, auch historische literarische Texte im sprachlichen Umfeld ihrer Zeit zu situieren, indem man sie neben zeit-

---

12 Für poetische Texte s. auch Widdowson (1992: 103ff.).

13 Vgl. Fix (1991) und Fix/ Wellmann (1997).

14 Zur prinzipiellen Gleichwertigkeit von literarischen Gattungen und Gebrauchstextsorten (vgl. Raible 1980 und Adamzik 1995).

15 Vgl. auch die wertenden Adjektive in dem Novalis-Ausschnitt. Zum Vergleich von motivgleichen literarischen Texten bei Widdowson (1992, Kap. 617).





genössische Gebrauchstexte stellt. Z.B. kann ein barockes Gedicht in seiner Sprache mit einem Zeitungsartikel der Zeit (z.B. Aviso 1609, vgl. Püschel 1997) verglichen werden; dies würde zugleich das Anliegen und die Leistung von Martin Opitz verdeutlichen.

So weit zu einigen analytischen Methoden. Literatur sollte aber auch die eigene Kreativität derer, die sich mit ihr beschäftigen, anregen können. Deshalb schlagen Carter/Nash (1990) kreative Umgehensweisen mit Texten vor:

#### 6. Parodieren<sup>16</sup> – Stilmischungen

Ein schönes Beispiel für Parodieren ist „Rotkäppchen auf Amtsdeutsch“ von Thaddäus Troll. Hier können auch Grade der Verfremdung entstehen, z.B. durch Einmischen schulischer Fachsprachen (Geographie, Biologie...) etwa in den Novalis-Text oder durch die Verwendung von Alltags- oder Trivialsprache wie in „Wer baggert so spät im Baggerloch. Das ist der Bagger, der baggert noch“ in einem Schulbank-Graffito. Auch Sexualisierung aus der Jugendlichensprache kann hier genutzt werden, wie es Wolfgang Mieder anhand von Schillerparodien in seinem Vortrag auf dem Germanistentag 1995 in Vancouver gezeigt hat.

In diesen Fällen wird nun jeweils ein ganzes Bündel von Elementen mit einer besonderen Bedeutung (‚Fachlichkeit‘, ‚Alltagssprache‘, ‚Jugendlichensprache‘) als Bündel von Stilmerkmalen in einem Text verwendet, eingemischt in den bereits vorhandenen Stil, von dem Charakteristika erhalten bleiben. Der Grad der ‚Entfernung‘ bzw. ‚Unverträglichkeit‘ der verwendeten Stile bewirkt den parodistischen Effekt.<sup>17</sup>

Auch Stilmischungen mit ‚poetischem‘ Effekt könnten in diesem Kontext erprobt werden.<sup>18</sup>

7. Ein anderes kreatives Verfahren ist das „Rewriting“ (vgl. Carter/Nash 1990, Kap. 4.2.3), hier nach einem Vorschlag von Sara Mills (mündliche Mitteilung). Dabei wird ein inhaltliches Element des Originals durch eine Alternative ersetzt. Es wird also ein Element des Textes, das im Original entweder kein Stilelement oder ein Stilelement ganz anderer Art ist – der Name *Heinrich von*

16 Vgl. auch Fricke/Zymner (1992).

17 Vgl. Sandig (1986: Kap. 2.6.2): „Entritualisierung durch Parodie“; s. auch Fricke/Zymner (1992): „Entmythologisierung“. Carter/Nash (1992, Kap. 4.2.2).

18 Zu Stilmischungen generell als stilistischem Verfahren Sandig (1989, 1991).





*Osterdingen* ist im Original nicht gegen Henry auszutauschen – zu einem (andersartigen) Stilelement umgewertet. Z.B. werden männliche Personennamen und Pronomina durch weibliche ersetzt (und umgekehrt), bei Erhalt dessen, was über diese Personen ausgesagt wird. Ein Beispiel wäre:

*Henriette von Osterdingen*

*Neue nie gesehene Bilder entstanden, die auch ineinander flossen und zu sichtbaren Wesen um Henriette wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen an sie. Die Flut schien eine Auflösung reizender Knaben, die an dem Mädchen sich augenblicklich verkörperten.*

Rewriting ist durch diesen entscheidenden Wechsel der stilistischen Gestalt geeignet, den ideologischen Gehalt eines Textes erfahrbar zu machen.

8. Widdowson (1992: 92ff.) schlägt vor, zwischen Gedichtzeilen eines Originalgedichts, die ganz zufällig geordnet sind, noch erfundene Zeilen als „distractors“ einzumischen und etwa aus 14 Zeilen in Arbeitsgruppen je ein achtzeiliges Gedicht machen zu lassen. Hierfür werden grammatische und lexikalische Zusammenhänge genutzt, aber auch umfassendere interpretative Zusammenhänge wie Reimschemata und die globale Gedichtstruktur, der globale Sinn. Neben stilistischen Eigenschaften werden hier also für die Rekonstruktion auch andere Texteneigenschaften genutzt. Verschiedene Gruppenergebnisse können diskutiert und bewertet werden: auf sprachliche Korrektheit aber auch auf literarische Wirksamkeit hin. Auf diese Weise kann man sich Gedichtstilen aktiv annähern: Man imitiert sie teilweise, d.h. bezogen auf den Teil des Merkmalsbündels, der aus zeilenübergreifenden Eigenschaften besteht, während andere zeileninterne Stilmerkmale erhalten sind. Das Manipulieren der Zeilen nach unterschiedlichen Erwägungen macht neugierig auf das Original, das dann langsam Zeile für Zeile dargeboten wird. Widdowson versteht dieses Vorgehen als Vorbereitung für Interpretation, um diese besser nachvollziehen zu können (vgl. Widdowson 1992: 100), aber Interpretation als Prozess, nicht statisch. Besonders wirksam ist diese Methode bei Texten, die am Ende durch eine abweichende Zeile einen Überraschungseffekt bewirken.

Diejenigen Texte, mit denen wir uns heute im Literaturunterricht befassen, waren zu ihrer Zeit neuartig und besonders relevant. Wir sollten sie heute deshalb auch für neue Erfahrungen nutzen, für kreativen Umgang mit den Texten, unsere Sprachsensibilität damit erweitern (vgl. Widdowson 1992). Widdowson (1992) schlägt für Literaturdidaktik eine Reihe von weiteren kreativen Verfahren vor:





9. Ein nichtliterarischer Text oder ein Stück Prosa ist umzuschreiben als Gedicht, d.h. Merkmale des poetischen Schreibens wie Bildlichkeit, Rhythmus, Zeiligkeit, wirksame Wortstellungen und Satzformen usw. sind einzubringen. Auch ist ein Bündel kookkurrierender Merkmale konsequent fortzuführen. Der Vergleich der Ergebnisse der Teilnehmer lässt dichterische Texte als weniger ‚weit weg‘ vom eigenen Umfeld erscheinen, auch als ‚gemachte‘ Poesie (poiesis). Diese Methode kann man sicher auch für das Herstellen literarischer Prosa in einem bestimmten Stil (z.B. Novalis‘ Stil) nutzen.

10. Widdowson (1992: 117ff.) schlägt auch Prosaparaphrasen vor. Z.B. könnte man am Novalis-Textausschnitt fragen: Wie würde ich das heute formulieren? Den Abstand zum Heute und zur Prosa kann man ganz konkret durch Umkehrung der unter 9 dargestellten Methode erfahren.

11. Carter/Nash (1990: Kap. 4.2.1) schlagen auch vor, aus „Sprachstücken“, d.h. unzusammenhängenden sprachlichen Ausdrücken, neue Texte bilden zu lassen: aus Reimwörtern eines Gedichts, die isoliert worden sind, oder aus unzusammenhängenden Substantiven, Verben und Adverbien, oder auch aus thematisch irgendwie kohärenten Syntagmen. Auch hier ist über die lokale Stimmigkeit hinaus jeweils auf das Zusammenwirken der Stilelemente zu einer Gesamtgestalt zu achten.

Der Sinn solcher Methoden ist es, verschiedene individuelle Zugänge zu literarischen Texten ernst zu nehmen, da diese Texte gerade nicht den üblichen Gesellschaftskonventionen unterliegen, nicht zweckhaft sind (vgl. Widdowson 1992: 75; 115).

Poetische Texte werden durch den neuartigen Zugang zu ihnen demokratisiert<sup>19</sup>, sie werden von ihrem Sockel geholt. Der Umgang mit ihnen ermutigt zu Entdeckungsreisen in die nicht zweckbedingten Verwendungsweisen von Sprache, zum Beispiel expressives Schreiben (vgl. Widdowson 1992: 180).

### Literatur

Adamzik, Kirsten (1995): Textsorten – Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie. Münster.

Carter, Ronald/ Nash Walter (1990): Seeing Through Language. A Guide to Styles of English Writing. Oxford, Cambridge Mass.

Eroms, Hans-Werner (1997): Goethes ‚Werther‘, sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Fix, Ulla/ Wellmann, Hans (Hrsg.): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen,

---

19 Widdowson (1992: 179); vgl. auch Fricke/Zymner (1992).





- Gattungs- und Autorenstile, Sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. Heidelberg, S. 135-157.
- Fix, Ulla (1991): Stilistische Textanalyse – immer ein Vergleich? In: Germanistische Linguistik 106-107, S. 133-156.
- Fleischer, Wolfgang/ Michel, Georg/ Starke, Günther (1993): Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Frankfurt am Main/Berlin/New York.
- Fricke, Harald/ Zymner, Rüdiger (1992): Parodieren geht über Studieren. Ein neues Konzept des literaturwissenschaftlichen Studiums als aktive Entmythologisierung. In: Griesheimer, Frank/ Prinz, Alois (Hrsg.): Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven. Tübingen, S. 212-232.
- Ludwig, Klaus-Dieter (1995): Stilkennezeichnungen und Stilbewertungen in deutschen Wörterbüchern der Gegenwart. In: Stichel, Gerhard (Hrsg.): Stilfragen. Jahrbuch 1994 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York, S. 280-302.
- Mills, Sara (1992): Knowing your place: a Marxist feminist stylistic analysis. In: Toolan, Michael (Hrsg.): Language. Text and Context. Essays in Stylistics. London, New York, S. 185-205.
- Püschel, Ulrich (1997): Das Textmuster BERICHTEN und seine Spielarten in der deutschen Zeitung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Fix, Ulla/ Wellmann Ulrich (Hrsg.): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile, Sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. Heidelberg, S. 177-194.
- Raible, Wolfgang (1980): Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer und text-linguistischer Sicht. In: Poetica 12, S. 320-349.
- Rück, Heribert (1984): Stilanalysen mit Hilfe des theoretischen Ansatzes von Michael Riffaterre. In: Spillner, Bernd (Hrsg.): Methoden der Stilanalyse. Tübingen, S. 175-191.
- Sandig, Barbara (1986): Stilistik der deutschen Sprache. Berlin/New York.
- Sandig, Barbara (1989): Stilistische Mustermischungen in der Gebrauchssprache. In: Zeitschrift für Germanistik 10, S. 133-150.
- Sandig, Barbara (1991): Literarische Mustermischungen: Formen und Funktionen. In: Werner, Hans Georg/ Müske, Eberhard (Hrsg.): Strukturuntersuchungen und Interpretation künstlerischer Texte. Interdisziplinäres Kolloquium an der Sektion Germanistik/Kunstwissenschaften an der Martin-Luther-Universität. Halle/Wittenberg, 1991/14, S. 128-151.
- Sandig, Barbara (1996): Stilwandel und ganzheitliche Analyse. In: Fix, Ulla/ Lerchner, Gotthard (Hrsg.): Stil und Stilwandel. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet. Frankfurt am Main, S. 359-394.
- Sandig, Barbara/ Selting, Margret (1997): Discourse Styles. In: Van Dijk, Teun A. (Hrsg.): Discourse as Structure and Process. London, S. 138-156.
- Selting, Margret (1997): Interaktionale Stilistik. Methodologische Aspekte der Analyse von Sprechstilen. In: Selting, Margret/ Sandig, Barbara (Hrsg.): Sprech- und Gesprächsstile. Berlin/New York, S. 9-43.
- Selting, Margret/ Hinnenkamp, Volker (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In: Hinnenkamp, Volker/ Selting, Margret (1989): Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik. Tübingen, S. 1-23.





- Spillner, Bernd (1976): Empirische Verfahren in der Stilrezeption. In: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 6, H. 22, S. 16-34.
- Spillner, Bernd (1984): Methoden der Stilanalyse. Tübingen.
- Spinner, Kasper H. (1997): Thesen zur Didaktik der Stilanalyse. In: Fix, Ulla/ Wellmann, Hans (Hrsg.): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile, Sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. Heidelberg, S. 277-279.
- Van Peer, Willie (1983): Poetischer Stil, Leserreaktion und Computereinsatz. In: Germanistische Linguistik 3-4/81, S. 191-208.
- Weiss, Walter (1997): Epochale „Sprachfallen“ und „Sprachfunken“ im Goethes `Faust`. In: Fix, Ulla/ Wellmann, Hans (Hrsg.): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile, Sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. Heidelberg, S. 15-26.
- Widdowson, Henry G. (1992): Practical Stylistics: an approach to poetry. Oxford.

**Quelle:**

Stilauffassung und kreative Methoden der Stilaneignung, In: Fix Ulla/ Wellmann Hans (Hrsg.): Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile, Sprachliche Analysen und didaktische Aspekte. Carl Winter Verlag: Heidelberg 1997, S. 261-268.

Wir danken der Autorin, Prof. Dr. Barbara Sandig und dem Carl Winter Verlag für die Erteilung der Abdruckrechte.







# Praktische Stilistik und Ratgeberliteratur<sup>1</sup>

Wolfgang Heinemann

## 1. Zur Heterogenität des ‚Stilistischen‘

Der Begriff ‚Stil‘ wird heute in vielen Lebensbereichen gebraucht: Wir sprechen vom ‚Arbeitsstil‘ eines Menschen, vom ‚Laufstil‘ des Sportlers, von ‚Stilmöbeln‘, vom ‚Haarstil‘ / ‚Hairstyling‘, vom ‚Stil‘ einer Mode, einer Kunst-epoche, eines literarischen Werkes, von stilistischen Ausdrucksformen in Kommunikationsprozessen. ‚Stil‘ ist heute nicht nur ein Modewort, sondern geradezu ein Faszinosum, das immer dort verwendet wird, wenn Prozesse, Gegenstände, Personen aufgewertet werden sollen. Dabei war der ‚Sprachstil‘, genauer der ‚Schreibstil‘, das Eigentliche, das Ursprüngliche: abgeleitet vom griech. *stylos* / Pfahl, Säule/, lat. *stilus* / jeder oben zugespitzte säulenartige Gegenstand, auch der Schreibgriffel/ (vgl. Riesel 1963: 9). Übertragen wurde diese Bedeutung dann auch auf das Handeln mit diesem Gegenstand, das Schreiben: die Art und Weise des Schreibens. Später bezog man auch das Sprechen in das Verständnis von Stil ein; und erst seit dem 18. Jh. erfolgte die Ausweitung des Stilbegriffs auf andere Bereiche.

Der vorliegende Beitrag beschränkt sich auf das ‚Stilistische‘ im Bereich der sprachlichen Kommunikation (unter Einschluss auch nichtsprachlicher Codes). Doch gehen die Auffassungen von Linguisten, Literaturwissenschaftlern und Soziologen über das Wesen von ‚Stil‘ weit auseinander. Sie reichen vom bloßen rhetorischen Schmuckelement, der Begrenzung auf das ‚Schöne‘ bei der Ausdrucksgestaltung (in der literaturwissenschaftlichen Stilistik), über das Anders-Sagen (als Kontrast/Abweichung von einer Erwartungsnorm und als Ausdruck der Individualität einer Persönlichkeit), die Auswahl von Elementen aus dem gesamtgesellschaftlichen Repertoire einer Sprache (mit

---

1 Der Beitrag ist Prof. Dr. Wolfgang Schramm gewidmet, dessen Wirken auf dem Gebiet der traditionellen/praktischen Stilistik ich am Germanistischen Institut der Universität Warschau mit verfolgen konnte.





Normen und zahlreichen Varianten), die situationsbedingte Ausdrucks-gestaltung in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen (Funktionalstilen), semantisch-pragmatischen Zusatzinformationen bis zum Handeln mit sprachlichen Elementen und komplexen, ganzheitlichen Texten (vgl. dazu im Einzelnen Heinemann 2009 und Heinemann 2010). Diese – in hohem Grade komprimierte – Zusammenschau von aktuellen stilistischen Grundkonzepten lässt erkennen, dass es außer einem sehr vagen ‚Stilgefühl‘ offenbar kaum etwas gibt, was diese Grundmodelle miteinander verbindet, und so ergibt auch das, was Linguisten heute in zahllosen neuen stilistischen Arbeiten über das ‚Stilistische‘ auszusagen haben, alles andere als ein auch nur annähernd einheitliches Bild.

Das aber hat zwangsläufig zur Folge, dass auch Laien verunsichert sind, wenn sie Schreibaufgaben im beruflichen und privaten Alltag zu lösen haben oder wenn sie sich in der praktischen Sprechkommunikation des Alltags (etwa bei der Gesprächsführung mit Behörden oder mit Lehrenden/Lernenden, beim Halten von Referaten und Vorträgen oder in Diskussionen) bewähren müssen. Diese kognitiven Defizite von Tausenden bei der Bewältigung von kommunikativen Aufgaben waren (und sind) Anstoß für Linguisten und Sprachpraktiker, nach Auswegen aus diesem Chaos zu suchen, nach Möglichkeiten, vielen Leuten praktisch und unmittelbar zu helfen. Und das war – im Anschluss an zahlreiche, teils Jahrhunderte alten Bemühungen um die ‚Pflege‘ der deutschen Sprache – im Grunde so etwas wie die Geburtsstunde einer ‚praktischen Stilistik‘, die heute aus der Rückschau auch ‚traditionelle Stilistik‘ genannt werden kann.

## 2. Das Rahmenmodell einer praktischen Stilistik

Es ist sicher schwierig, aus der Vielzahl heterogener Ansätze von Lehrkonzepten an Universitäten und in gleicher Weise differierender Publikationen zu Fragen des ‚guten Stils‘ das herauszufiltern, was dann als Kern einer ‚praktischen Stilistik‘ bezeichnet werden könnte. Das kann zweifellos nur der kleinste gemeinsame Nenner und damit ein Minimum an Prinzipien und Vorgehensweisen sein, die isoliert und für sich genommen in keiner Weise den praktischen Zielen der so Handelnden gerecht werden könnten. Das wird immer erst in Verbindung mit den jeweiligen lokalen und individuellen Spezifika des Stilhandelns von Lehrenden bzw. auch von Autoren populärwissenschaftlicher Stil-Lehren möglich sein.

Im Grunde geht es ja bei allem ‚Stilistischen‘ seit alters darum, eben das herauszufinden und näher zu bestimmen, was beim kommunikativen Handeln von Interagierenden am stärksten dazu beiträgt, bestimmte **kommuni-**





**kative Effekte** beim Partner/bei den Partnern zu bewirken und/oder den jeweiligen Realitätsbereich selbst zu verändern.

Zu diesem grundlegenden Ziel aller Arbeiten, die sich mit Stilfragen befassen (also auch der sogenannten theoretischen Stilistik), kommt bei der praktischen Stilistik der **didaktische Aspekt**. Stil soll nicht nur einsichtig und nachvollziehbar gemacht werden, sondern vor allem auch lehr- und lernbar, damit nicht nur Schüler und Studenten, sondern vor allem auch all jene Erwachsenen, die sich normalerweise kaum mit sprachlichen Problemen beschäftigen, in die Lage versetzt werden, stilistische Einsichten in der Praxis des Berufs- und Alltagslebens erfolgreich umzusetzen.

Schon diese allgemeinen Thesen lassen deutlich werden, dass damit ein außerordentlich umfangreiches Feld von praktischen Stil-Anleitungen apostrophiert wird, das für die Herausbildung und Weiterentwicklung kommunikativer Fähigkeiten und Fertigkeiten der Kommunizierenden (in den deutschsprachigen Ländern – darauf soll sich dieser Beitrag beschränken) und damit letztlich auch für die Entwicklung der Gesellschaft selbst von außerordentlicher Bedeutung ist. Es geht um Stillehren für die Schule, Stilfibeln für den Aufsatzunterricht, praxisorientierte Stildarstellungen für den Hochschulunterricht, daneben aber auch um Briefsteller für den privaten Briefverkehr, für Geschäftsbriefe und den Ämterverkehr, um Ratgeber für die korrekte Rechtschreibung (und all ihrer Teilbereiche), um Anleitungen zum Gestalten von Werbeprospekten und jede Form von Werbung, um Textberater, um Ratgeber für (sprachliche) Zweifelsfälle, um die Gestaltung von Bewerbungsunterlagen und Lebensläufen, aber auch um die Konstitution von Gesetzen, Rechts – und Verwaltungstexten, um Verhaltens- und Höflichkeitsnormen, um die Kritik an fehlerhaftem sprachlichen Verhalten, um praktisches Kommunikationstraining – um nur die wichtigsten Bereiche stilistischen Ratgebens anzudeuten.

Was aber ist all diesen Formen des sprachlichen Rat-Gebens gemeinsam? Auffallend ist zunächst, dass sich die meisten Stil-Ratgeber auf annähernd dieselben **Rahmenbedingungen** beziehen: Sie konzentrieren sich auf das *schriftliche* Gestalten, da man – nach Meinung vieler – das angemessene Gestalten von Sprechtexten ohnehin nicht lernen könne. Es sind in der Regel auch nicht komplexe Texte, die Gegenstand der Stil-Lehren werden, sondern *einzelne Formulierungsspezifika* (Lexeme, Wortgruppen und einzelne Sätze). Und die dritte Besonderheit von Stil-Ratgebern darf in ihrer didaktischen Grundorientierung gesehen werden, die den meisten Stil-Empfehlungen immer zugleich auch *ein normatives Gepräge* gibt.

Gemeinsam sind auch allgemeine Prinzipien/Leitlinien, die die Autoren praktischer Stilistik-Arbeiten für grundlegend und unverzichtbar halten. Da sind zunächst einige ‚goldene Regeln‘ für das Schreiben zu nennen





(in didaktischer Ausgestaltung, vgl. Heringer 1989: 10), die teils auch auf die Grice'schen Maximen zurückgehen:

- Bedenke zunächst, *was* du *erreichen willst*.
- Denke daran, *für wen* du schreibst. Schreibe verständlich!
- Schreibe *einfach* und *anschaulich*! Vermeide alle Mehrdeutigkeiten.
- Konzentriere dich auf das Wesentliche. Fasse dich nach Möglichkeit *kurz*.
- Bemühe dich um sprachliche *Korrektheit* und Angemessenheit.

Solche allgemeinen Empfehlungen sind fraglos wichtig für das Schreiben, aber für sich allein genommen wenig hilfreich. Sie müssen durch konkretisierende Angaben und Muster ergänzt werden. Hinweise dieser Art aber gibt es in kaum noch überschaubarer Anzahl, und sie variieren im Hinblick auf Form und Qualität so stark, dass hier nur exemplarisch wenige herausgegriffen werden können, die in der Tat in vielen Stilempfehlungen wiederkehren.

- Wähle den jeweils *treffenden Ausdruck*!
- Meide Attributketten! Gestalte die Sätze *übersichtlich*.
- *Meide Fremdwörter* und Abkürzungen!
- Halte dich zurück bei der Verwendung von *Modewörtern* und Superlativen!

Aber auch hier wird deutlich, dass solche Hinweise nur begrenzt zielführend sein können. Was ist in einer bestimmten Situation bei bestimmten Partnern der jeweils ‚treffende Ausdruck‘? Sollten *alle* Fremdwörter wirklich vermieden werden? Echte Stilhilfen müssen folglich über solche allgemeinen Hinweise hinausgehen und an *praktischen Beispielen und Mustern* aufzeigen, wie Lernende ‚guten Stil‘ in typischen kommunikativen Situationen auch praktisch nachgestalten können. Wie man diesem Postulat in unterschiedlichen kommunikativen Bereichen, in unterschiedlichen Interaktions-Situationen mit unterschiedlichen Partnern und Voraussetzungen am besten nachkommen kann, lassen die folgenden Darlegungen über die Anwendungsbereiche der ‚praktischen Stilistik‘ erkennen.

### 3. Anwendungsbereiche der praktischen Stilistik

In diesem Hauptteil der Darstellung werden die zahlreichen Anwendungsformen praktischen Stil-Ratgebens zu großen Hauptgruppen zusammengefasst, die umfangreiche Stil-Ratgeberliteratur /von (Fach-)Experten an Laien gerichtet/, Stillehren im engeren und im weiteren Sinn und – für den Bereich der gesprochenen Kommunikation – die Ansätze zu praktischem Kommunikationstraining. Dass dabei in diesem Rahmen keine irgendwie geartete Vollständigkeit erreicht werden kann oder soll, versteht sich von selbst. Die Darlegungen konzentrieren sich vielmehr auf die exemplarische Kennzeichnung typischer Modelle und Beispiele.





### 3.1. Stilistische Ratgeber für die Schriftkommunikation

Wie allen Ratgebern (in der Medizin, in Handwerk und Technik, in den Naturwissenschaften, in der Psychologie...) liegt der Stilratgeber-Literatur der Handlungstyp des institutionellen BERATENS zugrunde: Individuen aus unterschiedlichsten Berufen haben oft Schwierigkeiten bei der Bewältigung praktischer kommunikativer Aufgaben. Da diese ‚Laien‘ auf einem bestimmten Gebiet (wegen ihrer Defizite an Wissen und Fertigkeiten) wissenschaftliche Fachliteratur nicht zur Kenntnis nehmen (vgl. Antos 1996: 7), wollen (meist selbstberufene) Autoritäten als Experten den in der Praxis oft scheiternden Menschen durch die Vermittlung von anschaulichen und leicht verständlichen Tipps/Kurzdarstellungen helfen, ihre Probleme zu lösen. Sie geben Empfehlungen für die Auswahl von Wörtern in bestimmten Situationen, für den Gebrauch bestimmter grammatischer Konstruktionen, für typisches, situativ angepasstes Sprachverhalten, mit einem Wort: Sie vermitteln Rezepte für die Problembewältigung der Rat-Suchenden, geben lebenspraktische Entscheidungshilfen.

Als ‚klassischer‘ Fall für eine solche kommunikative Beratungssituation dürfen Teilbereiche der *Rechtschreibung* und die dafür entwickelten **Rechtschreib-Schreibhilfen** gelten (auch wenn die Orthographie von vielen wegen des geringen Ausmaßes an Variationsmöglichkeiten nicht zu den stilistischen Disziplinen i.e.S. gezählt wird). Zahlreiche Deutsche haben Probleme mit der deutschen Rechtschreibung, schreiben fehlerhaft und haben folglich in der Regel auch große Probleme im sozialen Umfeld (und auch im privaten Leben). Sie greifen daher gern zu Kurz-Darstellungen, in denen versprochen wird, die eigenen Defizite schnell beheben zu können, indem an konkreten Beispielen gezeigt wird, wie man in bestimmten Situationen Fehler vermeiden und der Norm entsprechende korrekte Schreiben/Briefe verfassen kann. Vor allem in den Zeiten der Diskussion um die Rechtschreibreform in den deutschsprachigen Ländern hatten solche ‚Rechtschreib-Schreibhilfen‘ Hochkonjunktur.

Meist in der Form kleiner – schnell zusammengestellter und nur auf Einzelfälle konzentrierter – Heftchen und Broschüren (umfangreiche Bücher und Nachschlagewerke nehmen Laien nur ungern in die Hand) befassen sich besondere ‚**Sprachratgeber**‘ – unter oft attraktiven Titeln wie ‚Dein Weg zum guten Stil‘, ‚Deutsch von heute‘, ‚Besser schreiben!‘, ‚Sprachliche Zweifelsfälle‘ – mit nahezu allen linguistischen Disziplinen (mit Zusammen- oder Getrennt-Schreibung, mit ‚um...zu‘-Konstruktionen, dem Tempusgebrauch, Fragen der Satzgliedfolge, mit Nominationsproblemen) und Teilbereichen des ‚Schreibens‘ i.w.S.: mit dem Schreiben/Gestalten (und gegebenenfalls dem Korrigieren oder Vermeiden) von Namen für neue Gegenstände, von ange-





messenen Bezeichnungen für Prozesse und Handlungen, von Fremd- und Lehnwörtern, von geeigneten Anreden, von angemessener Wortwiederholung, um hier nur wenige aneinanderzureihen.

Andere – auf Ganztexte bezogene – **Textratgeber** greifen weiter aus, stellen vor allem das Schreiben von *Briefen* ins Zentrum ihrer Darstellung. Hier werden nicht mehr nur einzelne ‚Regeln für den Sprachgebrauch‘ erörtert, sondern (formale und inhaltliche) Muster vorgestellt, für die private Korrespondenz ebenso wie für das Geschäftsleben. Dem Leser von solchen ‚*Briefstellern*‘ wird dabei empfohlen, aus der Vielzahl von ‚Mustern für alle Gelegenheiten‘ (Einladungen, Glückwünschen, Entschuldigungen, Beschwerden, Danksagungen, Beileidsbekundungen, Liebesbriefen(!), Schreiben an Ämter und Geschäftspartner..., vgl. Fuhrmann 1989) jene herauszusuchen, die ihm in einer aktuellen Situation nützlich sein könnten. Er sollte sie dann einfach kopieren bzw. nachgestalten (situationsangepasste Imitation). Im Zentrum stehen bei diesen Mustervorgaben vor allem die äußere Form des Briefes und andere Formalia; auf Kommentare zu den Musterbriefen, Erklärungen oder Begründungen wird in der Regel verzichtet. So fehlen in den meisten Fällen auch Anregungen für eine kohärente und zielführende Textgestaltung.

Hervorhebung aus der großen Zahl der Textratgeber verdient der sogenannte TEXTBERATER von Manekeller 1984, die umfangreichste Publikation im Bereich der Ratgeberliteratur, in dem nicht nur Muster vorgestellt (28 Musterreden und 192 Musterbriefe) werden, sondern Manekeller kommentiert auch einige dieser Musterbriefe, verweist auf Fehlerhaftes und gibt Hinweise für mögliche Umformungen. Zusätzlich werden auch praktische Hinweise für das Ordnen der Daten, für das Vorformulieren und Ergänzen bestimmter Textpassagen/Textbausteinen (‚slots‘ und deren Ausfüllung durch ‚filler‘) angeboten, ebenso für das Neuordnen bzw. Umstellen von Textbausteinen sowie für das Vermeiden von Schwerverständlichkeit. Wichtig ist dabei vor allem, dass Stil-Empfehlungen gegeben werden, nicht strikte Vorgaben, die abgearbeitet werden sollten.

Als Textratgeber zu verstehen sind auch spezielle *Schreibanleitungen* (und Formalia) für verschiedene praktische Aufgaben der Bürger. Besonders gefragt sind Anleitungen für *Lebensläufe und Bewerbungen*, da die meisten Kommunizierenden Defizite bei der Abfassung solcher Unterlagen haben. Detaillierte Informationen für die Gestaltung solcher Bewerbungen bieten mehrere Ratgeber. Hervorgehoben sei hier Manekeller/Schoenwald (1990), ein attraktiv aufgemachtes Buch von geringem Umfang, das nicht nur Beispiele für erfolgreiche Bewerbungen vorstellt, sondern vor allem auch auf die Selbstdarstellung durch sachliche und sprachliche Formalien eingeht. Nach Meinung vieler Unternehmen lasse nämlich die Respektierung sozialer und sprachli-





cher Rituale auf wesentliche Charaktereigenschaften der Bewerber schließen. Aber nicht nur diese Formalien, auch der gesamte Bewerbungsprozess von der Einschätzung von Stellenangeboten über die zweckmäßige Formulierung der eigentlichen Bewerbung (für unterschiedliche Berufe) bis zu Gesprächen über den Abschluss eines Arbeitsvertrags werden in diesem Büchlein vorgestellt und kommentiert.

Als Textratgeber einzustufen sind natürlich auch Anleitungen für Anträge oder Beschwerden/Reklamationen an Ämter (*„Behördenkorrespondenz“*, vgl. Ruge 1990) und Firmen. Auf besonderes Interesse stoßen auch die ‚Fingerzeige für die Gesetzes- und Amtssprache‘, die eine ‚bürgerne Rechtssprache‘ versprechen (vgl. Daum 1998). Hierher zu stellen sind auch Hilfen für das technische oder das wissenschaftliche Schreiben sowie eine spezielle *Ausbildungsliteratur*, also Darstellungen für die Ausbildung bestimmter Berufsgruppen (von Redakteuren, von Werbetextern, Politikern oder Sekretärinnen).

Bei allen Ratgebern interessiert natürlich die Frage, *wie* solche Schreibfähigkeiten und -fertigkeiten in den unterschiedlichen Typen von Ratgebern vermittelt werden sollen. Auch da ist Vielfalt angesagt (und leider sind dabei auch viele – negativ zu bewertende – Ansätze zu registrieren). Aber dennoch lassen sich bei den akzeptablen Stil-Ratgebern einige Grundmodelle des methodischen Vorgehens herausheben.

Den einfachsten Fall stellt natürlich die bloße Vorstellung von Mustern dar, die die Lernenden einfach imitieren sollten (so z.B. bei den meisten Briefstellern). In den meisten Fällen werden – teils relativ umfangreiche – lehrhafte Abschnitte mit der Mustervermittlung verknüpft, verbunden auch mit praktischen Hinweisen für die Lernenden zum Umgehen mit den Mustern. Schließlich ist bei nahezu allen Ratgebern das Gegenüberstellen von schlechten (d.h. von Erwartungsnormen abweichenden) und guten (den Normen folgenden) Beispielen sehr beliebt. So sind z.B. die ‚Fingerzeige‘ durchgehend nach dem Prinzip positiv/negativ gestaltet (also z.B. bei der Wortwahl: statt *abschlägig bescheiden...* besser *ablehnen*, statt *Wohnungseinheiten...* besser *Wohnungen*, statt *in Vorlage treten...* besser *„einen Betrag“ auslegen, vorschließen*).

### 3.2. Ratgeber für die Sprechkommunikation und Kommunikationstraining

Dass nicht nur das Schreiben, sondern auch das Sprechen der Kommunizierenden in verschiedensten Rollen verbessert werden kann (und sollte), ist eine Einsicht, die in der Linguistik (und in pädagogischen Disziplinen) erst





relativ spät zum Tragen kam. Daher ist auch die Anzahl von Ratgebern für die Sprechkommunikation – im Vergleich zu den oben besprochenen Ratgebern für die Schriftkommunikation – bei weitem nicht so groß. Immerhin wurden – vor allem in den letzten Jahren – für viele sprechkommunikative Aufgaben schriftliche Handreichungen entwickelt, die den daran Interessierten das ‚Sprechen‘ in der Praxis des sozialen Zusammenlebens erleichtern sollten.

Bedarf besteht natürlich bei den Laien vor allem bei **Textratgebern** für komplexe monologische Sprechaufgaben und Gespräche, also z.B. für *Anleitungen zum Reden* aller Art: zu informierenden Reden, zu motivierenden Feierreden (Hochzeitsreden, Trauerreden, Reden bei Familienfesten, Reden zu Betriebsjubiläen), zu aktivierenden Reden (Solidaritätsreden), Reden zur Beförderung von Mitarbeitern, zum Ausscheiden von Kollegen... (vgl. u.a. Blumenthal 1985; von Thun 1986). Hinzu kommen Hilfen beim Telefonieren (vor allem mit Dienstleistungsunternehmen), bei der *Gesprächsführung* allgemein, in der Arzt-Patienten-Kommunikation, in der Unternehmenskommunikation, bei Reklamationen, bei Bewerbungsgesprächen, in der Schule, mit dem ‚Chef‘ usw. In vielen Fällen geht es dabei allerdings weniger um linguistische Spezifika von Gesprächen (oder ‚Reden‘), sondern vor allem um das Sich-Durchsetzen-Können, um das Sichern des Rederechts, um das Übermitteln der eigenen Welt- und Problemsicht, also auch um psychische Techniken (genau zuhören, den Partner nicht unterbrechen und ausreden lassen, ihn durch Fragen oder Bitten zur Weiterführung des Gesprächs veranlassen...), natürlich in Kombination mit sprachlichen Prozeduren. Damit glaubt man, eigene Intentionen in Gesprächen realisieren zu können. Ob solche Techniken allein allerdings geeignet sind, den Lesern solcher Sprechratgeber eine Art ‚Erfolgsgewissheit‘ zu vermitteln, muss doch (mit Bremerich-Voss 1990) in Zweifel gezogen werden.

Der wichtigste Anwendungsbereich im Rahmen der Sprechkommunikation aber ist das mündliche BERATEN. Hier gibt es dieselbe Ausgangssituation wie beim schriftlichen Beraten, mit dem Unterschied freilich, dass das in schriftlichen Kurztexten Fixierte von den Klienten in Sprechtexte umgesetzt werden muss (vgl. Jackstel 1979: ‚Besser sprechen‘; Otto 1990: ‚Reden müssen – reden können‘). Und dabei geht es um mehr als nur um sprachliches Formulieren: auch um das Auftreten und die Haltung von Sprechern in bestimmten Situationen, um den Abbau von Redehemmungen, um das spezifische Normverhalten unter bestimmten Interaktionsbedingungen (an Festtagen, bei Einladungen, bei Behörden...), auch um Wirkungen des Stimm- und Sprechausdrucks (vgl. Krech u.a. 1991), nicht zuletzt auch um bestimmte Strategien zur Durchsetzung eigener Intentionen. Erst im Rahmen all dieser Konstellationen werden auch sprachliche Rituale sowie Fragen der sprachlichen Gestaltung von Texten relevant. Auch diese ‚Verhaltensberatungen‘





werden oft durch positive und negative Beispiele von Kommunizierenden in typischen Situationen erläutert und kommentiert.

Anders gelagert sind Beratungen in Gesprächen oder Telefongesprächen. Hier wird nur mündlich kommuniziert, in Rede und Gegenrede, Anfrage, Problemdarstellung und beratende Antwort. Weit verbreitet sind die Call-Center-Gespräche, in denen Firmen potentielle Kunden vorgeblich ‚beraten‘, in Wahrheit aber für bestimmte Produkte werben. Echte Beratung liegt dagegen bei der Telefonseelsorge vor oder auch bei Grammatik- oder Sprachberatungstelefondiensten (z.B. bei der Gesellschaft für Deutsche Sprache in Wiesbaden).

Nicht über das Telefon, sondern im direkten Gespräch erfolgen Beratungen bei Sprechstunden von Institutionen, in denen Klienten/Kunden/Privatpersonen von den jeweiligen Institutionsvertretern Auskünfte über mögliche Hilfen in Problemsituationen erhalten wollen. Damit sind auch sprachliche ‚Dienstleistungen‘ gefragt (etwa beim Ausfüllen von Formularen, bei der Formulierung von Anträgen...). Hierher gestellt werden können auch sogenannte Mitarbeitergespräche (vgl. Kempe/Kramer 1989), auch wenn das ‚Beraten‘ der Mitarbeiter im Sinne eines für die Firma effektiven Handelns eher einer Schulung (also einer Informationsveranstaltung) gleichkommt.

Auf Grund der gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte (und des damit verbundenen gesteigerten beruflichen Bedarfs an Schreib- und Sprechfertigkeiten) wird die tradierte Ratgeberliteratur heute mehr und mehr ergänzt – teilweise sogar ersetzt – durch **Kommunikationstrainings**. Größere Unternehmen (und Behörden) betrachten es heute schon fast als Selbstverständlichkeit, ihre Mitarbeiter nicht nur fachlich zu schulen und permanent weiterzubilden, sondern ihnen auch eine berufsspezifische ‚kommunikative Kompetenz‘ zu vermitteln. Trainings zur Förderung schreib- und sprechspezifischer Fähigkeiten und Fertigkeiten werden daher in besonderen (Wochenend-)Kursen vor allem für Führungskräfte (auch Manager) der Verwaltung, aber auch der großen Industrieunternehmen – meistens in nur kleinen Gruppen – angeboten. (Das schließt nicht aus, dass auch Sekretärinnen und Angestellte als besondere Zielgruppe in den Kreis der zu Fördernden einbezogen werden.). In diesen Trainings wird kommunikatives Verhalten in berufsspezifischen Situationen simuliert und systematisch trainiert (Ein konkretes Beispiel für die Analyse und Kommentierung eines solchen Kommunikationstrainings findet sich bei Antos [1996: 118ff.]).

Gemeinsam ‚erarbeitet‘ (vermittelt, geübt und angewendet) werden bei solchen Trainings zwischen Experten und Laien alle Formen des Umgehens mit typischen Partnern im berufsbezogenen Umfeld. Während hier ritualisierte Formen des Grüßens/Begrüßens, des Interesse-Weckens und -Erhaltens





sowie des (kommunikativen) Abschließens von Begegnungen mit typischen Partnern vernachlässigt werden können, sollen insbesondere die Inhalte solcher Trainings akzentuiert werden: Heraushören, was ein Partner wirklich meint, wenn er etwas sagt; welche Strategien/Sekundärstrategien (dazu Heinemann/Heinemann 2002: 184ff.) in bestimmten Situationen zu welchen kommunikativen Effekten führen; welche sprachlichen Mittel – und in welcher Anordnung – bei einer Verhandlung (vgl. Otto 1990: 116ff.) oder bei einer Diskussion (vgl. Jackstel 1979: 110ff.) den größten Erfolg versprechen.

### 3.3. Stillehren

Als Stillehren sollen hier all jene Versuche zusammengefasst werden, die darauf abzielen, im Bereich staatlicher (und privater) Lehr-Institutionen Grundeinsichten in das Bewirken kommunikativer Effekte auch mit Hilfe sprachlicher Mittel zu vermitteln und diese Einsichten modellhaft in simulierten Interaktionen anzuwenden. Außer diesen Stillehren im engeren Sinne (Vorlesungskonzeptionen und Lehrmaterialien für den Hochschulunterricht) werden hier auch solche Stillehren (als Stillehren im weiteren Sinne) subsumiert, die Autoren verfassen für Zwecke, die über den institutionellen Gebrauch in Hochschulen und Schulen hinausgehen.

Die Stilratgeber befassten sich – wie wir gesehen haben – primär mit stilistischen Einzelfällen; daher stehen bei ihnen auch Formulierungsprobleme auf der Wort- und Satzebene im Zentrum. Im Gegensatz dazu orientieren sich die **Stillehren** auf Gesamtkonzepte des Stilistischen, die bemüht sind, möglichst alle Aspekte von Stil unter lebenspraktischem Aspekt (aber meist unter Ausschluss von Sprechtexten) zu erfassen und praktisch anzuwenden. Sie stellen daher auch stärker komplexe (meist literarische) Texte ins Zentrum der Darlegungen und fragen nach Maximen, die für effektives Kommunizieren in bestimmten Situationen maßgeblich sind.

Im Grunde handelt es sich bei den Stillehren, also der praktischen Stilistik, die vor allem an den Universitäten – aber längst nicht an allen Universitäten – gelehrt wurde und wird, um didaktisch geprägte Kurzfassungen von (als vorbildhaft verstandenen) sogenannten theoretischen Stilistikdarstellungen. Als Muster für Stillehren i.w.S. dürfen hier die Arbeiten von *Ludwig Reiners (1963)* angesehen werden. Er wurde als ‚Klassiker der Laienlinguistik‘ angesehen (vgl. Antos 1996: 56), geradezu als eine Art ‚Stilpapst‘, weil er – nach dem Vorbild der literarischen Tradition – auch für Laien Maßstäbe/Normen setzen wollte für eine vorbildhafte schriftsprachliche Kommunikation. Diese Empfehlungen bündelte er zu einer systematischen Gesamtdarstellung (Das war damals ein Novum!) und verstand es vor allem, sie auch didaktisch ein-





gängig zu vermitteln, indem er 20 Stilverbote (*Keine falschen Relativsätze! Wider die Substantivitis! Keine vulgäre Sprache!...*), 20 Stilgebote (*Wähle das treffende Wort! Schreibe kurze Sätze! Wähle die angemessene Stilschicht!...*) und 20 Stilratschläge (*Schreibe, wie du sprichst! Schreibe anschaulich und knapp!...*) formulierte. Auf diese Weise entwickelte Reiners für die Rezipienten durch strikte (teils übertriebene) Vereinfachungen klare Normen für stilistisches Verhalten. Da er auch noch Empfehlungen gab, wie man Schulaufsätze, Privat- und Geschäftsbriefe schreiben sollte, orientieren sich die (relativ) wenigen Lehrenden auf dem Gebiet der Stilistik gerade an dieser Gesamtkonzeption.

Diese Konzeption war zunächst auf das Vorbild literarischer Texte gerichtet: die Hervorhebung von (sprachlichen) Schmuckelementen sowie das ‚Anders-Sagen‘ im Sinne eines gewählten Ausdrucks und eines gehobenen Stils. Unter dem Einfluss der Weiter-Entwicklungen in der Linguistik und der ‚theoretischen‘ Stilistik setzte sich dann die Einsicht durch, dass auch nichtliterarische Texte Stil aufweisen. Solche Konzepte wurden gelegentlich ‚Linguo-Stilistik‘ genannt, orientiert vor allem an der ‚Stilistischen deutschen Grammatik‘ von Wilhelm Schneider (vgl. auch Böttcher 1988). Ein weiterer Wandel der jeweils dominierenden Konzepte der praktischen Stilistik vollzog sich schließlich mit dem immer stärkeren Durchsetzen der Funktionalstilistik (vor allem Riesel 1963/1975). Nun wurden auch Situation und Kontext – und die ‚funktionalen Stilbereiche‘, die Kommunikationsbereiche – stärker berücksichtigt. Damit verbunden war auch eine stärkere Gewichtung expressiver Mittel. All diese Stilideale zusammengenommen gaben dann der traditionellen Stilistik der 90er Jahre und zu Beginn des 21. Jhs. das Gepräge.<sup>2</sup>

#### 4. Praktische Stilistik heute?

Überschaut man nochmals die Vielfalt und Vielgestaltigkeit aller Erscheinungsformen der traditionellen Linguistik, so wird deutlich, dass die praktische Stilistik – als spezifische Form der angewandten Linguistik – offenkundig zu Unrecht in der Öffentlichkeit nur als eine Art Stiefkind der ‚theoretischen Stilistik‘ betrachtet wurde. Abgesehen davon, dass es bis heute noch keine allgemein akzeptierte Stiltheorie gibt, so ist doch der pauschalisierende Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht zu halten.

Zugegeben, die praktische Stilistik erfasst sicher nicht alle Phänomene, die zur Auslösung von kommunikativen Effekten in bestimmten Interaktionszusammenhängen führen (können). Aber derselbe Vorwurf trifft ja auch die

---

<sup>2</sup> s. auch die Vorlesungskonzeption von Wolfgang Schramm am Institut für Germanistik der Universität Warschau für die Jahre 2003/2004.





‚theoretische Stilistik‘! Dasselbe gilt für den Einwand mangelnder Systematik – er trifft nur Teile der praktischen Stilistik – ebenso wie auch bestimmte Konzepte einer ‚theoretischen Stilistik‘. Offenbar hängt das damit zusammen, dass die Vielfalt stilistischer Phänomene nur eine begrenzte Systematik zulässt. So bleibt als Haupteinwand die Vereinfachung/Simplifizierung und Veranschaulichung von Stilphänomenen (fast bis zur Unkenntlichkeit). Aber auch dieser Vorwurf trifft nur Teilbereiche der praktischen Stilistik, denn wenn Stilistisches überhaupt ‚ankommen‘ soll bei den Laien, dann muss im Hinblick auf die Verständlichkeit von Texten vereinfacht und veranschaulicht werden. Nur darf das Maß solcher Vereinfachungen nicht zur Veränderung von Grundeinsichten führen (Das aber ist leider bei einigen Repräsentanten der ‚praktischen‘ Stilistik der Fall). Im Zusammenhang damit steht die Fixierung von festen Normen, die den Kommunizierenden stilistische Entscheidungen erleichtern sollen. Andererseits aber wird bei einer rigiden Umsetzung dieses Prinzips (etwa der Ablehnung des Fremdwortgebrauchs schlechthin) die Variabilität und Kreativität der Textgestalter stark eingeschränkt. Nicht zu Unrecht hat man daher die praktische Stilistik auch als ‚normative/präskriptive Stilistik‘, gar als ‚Rezeptologie‘ bezeichnet. Hier müssten in der praktischen Stilistik von morgen Veränderungen um sich greifen. Ein weiterer Punkt der Kritik an der praktischen Stilistik betrifft einen methodischen Aspekt: die Konzentration auf Einzelfälle, denn Anleitungen zur praktischen Gestaltung (und zum Verstehen) komplexer – auch gesprochener – Texte sind auch heute noch eher die Ausnahme.

Trotz der genannten Kritikpunkte aber bleibt festzuhalten, dass die praktische Stilistik eine außerordentlich positive Rolle in unserer Gesellschaft gespielt hat (und spielt). Sie ist ein Massenphänomen, sie erreicht Millionen, deren Beratungsbedarf in Fragen des angemessenen kommunikativen Verhaltens in den immer komplizierter und undurchschaubarer werdenden Situationen des sozialen Alltags außerordentlich groß ist. Die praktische Stilistik knüpft an diese Defizite im Sprachverhalten der Kommunizierenden an und leistet vielfältige praktische Hilfe, oft nur ‚im Kleinen‘ (aber für den Einzelnen doch wichtigen Fragen), vielfach aber auch bei der komplexen Lösung kommunikativer Text-Aufgaben in zahllosen unterschiedlichen Situationen. Trotz der generellen normativen Ausrichtung der praktischen Stilistik und mancher trivialer Aussagen hat sie die kommunikative Kompetenz – insbesondere die Schreibbewusstheit – von zahllosen Bürgern in hohem Grade gefördert.

Die Ausgangsfrage, welche Rolle denn praktische Stilistiken in der Zukunft spielen sollen, ist auf Grund dieser Überlegungen schnell beantwortet: Ja, praktische Stilistiken in all ihren Erscheinungsformen werden in der kommunikativen Praxis dringend gebraucht. Sie sind auch in Zukunft ein wichtiges Instrument, um Bürgern in Sprach- und Stilfragen Rat und Hilfe zu geben.





## Literatur

- Antos, Gerd (1982): Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Tübingen.
- Antos, Gerd (1996): Laienlinguistik. Tübingen.
- Birkenbihl, Vera F. (1988): Kommunikationstraining. Zwischenmenschliche Beziehungen erfolgreich gestalten. Landsberg.
- Blumenthal, Andreas (1985): Anleitungen zur Gestaltung von Rede und Gespräch. In: Bausch, Karl-Heinz/ Grosse, Siegfried (Hrsg.): Praktische Rhetorik. Mannheim.
- Böttcher, Joachim (1988): Gutes Deutsch kann jeder lernen. Düsseldorf.
- Bremerich-Voss, Albrecht (1990): Populäre rhetorische Ratgeber. Aachen.
- Daum, Ulrich (1998): Fingerzeige für die Gesetzes- und Amtssprache. Rechtssprache bürgernah. Wiesbaden.
- Fuhrmann, Olaf (1989): Musterbriefe für alle Gelegenheiten. Niedernhausen/Ts.
- Heinemann, Margot/ Heinemann, Wolfgang (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang (2009): Stilistische Phänomene auf der Ebene des Textes. In: Fix, Ulla/ Gardt, Andreas/ Knape, Joachim (Hrsg.): Rhetorik und Stilistik. HSK-Band 31, 2. Berlin/ New York, S. 1610-1630.
- Heinemann, Wolfgang (2011): Alles Stil – oder was? Reflexionen zum Verhältnis von Text und Stil. In: Bilut-Homplewicz, Zofia u.a. (Hrsg.): Text und Stil. Internationale Konferenz in Rzeszów/Polen 2009. Frankfurt am Main, S. 15-38.
- Heringer, Hans-Jürgen (1989): Grammatik und Stil. Praktische Grammatik des Deutschen. Frankfurt.
- Jackstel, Rosemarie (1979): Besser sprechen. Leipzig/Jena/Berlin.
- Kempe, Hans-Joachim/ Kramer, Rolf (1989): Tips für Mitarbeitergespräche. Mitarbeiter informieren, interessieren, motivieren und korrigieren. Bergisch-Gladbach.
- Krech, Eva-Maria u.a. (1991): Sprechwirkung. Berlin.
- Manekeller, Wolfgang (1984): Der Textberater. Ratgeber für die Textarbeit. Formulierungshilfen und Mustertexte für die Rede und Schreibpraxis. Freiburg.
- Manekeller, Wolfgang/ Schönwald, Ulrich (1990): Die erfolgreiche Bewerbung. Niedernhausen/Ts.
- Otto, Ernst (1990): Reden müssen – Reden können. Berlin.
- Reiners, Ludwig (1963): Stilfibel. München.
- Riesel, Elise (1963): Stilistik der deutschen Sprache. Moskau.
- Riesel, Elise/ Schendels, Eugenie (1975): Deutsche Stilistik. Moskau.
- Schneider, Wilhelm (1967): Stilistische deutsche Grammatik. Wien.
- Schulz von Thun, F. (1986): Miteinander reden. Reinbek.







# Stil und Text im Linguistikdiskurs der „Greifswalder Schule“

*Werner Westphal*

## 1. „Die pragmatische Wende“ in der DDR-Linguistik

Die sog. „pragmatische Wende“ in der Linguistik setzte sich schrittweise auch in der DDR durch. Wenngleich auch mit ideologischem Vorzeichen (vgl. dazu Westphal 2003: 91-127). Der Diskurs um das Verhältnis von Text und Stil bzw. Textlinguistik und Stilistik erhielt vor diesem Hintergrund auch in der damaligen DDR neue Impulse. Im Zentrum stand der Begriff der sprachlichen Tätigkeit. Ich möchte hier lediglich auf zwei Publikationen verweisen, die unter der Leitung von Georg Michel entstanden sind:

1. „Grundfragen der Kommunikationsbefähigung“ von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Georg Michel. Leipzig 1985.
2. „Sprachliche Kommunikation. Einführung und Übungen“, ebenfalls von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Georg Michel. Leipzig 1986.

Im Vorwort zu „Sprachliche Kommunikation. Einführung und Übungen“ schreibt Michel u.a.:

Der Beitrag, der hierzu in diesem Buch angestrebt wird, ist im Umfeld des gegenwärtigen internationalen Forschungsstandes, den Bemühungen um eine kommunikationsorientierte Linguistik zu sehen. Die Betonung des Tätigkeitsaspekts gehört heute allgemein zu den Sprachwissenschaft bestimmenden Entwicklungstendenzen. Von verschiedenen Positionen und Disziplinen aus, von zum Teil unterschiedlichen philosophischen, erkenntnistheoretischen und methodologischen Ansätzen her, wird verstärkt an Problemen der Kommunikationsfähigkeit und der Kommunikationsbefähigung gearbeitet. (Michel 1985: 10)

In diesem Zusammenhang hebt Michel als „profilbestimmenden Aspekt“ seines Herangehens „die *Ziel-Mittel-Zweck-Relation*“ hervor. Und er kommentiert: „Bei einem solchen Verständnis von ‚Funktion‘ wird das Sprachsystem





von vornherein in den übergeordneten Betrachtungszusammenhang der menschlichen Kognition und Kommunikation gestellt“ (a.a.O., 12). Der von ihm verwendete Funktionsbegriff, so wird in der Fußnote 1 erläutert (ebenda), korrespondiere mit dem allgemeinen Verständnis von kommunikativer und kognitiver Funktion im linguistischen Sinne.

Michel hat damit auf einen internationalen Trend verwiesen, der ohne Zweifel auch die Linguistik der damaligen DDR erfasst hatte. So bezeichnete etwa Gerd Antos in seiner Dissertation, die unter dem Titel „Grundlagen einer Theorie des Formulierens – Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache“ (Antos 1982) erschienen ist, „Formulieren“ als eine „Leistung“. Dies zeige sich, so Antos, „am deutlichsten darin, dass sie gesellschaftlich honoriert und im steigenden Maße auch professionalisiert wird (a.a.O., 15). Diese Feststellung veranschaulicht, dass der generelle Übergang zur Kommunikationsgesellschaft in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Triebkraft für neue linguistische Ansätze in Ost und West war. Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die von Antos angeführten sog. „Barrieren“. U.a. nennt er hier die Nachwirkung der strukturalistischen Tradition (a.a.O., 97). Er selbst sieht in der kommunikativen Praxis eine wesentliche Begründung für seinen Theorieansatz (ebenda). „Formulieren“ wird bei Antos als „Textherstellen“ bezeichnet, wird als „eine soziale folgenreiche sprachliche Handlungsweise“ gesehen (a.a.O., 198). Damit wird Formulieren eine *Fähigkeit* wie auch bei Michel, also Teil einer komplexen Textkompetenz. Einer Textkompetenz, die eine produktive und rezeptive Komponente umfasst. Die mündliche Textproduktion genauso wie die schriftliche (vgl. dazu u.a. Westphal 2009: 67-91).

Der handlungstheoretische Ansatz ist auch bei Michel durch die Einbeziehung des Tätigkeitsbegriffs zu finden (ebenda). Dieser Begriff wurde von Michel als „zentral“ angesehen. Entliehen wurde er aus der Tätigkeitspsychologie von A.N. Leontjew (vgl. Leontjew 1987). Dieser kurze exemplarische Vergleich legt die Vermutung nahe, dass in Ost und West weitgehend ähnliche Konzepte verfolgt wurden. Hinzuweisen ist in diesem Kontext auf bemerkenswerte Aspekte des Linguistikdiskurses in der damaligen „Greifswalder Schule“.

Unter Diskurs wollen wir verkürzt und in Anlehnung an Warnke/Spitzmüller (2008: 40) ein „transtextuelles“ Gefüge von Aussagen verstehen. Dieses Gefüge ist u.a. durch Intertextualität, Topoi, Schemata, Ideologien, Mentalitäten usw. gekennzeichnet. Der Linguistikdiskurs der Greifswalder Schule zum Verhältnis von Text und Stil kann zugleich als Teil eines umfassenderen Linguistikdiskurses in der ehemaligen DDR verstanden werden. Insofern liefert die Betrachtung dieses Teildiskurses dem heutigen Leser durchaus einen Einblick in die Differenziertheit des Linguistikdiskurses in der DDR.





## 2. Text und Stil aus der Perspektive der „Greifswalder Schule“

In den 80er Jahren existierte unter Leitung von Wolfgang Spiewok an der Universität Greifswald eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe, die sich intensiv mit Grundfragen der Textlinguistik und der Stilistik befasste. Diese Arbeitsgruppe stand in Kontakt mit damals schon profilierten Linguisten wie Dieter Viehweger (Akademie der Wissenschaften Berlin), Wolfgang Heinemann (Universität Leipzig), Harry Spitzbart (Universität Jena) u.a. Zeitweilig waren in die wissenschaftliche Diskussion auch finnische Kollegen einbezogen. Diskutiert wurden u.a. Grundfragen der Textlinguistik, der Stilistik, der Zeichentheorie, einer funktionalen Sprachbetrachtung usw.

In einer Besprechung der Konferenz zum Thema „Grundfragen der Textsynthese“ vom 29./30. Oktober 1987 schreibt die Verfasserin, Kathrin Kunkel, u.a.:

Dem kleinen Lehrbereich Sprachliche Kommunikation/Stilistik an der Sektion Germanistik der Ernst-Moritz-Arndt-Universität ist es zu verdanken, daß sich dort eine Tradition herausbildet – seit drei Jahren treffen sich in Greifswald Vertreter der Universitäten und Hochschulen der DDR, die sich mit textlinguistischen Problemstellungen im weitesten Sinne befassen. Zumindest für das letzte Treffen gilt als ein besonderes Verdienst, daß die Organisatoren interdisziplinär vorgegangen sind und neben Germanisten auch Slawisten, Anglisten und allgemeine Sprachwissenschaftler eingeladen haben. (Kunkel 1988: 479-482)

Nachfolgend sollen zwei dieser Greifswalder Konferenzen näher analysiert werden. Und dies unter zwei Aspekten:

1. Unter dem Aspekt der Hinwendung zu pragmalinguistischen Konzepten.
2. Unter dem Aspekt des theoretisch-methodologischen Ansatzes.

Als Belege dafür sollen exemplarisch Auszüge von Konferenzbeiträgen der beiden Konferenzen aus den Jahren 1988 und 1990 vorgestellt werden. Die Beiträge wurden in den Greifswalder Germanistischen Forschungen (GGF) 1988, Nr. 9 und 1990, Nr. 12, publiziert. Die Druckqualität der Beiträge war nicht besonders gut, die veröffentlichten Aufsätze wurden dennoch auch an anderen Universitäten der DDR mit Interesse zur Kenntnis genommen.

### 2.1. „Sprachgebrauch“ und Textsynthese

Auf dem Kolloquium von 1988 stand das Thema „Textsynthese“ im Zentrum der Betrachtung. Spiewok referierte zum Thema „Textsynthese und Sprachkultur“. In diesem Zusammenhang machte er interessante Ausführungen zu Fragestellungen, die auch heute noch von Bedeutung sind:





1. Zur Dialektik von Allgemeinem und Besonderem (bezogen auf den Sprachgebrauch).
2. Zum Verhältnis von Statik und Dynamik, bezogen auf anzuwendende Parameter für die Bewertung von Sprachgebrauch.
3. Zum Verhältnis von sprachlichem Standard und sozialer sowie regionaler Varietät (Spiewok 1988: 4-5).

Spiewok stellte nachfolgend sein Konzept einer Sprach- bzw. Kommunikationskompetenz vor. Zu den Fähigkeitsmerkmalen zählte er:

1. Den normgerechten Sprachgebrauch.
2. Den sachgerechten Sprachgebrauch.
3. Den situationsgerechten Sprachgebrauch.
4. Den schöpferischen Sprachgebrauch. Dieser sei durch variable, bildhafte und originelle Sprachverwendung gekennzeichnet.

Man könnte, bezogen auf das letzte Fähigkeitsmerkmal, auch von „Stilkompetenz“ sprechen (vgl. Spiewok a.a.O., 6). Bereits 1984 war das Buch von Bärbel Techtmeier „Das Gespräch. Funktionen, Normen und Strukturen“ erschienen. Dies war ohne Zweifel ein Meilenstein im Paradigmenwechsel zu einer handlungsorientierten Analyse mündlicher Kommunikationsformen. Bei Techtmeier heißt es u.a.:

Entscheidend für eine dieser konzeptionellen Basis gerecht werdenden linguistischen Kommunikationsforschung (Gesprächsforschung) ist die Ableitung des kommunikativen Geschehens aus den objektiven Erfordernissen der Tätigkeit des Menschen... Tätigkeit soll hier verstanden werden als Form gesellschaftlicher Arbeit... (Techtmeier 1984: 43)

Auch Spiewok untermauerte im Verlauf seines Referates den Begriff der „Textsynthese“ im Sinne einer „sprachproduktiven Tätigkeit“. Der Begriff „sprachproduktive Tätigkeit“ schloss sowohl die „Leistung“ als auch die „Fähigkeit“ ein. Im Linguistikdiskurs der DDR nahm der „Tätigkeitsbegriff“ eine zentrale Rolle ein. Seine Verwendung signalisierte dem Leser bzw. dem Auditorium, dass man sich auf dem Boden der marxistisch-leninistischen Sprachwissenschaft befand (vgl. dazu unten). Spiewok stellte im Verlauf seiner Rede fest, dass Studenten in der Regel Defizite auf diesem Gebiet aufweisen würden. Eine Feststellung, die heutigen Lehrern nicht neu sein dürfte. Kreatives Schreiben und diverse Schreibtutorien versuchen schon seit langem hier Abhilfe zu schaffen. Er führte in diesem Zusammenhang weiter aus: „Und sprachlich-kommunikative Wirklichkeit wird ja in der Tat beherrscht vom Phänomen des Textes, von permanenter Forderung nach Textproduktion“ (Spiewok 1988: 7). Spiewok wies auch auf die methodologischen Probleme





hin, die der Übergang zur pragmatisch orientierten Sprachbetrachtung mit sich brachte.

In der Tat macht der markenverändernde Weg von der ‚inhaltsbezogenen‘ über die ‚generative‘, die ‚funktionale und kommunikative‘ bis hin zur Text-Grammatik aufmerksam auf das zähe Beharrungsvermögen grammatisch konditionierter Theorien, die in modifizierter Form einem Gegenstand dienstbar gemacht werden sollten, der andere theoretische Zugriffe und ein anderes Methodenarsenal erforderlich machte. (Spiewok 1988: 8)

Dies war und ist ohne Zweifel ein bemerkenswerter methodologischer Ansatz, der sich, wie die weitere Entwicklung der Textlinguistik zeigen sollte, im Kern auch bestätigt hat. In diesem Zusammenhang kritisierte Spiewok die „Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache“ (Fleischer/Helbig/Lerchner 1983), in der die These vertreten wurde, dass es Aufgabe der Textlinguistik sei, das „den Texten zugrunde liegende Sprachsystem“ zu erforschen (Spiewok 1988: 9). Er stellt demgegenüber fest: Gerade das dürfte eben nicht die Aufgabe der Textlinguistik sein, und es ist jeder Linguist und jeder Leser nur davor zu warnen, dieser Aussage Glauben zu schenken.“ (Spiewok 1988: 9). Diese Position wird später von zahlreichen zeitgenössischen Fachkollegen aufgenommen. Jüngst hat auch Heinemann darauf verwiesen, dass die Erforschung des Textes den Einsatz entsprechender Methoden notwendig mache (vgl. Heinemann 2009: 26). Er schlussfolgert:

Ergo kann man die Textlinguistik auch nicht mit den anderen Teildisziplinen der tradierten Systemlinguistik auf eine Stufe stellen, Textlinguistik stellt aus dieser Sicht vielmehr eine Integration lexikalischer und syntaktischer Phänomene auf einer gleichsam höheren Stufe dar... (Heinemann 2009: 26)

Spiewok (1988) forderte in diesem oben zitierten Aufsatz programmatisch:

- die Ausarbeitung textsynthetisch nutzbarer Textmuster für eine große Zahl hochfrequenter Kommunikationsaufgaben,
- die Vermittlung von Wissen über Optimierungsmöglichkeiten in der Formulierungsphase der Textproduktion.

Er bemängelt in diesem Zusammenhang das Fehlen von Textbildungsnormen. Denn „bei Textsorten, wie etwa Gebrauchsanleitungen, Bedienungsanleitungen, Garantiekunden oder gar Gesetzestexten kann das Fehlen von Textbildungsnormen zu Kommunikationsstörungen... führen“ (a.a.O., 10).

Die im Unterricht vermittelten sog. „Darstellungsarten“ seien nach seiner Meinung für die Heranbildung derartiger Fähigkeiten nicht geeignet. Die





Diskussion um Kategorien der Textlinguistik wurde auch in der Greifswalder Gruppe mit dem Problem der Entwicklung entsprechender kommunikativer Fähigkeiten verbunden. In diesem Kontext wurde Stil als eine Eigenschaft des Textes angesehen.

## 2.2. Text und Stil

Die Stilistik geriet in der 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts verstärkt in den Blickpunkt des Interesses. In der damaligen DDR war es u.a. Georg Michel, der die theoretischen Positionen für eine handlungsorientierte Stilistik vorangetrieben hatte. Die unter seiner Leitung erarbeitete „Methodik der Stiluntersuchung“ ist zu Recht mehrfach als ein Standardwerk bezeichnet worden (Michel 1968). Ebenso die „Stilistik der deutschen Gegenwartssprache“ (1975), die gemeinsam mit Walter Starke und Wolfgang Fleischer verfasst wurde (Nachauflagen erschienen u.a. 1993 und 1996 im Peter Lang Verlag). Michel galt darüber hinaus als einer der profiliertesten Vertreter der sog. „Potsdamer Schule“, die bei aller Kritik doch die Diskussion um zentrale Begriffe wie Text, Stil usw. erheblich befruchtet hat. Hier kommen zwei Termini ins Spiel, die damals intensiv diskutiert worden sind: „Angemessenheit“ und „Adäquatheit“. Im „Sachwörterbuch für die deutsche Sprache“ verwendet Spiewok den Begriff der „Angemessenheit“ synonym zum Begriff der „Adäquatheit“. Darunter versteht er eine „Kategorie der Stilbewertung“. „Adäquatheit ist erreicht, wenn die stilistische Lösung der inhaltlichen Aufgabe entspricht und die damit angestrebte Wirkung des Textes erreicht werden kann“ (Sommerfeldt/Spiewok 1989: 14).

Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Beiträge auf dem letzten Kolloquium der Greifswalder Gruppe von 1990. Heinemann diskutiert hier u.a. das komplexe Verhältnis von *Textmuster* und *Stilmuster* (GGF, 12, 1990: 44-58). Er machte klar, dass er „von einem interaktional-prozeduralen Textverständnis ausginge“ (Heinemann 1990: 44). Textproduzenten und -rezipienten hätten bestimmte Erwartungen an den Text. Dem Begriff des Textmusters misst Heinemann in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zu. „Gemeinsam“, so Heinemann,

ist allen diesen ‚Muster‘- Fassungen, daß sie als spezielle Kenntnissysteme, als Rahmenvorgaben für Tätigkeiten und Handlungen aller Art zu verstehen sind, als Modelle für ‚gesellschaftlich produzierte und reproduzierte Handlungsformen...‘, die für umfassende Tätigkeiten ebenso spezifizierbar sind wie für einzelne Handlungen oder Elemente von Handlungen. (Heinemann 1990: 44-45)





Mit dieser Formulierung kombinierte er den „Handlungsbegriff“ mit dem der „Tätigkeit“ in einer schlüssigen Weise. Er konzentrierte sich in diesem Zusammenhang auf die Rolle sog. „globaler Textmuster“ und ging dann der Frage nach, in welcher Beziehung „globale Textmuster“ zu „Stilmustern“ stünden (a.a.O., 45).

Heinemann schreibt weiter:

Es liegt auf der Hand, dass diese Fragestellungen mit dem jeweils postulierten Grundverständnis der Begriffe Text und Stil korrelieren. Bei einer weiten – auf alle Wahlmöglichkeiten bei der Textproduktion bezogenen – Auslegung des Stilbegriffs werden stilfundierende Faktoren in die Kennzeichnung des Stilistischen einbezogen, so daß sich zwangsläufig Kongruenzen zwischen Stilmustern und Textmustern ergeben werden... (Heinemann 1990: 45)

In diesem Zusammenhang stellte er die These auf, dass jedes „globale Textmusterwissen“ auch „Stilwissen“ implizieren würde. Textmuster und Stilmuster stehen nicht in disjunktivem Verhältnis zueinander, sie sind auch nicht identisch, wohl aber stehen sie in einer Teil-Ganze-Beziehung zueinander“ (a.a.O., 57). Damit formulierte Heinemann das Problem einer jeden Stildefinition. Stil lässt sich von der Kategorie Text unterscheiden, aber zugleich bedingen beide Kategorien einander. Stil ist eine Kategorie des Textes, aber nicht identisch mit ihm. Er gibt dafür folgende Argumente:

- Kommunizierende sind in der Lage, bestimmte kommunikative Aufgaben mit Hilfe von Texten zu lösen, z.B. das Einreichen eines Antrages.
- Kommunizierende sind in der Lage, konkrete Textexemplare unterschiedlichen Klassen zuzuordnen.
- Kommunizierende verfügen in der Regel über die Fähigkeit, textklassenspezifische Organisationsprinzipien und Formulierungen angemessen bei der Textproduktion einzusetzen.
- Daraus folgt, dass der Kommunizierende über entsprechende Wissenskomponenten und Fähigkeitskomponenten verfügen muss (a.a.O., 46).

In der 1991 erschienenen „Textlinguistik“ wird dieser Ansatz weiterentwickelt, und Wolfgang Heinemann und Dieter Viehweger unterscheiden dann folgende für die Kommunikation relevante Wissenssysteme:

- Das sprachliche Wissen.
- Das enzyklopädische Wissen.
- Das Interaktionswissen.
- Das Illokutionswissen (Heinemann/Viehweger 1991: 93-109).





Das Illokutionswissen umfasst auch jene Komponenten, die z.B. für eine situationsgerechte, angemessene Kommunikation von Bedeutung sind. Illokutionswissen dürfte in diesem Sinne auch das Wissen um Stilnormen umfassen (vgl. Heinemann/Viehweger 1991: 107). Es ist in diesem Sinne Teil einer textbezogenen Stilkompetenz. Als Beispiel für die Rolle *globaler Textstrukturen* führen die Autoren das Ereignis Verkehrsunfall an, über das z.B. mit verschiedenen Textsorten kommuniziert werden kann: Protokoll, Bericht usw. (a.a.O., 109). Bezogen auf unser Thema können wir also feststellen, dass der Textproduzent tatsächlich über eine gewisse Stil- und Textkompetenz verfügen muss, wenn er effektiv kommunizieren will.

### 3. Hat Stil einen informellen Mehrwert?

In diesen Jahren wurde relativ häufig die Frage nach dem „Informationswert“ von Stil gestellt. Wie überhaupt die Frage der semiotischen Qualität von Sprache, Text und Stil damals ziemlich intensiv diskutiert worden ist. Die Einbeziehung von semiotischen Aspekten in die Diskussion von Grundfragen der Text- und Stilwissenschaft hat den Linguistikdiskurs nicht nur schlechthin befruchtet, sie eröffnete auch neue Horizonte für die theoretische Fundierung von Konzepten und Erklärungsmodellen. Unstrittig war die Position, dass Texte als komplexe Zeichen gelten können. Impulse gingen auch von dem Greifswalder Sprachphilosophen Erhard Albrecht aus. Er hatte in mehreren Publikationen auf die Rolle von informationstragenden Elementen bzw. Zeichen in der sprachlichen Kommunikation hingewiesen (vgl. dazu u.a. Albrecht 1967: 139-145, 156-172).

Welchen Anteil jedoch der Stil als informationstragendes Element des Textes haben konnte, war weitestgehend unklar. Nach meiner Meinung kann man durchaus von einem „informellen Mehrwert“ sprechen, der dem Rezipienten über den Stil als Texteigenschaft vermittelt wird. Denn ohne Zweifel unterscheidet sich der Stil einer Annonce vom Stil einer Danksagung oder eines Antrages. Der Begriff des Funktionalstils, wie er von Elise Riesel geprägt worden ist, markiert eigentlich recht gut den Zusammenhang von Textfunktion und stilistischer Qualität. Riesel schreibt: „Die funktionalen Stile stehen dem Sprecher als gebrauchsfertige Verwendungsweisen einer bestimmten Gesamtheit phonetischer, grammatischer und lexikalischer Mittel zur Verfügung...“ (Riesel 1970: 54). Die Auswahl der sprachlich-stilistischen Mittel bzw. „Verwendungsweisen“ erfolgt in der Regel im Einklang mit den kommunikativen Funktionen eines Textes und dem zugrundeliegenden (globalen) Textmuster. Woraus resultiert nun aber der „informationelle Mehrwert“? Woher bekommt der Rezipient Hinweise über diesen „Mehrwert“? Ich sehe folgende „Quellen der Information“:





1. Den Referenzbereich des Textemplars.
2. Das zugrundeliegende Textmuster.
3. Die dominierende kommunikative Funktion des Textes.
4. Die eingesetzten sprachlich-stilistischen Mittel.
5. Die Individualität des Textproduzenten (wie sie sich im Individualstil manifestiert).
6. Die Kommunikationssituation.
7. Den Gegenstand der Darstellung.
8. Das Textmuster (vgl. dazu Westphal 1990: 101).

Eine entscheidende Rolle spielt in diesem Zusammenhang tatsächlich das mehrfach erwähnte (globale) Textmuster: „Als tradierte, prätextuelle Abbildstruktur liefert es Produzent und Rezipient gleichermaßen Hinweise darüber, wie ein bestimmter Referenzbereich sprachökonomisch und stilistisch „angemessen“ in die gesellschaftliche Kommunikation eingeführt werden kann (z.B. Antrag, Annonce usw.) (vgl. Westphal 1990: 101).

Heinemann (1990) vermutete deshalb schon früh eine Beziehung zwischen Textmuster und Formulierungsmuster. Er verdeutlichte dies am Beispiel eines Telegramms, das heute als Textsorte kaum noch eine Rolle spielen dürfte (vgl. Heinemann 1999: 55). Um heute diesen Zusammenhang zu veranschaulichen, müsste man wahrscheinlich auf die Textsorte E-Mail zurückgreifen. Aber dann befänden wir uns in einer völlig anderen Diskurssituation als die Greifswalder Forschungsgruppe von 1990.

### Zusammenfassung

1. Der Zusammenhang zwischen Text- und Stilkompetenz wurde in den 80er Jahren intensiv innerhalb des Linguistikkurses der DDR thematisiert. Exemplarisch dafür stehen u.a. die Arbeiten der „Greifswalder Schule“ um den Philologen Wolfgang Spiewok.
2. Textproduktion wurde in der „Greifswalder Schule“ als Ergebnis eines schöpferischen Prozesses „sprachlich-produktiver Tätigkeit“ aufgefasst. Damit in Verbindung standen u.a. folgende Begriffe: globales Textmusterwissen, Illokutionswissen, Stilmuster, Formulierungsmuster. In (ideologischer) Abgrenzung zur westlichen Sprechakttheorie wurde der „Tätigkeitsbegriff“ bevorzugt, der aus der sowjetischen Psychologie entliehen war.
3. Zu den Positionen der Greifswalder Schule gehörte die Auffassung, dass Text und Stil einander bedingen, aber nicht identisch sind. Textlinguistik und Stilistik wurden als komplementäre Disziplinen aufgefasst. Dies insofern, als davon ausgegangen wurde, dass z.B. „globale Textmuster“ den Einsatz





bestimmter „sprachlich-stilistischer Mittel“ erfordern. Mit dem Stil eines Textes erhalte der Rezipient auch zusätzliche Informationen, einen sog. „informellen Mehrwert“, z.B. über die verfolgten Wirkungsabsichten des Textproduzenten.

## Literatur

- Albrecht, Erhard (1967): Sprache und Erkenntnis. Berlin.
- Antos, Gerd (1982): Grundlagen einer Theorie des Formulierens – Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen.
- Fleischer, Wolfgang (1975): Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.
- Fleischer, Wolfgang/ Hartung, Wolfdietrich/ Schildt, Joachim/ Suchsland, Peter (Hrsg.) (1983): Kleine Enzyklopädie. Deutsche Sprache. Leipzig.
- Heinemann, Wolfgang (1990): Textmuster versus Stilmuster. In: Textwissenschaft und /oder Stilwissenschaft, Greifswalder Germanistische Forschungen 12. Greifswald, S. 44-58.
- Heinemann, Wolfgang/ Viehweger, Dieter (1991): Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang (2009): Anmerkungen zum Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft. In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta/ Frączek, Agnieszka (Hrsg.): Wort und Text. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Warszawa, S. 25-28.
- Kunkel, Katrin (1988): Grundfragen der Textsynthese. Orientierungshilfen und Optimierungsmöglichkeiten bei der Produktion von Texten. Greifswald. (Eine Besprechung In: Zeitschrift für Germanistik, 4, 1988, Leipzig, S. 479-482).
- Leontjew, Alexej (1987): Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit. Berlin.
- Michel, Georg (1968): Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung. Ein Lehr- und Übungsbuch für Studierende. Berlin.
- Michel, Georg (1985): Grundfragen der Kommunikationsbefähigung. Leipzig.
- Michel, Georg (1986): Sprachliche Kommunikation. Einführung und Übungen. Leipzig.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/ Spiewok, Wolfgang (1989): Sachwörterbuch für die deutsche Sprache. Leipzig.
- Spiewok, Wolfgang (1988): Textsynthese und Sprachkultur. In: Greifswalder Germanistische Forschungen 9, S. 4-20.
- Spiewok, Wolfgang (1990): Zum Standort der Stilistik im Wissenschaftsgebäude der Philologie. In: Textwissenschaft und/oder Stilwissenschaft, Greifswalder Germanistische Forschungen 12, S. 4-21.
- Riesel, Elise (1970): Der Stil der deutschen Alltagsrede. Leipzig.
- Techtmeier, Bärbel (1984): Das Gespräch. Funktionen, Normen und Strukturen. Berlin.
- Warnke, Ingo/ Spitzmüller, Jürgen (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Warnke, Ingo/ Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik, sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York, S. 3-54.





- Westphal, Werner (1990): Der Stilzug Bewertung als Wirkungskomponente des polemisch-argumentierenden Textes. In: Textwissenschaft und /oder Stilwissenschaft, Greifswalder Germanistische Forschungen 12, S. 99-110.
- Westphal, Werner (2003): „Damit befinden Sie sich im Gegensatz zu Marx!“ – Zu Entstehung und Funktionen eines Diskursparadigmas. In: Zeszyty Naukowe, Colloquia Germanica Stettinensia 12, S. 91-127.
- Westphal, Werner (2009): Lesekompetenz versus Diskurskompetenz. In: Breuer, Helmut/ Mecner, Pawel/ Ruoho, Kari/ Westphal, Werner (Hrsg.): Spracherwerbsforschung im Spannungsfeld von Angewandter Linguistik und Pädagogik. Berlin, S. 67-90.







# Kreative Jugend – Stile<sup>1</sup>

*Margot Heinemann*

## 1. Bemerkungen zu terminologischen Unklarheiten

Genau genommen geht es um ‚Jugendsprache‘<sup>2</sup>, also um den Oberbegriff, der alle Facetten und Möglichkeiten jugendspezifischen Sprachgebrauchs erfassen soll und auch impliziert, dass ‚Jugendsprache‘ mehr ist als eine Sammlung von Wortlisten – wie mitunter unterstellt wird. Der Vorwurf gilt beiden Elementen des Kompositums – es gebe nicht ‚die‘ Jugend und Jugendsprache sei eben auch keine ‚Sprache‘. Gerechterweise muss man dann auch bei Formulierungen wie ‚die Deutschen‘, ‚die Polen‘, ‚die Kanzleisprache‘, ‚die Literatursprache‘ oder ‚die Fachsprache‘ (darüber könnte man noch diskutieren) inhaltliche und theoretische Einschränkungen machen. Zu fragen ist allerdings, warum sich für ‚Sprache‘ als System im Gegensatz zu ‚Sprache‘ im Gebrauch noch kein anwendungsbereiter Terminus entwickelt hat und bis in die Gegenwart neue ‚-sprachen‘ wie ‚Funktionärssprache‘, ‚Verwaltungssprache‘, ‚Mediensprache‘ usw. etablieren können. Um dem Dilemma zu entgehen, weicht man seit den 80er Jahren auf verwandte Bezeichnungen aus: Henne (1981): Jugendsprache und Jugendgespräche, Funke (1982): Generationssoziolekt, M. Heinemann (1990): Varietäten und Textsorten, Hoppe (1984): Szene-Sprache, Schlobinski (1989): Sprechstil, Linke (1998): Backfischsprache, Neuland (2008): Jugendsprachen – um nur einige zu nennen.

Die terminologische Vielfalt ist aus meiner Sicht nicht unbedingt ein Vorteil in der Diskussion, sondern beruht auf einer theoretischen Unsicherheit der Einordnung des Phänomens Jugendsprache in ein theoretisches

---

1 Sowohl über Jugend wie über Kreativität zu referieren schien mir für den Jubilar sehr passend zu sein.

2 Hier und im folgenden Text verwende ich weiter den Begriff Jugendsprache im Bewusstsein, dass es sich um einen umfassenden Oberbegriff handelt, der theoretisch unscharf und noch unzureichend ist, aber auch in den meisten Publikationen als Thema oder Titel erscheint.





Gesamtmodell, das mal eher systemtheoretisch (Varietäten), dann mit Schwerpunkt soziologisch (Soziolekt) eingeordnet wird (oder einem erweiterten Stilbegriff (sozial kommunikativer Stil, Gruppenstil) entspricht. Warnke formuliert in diesem Zusammenhan „Stil ist zudem ein sprachliches Phänomen in Abhängigkeit vom gesamten Varietätengefüge...“ (Warnke 2009: 1384), womit er eine Verknüpfung herstellt, die von Jugendsprachforschern z.T. abgelehnt wird. Antos stellt noch 1996 die interessante Frage: „Warum kann sowohl die ‚Jugendsprache‘ als auch die ‚Börsen- oder Linguistensprache‘ als Jargon bezeichnet werden?“ (Antos 1996: 32) und versucht damit einen systemtheoretischen Zugang zu finden. Gegenwärtig würde zumindest in Bezug auf Jugendsprache diese Frage kaum noch gestellt werden, da ‚Jargon‘ eher abwertend oder geheimbündlerisch verstanden wird. Im Hb. Rhetorik und Stilistik, Bd. 2, 2009 findet man unter dem Stichwort *Jargon* nur noch ‚religiöser Jargon‘ und ‚Jargon der Soldaten‘, der auch als ‚soldatische Umgangssprache‘ (2275) umschrieben wird.

Die Diskussion um die sehr unterschiedlichen theoretischen Zugänge (zusammenfassend Neuland 2008, Kap. III, 2) ist keinesfalls beendet, sondern verlangt mehr denn je nach einem umfassenden theoretischen Modell, in das Jugendsprache angemessen eingebunden wird, dies steht bisher allerdings noch aus.

## 2. Internationale und historische Zugänge

Ein Blick auf die internationale Jugendsprachforschung zeigt, dass eine Bezeichnungsvielfalt international<sup>3</sup> auch ein wenig den Forschungsstand thematisiert: russ. Jargon, tsch. Slang<sup>4</sup>, frz. language des jeunes, engl. youth language, it. la lingua dei giovani“.

Diese Vielfalt von Bezeichnungen mag eher die Unsicherheiten verstärken als Aufklärung schaffen.

Ein möglicher Zugang zur Klärung scheint auch in der Historie zu liegen, in dem umfassenden ‚Jugend‘-Begriff der Antike bis weit ins Mittelalter, allerdings damit die ‚jeunesse dorée‘ meinend, die Nachfolgerjugend, diejenigen, die die Macht übernehmen würden und nicht selten als zukünftige Gegner misstrauisch beobachtet wurden. Aus dieser Zeit stammen vor allem Aussagen über die Jugend, nicht von der Jugend selbst, obwohl man durchaus einen jugendspezifischen Sprechstil in dieser gut ausgebildeten und selbstbewussten Jugend vermuten könnte. Quellen liegen uns kaum vor oder sind noch nicht entschlüsselt worden.

3 Vgl. zur internationalen Jugendsprachforschung Neuland (2007).

4 Allerdings spricht auch Auer (2003) vom „Türkenslang“.





Eine zweite wichtige historische Etappe ist in der „Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache“ (1984) erfasst worden, also die akademische Jugend (Schüler und Studenten) mit Schwerpunkt 17./18. Jahrhundert. Auch wenn die Quellen vorrangig Wortsammlungen mit Erläuterungen darstellen, sind solche Wörterbücher unverzichtbar, geben sie doch mit ihren Einschätzungen und Anmerkungen einen guten Einblick in das generelle Sprachverhalten. Henne hat in dem Einleitungskapitel nicht ganz unrecht, wenn er „den desolaten Zustand... in dem sich die Forschungen zur historischen und gegenwärtigen Studentensprache befinden.“ bedauert. Und er fährt fort: „Die historische Studentensprache des 18. und 19. Jahrhunderts steht für die Sprache der Jugend der Zeit. Ja sie ist das von der akademischen Jugend selbst entworfene Medium der Abgrenzung und Kommunikation.“ (25). Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Festzustellen ist allerdings, dass der Jugendbegriff pauschal und – mit Blick auf die akademische Jugend – auch als relativ (weil zumindest regional teilweise deutlich unterschieden) homogene Einheit angesehen wird.

Mit der Systematisierung von Sondersprachen (vgl. Hirt 1909), in der neben *Studentensprache* und *Pennälersprache* auch die *Sprache der Jugend* als *Sprachen der Altersklassen* benannt wird, hat sich die Forschung für lange Zeit darauf verstanden, sich dieser Terminologie zu bedienen, auch wenn sich Inhalte und Methoden aufgrund der verschiedenen Richtungen und Moden der Jugendkultur nach 1945 änderten.

Dass es sich in den Anfängen der Jugendsprachforschung weitestgehend um Wortschatzuntersuchungen handelt, wird schon bei Hirt hervorgehoben. Diese Glossarkonzeption der empirischen Erhebung von Wörtern und Wendungen unterstützte den Eindruck der Homogenität von ‚Jugend und ihrer Sprache‘, obwohl auch in diesen Wortsammlungen Differenzierungen des Materials, seltener der Probanden vorgenommen wurden (vgl. Henne 1981, M. Heinemann 1989). Die Glossarmethode hat eine gewisse Berechtigung, wenn sie als erster Zugang zum Phänomen Jugendsprache genutzt wird, wenn sie in Ländern angewendet wird, in denen eine wissenschaftliche Untersuchung von Jugendgruppen aus politischen Gründen nicht möglich ist und wenn ihre Ergebnisse als Zeitdokumente gewertet werden. Aus historischer Sicht können wir kaum auf Unterlagen und Quellen verzichten, da uns insgesamt wenig schriftliches und kaum mündliches Untersuchungsmaterial zur Verfügung steht.





### 3. Neubesinnung und neue Einschätzung

Es war folgerichtig, dass in den 80er Jahren die einseitige Wörterbuchproduktion heftige Kritik hervorrief, teilweise auch kontraproduktiv, wenn über die „Erfindung der Jugendsprache“ (Janussek 1989) oder den „Mythos“ bzw. die „Fiktion“ der Jugendsprache (vgl. Schlobinski 1993) räsontiert wurde, da sich die Kritik einseitig gegen den angenommenen Homogenitätsanspruch von ‚Jugend‘ und deren ‚Sprache‘ richtete, seltener gegen das vorgefundene Material. Die dann stattfindende Trendwende geht in Richtung Einzelgruppenuntersuchung, Erfassung von ‚Jugendkulturen‘, Gesprächstypologie (vgl. Augenstein 1998) und Sprechstilen (vgl. Schlobinski 1989), wird also stark beeinflusst von der Gesprächslinguistik, wobei aber jugendspezifische Schriftlichkeit vernachlässigt wurde (vgl. M. Heinemann 1990, Ziegler 2006).

Zu ergänzen ist noch, dass sich in diesen Jahren das Interesse den Medien zuwendet, sowohl in theoretischen Arbeiten (vgl. Nowotnick 1989, Bischof 1996) als auch in Einzeluntersuchungen (vgl. Androutsopoulos 2003, Reinke 2003, Kleinberger/Spiegel 2006). Aber auch von Seiten der Medien gibt es ein reges Interesse an der „Jugendkultur“, an der Vermarktung durch den sog. Jugendkult und an einer Fülle von schnell erstellten Sammlungen von Wörtern und Sprüchen, die sich gut verkaufen lassen.

Dieser Abriss der Entwicklung der Jugendsprachforschung – in dieser Kürze völlig unzureichend, aber doch wesentliche Etappen skizzierend – führt natürlich zu der Frage, wie es mit ihr weitergehen soll?<sup>5</sup> Neuland resümiert (2006: 55): „Zwar ist es mittlerweile zum Gemeinplatz geworden, von der *Heterogenität* der Jugendsprachen bzw. der Jugendsprachstile auszugehen. Doch mangelt es weiterhin sowohl an theoretisch begründeten Gegenstandsbestimmungen als auch an darauf bezogenen empirischen Analysen. Der Effekt ist eine – man möchte fast sagen – zunehmende Unbestimmtheit des Gegenstands“.

Diese kritische Einschätzung der Forschungssituation ist bis heute aktuell, und kann auf einige Ursachen zurückgeführt werden.

Die teils heftig geführte Diskussion um Homogenität und Heterogenität hat den Blick auf ‚den Gegenstand‘, also auf das Sprachverhalten bestimmter Altersgruppen, ein wenig verstellt und eine theoretische Diskussion unterbunden. Dafür entwickelte sich die Jugendsprachforschung zu einer Breitenuntersuchung von Kleinstgruppen, die eher zufällig und Gelegenheiten nutzend als unter theoretischen Gesichtspunkten ausgesucht wurden. Vor diesem Hintergrund konnten sich kaum Langzeitstudien und umfangreichere

---

5 Vgl. Forschungsschwerpunkte Neuland (2008, Kap. II, 4).





Projekte<sup>6</sup> entwickeln (dazu schon Heinemann 1983). Schließlich hat auch die überbordende Vermarktung der ‚Jugend‘ und ihrer ‚Sprache‘ – an dieser Stelle sind die Einschränkungen wirklich berechtigt – zu Verwerfungen und zu falschen Vorstellungen dieses Themas geführt.

Es ist der intensiven Arbeit der Jugendsprachforscher zu danken, dass die Arbeit in großen internationalen Konferenzen weiter verfolgt wurde und zu umfangreicheren Sammelbänden führte. Daraus entstand – quasi als Kompromiss der unterschiedlichen Meinungen – die These von der „Typizität in der Heterogenität“ (u.a. Neuland 2008: 50 f.). Theoretische Klarheit bringt diese These auch nicht, aber sie begreift Jugendsprache nicht mehr als subjektives einzelsprachliches Phänomen, sondern als eine Sprachgebrauchsform (um jeden voreiligen Terminus zu vermeiden), in der durchaus wiederholbare Muster zu finden sind, die auch sprachsystemübergreifend in ersten Untersuchungen vorliegen.

#### 4. Sprach- und Sprechmerkmale

In der Schweiz ist dazu ein interessantes Experiment durchgeführt worden (Boppart 2006), indem man in zwei Studentengruppen erfundene ‚Items‘ infiltrierte. Wichtig ist hier die Begründung für den erfolgreichen Versuch: Items werden durch Wortnestentfaltung gestärkt, sie sollten wertend sein, in vielem (und von vielen) verwendbar sein und damit eine breite „lexikalische Distribution“<sup>7</sup> (76) erreichen, die dann durch „Transponder“ in der größeren „Substandardvarietät“ Jugendsprache zu einer für die „ganze Sprachgemeinschaft der Standardvarietät Jugendsprache“ (77) ein Erkennungszeichen würde. Beispielsweise wurde der Buchstabe Z – als der letzte des Alphabets – für negative Wertung (Jugendsprache als Wertesprache!) eingesetzt und als Gruppenkürzel benutzt. Dies in aller Kürze vorgestellte Modell lässt aber den – vorsichtigen – Schluss zu, dass Jugendsprache sprachsystemischen Regeln unterliegt – oder besser, auch unterliegen kann –, die noch zu wenig erforscht, aber auf allen Ebenen des Sprachsystems anzutreffen sind (dazu Androutsopoulos 1998).

Hier ist nicht der Ort, um dieses Thema weiter zu verfolgen, und es ist auch (noch) nicht genügend systematisch aufgearbeitet, aber an einigen Beispielen soll doch der kreative Umgang Jugendlicher mit Sprache vorgestellt werden:

6 Meines Wissens hat nur Eva Neuland zu diesem Thema ein DFG-Projekt geführt.

7 Ich verzichte hier bewusst auf Wortschatzsammlungen, Phrasologismen und Sprüche; sie sind nachzulesen.



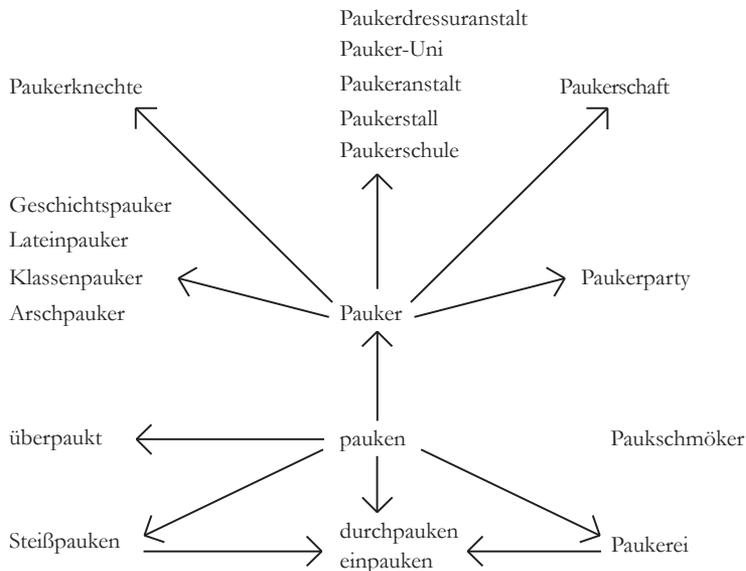


#### 4.1. Aufbereitung vorhandenen Wortschatzes durch Aktantenverschiebung am Beispiel *anmachen*:

standardsprachlich + abstr, etwas anmachen – *Licht, Feuer, Lampe, Waschmaschine anmachen*

jugendsprachlich + hum, jemand macht jemanden an – *Eltern die Kinder, Freunde die Freunde, Ältere die Jüngeren, die Jüngeren die Älteren, Jungen die Mädchen und umgekehrt*

#### 4.2. Nestbildung zur Wortschatzerweiterung am Beispiel für *Pauker* – dem Globalausdruck für *Lehrer*, für die es in der Jugendsprache merkwürdigerweise keinen neueren Ausdruck gibt (im Gegensatz zum Polnischen), allerdings gibt es eine Unzahl von Spitz- und Übernamen für Einzelpersonen



#### 4.3. Intensivpräfixe<sup>8</sup>

- *hyper-, mega-, ober-, super-, über-, ultra-*
- Suffixe *-geil: anto-, reise-, schoko-, party-, sonne(n)-mäßig: trend-, essens-, volksmusik-, oldie-, koble-*

<sup>8</sup> Nach Androutsopoulos (1998).





#### 4.4. Hyperbolisierung mit *echt*, *total*, *tierisch*, *brutalst*, *voll* + Adjektiv

*Das kommt echt gut riiber.*

*Das ist ne total gute Sache.*

*Das schmeckt wirklich tierisch gut.*

*Die machen echt brutalst gute Musik.*

*Die Absage war voll hart.*

Diese Beispiele ließen sich mühelos fortsetzen, ergänzen, erweitern und variieren, aber das würde am Grundansatz einer jugendsprachlichen Spezifik nichts ändern oder nur den falschen Eindruck vertiefen, dass Jugendsprache auf einige Modewörter zurückzuführen sei.

### 5. Jugendsprache? Sprachstil?

An dieser Stelle ist eine Zwischenbilanz angebracht. In der Phase der Glossarrezeption von Jugendsprache ging man von einem übergreifenden, mehrheitlich homogenen Jugendbegriff aus<sup>9</sup>. Diese Methode, mag sie auch unzulänglich erscheinen, weckte die Aufmerksamkeit für die ‚Sprachenvielfalt‘ von Jugendlichen und führte zu ersten Untersuchungsergebnissen.

Mit neuen politischen<sup>10</sup> und technischen Mitteln und Möglichkeiten wurde Jugendsprache in Kleingruppen erfasst und damit als „gruppenspezifischer Sprechstil“ bezeichnet. Diese fast gegensätzliche Sicht auf das Phänomen Jugendsprache hat zu sehr unterschiedlichen Standpunkten geführt und ist auch nicht ganz der Gefahr entgangen, Kleinstgruppen, z.B. auch jugendliche Sportgruppen mit einer Tendenz zur Fachsprachlichkeit, als authentische Vertreter der Jugendsprache zu definieren. Die Auffassung der generellen Heterogenität der Jugendsprache hat auch zu heterogenen theoretischen Ansätzen geführt und zu deren Bestimmung als *Varietät*, *Substandard*, *Jargon*, *Gruppensprache*/*Gruppenkommunikation*, *Jugenddeutsch* usw.

Unter dem Eindruck der – aus meiner Sicht oft überzogenen – Kritik am einseitig verstandenen Begriff ‚Jugend-Sprache‘ wird in der Jugendsprach-

<sup>9</sup> Allerdings wissen wir noch wenig über Jugendbünde wie den „Wandervogel“, weil deren Strukturen wesentlich von Erwachsenen beeinflusst wurden und private Texte kaum an die Öffentlichkeit kamen.

<sup>10</sup> Zu DDR-Zeiten – und daher stammt mein Material zu großen Teilen – waren Befragungen und technische Aufnahmen verboten oder wurden nur unter besonderen Umständen genehmigt. Deshalb gilt mein Dank vielen Studentinnen und Studenten, die dieses Thema bearbeitet haben und dazu beitrugen, dass diese Quellen nicht verloren gingen.





forschung nach einem Rahmenmodell gesucht, das sowohl dem Einzelaspekt von Kleingruppen wie auch der Suche nach dem Typischen im Heterogenen gerecht wird – zumindest bis zu neuen grundlegenden Forschungsergebnissen. Ein Kompromiss scheint sich zwischen Soziologie, Text- und Gesprächslinguistik und Stilistik (im Sinne Sandig 2006) abzuzeichnen, der sich weniger am Einzelwort, sondern am Text als kommunikativer Einheit orientiert. Wenn Weiss (2009: 1293) fragt: „Ist Stil ein beschreibendes oder erklärendes Element?“ und in der Nachfolge von Ludwig Fleck der Meinung ist, dass der Schwerpunkt eher bei der Erklärung liegt „und zwar primär auf soziologischem Wege“ könnte man mit dem Terminus „gruppenspezifischer Sprachstil“ Wesentliches erfassen, theoretisch zufriedenstellend ist das aber (noch) nicht.

Im Folgenden stelle ich Schrifttexte und Gesprächsausschnitte unter diesem Stilaspekt vor:

**Textbeispiel 1:** 1986, Leipzig, 2 Jungen, nach dem Abitur<sup>11</sup>

- 1 lieber X
- 2 Just now höre ich die LP von PROPAGANDA,
- 3 Welche echt gute Pop-Muzik ist.
- 4 Yeah.
- 5 Ich schicke Dir diesen Brief, um Dir das inliegende alles zu schenken.
- 6 Freust' Dich?
- 7 Sonst gibt's nicht viel neues zu berichten.
- 8 Was denkst Du über die IA-Säuberungsaktion?
- 9 So mit 3 Fotografen wäre es Doch ganz lustig.
- 10 Vielleicht ist auch bloß ne blöde Idee von mir.
- 11 aber eigentlich könnte ich Dir erklären, was ich damit sagen will.
- 12 Vielleicht am Tatort mündlich?
- 13 Schreib und äußere Deine Meinung. Plies.
- 14 Mir geht es seit heute (Stimmung) wieder recht gut.
- 15 Ahoj
- 16 Dein Y

Das Briefmuster mit Anrede und Abschiedsfloskel wird korrekt eingehalten, wenn auch mit Aufklebern auf dem Briefumschlag und eigenwilliger Schriftführung stark verfremdet und auffallend – was wohl die Absicht war. Zeilen 2 und 3 entsprechen mit der positiv wertenden Feststellung als Einleitung, die

---

<sup>11</sup> Die Identität ist mir bekannt, sollte aber geschützt bleiben; beide sind kulturell interessiert, einer „leistet seinen Armeedienst ab“, deswegen kommt es zu dem – sonst seltenen – Briefwechsel zwischen Jungen.





nicht weiter bearbeitet wird, auch dem Stil- und Textmuster eines Privatbriefes. Eine gewisse Dringlichkeit verraten die direkten (*Was denkst Du; schreib und äußere Deine Meinung*) und indirekten (*Freust' Dich? Vielleicht am Tatort mündlich?*) Bitten um Kontaktaufnahme, ohne das direkt zu formulieren.

Die teils eigenwillige Rechtschreibung ist eher ein Nicht-Wollen als Nicht-Können, ein Ablenkungsmanöver. Damit gewinnt man Abstand von einem heiklen Thema, das man als junger Mann nicht gern ausspricht – es ging mir schlecht! (*Mir geht es seit heute (Stimmung) wieder gut.*). Auch das *inliegende* Geschenk – es handelt sich um ein aufgeklebtes Bändchen – ist in der übertriebenen Albernheit eher Ablenkung vom ernstesten Soldatenleben als ein „Geschenk“.

Jugendtypisch ist das Spielen mit englischen Floskeln (*just now, yeah*); es demonstriert die souveräne Kenntnis von Fremdsprachen, insbesondere des Englischen, mit denen man sogar spielerisch umgehen kann (*plies*).

**Textbeispiel 2** – eine Ansichtskarte – übertreibt noch das Spiel mit Sprache

- 1 Hallo Du X
- 2 Soll Dich wieder mall
- 3 ein paar gute Worte erreichen
- 4 Die Dich den Erhalt eines Briefes
- 5 in balder Zeit aus D. von Y ankünden Tun sollen
- 6 bis ich wieder denken kann-
- 7 Dein Freund!

Diese Stilbasteleien, auch *Bricolagen*<sup>12</sup> genannt, in diesem Fall nicht modern anglisierend, sondern eher altertümelnd, bewirken beides – Nähe und Abstand, denn man kann Stilbasteleien auch als individuelle stilistische Note sehen. Die Stilbasteleien sind intellektuelle Spielereien, aber auch Schutzschild vor eindeutigen Aussagen, auf die man festgelegt werden kann. Auch diese Stil-Facetten von Jugendsprache sollten aufmerksam beobachtet werden.

Textbeispiele 3 und 4 aus dem gleichen Jahr entsprechen eher dem erwarteten Jugendstil, es sind Leserbriefe an ein Jugendmagazin, das eine neue Form von Kassettenhüllen ankündigt; beide Schreiberinnen sind 16 Jahre alt.

**Textbeispiel 3**

- 1 Also Ihr seid wirklich Scherzkekse! Da fragt Ihr doch tatsächlich, ob man künftig solche
- 2 Seiten sehen will.

12 „Dabei werden signifikante Elemente verschiedener kultureller Bereiche aus der Matrix des Bestehenden selegiert, in einen neuen Kontext transformiert und zu einem subkulturtypischen Stilmuster zusammengefügt“ (Neuland 2008: 149).





- 3 Das gibt's nicht. Solch eine Frage. Natürlich! Also ich finde das ganz große Klasse.
- 4 Echt! Ich bin dafür. Auf mich könnt Ihr immer rechnen.
- 5 Ich finde, Ihr macht das so in jedem Heft.
- 6 2 Nationale und 2 Internationale. Ganz gleich welche.
- 7 Aber für den Anfang war das ... Klasse! Herrlich! Das war 'ne Sahne!

#### Textbeispiel 4

- 1 Ich finde diesen Einfall echt ätzend.
- 2 Die normalen Kassettenhüllen sind wirklich nicht gerade das Gelbe vom Ei.
- 3 Außerdem checkt man so mal'n paar Infos über die Musiker.

Die Gegenüberstellung der 4 Textbeispiele in minimierter Form kann sowohl auf Unterschiede wie auch auf Gemeinsamkeiten in Jugendtexten aufmerksam machen, die durchaus nicht konträr zu allgemeinen Kommunikationsbedingungen stehen.

In den Texten 1 und 2 handelt es sich um vertraute Partner mit gemeinsamen Interessen, die vor allem durch die herausgehobene Position von Y (Armee) Nähe und Verständnis inszenieren, die durch den übertriebenen „Jugendton“ im Spiel mit der Sprache wieder verdeckt werden sollen

Die Texte 3 und 4 wenden sich an einen unpersönlichen kommerziellen Partner, auf dessen Kontaktangebot (Aufforderung zur Meinungsäußerung an die Leser) reagiert wird, weil man als Kunde eines Jugendmagazins auch kompetenter Partner ist. Die Schreiberinnen fühlen sich nicht nur gleichberechtigt, sondern sogar überlegen, ausgedrückt durch die direkte Anrede *Scherzkekse, ihr*, elliptische Satzformen, direkte und indirekte Aufforderungen und das Recht auf eigene Vorschläge.

Damit wird das Textmuster Brief in wesentlichen Teilen aufgegeben zugunsten einer Pseudo-Gesprächs-Situation, wie wir sie von Küchen- und Schulzetteln kennen. Die spontane und wie ungeplant wirkende Sprechsprachlichkeit ist auch Ausdruck von Emotionen, die man in diesem Zusammenhang offen ausleben kann, weil man anonym bleibt, aber in der dominanten Sprecher-/Schreiberposition das „Recht“ dazu hat. Vor dem Hintergrund dieser Kommunikationskonstellation ist der jugendliche Sprachstil mit Anglizismen *checkt man*, mit jugendtypisch markiertem Wortschatz *echt, klasse, 'ne Sahne* der Kommunikationssituation angemessen.

Ein Kuriosum, das gar nicht selten in solchen sprechsprachlichen Texten vorkommt, ist die ‚falsche‘ Verwendung von *ätzend* als Modewort. Das Problem besteht darin, dass neuer Wortschatz mit Modewortcharakter – nicht nur bei den Jugendlichen – zu Beginn einer Entwicklung häufig mündlich weitergegeben wird, ohne dass Semantik und Konnotation voll erfasst wurden. Das Wertewort *ätzend* ist inzwischen eindeutig negativ wertend, aber als es





in diesen Jahren als Modewort so oft wie möglich verwendet wurde, ging es um die Wertung an sich, im Sinne von *ich finde das auffallend, es ist mir wichtig*, nicht grundsätzlich um positive oder negative Wertung. Solche sprachlichen *Versuche* sollte man nicht als Fehlversuche werten, sie sind wichtige Etappen in der Sozialisation Jugendlicher in ihrem Gruppenverständnis und in ihrer Persönlichkeitsentwicklung. Feste Bindungen und soziale Zugehörigkeit Jugendlicher zu einer peer-group sind nicht nur ein individuelles Problem, sondern von gesellschaftlichem Interesse. Luthers Empfehlung, den Leuten auf's Maul zu schauen, ist einer der Wege zu neuen Erkenntnissen über das, was Jugendliche über Sprache von sich erkennen lassen.

### Literatur:

- Androutopoulos, Jannis (1998): Deutsche Jugendsprache: Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Frankfurt am Main.
- Antos, Gerd (1996): ‚Jargon‘- eine fast vergessene Kategorie der Stilistik. In: Fix, Ulla/ Lerchner, Gotthard (Hrsg.): Stil und Stilwandel, Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet. Frankfurt am Main, S. 27-48.
- Auer, Peter (2003): ‚Türkenslang‘ – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformation. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hrsg.): Spracherwerb und Lebensalter. Tübingen/Basel, S. 255-264.
- Augenstein, Susanne (1998): Funktionen von Jugendsprache. Tübingen.
- Bischof, Uta (1996): Die Konstruktion von Studio-Mediengesprächen in „Elf 99“ und „Doppel-punkt“. Frankfurt am Main.
- Boppart, Tobias (2006): Wenn Wörter wandern – Jugendsprache aus lexikalischer Sicht. In: Dürscheid, Christa/ Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz. Zürich, S.63-81.
- Fix, Ulla/ Gardt, Andreas, Knape, Joachim (2009): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung, Bd. 2, Berlin/New York.
- Funke, Wolfgang (1982): Charakteristika des Generationssoziolekts der Jugendlichen in der DDR. In: Kwartalnik Neofilologiczny 29, S. 7-91.
- Heinemann, Margot (1983): Zur Signalfunktion der Jugendsprache. In: Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte 105, hrsg. von W. Fleischer. Berlin, S. 122-138.
- Heinemann, Margot (1989): Kleines Wörterbuch der Jugendsprache. Leipzig.
- Heinemann, Margot (1990): Varietäten und Textsorten – eine Annäherung. In: Mackeldey, Roger (Hrsg.): Textsorten/Textmuster in der Sprech- und Schriftkommunikation. Leipzig, S. 54-60.
- Heinemann, Margot (1998): Jugendliche im Gespräch. Dialogische Strukturen in Alltagstexten der DDR. In: Androutopoulos, Jannis/ Scholz, Arno (Hrsg.): Jugendsprache – langue des jeunes – youth language. Frankfurt am Main, S. 149-166.
- Henne, Helmut (1981): Jugendsprache und Jugendgespräche. In: Schröder, Peter/ Steger, Hugo (Hrsg.): Dialogforschung. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, S. 370-385.





- Hirt, Hermann (1909): *Etymologie der Neuhochdeutschen Sprache: Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung*. München.
- Hoppe, Ulrich (1984): *Von Anmache bis Zoff. Ein Wörterbuch der Szene-Sprache*. München.
- Januschek, Franz (1989): *Die Erfindung der Jugendsprache*. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 41/1989, S. 117-130.
- Linke, Angelika (1998): *Backfischsprache. Kultursemiotische Überlegungen zum Sprachgebrauch jugendlicher Bürgerinnen der Jahrhundertwende*. In: *Androutsopoulos, Jannis/Scholz, Arno (Hrsg.): Jugendsprache – langue des jeunes – youth language*. Frankfurt am Main, S. 211-231.
- Neuland, Eva (2007): *Jugendsprachen: mehrsprachig – kontrastiv – interkulturell*. Frankfurt am Main.
- Neuland, Eva (2008): *Jugendsprache*. Tübingen/Basel.
- Nowotnik, Marlies (1989): *Jugend, Sprache und Medien. Untersuchungen von Rundfunksendungen für Jugendliche*. Berlin/New York.
- Reinke, Marlies (2003): *Jugendliche als Internet-Nutzer*. In: *Neuland, Eva (Hrsg.): Jugendsprachen – Spiegel der Zeit. Internationale Fachkonferenz 2001 an der Bergischen Universität Wuppertal*. Frankfurt am Main, S. 417-431.
- Sandig, Barbara (2006): *Textstilistik des Deutschen*. Berlin/New York.
- Schlobinski, Peter (1989): „Frau Meier hat AIDS, Herr Tropfmann hat Herpes, was wollen Sie einsetzen?“ Exemplarische Analyse eines Sprechstils. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 41, S. 1-35.
- Warnke, Ingo (2009): *Stilwandel und Sprachwandel*. In: *Fix, Ulla et al., Handbuch Rhetorik und Stilistik*, Bd. 2, Artikel 82, S. 1381-1395.
- Weiss, Burghard (2009): *Stile wissenschaftlichen Denkens*. In: *Rhetorik und Stilistik. Ein Internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*, hrsg. von Ulla Fix, Andreas Gardt, Joachim Knappe. 2. Hb. Berlin/New York, S. 1285-1299.
- Ziegler, Evelyn (2006): *Identitätskonstruktion und Beziehungsarbeit in bayrischen Schülerzetteln*. In: *Dürscheid, Christa/ Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Perspektiven der Jugendsprachforschung*. Frankfurt am Main, S. 165-183.





# Die protestantische Erbauungsliteratur als Grundlage diachroner Erforschung des Deutschen

*Ireneusz Gaworski*

Bei jedem Versuch, die Entwicklung einer natürlichen Sprache aus diachroner Perspektive möglichst vollständig zu erfassen, begegnen wir so vielen Herausforderungen und Schwierigkeiten, dass solch ein Unterfangen auf den ersten Blick als nicht durchführbar erscheint. Es muss nämlich zuerst entschieden werden, ob unser Augenmerk dem schriftlichen oder dem mündlichen Subkode gilt, zwischen denen auch in der Gegenwart bekanntlich beachtliche Differenzen bestehen, so dass oft sogar von zwei verschiedenen Grammatiken die Rede ist. Aus historischer Perspektive betrachtet dürften diese Unterschiede noch größer sein. Allerdings verengt sich unser Untersuchungsfeld mit wachsender zeitlicher Distanz drastisch – je tiefer wir in die Vergangenheit einer Sprache zurückblicken, desto seltener werden schriftlich fixierte Beispiele des mündlichen Sprachgebrauchs. Sie werden dadurch nicht minder untersuchungswürdig, aber die auf quantitativ spärlichen Korpora basierenden Forschungen gelten selten als repräsentativ und zuverlässig. Folglich liegen diachronen Analysen in der Regel schriftsprachliche Produktionen zugrunde, also konkrete Texte, die als Textexemplare bezeichnet werden können, die man wiederum gewöhnlich zu Klassen von Textexemplaren also Textsorten zusammenfasst.<sup>1</sup> Selbstverständlich handelt es sich bei den Textexemplaren lediglich um diejenigen, die ein Minimum an vergleichbaren Merkmalen aus diversen sprachlichen Teilsystemen (Wortschatz, Morphologie, Syntax, Stil

1 Nach Simmler sollen „Textsorten und Textexemplare als Einheiten einer Einzelsprache [...] terminologisch vom ‚Text‘ als einer universellen Einheit abgegrenzt“ werden. Und in Anlehnung an die in der strukturellen Linguistik übliche Unterscheidung von *parole* und *langue* klassifiziert er ein Textexemplar als eine Einheit der *parole*, und eine Textsorte als eine *langue*-Einheit (Simmler 2009: 12). In dem vorliegenden Beitrag verwenden wir wegen der in der einschlägigen Literatur herrschenden terminologischen Uneinheitlichkeit das Lexem ‚Text‘ auch in der Bedeutung ‚Textexemplar‘ und betrachten die Wörter ‚Textsorte‘ und ‚(Text-)Gattung‘ als gleichbedeutend.





usw.) aufweisen. Ein weiteres relevantes Merkmal aller Textsorten ist die sog. Arealität, d.h. ihre sprachgeographische, regionale oder überregionale Verteilung und die damit einhergehende potentielle dialektale Prägung. In diesem Zusammenhang ist es von besonderem Belang, ob sich die Ergebnisse detaillierter sprachsystematischer Text(sorten)analysen verallgemeinern und somit auf den jeweiligen gesamten Sprachraum beziehen lassen, oder aber ob sie nur für das jeweilige Gebiet und die dortige Sprachvariante gelten. Textexemplare von überregionaler Geltung werden zusätzlich bezüglich des Parameters „übersozial“ vs. „sozial-spezifisch“ untersucht, das heißt, ob sie an breite gesellschaftliche Schichten gerichtet waren oder sich eher an zahlenmäßig beschränkte Rezipientengruppen wandten. Nicht minder wichtig ist dabei der Bildungsstand der damaligen Zielgruppe, der konkrete Texte inhaltlich und sprachlich zugänglich gemacht werden sollten. Darüber hinaus muss die zu untersuchenden Texte eine verhältnismäßig lange Erscheinungstradition kennzeichnen – nur unter dieser Bedingung erhalten wir eine der wichtigsten objektiven Grundlagen zur Aufdeckung sprachlicher Entwicklungstendenzen. Noch weitere, mehr oder weniger relevante Faktoren, die man bei Text(sorten)untersuchungen berücksichtigen könnte, ließen sich hier mühelos aufführen<sup>2</sup>, allerdings ergibt sich aus dem oben Gesagten, dass sich eine adäquate Sprachdiachronie auf die Analyse in mehrfacher Hinsicht repräsentativer Textsorten stützen und aus diesen schöpfen können muss<sup>3</sup>.

Welche Textsorten als repräsentativ zu gelten haben, kann erst unter Berücksichtigung der funktionalen Sinn- und Bezugswelten Alltag, Religion, Wissenschaft und Dichtung bestimmt werden. Diese Bereiche stellen sachlich, gedanklich und sprachlich den Rahmen dar, „in dem das konkrete Kom-

---

2 Stark vereinfachend kann man vier auf verschiedenen Kriterien basierende Modelle der Textsortenbestimmung ausmachen, und zwar: merkmalsorientierte, funktionale, interaktiv-konstruktivistische und integrative, wobei die letzt genannten die übrigen drei gleichermaßen berücksichtigen und aufeinander beziehen (vgl. Riecke 2004: 43ff.). Trotzdem können auf der Basis dieser Ansätze nicht alle Probleme gelöst werden, die uns die Zuordnung von Textexemplaren zu Textsorten bereitet.

3 Wie schwierig es ist, ein repräsentatives Textkorpus für sprachgeschichtliche Studien zusammenzustellen, zeigen die Arbeiten Admonis zur Entwicklung des deutschen Satzbaus im 19. und 20. Jahrhundert (vgl. Admoni 1987). In diesem fast zwei Jahrhunderte umfassenden Zeitraum verfügte die schriftliche deutsche Sprache über eine unüberschaubare Fülle von Textarten und -sorten, von denen jedoch äußerst wenige als Grundlage zur Bestimmung einer ‚mittleren‘ Tendenz, eines ‚mittleren‘ Usus im Gebrauch der syntaktischen Konstruktionen dienen (Admoni 1987: 10) konnten und dadurch Einblick in die Veränderungen im syntaktischen Subsystem gewährten. Der Forscher entschloss sich, ausgewählte Beispiele des populärwissenschaftlichen Schrifttums, d.h. die sog. Konversationslexika, sowie Texte der schöngestigen Literatur für seine Untersuchungen heranzuziehen.





munizieren in je auf sich bezogenen Situationen stattfindet. Dabei erfordern die Bezugsbereiche verschiedenartiges sprachliches Handeln” (Steger 1984: 188). Selbst wenn sich diese Bereiche nicht immer deutlich voneinander abgrenzen lassen, wenn es zwischen ihnen zu engen Berührungen und Übergängen kommt, man kann auf dieser Grundlage Ziele bzw. Funktionen pragmatischer Natur bestimmen, die die einzelnen Textsorten jeweils verfolgen bzw. erfüllen. Als Manifestation gesellschaftlicher, kultureller und mentaler Umwälzungen und als Vehikel zur Bewältigung der sozialen Realität zugleich werden sie z.B. in informierende, dokumentierende, belehrende oder anleitende Texte gruppiert. All das versetzt uns in die Lage, drei für unsere Zwecke grundlegende Fragen zu beantworten, und zwar:

1. Welche Textsorten waren in einem konkreten Zeitraum dominant?
2. Woraus resultiert diese Dominanz?
3. Welche Wirkungsintensität besaßen diese Textsorten?

Erst der kommunikativ-pragmatische Ansatz gestattet uns, alle relevanten Merkmale einer repräsentativen Textsorte zuverlässig und objektiv zu bestimmen. Ob die bis jetzt in diachronen Untersuchungen genutzten deutschsprachigen Texte alle Bedingungen gleichermaßen erfüllen, kann vorerst nicht entschieden werden, da wir noch über keine vollständige Textsortengeschichte des Deutschen verfügen – es liegen bisher lediglich Teildarstellungen vor.

Die Erbauungsliteratur in ihrer Ganzheit wie auch einzelne dieser Gattung angehörende Textsorten bieten für diachrone Untersuchungen des Deutschen in vielerlei Hinsicht einen besonders geeigneten Stoff. Als literaturhistorisches Phänomen wird sie im weitesten Sinne als eine Sammelbezeichnung für christliches Gebrauchsschrifttum gebraucht, dessen Ursprünge ins frühe Mittelalter, vielleicht sogar in die Spätantike zurückreichen. Der Begriff Erbauung selbst bezieht sich in seinem biblischen Verständnis zum einen auf die Erbauung der Kirche als christlicher Gemeinschaft, zum anderen auf die Erbauung des Einzelnen. In der gegenwärtigen Interpretation sind die Akzente etwas anders gelegt und die ursprünglich dominierende seelsorgerische Glaubensfestigung als Hauptziel verblasst – das Prädikat „erbaulich” erhalten v. a. diejenigen Werke, die in ihrer religiös-moralischen Wirkungsabsicht auch das individuelle Gefühl des Menschen ansprechen (vgl. Meid 2001: 147f.). Die wichtigste Methode der Erbauung ist die Beeinflussung mittels Sprache, deshalb wird sie im engeren Sinne als Sprachhandlung definiert, die darauf abzielt, die Menschen angesichts ihrer kreatürlichen Schwäche im Glauben zu stärken und ihr gesamtes Leben nach den Prinzipien der christlichen Religion auszurichten (vgl. Hahn 1991: 134; Meid 2001: 147f.). Die Erbauung war in der Vergangenheit und ist teilweise auch heute noch eine so wichtige Aufgabe, dass erbauliche Intentionen in nicht primär erbaulichen Schriften klar zum Vorschein kommen.





In der Literatur- und Sprachgeschichte haben wir es eher selten mit einem fast acht Jahrhunderte umfassenden, inhaltlich relativ homogenen bzw. einem und demselben Themenkreis gewidmeten Schrifttum zu tun wie bei der Erbauungsliteratur. Textsortenhistorisch gesehen kennzeichnet es eine große Variabilität; manche Textsorten gehören schon längst der Vergangenheit an wie etwa geistliche Lieder, zu denen die mittelalterliche Mariendichtung zählt, die im späten Mittelalter besonders populären Passionsbetrachtungen oder Tugend- und Beichtbüchlein. Andere hingegen – vom Pietismus gefördert – entwickelten sich erst im 17. Jahrhundert wie beispielsweise Tagebücher und Autobiographien, die zuerst in Erbauungszeitschriften erschienen und dann in großen Sammlungen zusammengefasst wurden. Bis heute hat sich die Tradition gehalten, biblische Losungen mit Gebeten und Liedern zu Erbauungsbüchern zusammenzufassen, allerdings hat auch diese Praxis ihre Blütezeit längst hinter sich und ihre Popularität sowie Wirkungskraft sind alles andere als bedeutend.

Im riesigen deutschsprachigen Erbauungsschrifttum lassen sich einige Textsorten unterscheiden, die trotz nachlassender Popularität und allgemeiner Säkularisierung der Literatur textsorten-, literatur- sowie sprachhistorisch eine außergewöhnliche Rolle spielen; es sind Predigten, Leichenpredigten und Andachten, die im Folgenden genauer behandelt werden sollen. Diese Position verdanken sie dem deutschen Protestantismus, obwohl nur Leichenpredigten und Andachten als autonome Textsorten in der uns bekannten und populärsten Form der protestantischen Tradition entspringen. Die Geschichte der Predigt reicht dagegen bis zu den Anfängen des Christentums zurück. Das Jahr 1517 als symbolischer Anfang religiöser, gesellschaftlich-kultureller, philosophischer, mentaler und nicht zuletzt sprachlicher Veränderungen von revolutionärem Ausmaß führte dazu, dass die Funktion der Predigt völlig neu, nahezu revolutionär definiert wurde. Zugleich brachte Luthers Glaubensreform neue Aufgaben, die mit herkömmlichen Texten kaum bzw. überhaupt nicht zu bewältigen waren – langsam kristallisierten sich verschiedene Andachtstexte heraus und man griff auf die Tradition der lateinischen *oratio funebris* zurück, um die Grundlagen für die dem protestantischen Weltbild entsprechende Gattung der Leichenpredigt zu schaffen.

Der sprachliche Aspekt der erbaulichen Texte ist für die uns hier interessierende Sprachdiachronie selbstverständlich am wichtigsten. In dieser Hinsicht gehört die gesamte protestantische Erbauungsliteratur größtenteils zum Frühneuhochdeutschen, jener Entwicklungsstufe des Deutschen also, deren zeitlichen Rahmen die Eckdaten 1350 und 1650 bestimmen<sup>4</sup>. Einerseits

4 Trotz diverser Untersuchungsansätze hat man in der regen Diskussion über die Periodisierung des Frühneuhochdeutschen weiterhin noch keinen Konsens gefunden (vgl. Hartweg/Wegera 2005: 22ff.).





wird diese Sprachentwicklungsperiode wegen einer verwirrenden Vielfalt von Entwicklungstendenzen und Uneinheitlichkeit abschätzig als Übergangsperiode vom Mittel- zum Neuhochdeutschen, als eine mindere „Zwischenzeit“ (J. Grimm) betrachtet; auf der anderen Seite wird ihre „Unordnung“ und „Regellosigkeit“ als Manifestation einer sehr dynamischen Entwicklung zur deutschen Gemeinsprache interpretiert (vgl. Roth 2007: 14f.). Allerdings kommt uns die vorreformatorische Periode der Erbauungsliteratur weniger interessant vor als deren gesamte Entwicklung nach Luthers Auftreten, obwohl wir eigentlich bis zur heutigen Zeit nicht wissen, welches Jahr, welches gesellschaftlich-kulturelle bzw. historische Ereignis als Zäsur gesetzt werden kann. Sollte es der symbolische Wittenberger „Thesenanschlag“ vom Jahr 1517 oder die 1534 abgeschlossene Bibelübersetzung sein? Tatsache aber ist, dass das erbauliche Schrifttum vor Luther wie die gesamte damalige Literatur des deutschen Kulturkreises eigentlich im Schatten des Lateinischen stand – die existierende Zweisprachigkeit, die *de facto* ein Überwiegen der lateinisch verfassten Schriften bedeutete, nimmt erst im späten 17. Jahrhundert ein Ende<sup>5</sup>. Von dem überwältigenden Einfluss des Lateinischen zeugt Luthers Werk selbst, dessen beachtlicher Teil (ca. ein Drittel) ursprünglich in Latein verfasst bzw. nachfolgend ins Lateinische übersetzt wurde, in jene Sprache also, die damals als Lügenmittel der römischen Kurie galt (vgl. Schmidt 1994: 21ff.).

Das Deutsche muss noch im 16. Jahrhundert vorwiegend oral verstanden werden, und das trotz genereller Ausweitung der schriftlichen Textproduktion nach der Erfindung des Buchdrucks. Man spricht sogar von fortschreitender Verschriftlichung des Kultur- und Alltagslebens nahezu in sämtlichen Lebensbereichen. Der aktive Leserkreis war jedoch zu dieser Zeit noch sehr gering und die Rezeption des geschriebenen Wortes vollzog sich mittelbar.

Die diachrone Erforschung des Deutschen wird erst auf Basis der post-lutherischen, protestantischen Erbauungsliteratur besonders produktiv. Der Grund hierfür liegt – wie weiter oben erwähnt – weniger in der sprachnormierenden Wirkung der eingedeutschten Bibel, des wichtigsten Erbauungstextes überhaupt, als vielmehr in der kommunikativ-pragmatischen Funktion dieses Textes und nahezu aller auf deren Grundlage entstandenen Schriften, die sich unter den Begriff Erbauungsschrifttum subsumieren lassen.

Wie die wissenschaftlich fundierte Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte bezeugt, kann Luthers Bibelübersetzung bei weitem nicht als Endphase des frühneuhochdeutschen Stadiums oder als Anfang der neuhochdeutschen Stufe betrachtet werden. Sein Beitrag in der Entwicklung

---

5 In einigen Bereichen hat sich diese Zweisprachigkeit mit einem Überwiegen des Lateinischen noch länger gehalten, etwa in der Fachsprache der Medizin und anderer Wissenschaften.





der neuhochdeutschen Standardsprache – seit langem Objekt reger wissenschaftlicher Erforschung – war erstaunlicherweise weniger bedeutend als weit und breit angenommen. Martin Luther war nicht Sprachreformer – er hat das Neuhochdeutsche nicht geschaffen. Auf der Suche nach einem im gesamten deutschen Sprachraum verständlichen Kommunikationsmedium für seinen Glaubenskampf verschmolz er gekonnt die Grammatik und den Lautstand der kursächsischen Kanzleisprache, der über den deutschen Schriftdialekten stehenden Sprachform, mit dem umgangssprachlichen Wortschatz und teilweise auch Satzbau. In diesem Sinne fügte er sich in die Wandlungsprozesse des Frühneuhochdeutschen ein, die bereits im Gange waren und u.a. gegen die enorme Uneinheitlichkeit der Sprache gerichtet waren. Luthers Bibelübersetzung, sein gesamtes deutschsprachiges Schrifttum und schriftstellerische Errungenschaften seiner Nachfolger begünstigten und beschleunigten diese Tendenzen.

Hinter dem Erfolg des Protestantismus stand der Grundsatz und das Hauptmotiv dieser Glaubensreform: „Es ligt alles am wort“ (WA 18: 204). In dieser kurzen Phrase kommt am deutlichsten Luthers unerschütterliche Überzeugung zum Ausdruck, dass die göttliche Offenbarung im Wort also in der Bibel verborgen ist, dass die Heilige Schrift das Maß aller irdischen und außerirdischen Dinge darstellt. Aus dieser theologischen Interpretation des Bibelwortes zog Luther einen praktischen Schluss vor allem sprachlicher Natur: Die gesamte Bibel musste jedem zugänglich gemacht werden, das in der Bibel enthaltene Wort Gottes, deren Inhalt und die damit verbundene Intention mussten verkündet werden. Die reformierte Kirche musste anders handeln als die römische, die bekanntlich vor dem Ausbruch der Reformation und noch lange nach Luthers Bibeindeutschung den Gläubigen die Lektüre der Heiligen Schrift verweigerte. Womöglich ist u.a. darin die Ursache zu suchen, warum sich vierzehn vollständige vorreformatorische Bibelübersetzungen, darunter drei niederdeutsche Texte (vgl. Žmegač 1993: 57), in ihrer sprachlichen und kommunikativen Wirkungsintensität mit der Leistung von Luther überhaupt nicht messen konnten. Deshalb bezeichnete Roloff Luthers Schreibtätigkeit nicht nur als Prophezeiung neuer Ideen, sondern vor allem als Indoktrination breiter Massen mittels Literatur (vgl. Roloff 2003: 213). Nicht die eingedeutschte Bibel selbst war das Vehikel dieser Indoktrination, sondern das gesamte Schrifttum, mit dessen Hilfe die Massen für die neue Lehre gewonnen wurden. Luther und seine Nachfolger wirkten nach einer detailliert festgelegten Strategie mit ihrer drei Grundsätzen:

1. genaue Kenntnis des intellektuellen Potentials, der sprachlichen Kompetenz wie auch der kommunikativen Gewohnheiten der Adressatengruppe – in der Zeit der lutherischen Orthodoxie vor allem der unteren sozialen Schichten, der Bauern und Handwerker;





2. für den gesamtdeutschen Rezipienten verständliche, einfache Sprache ohne übertriebene stilistische Verschönerungen und unnötige Aufbauschung;
3. den jeweiligen Wirkungsabsichten (z.B. Informieren, Legitimieren, Agitieren, Belehren, Ermahnen, Trösten, Erbauen, Aufklären) angemessene Wahl von Textsorten, die teilweise umfunktioniert werden mussten.

Im Folgenden wollen wir uns auf die drei oben genannten erbaulichen Textsorten des Protestantismus konzentrieren, die einerseits in Anlehnung an das Merkmalsraster der Textsorten die Entwicklungstendenzen des Frühneuhochdeutschen verfolgen und adäquat beschreiben lassen. Andererseits dürften sie – ihre von Luther und seinen Nachfolgern beabsichtigte religiöse Wirkungsfunktion berücksichtigend – den Übergangsprozess von der Uneinheitlichkeit und der regional-dialektalen Zersplitterung des Frühneuhochdeutschen zur neuhochdeutschen Standardsprache sehr stark, vielleicht sogar entscheidend beeinflusst haben.

In der Propagierung und Auslegung der Bibel, des wichtigsten Erbauungstextes schlechthin, kam der Predigt zweifelsohne die zentrale Rolle zu. Luther stellte sie in seiner Glaubensreform in den Mittelpunkt des protestantischen Gottesdienstes, nutzte ihre religiöse, bereits im Mittelalter eindeutig ausgeprägte Zweckbestimmung<sup>6</sup> und verlieh ihr eine neue, informierende Sprach- und Sprechaktfunktion (linguistische und kommunikative Ebene), so dass wir es in diesem Falle mit einer assertiven Textsorte zu tun haben. Im Protestantismus erfüllte sie jedoch zahlreiche weitere Ziele, wofür sie modifiziert werden musste. Als Instrument der Übertragung biblischer Inhalte in die individuelle Erfahrungswelt der Gläubigen sowie der Glaubensstärkung zählt sie zu den direktiven Textsorten. Mit dieser Funktion geht wiederum unzertrennlich der appellative Charakter der Predigt einher, denn man bezweckte mit ihr die Entwicklung der evangelischen Lehre entsprechender Verhaltensformen (vgl. Haag 1992: 4f.). Daraus resultiert eine enorme Vielfalt von Pre-

---

6 Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart dient die Predigt, auch Kanzelrede genannt, gewöhnlich der Verkündung und Auslegung des in der Bibel enthaltenen Gottesworts (die Bibel als Basis = 1. konstitutives Merkmal der Predigt) durch eine legitimierte Person (der Prediger = 2. konstitutives Merkmal) in der Kommunikationssituation des Gottesdienstes, an dem eine konkrete Gruppe (die christliche Gemeinde = 3. konstitutives Merkmal) teilnimmt (vgl. Meid 2001: 411; Niebergall 1955: 182). Je nachdem, worauf sich die jeweilige Predigt bezieht, unterscheidet man deren zwei Typen, d.h. die Homilie, die einen bestimmten Bibeltext (Perikope) erklärt, und den Sermo, die Themenpredigt, der oft von einem isolierten Schriftwort und einem konkreten Anlass ausgeht.





digtförmigen. Predigten in den Postillen<sup>7</sup> realisierten mehrere Funktionen zugleich, während Kausalpredigten sich in der Regel auf einen konkreten Anlass (s. Anm. 6: Sermo) bezogen und auf eine dominierende Funktion fokussierten, was wir bereits an den Benennungen selbst erkennen können, z.B. Gedenkpredigt, Jubelpredigt oder Klagepredigt (vgl. Pfefferkorn 2005: 342).

Dass wir heutzutage über diese Textsorte so viel wissen und konkrete Textexemplare analysieren können, verdanken wir der sich nach Luthers Auftreten rasch ausbreitenden Tradition, Predigten in Druck erscheinen zu lassen, z.B. in Form der erwähnten Postillen oder Predigtsammlungen, die der Hausandacht dienen. Dadurch konnte die Verkündigung von Gottes Wort – ganz im Sinne der reformierten Gottesdienstauffassung – auf außerkirchliche, meistens private oder halbprivate Situationen (Schaffung einer Gottesdienstsituation) ausgeweitet werden, in denen zuerst entsprechende Predigten (vor)gelesen und besprochen wurden sowie man anschließend über ihren Inhalt reflektierte. Dieser Umstand ist für die Sprachdiachronie von Belang, denn die Predigt gehört zu den mündlichen Textsorten. Es muss an dieser Stelle auf das methodische Grundproblem der gesamten Predigtforschung hingewiesen werden, und zwar auf den besonderen Charakter dieser Mündlichkeit. Sie ist alles andere als spontan; es handelt sich um eine konstruierte Mündlichkeit, eine Pseudo-Mündlichkeit. Im Grunde sollen wir sie als ein Textverarbeitungsverfahren betrachten, in dem die Makrostruktur des Textes sowie die Wahl der Ausdrucksmittel der angestrebten Intensivierung der Publikumsansprache untergeordnet sind. Diese Prozedur bezeichnet Mertens (1992) als postskriptive Mündlichkeit; in diesem Fall wird ein Text auf Grundlage eines vorher schriftlich vorbereiteten Konzeptes vorgetragen. Gedruckte Predigten der Postillen stellen die sog. anteskriptive Mündlichkeit dar, das bedeutet, die Texte wurden vor dem Druck mehr oder weniger bearbeitet und verändert (vgl. Mertens 1992: 41). Die Vermutung liegt nahe, dass die uns überlieferten schriftlichen Predigttexte, die ursprünglich zur Hauslektüre bestimmt waren, ein Exempel der beiden Formen der Mündlichkeit darstellen. Die Prediger müssen sie deswegen in jeder Hinsicht (logischer Aufbau, interne Gliederung, Wortwahl, Grammatik, Stil) mit besonderer Sorgfalt verfasst haben. Jeder Text unterlag mit Sicherheit mindestens zweimal einer gründlichen sprachlichen Analyse

---

7 Zunächst bezeichnete man mit diesem Begriff die Auslegung eines Bibelabschnitts, dann meinte man damit die Auslegung der den Sonn- und Feiertagen des Kirchenjahres zugeordneten Bibelabschnitte insgesamt (s. Anm. 6: Homilie). Nachdem aber 1522 Martin Luthers *Kirchenpostille* mit Predigten über die Perikopen des Kirchenjahres und kurz danach (1527) *Hauspostille* mit Predigten über neutestamentliche Texte in Druck erschienen waren, wurde die Postille als eine wichtige Form der protestantischen Erbauungsliteratur enorm populär (vgl. Meid 2001: 409).





und gegebenenfalls Korrektur, bevor die Endfassung zum Druck gelangte. Berechtigt ist die Feststellung, dass diese Predigttexte trotz ihrer Stellung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit den jeweiligen Sprachstand angemessen widerspiegeln. Auch ein weiteres Charakteristikum der Predigten macht aus ihnen eine nahezu ideale Grundlage für diachrone Studien zur deutschen Sprache, und zwar ihr auf der augustinischen Rhetorik fußender Aufbau<sup>8</sup> mit der am Anfang stehenden auszulegenden Perikope und den ihr folgenden sechs deutlich voneinander unterschiedenen Teilen,<sup>9</sup> von denen jeder eine andere Funktion<sup>10</sup> erfüllte. Die ersten vier haben funktional-pragmatisch gesehen einen starken assertiven Charakter, während der Kern der Predigt, der applikative Teil sowie der Predigtschluss direktiv und appellativ geprägt sind. Die lehrhaft-informierende Funktion überwiegt hier, was sich im eher niederen (*genus subtile*) bzw. mittleren Stil (*genus medium*) abzeichnet. Die Stilschicht des *usus* und des *epilogus* ist dagegen eher als dem *genus medium* einzustufen, weil sie die Gläubigen persönlich ansprechen und zur weiteren individuellen Auseinandersetzung mit der Problematik anspornen sollen. In dieser Hinsicht konnten sich die Prediger am Bibeldeutsch Luthers oder an der ausdrucksstarken Sprache seiner Predigten orientieren. Seine Predigtsprache und -weise war zwar schlicht, aber dank fingierter Dialoge, volkstümlicher Redensarten sowie Metaphern war sie anschaulich, bildhaft und besaß große sinnliche Kraft<sup>11</sup>. Darüber hinaus exemplifiziert

8 Die klassische Vierteilung in *exordium/principium* (Einleitung), *narratio* (Darstellung des Tathergangs bzw. Schilderung des Sachverhalts), *argumentatio/probatio* (argumentative Beweisführung) und *peroratio/conclusio* (Redeschluss) (vgl. Ottmers 2007: 53ff.) gilt hier quasi als übergreifendes, universelles Strukturprinzip.

9 Die prototypische Makrostruktur der protestantischen Predigt in den Postillen enthält folgende Teile: *exordium* (Einleitung zum Thema), *propositio* (kurze Darstellung des Inhalts und der Gliederung der Predigt), *paraphrasis* (Wiederholung und Auslegung des Perikopentextes), *doctrina* (Herausarbeitung der im Text enthaltenen Lehre(n)), *applicatio/usus* (Beziehung der Predigtlehre auf das Leben der Zuhörer/Leser) und *conclusio/epilogus* (Predigtschluss, oft in Gebetsform) (vgl. Haag 1992: 5). Das viergliedrige Grundschema erwies sich als so flexibel, dass sich im Laufe der Zeit zahlreiche Strukturvariationen entwickelten: Philipp Melancthon gliederte die Predigt in *exordium*, *narratio*, *propositio*, *argumentatio*, *confirmatio*, *ornamenta*, *amplificatio* und *epilogus* (vgl. Ottmers 2007: 62).

10 Diesbezüglich knüpfte die protestantische Predigt an die rhetorischen Grundsätze der Antike an. Sie gehört allen drei von der Funktion her bestimmten Redegattungen an: *genus iudiciale* (Gerichtsrede), *genus deliberativum* (Beratungs- und Ermahnungsrede), *genus demonstrativum* (Lob- und Tadelrede / Gelegenheits- oder Festrede) (vgl. Schlüter 1986: 24).

11 Hingegen bevorzugten Philipp Melancthon, Andreas Hyperius und Johann Reuchlin eine nüchterne, ganz schmucklose stilistische Gestaltung der Predigt; die Sprache war zwar nicht völlig sinnenfeindlich, aber zweifelsohne frei von lebendig-drastischen Beschreibungen im Geiste Luthers und folglich nicht mehr so expressiv (vgl. Meid 2001: 413; Ottmers 2007: 32f.).





die Textsorte Predigt die Bindung von Stil und Sprache an den Stoff der Rede. Der niedere Stil der primär informativ bzw. argumentativ geprägten Teile, die sich an die Ratio der Hörer/Leser richten, bedingt z.B. einen der Alltagssprache angenäherten einfachen und kurzen Satzbau. Werden aber – unabhängig vom Predigtteil – bestimmte Themen behandelt, die schon von sich aus emotionale Qualifikationen besitzen und automatisch die Affekte stimulieren<sup>12</sup>, zeichnet die Texte ein höherer Stil mit seinem sprachlichen Schmuckreichtum und komplexeren Satzkonstruktionen. Was den Satzbau anbelangt, wird auf eine starke Tendenz zur Rahmendurchbrechung und Ausklammerungen (auch von Subjekten und Objekten) selbst in Kürzestsätzen hingewiesen, die in anderen Textsorten aus der frühneuhochdeutschen Zeit (bis auf die Bibel) viel seltener vorkommen (vgl. Admoni 1990: 173; Brooks 2002: 224ff.). Jeden Teil kennzeichnen in der Regel spezifische sprachliche Ausdrucksmittel, Formulierungen, Wendungen, Formeln, oft auch grammatische Strukturen (z.B. der auffallende Gebrauch der Wir-Form in der Einleitung, im Lehrteil (doctrina) und teilweise auch im Schluss sowie die Dominanz der passivischen Konstruktionen bzw. der unpersönlichen Wendungen mit dem Indefinitpronomen *man* als Subjekt im exegetischen Teil). Diese strenge Formalisierung und alle damit zusammenhängenden sprachlichen Merkmale, die besonders untersuchungswürdig sind, bleiben trotz nicht auszuschließender Abweichungen und allmählicher Veränderungen prototypisch für diese Textsorte sowohl in der Zeit der lutherischen Orthodoxie als auch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, wo das Interesse des Lesepublikums daran sowie Auflagen und Verbreitung der Predigtsammlungen am größten waren (vgl. Pfefferkorn 2005: 340f.).

Wie weiter oben gesagt, erfolgt die Wahl der für diachrone Studien geeigneten Textsorten auf Basis mehr oder weniger ausgebauter Merkmalsraster – je mehr solcher Merkmale eine Textsorte aufweist, umso zuverlässiger werden die Ergebnisse solcher Studien. Die Predigt entspricht in vielerlei Hinsicht den an solche Textsorten gestellten Anforderungen, wobei manche Merkmale sehr stark ausgeprägt sind, wohingegen andere nur schwach zum Ausdruck kommen. Bleibt man aber auf dem Boden des protestantischen Erbauungsschrifttums, kommt der Predigt im Kontext der lutherischen Glaubensreform unter zahlreichen damals aufgegriffenen Textsorten das absolute Primat zu; einige von ihnen setzen die Existenz der Predigt überhaupt voraus (z.B. Andachtstexte oder Kausalpredigten), andere hingegen, die über eine sehr lange Tradition verfügen – wie das Gebet – wurden modifiziert und ihre Funktion in der neuen Lehre wurde u.a. durch den Bezug auf die reformierte Predigt neu definiert.

---

12 Seit Cicero rechnet man zu solchen Themen Zuneigung, Hass, Zorn, Neid, Mitleid, Hoffnung, Freude, Verdruss (vgl. Ottmers 2007: 208).





Einen viel größeren Leserkreis als die gedruckte Predigt hatte die Leichenpredigt, gelegentlich auch Leich-Sermon genannt<sup>13</sup>, eine der populärsten erbaulichen Textsorten überhaupt, wovon die Zahl der bis 1989 in westdeutschen Archiven und Bibliotheken erhaltenen Textexemplare (ca. 250 000) zeugt<sup>14</sup>. Schon aus diesem Grund eignet sich die Gattung als Materialgrundlage zur Erforschung der frühneuhochdeutschen Entwicklungsperiode. Aber auch ihre weiteren Merkmale machen sie sprachgeschichtlich noch untersuchungswürdiger. Dazu gehört mit Sicherheit ihre regionale Verteilung. Wir können nicht nur das Kerngebiet mit der höchsten Leichenpredigten-Frequenz<sup>15</sup> bestimmen, sondern auch jedes einzelne Exemplar sprachgeographisch zuordnen, denn im Gegensatz zur Predigt blieben hier die Angaben zur konkreten Kirchengemeinde und zur Person des Predigers sowie zum Tag, an dem die Zeremonie stattfand und die Leichenpredigt gehalten wurde, auch in der Druckversion erhalten. Das ermöglicht die Aufdeckung eventueller dialektaler Einflüsse. Die Texte bieten sich außerdem als wertvolle Basis für soziolinguistische Analysen an; man muss nämlich bedenken, dass sie in ihrer Mehrheit nicht für ein breites Lesepublikum verfasst wurden, sondern sie waren in den meisten Fällen an eine geschlossene, zahlenmäßig kleine Rezipientengruppe (Familienmitglieder, Verwandte, Freunde des Verstorbenen) gerichtet. Den sozialen Hintergrund der Adressaten dürfte jeder Verfasser im Auge behalten haben, um das eigentliche Ziel der Leichenpredigt – das Lob Gottes, Trost aus dem Worte Gottes, Stärkung des Glaubens und des religiösen Bewusstseins, Erbauung und Belehrung der christlichen Gemeinde (vgl. Lenz 2000: 668) – zu erreichen<sup>16</sup>. In dieser Hinsicht war ihre Zielsetzung dieselbe wie die der Predigt, obwohl in diesem Fall die Freiheit in Formfragen viel größer

13 Unter „Leiche“ verstand man die Feier und den Ablauf der Beerdigung, also das Leichenbegängnis, die Begräbnisfeier.

14 Diese Angaben betreffen lediglich den Zeitraum zwischen 1550 und 1700, als die Leichenpredigt ihre Blütezeit erlebte. Die Texte erschienen als Einzelexemplare, deren Auflagenhöhe nicht selten zwischen 100 und 300 lag, oder wurden in Sammelbänden gedruckt. Der Bedarf war manchmal so groß, dass die Texte neu aufgelegt werden mussten. Auch der Umfang der einzelnen Texte wuchs von anfangs 20 Seiten in Oktav oder Quart bis auf 100, gelegentlich sogar 200 Seiten (vgl. Meid 2001: 295f.).

15 Als Kernland der Textsorte gilt der mitteldeutsche Raum, dessen Grenzen im Süden der Main und im Norden eine Linie zwischen Osnabrück und Berlin markierten. Der Druck von Leichenpredigten verbreitete sich auch in den oberdeutschen Reichsstädten und in den typisch katholischen Gebieten. Auch in Schlesien wurde der Brauch unmittelbar nach der Reformation sehr stark (vgl. Lenz 1981).

16 Die gedruckte Leichenpredigt ist höchstwahrscheinlich die einzige der von Luther selbst entwickelten erbaulichen Textsorten, deren Hauptrezipient fast von Anfang an nicht der „gemeine Mann“, nicht der Vertreter der sozialen Unterschicht war, sondern Angehörige der Oberschicht: Adlige, wohlhabende Bürger, reiche Handwerker, Gelehrte, Beamte, Ärzte und Pfarrer.





war. Den Prototypen stellen Luthers *Sermon von der Bereitung zum Sterben* (1519) und zwei von ihm selbst gehaltene Leichenpredigten dar<sup>17</sup>, für die eine klare Gliederung kennzeichnend ist; alle beginnen mit dem *exordium*, einer kurzen Schilderung von Leben und Tod des Verstorbenen also, das zur Verlesung entsprechender Bibelstelle hinführt. Im dritten Teil wird sie ausgelegt, oft in homilieartiger Form. Der Auslegung folgt in der Regel ein mehr oder weniger formalisierter Schluss (vgl. Winkler 1967: 27ff.). Dieses schlichte, für Luther aber typische Predigtschema und der dominierende direktiv-appellierende Charakter der Textsorte blieben zwar bis ins 18. Jahrhundert verbindlich<sup>18</sup>, aber bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden immer wieder neue, der reformatorischen Konzeption der Leichenpredigt nicht konforme Elemente hinzugefügt, wodurch überraschenderweise ihre Attraktivität und Wirkung als Erbauungs-, Trost- und Unterhaltungslektüre enorm gewachsen sind<sup>19</sup>. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts entwickelte sich aus der eigentlichen christlichen Predigt des Pfarrers ein umfangreiches Textkorpus mit Widmung, Vorrede, der eigentlichen Predigt oder einem Predigtteil, in dem auch mehrere Predigten von verschiedenen Pfarrern zusammengetragen waren, einem Personalia-Teil (auch Ehrengedächtnis genannt), Abdankung (*parentatio*), also

17 Die erste verfasste er für die Bestattung von Kurfürst Friedrich dem Weisen, die zweite für dessen Bruder und Nachfolger Johann den Beständigen. Jede dieser Predigten wurde geteilt und an verschiedenen Tagen gehalten – am 10. und 11. Mai 1525 die erste, am 18. und 22. August 1532 die zweite. Deshalb begegnet man in manchen Quellen der Angabe, dass von Luther vier Texte dieser Gattung überliefert sind (vgl. Winkler 1967: 26).

18 Als mustergültiges Beispiel dieser Gattung mag Paul Gerhards *Leich-Sermon* auf Joachim Schröder dienen, den der bedeutendste evangelische Kirchenlieddichter des Barock 1655 verfasste, also über einhundert Jahre nach der Entstehung des lutherischen Textsorten-Prototypen. Obwohl die Gattung in dieser Zeit den veränderten Anforderungen und der sich wandelnden Ästhetik angepasst wurde sowie zahlreiche Modifizierungen erfuhr, hielt sich der Autor mit eiserner Konsequenz an die Richtlinien der rhetorischen Textstrukturierung: *exordium generale* (eine allgemeine, von einem Bibeltext, der nicht Predigttext ist, ausgehende Einleitung mit ersten Angaben über den Verblichenen), Predigttext, *exordium speciale* (zweite, zur Auslegung des Predigttextes hinführende Einleitung), *dispositio* oder *partitio* (Festlegung der aus dem Text gewonnenen Predigtthemen), die eigentliche mehrteilige Auslegung (Anführung des gesamten biblischen und außerbiblischen Beispielmaterials zu einem Thema, mehrere Bibelsprüche, Argumentation), *epilogus* (vgl. Axmacher 2006: 24).

19 Die Attraktivität der Gattung muss im Zusammenhang mit der damaligen Vorstellung vom Sterben und Tod in der ganzen abendländischen Geistesgeschichte gesehen werden. Die Beschäftigung mit dieser Problematik nahm einen Platz von für uns kaum vorstellbarer Wichtigkeit ein; nicht ohne Grund galt der Tod als zentrales Thema der barocken Predigt überhaupt, und zwar in beiden Konfessionen (vgl. Schmidt-Grave 1974: 35ff.; Smolinsky 1992: 287ff.). Im öffentlichen Diskurs dieser Zeit war Tod genauso wichtig und selbstverständlich wie Lebensfreude, und Vanitas-Motive waren vor allem in der Kunst fast allgegenwärtig.





der Rede eines Laien über das Leben und Dank an den Verstorbenen, Epicedien (Gelegenheitsdichtungen) und Ad-hoc-Kompositionen (Trauermotetten, Trauerarien, Lieder, mehrstimmige Liedsätze) (vgl. Lenz 1990: 66f.; Meid 2001: 295ff.). Im Grunde haben wir es seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts nicht mit der einheitlichen Textsorte (Leichen-)Predigt zu tun, sondern mit einem unterschiedliche Textsorten umfassenden Druckwerk. Nicht immer sind die einzelnen Bestandteile betitelt und drucktechnisch gekennzeichnet, was die Erkennung der einzelnen Textsorten erschwert. Predigtteile sind gewöhnlich nach dem bereits beschriebenen Aufbauschema der Sonn- und Feiertagspredigten strukturiert; Epicedien weisen einen dreigliedrigen Aufbau auf, d.h. *laudatio* (Lob des Verstorbenen), *lamentatio* (Klage über den Verlust) und *consolatio* (Trost für die Hinterbliebenen). Der besondere Entstehungsanlass der Leichenpredigt wirkte sich auf die Stilhöhe der beiden Teile aus, zumal sie von verschiedenen Personen geschaffen wurden. Folglich sind von Text zu Text manchmal deutliche Stildifferenzen möglich. Im Allgemeinen ist der Stil der eigentlichen Leichenpredigt im Vergleich zu dem der Postillenpredigten viel stärker dem *genus medium* angenähert, während die Stilschicht der Epicedien gelegentlich sogar pathetisch-erhaben (*genus grande*) anmutet. Dem informativen Charakter der Personalialia, deren übermäßiger Umfang<sup>20</sup> und starke Tendenz zur Verschönerung des Lebenslaufs scharf kritisiert wurden (vgl. Müller 1664 (1852)), entspricht der niedere Stil. Wie viele der genannten Bestandteile der eigentlichen, in der Kirche oder am Grab gehaltenen Predigt hinzugefügt wurden, hing nicht zuletzt mit dem gesellschaftlichen Status des Verblichenen zusammen<sup>21</sup>. Nicht immer klar ist auch ihr Entstehungsprozess im Sinne der weiter oben beschriebenen post- und anteskriptiven Mündlichkeit, was die den Kern jedes Textes bildenden Parentationen, Lebenslauf und Epicedien betrifft. Alles in allem liefern sie – sowohl isoliert betrachtet wie auch als fest miteinander verbundene Elemente einer inhaltlich-logischen textuellen Ganzheit – in jeder Hinsicht ein reiches sprachliches Untersuchungsmaterial.

Während die Predigt als Element des mündlichen Sprechens für den Druck mehr oder weniger bearbeitet werden musste und die Leichenpredigt als Bezeichnung eines aus mehreren Textsorten bestehenden Textkorpus sowohl dem mündlichen wie auch dem schriftlichen Subkode angehört, klassi-

---

20 In den meisten Fällen enthält der biographische Teil Angaben über die Geburt des Verblichenen, über seine Abstammung, Familie und Vorfahren sowie über Taufe, eventuelle Heirat und Kinder. Beschrieben sind auch seine religiöse Erziehung und Praxis, sein gesellschaftlicher Werdegang, Verdienste für die Öffentlichkeit und Ursachen des Todes.

21 Sicher ist, dass während der Zeremonie die Predigt als erster und anschließend die Personalialia als zweiter Teil des Begräbnisaktes vom Prediger selbst ausgeführt wurden.





fiziert man Andachtstexte<sup>22</sup> ganz eindeutig als Textsorte der Schriftlichkeit. Dieses Merkmal muss in der sprachgeschichtlichen Forschung von vornherein berücksichtigt werden. Allerdings gehört die Andacht zu den am wenigsten erforschten erbaulichen Textsorten überhaupt. Ihre Tradition ist – wie Pfefferkorn in seiner Monographie beweist – unvergleichlich kürzer als die der beiden ersteren und sie hatte ursprünglich ihren Sitz im Bereich des weiblichen Klosterlebens (vgl. Pfefferkorn 2005: 345f.). Folglich können wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sagen, dass sich die uns bekannte und verbreitetste Form der Andacht erst nach Luthers Auftreten entwickelte, zumal es keine nennenswerten Prototypen gab. Klar war von Anfang an lediglich die Luthers Intention entgegenkommende Zweckbestimmung, d.h. die Schaffung eines (kurzen) Wortgottesdienstes im privaten, meist häuslichen Bereich, in dem Andachtstexte im Kreise einiger Personen (vor)gelesen und gehört wurden. Die Lektüre diente als Grundlage einer individuellen oder kollektiven Beschäftigung mit dem Kerngedanken des Textes, deren Form, Länge und Intensität die Leser/Hörer selbst bestimmten. Die Aufgabe des Verfassers war es also, unter Berücksichtigung dieser spezifischen privaten Kommunikationssituation die für alle Erbauungstexte charakteristische direktive Prägung der Andacht zu bewahren, sie sogar in den Vordergrund zu stellen; denn der Leser/Hörer sollte aus innerem Bedürfnis den Inhalt nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern ihn vor allem verinnerlichen und die Bereitschaft entwickeln, das geschilderte Beispiel nachzuahmen. Von der Wirkungsintensität dieser Texte zeugte auch die Tatsache, dass Andachtsbücher oft das einzige Buch im Haus waren.

Eine strikte Gliederung als Textgestaltungsmittel zeigte sich diesbezüglich weniger produktiv als andere Gestaltungsmittel. Pfefferkorn weist auf eine lediglich ganz allgemeine Tendenz hin, nach welcher einzelne Teile so miteinander verknüpft wurden, dass informativ-belehrende Passagen den direktiven, manchmal direktiv-expressiven Teilen vorangingen (vgl. Pfefferkorn 2005: 347). Es ist schwer abzuschätzen, inwieweit der Textaufbau die von Luther bevorzugte Ordnung der schriftlichen Meditation (*lectio – oratio – meditatio – tentatio*) widerspiegelt, die als eine wichtige Methode der häuslichen Andacht galt. Weil die Andacht die Perikope nicht bloß auslegte, son-

22 Das Wort „Andacht“ als Bezeichnung entsprechender Gruppen von Schriften setzte sich erst noch später durch; kurz nach der Reformation waren Lexeme wie „Betrachtung“, „Contemplation“ oder „Meditation“ ebenso oft im Gebrauch (vgl. Pfefferkorn 2005: 345). Aus dem Vergleich der Wörterbuch- und Lexikoneinträge ergibt sich, dass mit diesem Wort noch heute entweder die Sammlung der Gedanken auf einen Gegenstand (*attentio*), die innere intellektuelle bzw. emotionale Hingabe an den dreieinigen Gott (*devotio*) oder eine gemeindlich-kirchliche Veranstaltung bezeichnet wird, nicht aber eine Textsorte oder eine literarische Gattung.





dern vertiefte, setzte man bei den Rezipienten eine gute Kenntnis und das Verständnis des entsprechenden Bibelzitats voraus, wodurch der informative Textteil eingeschränkt werden konnte. In den meisten Fällen wurde die Andacht für den Hausgottesdienst so gewählt, dass deren Thema an die kirchliche Sonn- und/oder Feiertagspredigt anknüpfte<sup>23</sup> zwecks unmittelbarer Nachbereitung und Weiterführung der Problematik. Andachtsbücher wurden auch zu Beginn und Abschluss des Tages oder am Ende eines Kalenderjahres auch ohne Kirchenbesuch gelesen.

Die angestrebte Wirkung versprach man sich zu erreichen durch eine der Rezeptionsfähigkeit der breiten Laienmassen angemessene sprachliche Ausgestaltung der Texte. Dies betrifft den auffallenden hochfrequenten Gebrauch der Ich-Form, häufiges Zurückgreifen auf verschiedene Mittel der Aufforderung sowie des mystischen Sprechens. Da in die Texte mehrmals Gebete eingeflochten sind, begegnet man verschiedenen Formen der Hinwendung zu Gott bzw. zum Sohn Gottes sowie den für diese Textsorte typischen sprachlich-stilistischen Ausdrucksmitteln (Loben, Bitten, Danken, Klagen usw.).

Als besonderes sprachliches und textstrukturelles Charakteristikum der Andacht gilt das Vorhandensein verschiedenartiger Zitate, die einerseits durch Berufung auf die Kirchenväter wie den heiligen Augustinus und andere Autoritäten des Christentums (z.B. mittelalterliche Theologen) der Stärkung der enthaltenen Argumentation dienen und andererseits die emotionale Wirkung des Textes intensivieren. Von universeller und zeitloser Wichtigkeit der christlichen Lehre sollten außerdem gelegentlich anzutreffende Zitate aus Werken nicht christlicher Autoren wie Plato zeugen.

Umfang und Form der Zitate war äußerst unterschiedlich; es fanden sich sowohl einzelne Wörter, Eigennamen und Wendungen (vor allem aus der Bibel) als auch ganze Sätze, seltener Textpassagen. Die letzteren wurden nicht immer *in extenso* in den Text eingearbeitet, oft bemühten sich die Verfasser, die eigentliche Botschaft aus der Textquelle herauszufiltern und sinngemäß wiederzugeben. Bei den biblischen Zitaten fehlten nicht selten explizite Verweise auf entsprechende Stellen in der Heiligen Schrift, was jedoch bei damaliger sehr guter Kenntnis dieses Textes auch nicht verwundern darf. Daraus ergeben sich für die gegenwärtigen Untersuchungen gewisse Schwierigkeiten mit der Bestimmung der in dieser Textsorte dominierenden Stilschicht. Viele Zitate aus unterschiedlichen Quellen können nämlich die stilistische Einheitlichkeit eines jeden Textes stören. Dem negativen Effekt konnten die damaligen Ver-

---

23 Zurückgegriffen wurde darüber hinaus auf Naturerscheinungen und allgemein gültige christliche Weisheiten, wobei sich jedoch weder die religiöse Zweckbestimmung des jeweiligen Textes noch die Form der Auseinandersetzung mit dem Thema änderte.





fasser entgegenwirken, indem sie die Quellen nach stilistischen Merkmalen selegierten oder entsprechende Inhalte paraphrasierten. Generell werden die Andachtstexte des 16. und 17. Jahrhunderts als Exempel der mittleren bis hohen Stilschicht klassifiziert.

In dem vorliegenden Beitrag wurde versucht, am Beispiel einer kurzen Merkmalscharakteristik dreier für die protestantische Erbauungsliteratur charakteristischer Textsorten die Bedeutung dieses Schrifttums für die deutsche Sprachgeschichtsforschung mit besonderer Berücksichtigung des Frühneuhochdeutschen zu schildern. Üblicherweise basieren diachrone Untersuchungen auf detaillierten Merkmalsrastern, die sich sowohl an den einzelnen sprachlichen Teilsystemen wie auch an den Bedingungen und Faktoren der Kommunikation orientieren, wodurch man in einer unüberschaubaren Menge von Textsorten jene findet, die sich als repräsentativ für die zu untersuchende geschichtliche Sprachentwicklungsphase einstufen lassen. Die Textsorten Predigt, Leichenpredigt und Andacht erfüllen die große Mehrheit der an repräsentative Texte gestellten quantitativen und qualitativen Bedingungen. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass wir hier notgedrungen lediglich auf einige ausgewählte Merkmale eingegangen sind. Für die deutsche Sprachdiachronie ist es dabei von besonderem Belang, dass diese Textsorten entweder isoliert oder als Elemente eines einzigartigen literarischen und sprachlichen Phänomens, miteinander stark verbunden, in vielerlei Hinsicht voneinander abhängig und einander bedingend, untersucht werden können. Das Textsortenspektrum der protestantischen Erbauungsliteratur ist aber dank Martin Luthers schriftstellerischer Aktivität viel breiter und kann uns sehr behilflich sein bei der Beschreibung der wichtigsten Entwicklungsphase des Frühneuhochdeutschen, des umstrittensten Abschnitts der deutschen Sprachgeschichte.

## Literatur

- Admoni, Wladimir (1987): Die Entwicklung des Satzbaus der deutschen Literatursprache im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin.
- Admoni, Wladimir (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen.
- Axmacher, Elke (2006): Die Kunst der Leichenpredigt. Annäherungen an Paul Gerhardt als Prediger. In: Arbeitsstelle Gottesdienst. Zeitschrift der Gemeinsamen Arbeitsstelle für gottesdienstliche Fragen der Evangelischen Kirche in Deutschland 02/2006, S. 21-29.
- Brooks, Thomas (2002): «Alletagsworte» und «Feyrtagswandl». Anmerkungen zu Stil und Syntax in der Predigt der Frühen Neuzeit. In: Simmler, Franz (Hrsg.): Textsorten deutscher





Die protestantische Erbauungsliteratur als Grundlage diachroner Erforschung des Deutschen 223

Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 20. bis 22. September 1999, S. 217-228.

Haag, Norbert (1992): Predigt und Gesellschaft. Die Lutherische Orthodoxie in Ulm 1640-1740. Mainz.

Hahn, Gerhard (1991): *Res sine verbis Lutherus*. Konturen der Autorschaft Martin Luthers. In: Haug, Walter/ Wachinger, Burkhard (Hrsg.): Autorentypen. Tübingen, S. 130-143.

Hartweg, Frédéric/ Wegera, Klaus-Peter (2005): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen.

Lenz, Rudolf (1981): Vorkommen, Aufkommen und Verteilung der Leichenpredigten. Untersuchungen zu ihrer regionalen Distribution, zur zeitlichen Häufigkeit und zu Geschlecht, Stand und Bruf der Verstorbenen. In: Lenz, Rudolf (Hrsg.): Studien zur deutschsprachigen Leichenpredigt der frühen Neuzeit. Band 4. Marburg, S. 223-248.

Lenz, Rudolf (1990): De mortuis nil nisi bene? Leichenpredigten als multidisziplinäre Quelle. Sigmaringen.

Lenz, Rudolf (2000): Art. Leichenpredigt. In: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 20, S. 666-668.

Luther, Martin (1883ff.): Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar (= WA).

Meid, Volker (2001): Sachwörterbuch zur deutschen Literatur. Stuttgart.

Mertens, Volker (1992): Predigt oder Traktat? Thesen zur Textdynamik mittelhochdeutscher geistlicher Prosa. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik. Jg. XXIV. H. 2, S. 41-43.

Müller, Heinrich ((1664) 1852): Geistliche Erquickstunden, 4. Aufl. Berlin, Nr. 277: Von den Leichenpredigten.

Niebergall, Alfred (1955): Die Geschichte der christlichen Predigt. In: Leiturgia. Handbuch des Evangelischen Gottesdienstes. Kassel, S. 181-355.

Ottmers, Clemens (2007): Rhetorik. Stuttgart/Weimar.

Pfefferkorn, Oliver (1993): Martin Luthers Stellung in einer Textsortengeschichte der deutschen Sprache. In: Kühn, Ingrid/ Lerchner, Gotthard (Hrsg.): „Von wyßheit würt der mensch geert...“ [Festschrift für Manfred Lemmer zum 65. Geburtstag]. Frankfurt am Main, S. 177-193.

Pfefferkorn, Oliver (2005): Übung der Gottseligkeit. Frankfurt am Main.

Riecke, Jörg u.a. (2004): Einführung in die historische Textanalyse. Göttingen.

Roloff, Hans-Gert (2003): Luthers literarische Leistung. In: Caemmerer, W. u.a. (Hrsg.): Hans-Gert Roloff: Kleine Schriften zur Literatur des 16. Jahrhunderts. (Chloe: Beihefte zum Daphnis, Volume 35), S. 201-225.

Roth, Christoph (2007): Kurze Einführung in die Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Heidelberg.

Schlüter, Hermann (1986): Grundkurs der Rhetorik. München.

Schmidt, Josef (Hrsg.) (1994): Renaissance, Humanismus, Reformation. [Best, Otto F. Schmitt, Hans-Jürgen (Hrsg.): Die deutsche Literatur. Ein Abriss in Text und Darstellung. Band 3]. Stuttgart.





- Schmidt-Grave, Horst (1974): *Leichenreden und Leichenpredigten Tübinger Professoren (1550 – 1750)*. Tübingen.
- Simmler, Franz (2009): *Theoretische Grundlagen zur Ermittlung von Textsorten und Textallianzen und zur Reichweite des Textbegriffs*. In: Habermann, Mechthild u.a. (Hrsg.): *Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1. Literarische und religiöse Textsorten und Textallianzen um 1500*. Berlin, S. 11-21.
- Smolinsky, Heribert (1992): *Kirchliche Predigt – am Volk vorbei? Erfolge und Grenzen der Formung von Frömmigkeit in der Barockzeit*. In: Biemer, Günter (Hrsg.): *Gemeinsam Kirche sein: Theorie und Praxis der communio*. Freiburg, S. 286-300.
- Steger, Hugo (1984): *Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten/Texttypen und ihrer kommunikativen Bezugsbereiche*. In: Besch, Werner u.a. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 1. u. 2. Teilband. Berlin/New York, S. 186-204.
- Winkler, Eberhard (1967): *Die Leichenpredigt im deutschen Luthertum bis Spener*. München.
- Žmegač, Viktor u.a. (1993): *Kleine Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Frankfurt am Main.





# Fachtexte als Gegenstand der Didaktik

*Zenon Weigt*

Die klassische Definition der Fachsprache von L. Hoffmann (1987: 53) als „die Gesamtheit aller sprachlichen Mittel, die in einem fachlich begrenzten Kommunikationsbereich verwendet werden, um die Verständigung zwischen den in diesem Bereich tätigen Menschen zu gewährleisten“ und später der Fachsprachenkommunikation, z.B. von S. Weber als

die Gesamtheit der rezeptiven und produktiven sprachlichen Handlungen zur Erfüllung der aus dem fachlichen Handeln [das heißt u.a.: der aus dem Studium und der wissenschaftlichen Arbeit, der beruflichen Tätigkeit in dieser oder jener Branche sowie aus der internationalen Kooperation] hervorgehenden Kommunikationsaufgaben [in dieser oder jener Sprache] (Weber 1993: 4)

öffneten die Pforten für die weitere Forschung über den Fachtext selbst, seinen Einsatz im Fremdsprachenunterricht und über seine Pragmatik. Die Definitionen haben sich inzwischen geändert, je nachdem von welchem Standpunkt aus die Betrachtung der Fachsprache erfolgt und welche Aspekte der Forschung in die Fachsprachendiskussion mit einbezogen werden. Fachtexte erfreuten sich in der Forschung einer immer größeren Popularität seit den 70er Jahren<sup>1</sup>, und zwar im Laufe der sich ständig weiter entwickelnden Globalisierungsprozesse, der gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen sowie der Internationalisierung des Alltagslebens infolge der fortschreitenden internationalen Zusammenarbeit vor dem Hintergrund der sich ändernden politischen Verhältnisse in Europa und der Welt.

Die Einführung des Fachtextes in die Didaktik erfolgte je nach Schultyp unterschiedlich schnell, vor allem und zuerst an Schulen mit technischen Fächern.<sup>2</sup> In der Didaktik des neuphilologischen Studiums auf universitärem Niveau begleitet der Fachtext die Studierenden immer schon als theoretisches

1 Gruzca (2003: 35).

2 Zur Fachtextforschung und -didaktik in Europa siehe Pfeiffer (1990).





bzw. praktisches Unterrichtsmaterial in der Literatur- und Sprachwissenschaft sowie in der Glottodidaktik. Er verflucht sich in vielfältigen Formen mit anderen Texten in allen Lehrveranstaltungen im Germanistikstudium, wenn nicht als Objekt einer komplexen sprachwissenschaftlichen Untersuchung, dann als Textabschnitt in Form von Sätzen und lexikalischen Einheiten auf unterschiedlichen Unterrichtsstufen der philologischen Ausbildung, oft ohne dass wir uns dessen bewusst sind, dass wir es mit einem Fachtext zu tun haben. Dies ist durch das Eindringen der Fachsprachen in die Allgemeinsprache infolge einer raschen technischen und wissenschaftlichen Entwicklung bedingt.

In der Übersetzungsdidaktik fanden zuerst die literarischen Texte als Übersetzungsobjekt und später die Fachtexte ihren festen Platz, in Übereinstimmung mit der Entwicklung und Einführung der Übersetzungswissenschaft in den Unterrichtsprozess.<sup>3</sup> Die Aufgabe, die Fachtexte in der Übersetzungsdidaktik zu erfüllen haben, ist vielseitig und vielschichtig.

Nach traditioneller Auffassung bilden vier Kompetenzen, d.h. die Sprach-, Sach-, die interkulturelle und die Übersetzungskompetenz, die Grundkompetenzen zur Ausübung des Übersetzerberufs. Der Text ist im Übersetzungsprozess der Ausgangspunkt (L1-Text) und gleichzeitig das Ziel (L2-Text) einer übersetzerischen Tätigkeit, wobei die Entstehung des L2-Textes mit Hilfe der genannten Kompetenzen möglich ist.

In dem vorliegenden Artikel ist der Fachtext allerdings nicht das Objekt einer übersetzerischen Tätigkeit, sondern Gegenstand des Erwerbs der Sprach-, Sach- und interkulturellen Kompetenzen und gleichzeitig ein Weg zur Bereicherung und Vertiefung des Weltwissens bei den Studierenden.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass der Übersetzungsunterricht (abhängig vom Unterrichtsniveau) bestimmte Sprachfähigkeiten voraussetzt und nicht in erster Linie zur Beherrschung der Sprache selbst dient. Die Studierenden besitzen relativ gute Deutschkenntnisse und Vorkenntnisse in der Übersetzungstheorie, dagegen kein Fachwissen; sie verfügen über einen relativ umfangreichen allgemeinen Wortschatz. Die Dozenten dagegen besitzen ein erworbenes begrenztes Fachwissen und Erfahrung im Übersetzen von Fachtexten. Der Übersetzungsunterricht erweitert und vertieft die Sprachkompetenz der Studierenden vor allem dadurch, dass sie für die charakteristischen sprachlichen Merkmale der Fachtexte sensibilisiert werden, was im *Sprachpraktischen Unterricht* bisher nicht im Vordergrund des didaktischen Interesses stand. Die allgemein herrschende Überzeugung, dass die Fachsprache nur die Allgemeinsprache plus ein bisschen Fachterminologie ist, sollte

---

3 Zu den Schwierigkeiten der Einführung von Fachtexten in den Übersetzungsunterricht siehe bei Laxague (1990: 107).





so schnell wie möglich korrigiert werden. Den Studierenden muss bewusst gemacht werden, dass Fachtexte im Vergleich zu alltagssprachlichen Texten neben lexikalischen auch grammatische, syntaktische, stilistische und pragmatische Unterschiede aufweisen.

Auf die Besonderheiten der Fachsprache der Medizin hat bereits vor Jahren I. Wiese aufmerksam gemacht<sup>4</sup>; überraschend im Hinblick auf diese ist u.a. die große Anzahl von Metaphern, deren Vorkommen man eher in literarischen Texten erwarten würde, sowie die Häufigkeit von Fremdwörtern aus dem Lateinischen und Griechischen; Schwanzler (1978) hat schon früh eine Liste charakteristischer Eigenschaften von Fachtexten im Allgemeinen erstellt. In der Grammatik Bausteine Fachdeutsch für Wissenschaftler. Jura. bemerkt P. Kühn (1992) zu den Sprachspezifika eines juristischen Textes:

Gerade durch die Arbeit an juristisch relevanten Textsorten lernt der Benutzer auch die fachspezifischen Besonderheiten kennen und für das Verständnis weiterer Texte nutzen; und zwar sowohl die speziellen grammatischen und syntaktischen, lexikalischen und wortbildungsmorphologischen als auch die besonderen textsortenspezifischen Merkmale der juristischen Fachsprache. (Kühn 1992: 16)

Es gibt eine Reihe von Veröffentlichungen, die linguistische Identifikatoren von Fachtexten, d.h. morphologische (Kornacka 2003: 74), semantische (Pytel 2003: 59) und Derivationsidentifikatoren (Waszczuk 2003: 94) behandeln. Über die praktischen und die Erkenntnisziele der Forschung über die morphologischen Identifikatoren schreibt etwa Kornacka Folgendes:

Die auf diese Weise gewonnenen Informationen haben sowohl einen praktischen als auch einen Erkenntniswert. Der praxisbezogene Wert besteht darin, dass sie bei der Gestaltung von Lehrprogrammen für eine bestimmte Fachsprache (für Ausländer) sehr nützlich sein könnten. Der theoretische Wert liegt hingegen darin, dass sie die These – die Fachsprache stelle auf der grammatischen Ebene eine Verengung der allgemeinen Sprache dar – bestätigen oder widerlegen könnten. (Kornacka 2003: 93)<sup>5</sup>

Die semantischen Identifikatoren finden nach Pytel (2003) in der Lexikographie ihre Anwendung; der Autor konstatiert am Ende seines Artikels:

4 Wiese (1984).

5 „Uzyskane w ten sposób informacje mają walor praktyczny i poznawczy. Praktyczny – gdyż mogą być bardzo przydatne przy tworzeniu programów nauczania określonego języka specjalistycznego (dla cudzoziemców). Teoretyczny – gdyż mogą potwierdzić lub obalić tezę, że język specjalistyczny w warstwie gramatycznej stanowi zawężenie języka ogólnego.” [übersetzt von M. Czyżewska]





Zweifelsohne ist eine detaillierte und korrekte semantische Analyse des durch den Textkorpus gegebenen Fachbereichs für die Erarbeitung eines angemessenen didaktischen Wörterbuchs, das anschließend in der Fachausbildung genutzt werden könnte, für diesen Fachbereich unentbehrlich. In der ersten Etappe kann man sich auf diejenigen Berufsbereiche konzentrieren, die eine grundlegende Rolle im Alltagsleben spielen, z.B. auf verschiedene Dienstleistungssparten. Dann kann man den Umfang der linguistischen Untersuchungen um weitere Bereiche stufenweise vergrößern, um letztendlich mithilfe von semantischer Analyse und ‚universellem Referenzcode‘<sup>6</sup> wissenschaftlich-didaktische Wörterbücher erarbeiten zu können. (Pytel 2003: 72)<sup>7</sup>

Eine ebenso wichtige Rolle in den Fachtexten spielen die Derivate, die jede Fachsprache bereichern und erweitern. Waszczuk untersuchte die gängigen Derivationsmodelle anhand des Wortschatzes aus dem internationalen Handel und den internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Über den individuellen Stil jeder Fachsprache schreibt sie:

Aus der obigen Analyse geht hervor, dass sich die allgemeine derivative Charakteristik des Lexikons des internationalen Handels und der internationalen Wirtschaftsbeziehungen durch einen hohen Grad an Produktivität in folgenden Bereichen kennzeichnet, wie Präfixbildung, Suffixbildung sowie Präfix-Suffixbildung, paradigmatische Derivation zwischen verschiedenen grammatischen Kategorien, Zusammensetzungen, Initial- und Silbenwörter, Terminologieketten, Neologismen, Internationalismen sowie Entlehnungen. [...] Es ist jedoch zu betonen, dass für jedes Lexikon ganz bestimmte Wortbildungstechniken charakteristisch sind. Das terminologische System der Sprachen der Mathematik, der Biologie oder der Soziologie bildet beispielsweise je eigene Derivatkombinationen, was den individuellen Stil der jeweiligen Fachsprache prägt. (Waszczuk 2003: 105)<sup>8</sup>

6 Unter dem Terminus ‚universeller Referenzcode‘ (abgekürzt als UKR) verbirgt sich ein (bisher) nicht zustande gekommenes Projekt, in dessen Rahmen ein Werkzeug zur Textanalyse erarbeitet werden sollte; hiermit sollten Analysen auf grammatikalischer, semantischer und anderen Ebenen ermöglicht werden [Anm. der Übersetzerin].

7 „Nie ulega wątpliwości, że szczegółowa i poprawna analiza semantyczna korpusu tekstów danej dziedziny jest niezbędna dla opracowania właściwego słownika dydaktycznego tejże dziedziny, który mógłby być następnie wykorzystany w procesie kształcenia specjalistycznego. Na początkowym etapie można skoncentrować się na tych sferach działalności zawodowej człowieka, które odgrywają podstawową rolę w jego życiu codziennym, czyli np. na różnego rodzaju usługach, a następnie stopniowo poszerzać zakres badań lingwistycznych o kolejne dziedziny, by móc ostatecznie opracowywać za pomocą analizy semantycznej oraz UKR naukowe słowniki dydaktyczne.“ [übersetzt von M. Czyżewska]

8 „Z powyższej analizy wynika, iż ogólna charakterystyka derywatologiczna *Lexykonu handlu międzynarodowego i międzynarodowych stosunków gospodarczych* cechuje się wysokim stopniem produktywności derywacji prefiksальной, sufiksальной i prefiksально-sufiksальной, derywacji para-





Die von Waszczuk angesprochene Problematik der Wortbildungsmodelle bei bestimmten Lexika kann auch zur Erforschung der sog. Mehrworttermini in Fachtexten fast aller Fachgebiete dienen. Solche Publikationen können eine wissenschaftliche Grundlage zu Diskussionen mit Studierenden über die sprachlichen Merkmale der Fachtexte sein.

Genauso wichtig sind die Parameter der Analyse von Fachtexten, die Lukszyn (2003: 9) vorschlägt. Auch die Aneignung der Prinzipien der Texttypologie durch die Studierenden scheint hier relevant, um im Übersetzungsprozess den entsprechenden Texttyp<sup>9</sup> und seine Struktur erkennen zu können. Zum Verständnis von Texten ist die Kenntnis des Dialekts, des Jargons oder anderer Sprachvarietäten im Übersetzungsprozess von Bedeutung.<sup>10</sup>

Eine weitere wichtige Rolle spielen die Fachtexte bei der Aneignung der Sachkompetenz durch die Studierenden im Übersetzungsprozess. Man erwartet von Fachtexten einen Transfer von Informationen und Wissen, die das Allgemeinwissen der Studierenden erweitert und vertieft. Vom kognitiven Standpunkt aus wird das Altwissen aktiviert und gefestigt; das neu erworbene Wissen wird in die Erkenntnisphase eingebracht und mit dem bereits erworbenen Wissen konfrontiert. Da die Vielfalt von Fachtexten im Übersetzungsunterricht solche Gebiete umfasst wie Wirtschaft, Politik, Rechtswesen und Medizin, und der Unterricht nicht im fachbezogenen Milieu stattfindet, sind die Studierenden verpflichtet, ständigen Kontakt mit Fachleuten aufzunehmen, was dazu führen sollte, dass sie Vorlesungen und Seminare an Instituten anderer Fakultäten, z.B. Politologie, Internationale Beziehungen, Recht, Verwaltung, Finanz- und Bankwesen usw. besuchen und dort am fachbezogenen Diskurs teilnehmen. Diese interaktiven Kontakte mit Fachleuten ermöglichen es den Studierenden, die fachspezifische Terminologie zu erlernen und sich das *Fachdenken*<sup>11</sup> anzueignen. Dies betrifft beispielsweise an der Universität Łódź auch Aktivitäten an Einrichtungen außerhalb der Universität, wie etwa an Gerichten, Notar- und Anwaltskanzleien sowie Maklerbüros und Fachabteilungen der Medizinischen Universität. Eine interessante Initiative

---

dygmatycznej między różnymi kategoriami gramatycznymi, złożeń, głoskowców i literowców, łańcuchów terminologicznych, neologizmów, internacjonalizmów oraz zapożyczeń. [...] Należy jednak raz jeszcze podkreślić, że każdy leksykon cechuje się innymi proporcjami poszczególnych technik słowotwórczych. System terminotwórczy języka matematyki, biologii czy socjologii tworzy własne kombinacje derywatologiczne, co decyduje o indywidualnym stylu każdego z nich.” [übersetzt von M. Czyżewska]

9 Siehe z.B. Zmarzer (2003).

10 Vgl. dazu Hoffmann/Piotrowski (1979: 156ff.).

11 Den Begriff *Fachdenken* verstehe ich als eine besondere Denkform bei komplexer Lösung von Aufgaben innerhalb eines Fachgebietes. Vgl. auch Baumann (1990: 21).





im Übersetzungsunterricht sind auch die Übersetzungswerkstätten mit Berufsübersetzern, die an ausgewählten, von ihnen übersetzten Fachtexten ihre Übersetzungstechniken und -strategien vorführen und studentische Übersetzungen beurteilen. Für die Studierenden besteht dann auch die Möglichkeit ihre Übersetzungen mit den Übersetzungen von Berufsübersetzern zu vergleichen und strittige Stellen des Fachtextes zu diskutieren.

Der Wissenstransfer erfolgt auch durch das Studium der sog. Paralleltex-te, die gleichzeitig eine fachliche Ergänzung des aktiven Wissens sind, besonders bei fehlenden Eintragungen in zweisprachigen Fachwörterbüchern. Der Fachtext ist in diesem Fall ein Wegweiser zur Systematisierung und Perzeption des neuen Fachwortschatzes sowie zur Übernahme von Realien des zu erforschenden Gebietes. Die Studierenden erkennen dabei auch lexikalische und inhaltliche Zusammenhänge von ähnlichen Texttypen, sie nehmen auch die Intertextualität wahr und lernen sie praktisch anzuwenden. Den schnellsten Zugang zu Paralleltexten bietet im Allgemeinen das Internet, wobei bei der Auswahl der Texte bezüglich ihres Werts eine gewisse Vorsicht geboten ist, da oft die Quelle und der Autor des Textes nicht zu identifizieren sind.

Eine besondere Gruppe von Texten im Übersetzungsunterricht bilden die Presstexte, die verschiedene Textsorten beinhalten und beim Informations- und Wissenstransfer hoch geschätzt werden. Der Fachlichkeitsgrad dieser Texte erstreckt sich von populären über populärwissenschaftliche bis hin zu streng wissenschaftlichen Texten, abhängig von der Art der Presse. Sie bieten auch durch die o.g. hohe Repräsentanz von Textsorten die Möglichkeit, interkulturelles Wissen auf vielen Gebieten des menschlichen Lebens zu erwerben und es als Präinformation und Kognition in den Übersetzungsprozess einzubringen. Das Sprachgut des Übersetzers ist eine Variable, da sich sowohl der allgemeine als auch der Fachwortschatz in einem dynamischen Entwicklungsprozess befinden. Sprachlich verbrauchte und alt werdende Formen oder Termini werden durch neue Wörter bzw. neue Gebrauchsweisen alter Wörter verdrängt. Dies wiederum wird nicht immer zeitnah in den Wörterbüchern aktualisiert. Der Übersetzer muss sich in einem solchen Fall entweder auf die Quellenliteratur, auf Paralleltex-te oder auf Informanten verlassen. Dies betrifft auch die Neologismen, die sich auf Ereignisse aus der politischen, kulturellen, geschichtlichen usw. Wirklichkeit des jeweiligen Landes beziehen – sie entstehen spontan und sind oft individuell geprägt. Sie sind charakteristisch für die Pressesprache, wo ihr Leben entweder kurz ist, so dass sie schnell wieder aus dem spontanen Sprachgebrauch verschwinden, oder sie in das politische Vokabular übergehen und manchmal zu Symbolen vergangener Zeit werden, die von jungen semiprofessionellen Übersetzern nicht unbedingt erkannt werden müssen. Die Presstexte kontrastieren oft





Ereignisse aus dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben jenes Landes, wodurch nicht nur die anderen und ihre Kultur wahrgenommen werden, sondern man auch die eigene Kultur besser erkennt und schärfer sieht. Der interkulturelle Aspekt spielt auch im Übersetzungsunterricht für Germanistikstudenten eine große Rolle, da diese nach Abschluss ihrer Ausbildung entweder als Deutschlehrer oder als Übersetzer/Dolmetscher arbeiten und sich auf ihre während des Studiums erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen stützen werden.

Zu den weiteren Fähigkeiten des Übersetzers muss noch die interkulturelle Kompetenz gerechnet werden, die über das Sachwissen hinausgeht. Die interkulturelle Komponente gibt es auch in Fachtexten, worüber Göpferich (1998) in ihrem Aufsatz *Vom Übersetzer und technischen Redakteur zum interkulturellen technischen Redakteur* schreibt. Für unser Thema ist das außersprachliche Wissen von Belang, denn der Übersetzer erwirbt es aufgrund seiner Erfahrungen und Erlebnisse gesellschaftlicher und fachlicher Art. Der juristische Text verlangt vom Studierenden nicht nur ein Minimum an Fachterminologie, sondern auch ein juristisches Fachwissen über die Struktur des Rechtswesens in den deutschsprachigen Ländern, über die globale Struktur der Gesetze und Verordnungen und über die Prinzipien und Strategien der Übersetzung von juristischen Texten.<sup>12</sup> Für Übersetzungsseminare von juristischen Texten wird entsprechendes Sprachmaterial in Form von authentischen Texten benötigt, die vom Lehrer ausgewählt werden müssen.<sup>13</sup> Es muss dabei beachtet werden, dass die Auswahl der Fachtexte nach dem Schwierigkeitsgrad der Texte und der Lernprogression der Studierenden erfolgen sollte, angefangen mit Fachtexten, die eine relativ feststehende Form haben, wie z.B. Handels- und Geschäftsverträge, Kaufverträge, über Fachtexte mit einer komplizierteren Konstruktion, wie z.B. Allgemeine Verkaufs- und Zahlungsbedingungen, Bankverträge, Versicherungsverträge, bis hin zu juristischen Texten mit komplizierter Lexik und Struktur. Es geht dabei vor allem darum,

12 Giesen (2008: 32) schreibt über die Angemessenheit der Übersetzung: *Die alte Daumenregel des Übersetzers „so wörtlich wie möglich, so frei wie nötig“ stellt weniger die Lösung als vielmehr das Problem der ganzen Angelegenheit dar. Denn die Abwägung von wörtlicher Entsprechung und „sinnlicher Angemessenheit“ ist von Textart zu Textart unterschiedlich. So kann es in Romanen und Erzählungen wichtig sein, nicht zu zwanghaft an Fakten zu hängen. Für die Übersetzung juristischer Texte ist eher das Gegenteil der Fall. Hier ist Dreh- und Angelpunkt der Überlegungen die Natur des Textes als Träger einer juristischen Aussage, also eines verbindlichen Inhalts. Dieser Inhalt verkörpert in aller Regel Voraussetzungen und Rechtsfolgen, also ein – implizites – „Wenn – Dann“-Schema, und zwar meist ohne ästhetische Ansprüche. Wenn man sich also die soeben genannten Auslegungsregeln ansieht, dann ist für die Übersetzung zumindest die „Wortlaut“-Auslegung bestimmend.*

13 Siehe dazu Ehnert/Schleyer.





den Schwierigkeitsgrad des Fachtextes einzustufen und gemeinsam mit den Studenten zu bestimmen, wann mit welchem Text angefangen werden kann. Dieses Verfahren sollte dynamisch sein, denn es hängt von Sprachkenntnissen und vom erworbenen Fachwissen des Lerners ab. Die Studenten ergänzen ihr Fach- und Terminologiewissen durch das Studium von Paralleltexten und erstellen juristische Glossare von fachspezifisch markierter Lexik, die sie nicht in Fachwörterbüchern finden können.

Die Integration der Fachübersetzung in die universitäre Philologenausbildung schafft eine natürliche Verbindung zwischen dem Sprach- und dem Fachwissen, das man während des Studiums erwirbt, sowie den Anforderungen der modernen Wissensgesellschaft und dem künftigen Berufsleben der Studierenden. Sie ist gleichzeitig eine Alternative bei der Wahl zwischen dem Lehrer- und Übersetzerberuf, die durch die Anforderungen des heutigen Arbeitsmarktes bedingt ist. Das Anliegen meines Artikels war es, zu einem Erfahrungsaustausch unter den Fachtextlinguisten, Übersetzungsdidaktikern und Dozenten im fachbezogenen Fremdsprachenunterricht zu ermuntern, um das fachsprachlich-kommunikative Wissen der Studierenden auf ein höheres Niveau zu heben und die Effektivität der Übersetzerausbildung zu erhöhen.

## Literatur

- Baumann, Klaus-Dieter (1990): Der aktuelle Entwicklungsstand der Fachsprachenforschung – Ein Überblick. In: Pfeiffer, Waldemar (Hrsg.): *Deutsch als Fachsprache in der Deutschlehrerausbildung und -fortbildung*. Poznań, S. 9-25.
- Ehnert, Rolf/ Schleyer, Walter (1987): Probleme und Methoden der Textauswahl. In: *Übersetzen. Vorträge und Arbeitspapiere einer DAAD-Fachtagung vom 9.-12. September 1986*. Materialien DaF 26. Regensburg, S. 111-152.
- Giesen, Richard (2008): Recht und Sprache. In: Michoń, Marcin/ Sadziński, Witold (Hrsg.): *Texte und Kontexte. Festschrift für Professor Zenon Weigt zum 60. Geburtstag*. Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego. Łódź, S. 19-34.
- Göpferich, Susanne (1998): Vom Übersetzer und technischen Redakteur zum interkulturellen technischen Redakteur. In: Stegu, Martin/ Engberg, Jan (Hrsg.): *Fachkommunikation 2000. Schriften des Internationalen Deutschlehrerverbandes*. Band 6. Chemnitz, S. 54-71.
- Grucza, Franciszek (2004): O językach dotyczących europejskiej integracji i Unii Europejskiej i potrzebie ukonstytuowania ogólnej lingwistyki języków specjalistycznych. In: Lewandowski, Jan (Hrsg.): *Leksykografia terminologiczna – teoria i praktyka*. Reihe: *Języki Specjalistyczne* 4. Warszawa, S. 9-51.
- Grucza, Sambor (2003): *Badania z zakresu lingwistyki tekstu specjalistycznego w Polsce*. In: Kielar, Barbara Z./ Grucza, Sambor (Hrsg.): *Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych*. Reihe: *Języki Specjalistyczne* 3. Warszawa, S. 35-55.





- Hoffmann, Lothar (1987): Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung. Berlin.
- Hoffmann, Lothar/ Piotrowski, Rajmund G. (1979): Beiträge zur Sprachstatistik. Leipzig.
- Kornacka Malgorzata (2003): Identyfikatory morfologiczne tekstów specjalistycznych, In: Kielar, Barbara Z./ Grucza, Sambor (Hrsg.): Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych. Reihe: Języki specjalistyczne 3. Warszawa, S. 74-93.
- Koźbial, Jan (2001): Słowo o metodologicznych implikacjach interkulturowości w nauce o tłumaczeniu. In: Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschkunde 22. Warszawa, S. 593-599.
- Kühn, Peter (1992): Bausteine Fachdeutsch für Wissenschaftler. Jura. Heidelberg.
- Laxague, André (1990): Die Fachübersetzung in die Fremdsprache und ihre Problematik. Rolle dieser Disziplin auf dem Weg zum idiomatisch korrekten Spracherwerb in der Lehrerausbildung. In: Pfeiffer, Waldemar (Hrsg.): Deutsch als Fachsprache in der Deutschlehrerausbildung und -fortbildung. Poznań, S. 107-113.
- Lipiński, Krzysztof (2000): Vademecum tłumacza. Kraków.
- Lukszyn, Jerzy (2003): Parametry analizy tekstów specjalistycznych. In: Kielar, Barbara Z./ Grucza, Sambor (Hrsg.): Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych. Reihe: Języki specjalistyczne 3. Warszawa, S. 9-23.
- Pfeiffer, Waldemar (1990), Hrsg.: Deutsch als Fachsprache in der Deutschlehrerausbildung und -fortbildung. Poznań.
- Pisarska, Alicja/ Tomaszewicz, Teresa (1998): Współczesne tendencje przekładoznawcze. Poznań.
- Pytel, Waldemar (2003): Identyfikatory semantyczne tekstów specjalistycznych. In: Kielar, Barbara Z./ Grucza, Sambor (Hrsg.): Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych. Reihe: Języki specjalistyczne 3. Warszawa, S. 59-73.
- Ruff, Peter W. (1995): Medizinische Fachsprache. Geschichte, Anwendung, Aussprache und Rechtschreibung. Reinbek.
- Schwanzer, Viliam (1978): Anpassung der Ausdrucksweise beim Übersetzen von Fachtexten. In: Kwartalnik Neofilologiczny XXV, 3/1978. Warszawa, S. 305-324.
- Waszczuk, Aleksandra (2003): Identyfikatory derywologiczne tekstów specjalistycznych. In: Kielar, Barbara Z./ Grucza, Sambor (Hrsg.): Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych. Reihe: Języki specjalistyczne 3. Warszawa, S. 94-105.
- Weber, Siegfried (1993): Sonderdruck für die Teilnehmer am Fortbildungskurs Deutsche Sprache in der Fachkommunikation-Fachsprachendidaktik vom 22. November bis 18. Dezember 1993. Chemnitz (nicht veröffentlichter Druck).
- Weigt, Zenon (2004): Język specjalistyczny – dydaktyka – słownik. In: Lewandowski, Jan (Hrsg.): Leksykografia terminologiczna – teoria i praktyka. Reihe: Języki Specjalistyczne 4. Warszawa, S. 202-212.
- Weigt, Zenon (1992): Sprachspezifische Übersetzer- und Dolmetscheraktivitäten im Germanistikstudium. In: Leksika i leksykografija. Sbornik naučnih trudov. Rossijskaja akademija nauk. Institut jazykoznanija. Moskva 1992, S. 162-169.





Wiese, Ingrid (1984): *Fachsprache der Medizin*. Leipzig

Zmarzer, Wanda (2003): *Typologia tekstów specjalistycznych*. In: Kielar, Barbara Z./ Grucza, Sambor (Hrsg.): *Lingwistyczna identyfikacja tekstów specjalistycznych*. Reihe: *Jezyki specjalistyczne 3*. Warszawa, S. 24-34.

### **Quelle**

Grucza, Franciszek (Hrsg.): *Texte. Gegenstände germanistischer Forschung und Lehre. Materialien der Jahrestagung des Verbandes Polnischer Germanisten, 12.-14. Mai 2006, Toruń*. Warszawa 2006, S. 166-174.

Wir danken dem Verband Polnischer Germanisten und Prof. Dr. Franciszek Grucza für die Erteilung der Abdruckrechte.





# Interjektionen in der Chatstilistik

*Danuta Frączyk*

*Aha die deutschen*  
*Ei die deutschen*  
*Hurra die deutschen*  
*Pfui die deutschen*  
*Ach die deutschen*  
*Nanu die deutschen*  
*Oho die deutschen*  
*Hm die deutschen*  
*Nein die deutschen*  
*Ja ja die deutschen*

Rudolf Otto Wiemer (1905-1998)

## 1. Einleitung

Mit der Erfindung des Internets wurde ein Medium geschaffen, das eine wahre Fundgrube für die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Arbeiten darstellt. So ermöglichen beispielsweise die zahlreichen Chatrooms ihren Nutzern eine quasi synchrone Verständigung, was entsprechende Auswirkungen auf die hier verwendete Schriftsprache hat und daher die Aufmerksamkeit des Sprachwissenschaftlers auf sich zu ziehen vermag.

Der Begriff **Chat** (von engl. *to chat* „plaudern, sich unterhalten“) wird im Allgemeinen verwendet, um diese in gewissen Merkmalen der gesprochenen Sprache ähnelnde Form der schriftlichen Internetkommunikation zu bezeichnen. Ähnlich wie in der sog. face-to-face-Kommunikation spielt dabei auch in der Chatsprache der Ausdruck von Gefühlen und Emotionen eine wichtige Rolle. Während sie aber im ersten Fall durch Intonation oder Körpersprache zum Ausdruck kommen, musste die Chatkommunikation eigene Strategien entwickeln, um die Emotionen darzustellen und die Gespräche entsprechend zu nuancieren. So werden die fehlenden nonverbalen Mittel u.a. durch Interjektionen (*ooh, ach, hababa, hmm,...*), Smileys/Emoticons (:-), :-o, :-P, :(, ...), Akronyme (*lol = laugh(ing) out loud, brb = be right back,...*) oder Buchstabenreduktionen ersetzt.





Gegenstand dieses Beitrags ist demzufolge die Frage, wie die Interjektionen und die „Interjektionsemoticons“<sup>1</sup> im Chat verwendet werden, welche emotiven Inhalte sie vermitteln und wie sie die Stilistik der Chatkommunikation unterstützen. Berücksichtigt werden vor allem die sog. Interjektionen im engeren Sinne, also keine Onomatopoetika (*miau, peng, bum*) und keine „sekundären“ Interjektionen (*ogottogott, Jessesmaria*). Eine detaillierte Beschreibung dieses Phänomens würde allerdings den Rahmen dieses Artikels sprengen, weshalb hier nur einige funktionale bzw. stilistische Aspekte der Internetinterjektionen dargestellt werden sollen.

Als Untersuchungsbasis dient ein authentisches Transkript, das im Januar und Februar 2010 aufgezeichnet wurde. Dieses Korpus, das keinen Anspruch auf statistische Signifikanz erhebt, umfasst 75 Seiten Chat mit Systemprotokoll. Untersucht wurden allgemeine Chats (<http://www.chattalk.de/> und [Chat.Fun2000.info](http://Chat.Fun2000.info)), die frei zugänglich sind und bei denen sich jeder mit einem beliebigen Nicknamen anmelden kann.<sup>2</sup> Die Kommunikation erfolgt direkt, synchron und zeichnet sich durch wechselseitige Interaktion der Gesprächspartner aus.

Da dem Beitrag keine Gesprächsanalyse, sondern eine Darstellung von Emotionen mit Hilfe von Interjektionen und Interjektionsemoticons zugrunde liegt, konnte auf den chronologischen Ablauf der Kommunikation verzichtet werden. Der Stil des untersuchten Chatabschnittes kann allgemein als eine Mischung aus Mündlichkeit und Schriftlichkeit bezeichnet werden. Charakteristisch für den Chat sind elliptische Äußerungen und viele Interjektionen und Emoticons. Auffällig ist auch die häufige Kleinschreibung. Wenn auch oft die Interpunktionszeichen wie Punkt und Komma fehlen, so kommen doch umso häufiger Fragezeichen und Ausrufezeichen vor.

## 2. Zur Forschungslage der Interjektionen

Interjektionen stellen in der Grammatikbeschreibung ein vernachlässigtes Forschungsgebiet dar, was darauf zurückzuführen ist, dass sie als variantenreiche Elemente der gesprochenen Umgangssprache nicht einfach zu klassifizieren sind. Auch herrscht keine Übereinstimmung darüber, ob Interjektionen überhaupt eine Wortklasse bilden oder ob es sich dabei nur um spezifische Bedeutungseinheiten handelt. Die *Duden Grammatik* betrachtet Interjektionen

---

1 Als „Interjektionsemoticons“ werden im Folgenden graphostilistische Mittel bezeichnet, die die Interjektionen imitieren und in Form eines Emoticons vorkommen.

2 Das Alter konnte nicht ermittelt werden, aber aufgrund der Chatbeiträge kann man annehmen, dass die Mehrheit der Chatter zwischen 18 und 45 Jahre alt war.





als eine Subklasse der Partikeln, in dem *Duden Universalwörterbuch* werden sie mal als (Gesprächs-) Partikeln mal als Interjektionen definiert; Wahrig schlägt zusätzlich die Bezeichnung „Schallwort“ vor. In der Helbig/Buscha Grammatik – ähnlich wie in der DPG<sup>3</sup> werden Interjektionen als eine Subklasse der Satzäquivalente klassifiziert.

**Interjektionen** (*lat. interiectio = das Dazwischenwerfen; Zwischenwort*) gehören zu den Unflektierbaren. Diese typischen Erscheinungen der gesprochenen Sprache haben sich durch den Chat auch in der schriftlichen Kommunikation etabliert. Es handelt sich hier um satzwertige (holophrastische) Äußerungen, die keine syntaktische Funktion in einem einfachen Satz einnehmen, sondern selbst satzwertig sind und als Satzäquivalente vorkommen können. Es muss jedoch betont werden, dass sie nur die Funktion, aber nicht die Struktur eines Satzes aufweisen.

Die Aufgabe, eine klare Satzkomposition in einer Chatkommunikation festzustellen, ist nicht einfach: Interjektionen können sowohl am Anfang als auch am Ende der Sentenz, integriert oder aber als ein Einwortsatz vorkommen:

(19:39) 🦇 **Batman29:** **hallo, rebby!! grüße aus beuel**  
 (19:39) 🦇 **susii:** wie langweilig, uuuhh!  
 (19:44) 🦇 **nati:** **HHHEEEEEEEEEEEEEYYYYYY!! wer will schreiben??**  
 (19:49) 🦇 **sonya19:** **was soll das?? hääh ??**  
 (Chat.Fun2000.info)<sup>4</sup>

Interjektionen haben expressive und appellative Funktionen und werden verwendet, um die gesprochene Sprache nachzubilden: Emotionen, Empfindungen, psychische Zustände etc. Der Begriff Interjektion wird traditionell als Hyperonym für primäre Interjektionen (*ah, brr, och*), sekundäre Interjektionen (*O Gott!, Jesus Maria!*) sowie onomatopoetische Interjektionen (*bum, miau*) verwendet. Als primäre Interjektionen werden Elemente zusammengefasst, die menschliche oder tierische Laute wiedergeben und die nicht von anderen Wortklassen abgeleitet sind: *ach, äh, ah, aba, ähm, ätsch, au, ana, autsch, anneh, bäh, bla, brrr, ehm, ei(eiei), hä, he, bei, heisa, herrje, hey, hi, hm, hoppla, buch, huhu, hui, hurra, busch, igitt, ih, ju(è)bu, juchbe, juchbu, jupi, mmm, mhm, na, naja, nanu, o,*

3 Deutsch-polnische kontrastive Grammatik von Engel et al., vgl. Literaturangaben am Ende des Beitrags.

4 Ich musste hier wie in den weiteren Chatabschnitten auf die farbliche Darstellung der einzelnen Chatbeiträge verzichten; alle werden deswegen in schwarz präsentiert. Beibehalten wurden jedoch die für die Darstellung der emotiven Inhalte relevanten Interjektionsemoticons und Emoticons.





*o lala, och, oh, oha, obo, oi(oioi), oje, ojoj, pah, pfui, ph (hh), pscht, pst, puh, sst, tja, ts, uff, uubm, ubu, ups, wow, etc.*

Gelegentlich erscheinen auch neue Interjektionen, die von Sprachbenutzern zu einem bestimmten kommunikativen Zweck gebildet werden, wie z.B. die Interjektion *bubu*, die als Begrüßungsformel verwendet wird.

### 3. Merkmale und Stilistik der Chat-Kommunikation

Trotz ihrer schriftlichen Realisierung weist die Kommunikation im Chat die typischen Merkmale der gesprochenen Umgangssprache auf. Im Gegensatz zu der traditionellen geschriebenen Sprache, bei der der Verfasser sich die Sätze genau überlegt und sie mehrmals umformulieren kann, erfolgt die Chat-Kommunikation aufgrund des Zeitdrucks meistens spontan. Sie orientiert sich an der aktuellen Interaktion: Es werden oft umgangssprachliche und dialektale Ausdrücke verwendet, sehr häufig kommen Satzbrüche und Ellipsen vor, so dass es oft sehr problematisch ist, die Äußerungen als kohärent zu bezeichnen. Im Vordergrund steht nicht mehr die korrekte Verwendung der Sprache, sondern viel mehr das Ökonomieprinzip. Die Chatkommunikation hat ein spezifisches System entwickelt, das die Äußerungen sowohl auditiv (Interjektionen, große Buchstaben, Ausrufezeichen, Buchstabenreduplikationen etc.) als auch visuell (Emoticons, ASCII-Zeichen, Akronyme, Inflektive, etc.) nuancieren kann. Prosodische Elemente werden durch graphische Konventionen imitiert. Auch nonverbale Mittel wie Lachen oder Räuspern drücken direkt Gefühle aus. Sie werden im Chat insbesondere durch Interjektionen oder durch entsprechende Smileys ausgedrückt. Anders als bei der traditionellen schriftlichen (Brief-) Kommunikation liegen zwischen Senden und Empfangen – bei entsprechend funktionierender Technik – nur Bruchteile von Sekunden, was eine beschleunigte, nahezu synchrone Kommunikation ermöglicht.

Der nachfolgende Chatabschnitt beweist, dass die Gesprächssequenzen ähnlich gestaltet werden wie die der gesprochenen Sprache. Auch hier werden Emotionen und Gefühle zum Ausdruck gebracht. Dort, wo in der gesprochenen Sprache Intonation, Gestik und Mimik angewendet werden, kommen in der Chatsprache u.a. Interjektionen, Emoticons und Akronyme (z.B.: \*lol\*, \*gähn\*) vor.

(13:20)  **OIsabelO:** ??????????  

(13:20)  **Sabrina:** oOooOo   wer kommt aus Herborn oda umgebung????  
Bitte privat melden!!!

(13:20)  **sugar baby:** jo jule wie geht's







	Interjektion	Emoticons (mögliche Kodierung)	Grafik-Emoticons bei Instant-Messengern				Bedeutung
			Skype	yahoo	chattalk	Chat.Fun	
1)	-	:-) :) =) :] :>					lächeln (Basis-Smiley)
2)	-	:) :) :] :o) (:					zwinkern
3)	eh, ach, och	:-(					traurig
4)	aua, autsch, auweia, uiiii	:-(:-c					unglücklich, weinend
5)	och <u>menno</u> ,	:-< :-s					seufzen
6)	haha, hihi, hehe	:D :D :D =D xD XD :oD lol					Lachen
7)	oh, boah, ui, hääh	:-o :-O					überrascht
8)	wow, <u>juppi</u> , hurra, jeha,	=D>					Applaus
9)	<u>mmm</u>	/mm/		-	-		Bewunderung
10)	huhu! hi, hoho	/hi/ :-h					Begrüßung
11)	hahahha, hehehe, hihi	/rotfl// rofl/					Starkes Lachen
12)	Keine Interjektion	/duden/	-	-		-	Duden

Das unter 12 genannte Emoticon ist zwar keine Interjektion und kommt ausschließlich bei „chattalk“ vor, zeigt nichtsdestotrotz, dass die Chatteilnehmer sprachlich aufgeklärt zu sein scheinen, auch wenn sie es nicht immer konsequent befolgen.

- (13:21) uuuiii: <<<<<<<<< is mal weg jetzt is gammelig hier eyh 😊
- (13:22) chris-msh: hallo hat ein nettes mädel lust nen bisschen zu schreiben
- (13:23) oOSaintsOo: wow leute hier ist heute nen deutsch drin^^ autsch
- (<http://www.chattalk.de/>)

Durch die Verwendung der Emoticons 😊 und 😊 wollen die Chatteilnehmer zum Ausdruck bringen, wie sie sich gerade fühlen. Die expliziten Sätze, wie z.B.: *Ich bin traurig.* oder: *Ich freue mich.* würden zweifelsohne ihre kommunikative Funktion erfüllen, ihre Produktion würde aber wesentlich länger dauern, als das Einfügen der Smileys.

#### 4. Subklassifizierung/ semantische Klassen

Die Bedeutung der Interjektionen hängt vom jeweiligen Kontext ab. Bereits Searle (1974: 90) hat darauf hingewiesen, dass sie keinen propositionalen





Gehalt, wohl aber illokutionäre Funktionen haben. Es gibt Interjektionen, die an sehr unterschiedliche emotionale Inhalte gebunden sind und dadurch als polyfunktional angesehen werden können (z.B. *ach, hmm, ob/och, eh,...*), neben solchen, die in ihrer Funktion stark spezialisiert sind (z.B. *aua, burra, psst*). Zahlreiche empirische Studien haben bewiesen, dass sich Emotionen in einem charakteristischen Ausdrucksverhalten äußern. In einer face-to-face-Kommunikation kommen sie u.a. durch Gestik und Mimik zum Ausdruck, in der Chat-Kommunikation werden sie mit Hilfe der Emoticons und Interjektionen wiedergegeben, womit die jeweilige Emotion prägnant und eindeutig charakterisiert wird. In dem analysierten Chatkorpus lassen sich Interjektionen und Interjektionsemoticons finden, die die folgenden Emotionen, Gefühle oder psychischen Zustände verbalisieren:

### Freude, Zufriedenheit

- (19:35) 🧑🏻‍💻 fröhliche\_ciara: naaaa 😊, surfer ich freu mich dich zu lesen...  
 (19:37) 🧑🏻‍💻 AC'er: 😊, jeeehaa!!!! geschafft!!!  
 (19:50) 🧑🏻‍💻 CHICOOO: OHAAAAA!!!!!!!!!!!!!!

### Bewunderung

- (19:37) 🧑🏻‍💻 tk8: 😊, Hmm, gar nicht schlecht ciara!  
 (19:52) 🧑🏻‍💻 CHICOOO: OHAAAAA!!!!!!!!!!!!!! BIST DU ABER SCHLAUUUU ANDY  
 (17:34) 🧑🏻‍💻 jenny.lein: wow, echt coool der neue!!!

### Erstaunen, Überraschung, Verwunderung

- (17:27) 🧑🏻‍💻 andy48: ach, du warst gar nicht da???  
 (19:37) 🧑🏻‍💻 CHICOOO: HÄÄÄ???, NICHT VON DIR?? 🤔

### Erleichterung

- (19:50) 🧑🏻‍💻 CHICOOO: NA ENDLICH!!!!!!!!!!!!  
 (17:30) 🧑🏻‍💻 jenny.lein: uff.. dann brauch ich mir ja keine gedanken zu machen^^

### Nachdenken, Überlegung, Ergänzung

- (19:46) 🧑🏻‍💻 mick31: ich finds hmmm.....  
 (17:22) 🧑🏻‍💻 sissi: sabirina ich geh achso ich frag mal kurz webi  
 (17:30) 🧑🏻‍💻 jenny.lein: ah ok... dann brauch ich mir ja keine gedanken zu machen^^  
 (19:40) 🧑🏻‍💻 fröhliche\_ciara: 🤔 asooo na dann.... was???? 🤔 🤔  
 (17:04) 🧑🏻‍💻 Geli: tja wie mans nimmt

### Verlegenheit

- (17:07) 🧑🏻‍💻 CuCumber\_18: Och, Haribo, sag doch sowas nicht! 🤔  
 (13:24) 🧑🏻‍💻 sonya19#: uups, wollt ich nicht





### Unzufriedenheit, Empörung

- (17:08) 🧑 Nemo: nöööööönöööööööö nööööööööö schnee 🤖🤖🤖🤖  
 (17:03) 🧑 HariboBärchen: ohh man einbildung lässt grüßen huhuuu.. 🤖  
 (17:29) 🧑 andy48: sissi püüh dann lass es  
 (17:34) 🧑 pluto23: boa das ja echt übel heute

### Ratlosigkeit, Verzweiflung

- (17:02) 🧑 Mia: mist!!!!komme nicht durch chat zu voll !!!uhu schreib mal im fenster  
 (17:27) 🧑 conni: tja, ist ja bald Vallentinstag 😞 😞  
 (17:34) 🧑 andy48: rrrrrrrrrrrrrr mein k geht ni richtig

### Enttäuschung, Einschränkung

- (17:28) 🧑 pluto23: boa is das ein scheiß tag heute  
 (17:10) 🧑 quelle: 😞 so sieht frühling aus määäääääääääänsch  
 (17:32) 🧑 Racheengel: tja, *die neuen mods ham echt keinen sinn für humor mehr...*

### Mitleid

- (13:21) 🧑 OIsabelO: *Oh manno 😞, wusste ich nicht...*  
 (12:35) 🧑 HariboBärchen: japs.... oh..man campino war gar nich da... 😞  
 (12:39) 🧑 mariella: uiiiii, *redbull bin erst seit kurzem hier..hab sie aber noch nicht gesehn..sie kommt sicher noch !!*  
 (12:40) 🧑 akki: 😞 *oh ich war ganz früh um 5 00 da aber ich weiß er liebt dich!!!*

### Kontaktaufnahme

- (13:19) 🧑 kcl\_26: hallo zusammen  
 (13:20) 🧑 sugar baby love: jo jule wie gehts  
 (13:19) 🧑 spinner: nana süsses girl  
 (12:40) 🧑 Nikolaos: Hmmmm....? versteh ich nicht  
 (19:41) 🧑 mamamia: halli hallo bin neu hier  
 (12:34) 🧑 mariella: *rebull 😊😊 naaa duuu ??? 😊*  
 (12:36) 🧑 sdffsdf: Yeaaaaaaah wie geht's?

### Aufforderung zur Ruhe

- (13:29) 🧑 SAbriana: SISSI, SSSSTT!!! SONST KICK!!!

### Schmerz

- (13:22) 🧑 sonya19#: aaaaaa, neihahein will nicht .... 🤖



**Bedauern, Besorgnis, Kummer, Trauer**

(12:35) 🐻 **HariboBärchen:** japs.... oh..man campino war gar nich da.. 🙄

(17:26) 🐻 **quelle:** oje surfer ! sag trotzdem einen gruss

(12:32) 🐻 **HariboBärchen:** ohh..... wollte gestern vorbei schaun hatte aber keine zeit ..uff...

**Wut**

(12:40) 🐻 **HariboBärchen:** zZzzz.....

(12:40) 🐻 **Sandra39:** wrrrrrr, nerv mich nicht immer ,oder ich blockiere

**Ironie, Missachtung, Spott, Verachtung**

(13:23) 🐻 **oOSaintsOo:** wow leute hier ist heute nen deutsch drin^^ autsch 🗣️

**5. Stilistische Besonderheiten im Chat-Korpus**

Die Stilistik der Chatsprache ist der der gesprochenen Umgangssprache sehr ähnlich. Das Bedürfnis, Emotionen auszudrücken, fördert Kreativität. Bereits in einem kleinen Abschnitt lassen sich zahlreiche Stilmittel feststellen, die mit Interjektionen und Emoticons zusammen vorkommen bzw. durch diese unterstützt werden:

**1. Verwendung von Interjektionen**

(19:41) 🐻 **prinzess\_20:** mhhh

(19:42) 🐻 **Marion:** oh pia

(19:42) 🐻 **erika b:** huhu..... 🤪

(19:43) 🐻 **Andi:** Sabrina ihr alkis loool

(19:45) 🐻 **Andi:** mmmhhh lecker brina

(19:46) 🐻 **süße:** heeey 😊

(19:46) 🐻 **mick31:** ich finds hmmm.....

(19:49) 🐻 **sonya19:** hääh ?? 🤪

(19:50) 🐻 **CHICOOO:** AHAAAAA!!!!!!!!!!!!!! wo bist du von nürnberg

(19:50) 🐻 **HariboBärchen:** ohh..... wollte gestern vorbei schaun hatte aber keine zeit ..uff...

(<http://www.ChatFun2000/>, 9.2.2010)

In Expertenchats treten Interjektionen, Partikeln und Emoticons dagegen relativ selten auf.

**2. Onomatopoesie**

(13:22) 🐻 **iDn:** KLINGEL LING?????????

(13:25) 🐻 **oli:** haaaloo! klopf klopf!!!





(13:29) 🐼 **Uhu:** KI KI RIE KI 🐼  
 (<http://www.chattalk.de/>, 21.1.2010)

Es handelt sich hier um lautmalerische Satzäquivalente, bei denen der Klang die Bedeutung des Wortes unterstreicht.

### 3. Graphostilistische Mittel: Emoticons (☺), Interpunktion (!!!!!)

(12:43) 🐼 **Süßer:** *HHHHeyyyyyyyyy!!!! Girls lust zu Chatten???? bitte melden ^^*

(12:43) 🐼 **mariella:** ☺☺☺☺ andyyyy !!!!!

(12:43) 🐼 **Mausi<3:** Hi zusammen!!!! 🐼🐼🐼

(12:43) 🐼 **silvia,,,: sissi 🐼 wat soll denn dat????**

(12:43) 🐼 **darten65:** HariboBärchen ok, aber du gehts zu erst. 🐼🐼  
 (<http://www.ChatFun2000/>, 10.02.2010)

### 4. Akronyme (Initialworte) und Abkürzungen:

(17:02) 🐼 **Nemo:** BTW welche rechnung lesly?

(17:10) 🐼 **Nemo:** cu, bis am abend ,bin ma baaaaaaadaan 🐼🐼 lol

(17:10) 🐼 **HariboBärchen:** bb, 🐼 4U

(17:21) 🐼 **Sabrina:** 🐼 @ all B2K

(<http://www.ChatFun2000/>, 11.02.2010)

Bei den Akronymen handelt es sich um Kurzwörter, die aus den Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter zusammengesetzt sind, z.B.: „BTW“ (By The Way = übrigens), „lol“ (Laughing Out Loudly = intensives Lachen), „B2K“ (BTK= Back To Keyboard = zurück an der Tastatur).

Begriffe wie „cu“ (See You = Tschüss, man sieht sich!) oder „4U“ (for you= für dich) sind keine Akronyme, sondern homophone Abkürzungen, das heißt, sie klingen gelesen wie der auszudrückende Satz („see you“, „for you“), sind aber keine Initialworte.

### 5. Inflektive – unflektierte Verbform, die als Kurzform außerhalb der Syntax ganzer Sätze verwendet wird: „seufz“; „grins“. Oft kommen sie in den sog. Asterisken (Sternchen) vor: \*seufz\*, \*grin(s)\*, \*wink\*, \*froi\*, \*fuercht\*, \*lol\* oder \*lach\*.

(13:19) 🐼 **SWEETJUNG:** HALLO UHU 🐼 🐼 *\*knuddel\**

(13:23) 🐼 **sonya19#:** Hi Remo.... *\*gg\**

(13:29) 🐼 **hubbi:** is sooooo laaangweilig *\*gäh\**

(<http://www.chattalk.de/>)

*\*gg\** (großes Grinsen)





Inflektive werden verwendet, um Empfindungen und Gefühle oder Aktivitäten wie Lachen, Weinen, Gähnen zu signalisieren. Es gibt auch Interjektionen, die etwas benennen (seufz); dabei spielt das Geräusch eine zweitrangige Rolle, viel wichtiger ist die Empfindung. Noch deutlicher ist es bei \*nachdenk\* oder \*knuddel\*, wo kein Bezug auf ein akustisches Phänomen zu verzeichnen ist.

## 6. Iteration von Buchstaben und Interpunktionszeichen

- (13:19) **andy48:** uuuuu nöööö mir doch egal  
 (13:19) **Uhu:** lila 2 ich bin uhhhhhhhu haaaaalloooooooooo!!!!  
 (13:22) **Remo:** ich nanana  
 (13:23) **Uhu:** weise feder küüüüüsss  
 (<http://www.chattalk.de/>, 21.1.2010)

Besonders häufig wurden in dem untersuchten Chat die Interjektionen oder einzelne Buchstaben in den Interjektionen wiederholt, um Emphase zu markieren.

## 7. Kleinschreibung und Großschreibung

- (19:35) **Anke:** SABRINA ----DAS IST ABER NICHT GUT MACHE DOCH NOCH MAL EINEN NEU START  
 (19:35) **leonidas:** hey an alle, eine nette w lust zu chatten?  
 (19:35) **ich suchesie:** jemand im aus dem raum meißen oder riesa hier???  
 (19:37) **SURFER01:** DANN IST GUT MUSS DIR NACHHER MA WAS LUSTIGES ERZÄHLEN HAHAHAAAAHA  
 (19:37) **Janine117ChiL:** HaY LeutE!  
 (Chat.Fun2000.info, 9.2.2010)

Gemeint ist hier eine absichtliche Verwendung von Klein- und/oder Großbuchstaben, um etwas zu signalisieren. Während die permanente Kleinschreibung als Ausdruck der Lässigkeit bzw. als Ausdruck der Ökonomisierung des Produktionsaufwandes eigener Beiträge interpretiert werden kann, wird die Großschreibung als stilistisches Mittel der Hervorhebung betrachtet. Die großen Buchstaben werden verwendet, um etwas klar und deutlich auszudrücken bzw. um den anderen Usern gegenüber seine Überlegenheit zu demonstrieren.

## 8. Ellipsen

- (19:37) **CHICOOO:** OH GOTT ERWISCHT WORDEN!!!!   
 (19:38) **zimt:** mir?????? hääh???  
 (19:38) **flügelchen:** viel besser thx  
 (16:59) **quelle:** mich hier nichtsahnend zurücklassen und fortfliegen   
 (Chat.Fun2000.info, 9.2.u. 11.2.1010)





Ellipsen, die den Eindruck eines Telegrammstils erwecken, dienen vor allem der Sprachökonomie. Obwohl ganze Satzteile ausgelassen werden, sind die elliptischen Sätze im Kontext eindeutig zu interpretieren.

### 9. Affektivität und Emotionalität der Gespräche (... *echt der Hammer*, ... *voll krass*)

- (17:08) 🐼 **Sissii:** andy48 du bis der hammmmmerrr jeehaaaaa  
 (17:10) 🐼 **quelle:** 😊 so sieht frühling aus määääääääääänsch voll krasssss  
 (17:28) 🐼 **andy48:** wow!!!! christine du bist soooo schlau  
 (17:31) 🐼 **verbrecher:** finde ich voll cool ehhe  
 (Chat.Fun2000.info, 9.2 u. 11.2.2010)

Hieraus wird deutlich, dass die Hauptfunktion der Interjektionen das Ausdrücken von Emotionen ist – einerseits gegenüber dem Chatpartner, was man als Affektivität bezeichnet und andererseits gegenüber dem Gesprächsobjekt, was als Expressivität bezeichnet wird.

### 10. Umgangssprache und Dialekte

- (17:35) 🐼 **kuh40:** ich mach mich jetzt vom acker, viele grüße an alle mods 🤗 bb  
 (19:36) 🐼 **pia568:** 😊 😊 zimti huhu nabend dirchen  
 (19:39) 🐼 **Sabrina:** Kerstin aso schade naja habsch mit rene alleine weischt ob remo auch nachtdienst macht, SURFER01'-nöö sach jetzt  
 (19:46) 🐼 **CHICOOO:** HÄY CHICA-LÄDY'S WER IST DER WAHRE CHICOOO 🤔??  
 (12:37) 🐼 **MR LOVER:** sissi ich bin ein jaa jaaanz lieber SISSI hahaha  
 (Chat.Fun2000.info, 10.2.2010)

## 6. Resümee

Nicht nur unter „jüngeren“ Chattern, auch bei dem älteren Semester kann man Interjektionen und Emoticons finden, die in der Funktion einer Begrüßungsfloskel oder zur Demonstration bestimmter Gefühle oder psychischer Zustände verwendet werden. Sie haben dort gesprächsstrukturierende und steuernde Funktion und sind wichtige pragmatische Signale für den Hörer. Interjektionen werden in der Schriftsprache verwendet, um den Texten eine lebendige, (auch umgangssprachliche) Note zu verleihen und die gesprochene Sprache nachzuahmen. In der Chatsprache üben sie noch mehr Funktionen aus. Sie signalisieren eine soziale und referentielle Nähe. Sie schaffen eine Atmosphäre der Vertrautheit zwischen den Gesprächspartnern und steuern das Gespräch. Mit den entsprechenden Interjektionen kann man eigene Äußerungen kommentieren und nuancieren.





Die aktuelle Bedeutung der Interjektionen geht aus dem Kontext hervor. Es gibt Interjektionen, die polyfunktional sind und die sowohl positive als negative Emotionen ausdrücken können. Es gibt auch Interjektionen, die nicht wirklich spezifische Emotionen ausdrücken, wie z.B. na und ach, die lediglich eine emotionale Beteiligung signalisieren. Obwohl sie in konkreten Situationen und je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen und Funktionen erfüllen können, haben sie dennoch einige Merkmale, die konstant bleiben:

1. eine kommunikationssteuernde Funktion: Gesprächssequenzen (Begrüßung, (Verabschiedung, Signalisierung von Denkprozessen [*hmm*, *ähm*, *ebb*])
2. eine expressive Funktion
3. eine evaluative Funktion

Sehr treffend fasst Kleemann (1980) das Wesen der Interjektionen zusammen:

Wir suchen Interjektionen (...) vergeblich in wissenschaftlichen Texten. Sie gedeihen – wie übrigens auch Ellipsen – zunächst überhaupt nicht auf Papier, sondern vielmehr in der gesprochenen Sprache, und zwar in den Bereichen des Lebens, in denen man sich seines Gemütes nicht schämt. Sie sind Elemente dramatischen Ausdrucks, und es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Gefühlsnuancen in unserer Muttersprache durch Interjektionen dem Gesprächspartner kundgetan werden kann. (Kleemann 1980: 8)

Die Verwendung von Interjektionen und Emoticons, die sich sogar im Duden (Deutsche Orthographie) etabliert haben, zeugen von der Bedeutung dieser semiotischen Zeichen. Es ist noch nicht abzusehen, welchen Einfluss die elektronischen Medien auf die Kommunikationskultur haben werden. Pragmatische Funktionen der emotiven Elemente der Chatsprache stellen auf jeden Fall ein interessantes Untersuchungsgebiet dar, das immer noch auf seine Forscher wartet.

## Literatur

- Bader, Jennifer (2002): Schriftlichkeit und Mündlichkeit in der Chat-Kommunikation. In: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-29.pdf>. In: Networx. Nr. 29.
- Ehlich, Konrad (1986): Interjektionen. Tübingen (Linguistische Arbeiten 111).
- Engel, Ulrich: Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. 2. Auflage (noch nicht erschienen) Band: Unflektierbare Satzäquivalente (Fraczyk, Danuta).
- Hofmann, Janina (2010): Aspekte gesprochener Sprache im Chat. In: [wikis.zum.de/ibk/.../Aspekte\\_gesprochener\\_Sprache\\_im\\_Chat](http://wikis.zum.de/ibk/.../Aspekte_gesprochener_Sprache_im_Chat).
- Kleemann, Fritz (1980): Der Gebrauch der Interjektionen bei Wilhelm Busch. In: Sprachpflege 1980/1, S. 8-11.





- Searle, John Rogers (1974): Was ist ein Sprechakt. In: Schmidt, Siegfried Josef (Hrsg.). *Pragmatik I*. München, S. 84-102.
- Storrer, Angelika (2001): Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. In: Lehr, Andrea/ Kammerer Matthias (Hrsg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*. Berlin ([http://www.evawyss.ch/\\_pdf\\_zsmk/chat.pdf](http://www.evawyss.ch/_pdf_zsmk/chat.pdf)).
- Sweep, Josefiën (2008): Form, Bedeutung und Funktion der Emotionen im Chat. In: Foolen, Ad/ van Gemert, Guillaume (Hrsg.): *Duits en Nederlands in taal en cultuur*. Nijmegen. S. 85-118.





# Sprachliche Mittel der Persuasion in deutschsprachigen Pressepolonica des 16. Jahrhunderts

*Anna Just*

## 1. Einleitung

Im Kontext historisch-textlinguistischer Untersuchungen einer frühneuzeitlichen städtischen Kommunikationspraxis und vor dem Hintergrund der Annahme, dass einerseits die – durch die Erfindung der Typografie bedingt sowie begünstigt – verstärkte Ingebrauchnahme von Schrift und Schriftlichkeit seit dem 16. Jahrhundert und andererseits das wachsende Bedürfnis der städtischen Öffentlichkeit nach Informationsaustausch zu einer bedeutsamen – qualitativen und quantitativen – Zunahme von Kommunikationsmedien beigetragen haben, scheint eine Hinwendung zu frühneuzeitlichen gedruckten Flugblättern und -schriften von erheblicher Bedeutung zu sein. Im 16. Jahrhundert waren gedruckte Flugblätter und -schriften – neben Briefen und aus ihnen entstandenen handgeschriebenen Zeitungen (sog. Zeitungsbriefe oder Briefzeitungen) – diejenigen Mittel und Medien der intellektuellen, kulturellen und pragmatischen Kommunikation, die die damals für berichtenswert gehaltenen Ereignisse und Neuigkeiten verbreiteten. Da ihnen bis auf eine Ausnahme die zeitungstypischen Merkmale, als da sind: Aktualität, Universalität (d.h. thematische Vielfalt der Nachrichtenauswahl) und Publizität (d.h. öffentliche Zugänglichkeit) zugeschrieben werden können, gelten sie als Vorläufer der periodischen Presse<sup>1</sup>. Das letzte zeitungstypische Merk-

1 Die angegebenen zeitungstypischen Kriterien weichen des Öfteren und teils beträchtlich von den heutigen Vorstellungen ab, und jedes von ihnen ist in Bezug auf Flugblätter und -schriften (als Prototypen der periodischen Presse) anfechtbar. So ist in der Frühen Neuzeit das Kriterium der Universalität noch nicht ausgeprägt, sondern erst im Entstehen begriffen. Viele der Flugblätter und -schriften übermitteln anfänglich nur eine einzelne Nachricht und erst mit der Zeit bieten sie mehrere Rubriken an. Auch das Kriterium der Aktualität entspricht nicht





mal der Periodizität bleibt bei den gedruckten Flugblättern und -schriften zwangsläufig noch ausgeklammert, da mit dessen Hinzutreten die Ära der nicht-periodischen Pressedrucke definitionsgemäß endet. Der Beginn der periodischen Presse in Europa wird generell auf das 17. Jahrhundert festgelegt. Freilich wurde diese Neuerung in den einzelnen europäischen Ländern nicht gleichzeitig eingeführt. Deutschland war das erste Land, in dem bereits 1605 die ersten Wochenzeitungen herauskamen<sup>2</sup>. Gegenüber Deutschland kam das reguläre Pressewesen in Polen erst rund 120 Jahre später in Gang: Die erste Nummer von *Nowiny polskie*, einer Wochenzeitung, datiert vom Januar 1729.<sup>3</sup>

Lange Zeit wurden die Flugblätter und -schriften als peripheres Schriftgut angesehen und demnach gering geschätzt. Die frühere Vernachlässigung dieser Druckerzeugnisse mag heute erstaunen, zumal diese je nach ihrem Geltungsbereich über zwei Jahrhunderte lang als Hauptmedium der Übermittlung von aktuellen Nachrichten dienten. Nicht zu übersehen ist dabei auch die Tatsache, dass mit schriftlichen Überlieferungen in diesen Vorläufern der periodischen Presse Texte vorliegen, die als sprachlich-kommunikative Phänomene diejenige Schnittstelle sind, an der Zusammenhänge zwischen Sprache, Gesellschaft und Pragmatik evident werden. Erst wenn man die soziopragmatische Einbettung der frühen Presseerzeugnisse mit berücksichtigt,

---

der heutigen Vorstellung. Festzuhalten bleibt allerdings, dass im 16. Jahrhundert bestimmte Geschehnisse sich auch eines länger andauernden Interesses erfreuten, so dass sie fortwährend beschrieben und kommentiert wurden, ohne an Aktualität zu verlieren. In einer Zeit, wo die gedruckte Nachricht eher rar war, wurde sie für die Leserschaft erst nach vielen Monaten obsolet. Auch der Schritt in die Öffentlichkeit geschieht nicht ohne Weiteres, was u.a. auf innen- und außenpolitische Wirren, Zensur, mangelnde bzw. zeitraubende Verkehrswege zurückzuführen ist. Sieht man jedoch einmal von den im Vorausgehenden geschilderten Unzulänglichkeiten ab und berücksichtigt die wohl wichtigsten Kriterien, die über die Zugehörigkeit eines Druckerzeugnisses zu Pressedrukken entscheiden, d.h. deren Informationscharakter und Aktualität der übermittelten Nachrichten, kann man die frühneuzeitlichen Flugblätter und -schriften in der Tat für Vorgängermedien der periodischen Presse halten.

2 Das Jahr 1605 gilt als Beginn der periodischen Presse in Deutschland. „Nicht von 1609, wie lange Zeit überliefert wurde, sondern schon von 1605 dürfte die Straßburger *Relatio* stammen, gefolgt von dem Wolfenbütteler *Aviso* von 1609.“ (Stein 2006: 200)

3 Allerdings wurde in Polen bereits 1661 der allererste Versuch zur Etablierung einer periodischen Zeitung unternommen. Es handelt sich um *Mercuryusz Polski*, eine Zeitung, die lediglich sieben Monate lang herausgegeben wurde. Die erste Nummer von *Mercuryusz Polski* erschien am 03.01.1661, die letzte datiert vom 22.07.1661. Insgesamt sind 31 Ausgaben erschienen. Nach dem Scheitern von *Mercuryusz Polski* verblieben die nicht-periodischen Presseerzeugnisse in ihrer Erscheinungsform als Flugblätter und -schriften weiterhin als Hauptform der Nachrichtenverbreitung.





kann man auf den mittels Sprache vollzogenen Kommunikationsprozess schließen. Eine solche Auffassung beruht auf der Überzeugung, dass der Sprachgebrauch in dem jeweiligen Pressefrühdruck – wie generell in sonstigen Schrifterzeugnissen – ständig in seiner Relation zu den außersprachlichen Faktoren des Kommunikationsprozesses betrachtet werden sollte, denn

Bedeutung „existiert“ nicht in den Wörtern oder Sätzen (allein), sondern konstituiert sich u.a. aus Sprachwissen, Voreinstellungen, Intentionen, Kontextbedingungen und kommunikativen Handlungszusammenhängen im jeweiligen konkreten Text. (Meier 2007: 606)

## 2. Erkenntnisziel

Aus der Hinwendung zu den Pressefrühdrucken als textlinguistischem Untersuchungsgegenstand ergeben sich also *sui generis* vier zentrale Fragestellungen und mögliche Analyseparameter. Zum einen ist das der *gesellschaftliche Handlungsbereich*. Darunter sind die Textproduzenten bzw. Absender und die Textrezipienten bzw. Adressaten als relevante Faktoren der konkreten kommunikativen Situation zu verstehen, die wiederum in einen gesellschaftlichen Handlungsbereich eingeordnet werden können (vgl. Meier 2007: 617). Im Falle der Flugblätter und -schriften fällt der gesellschaftliche Handlungsbereich der Kommunikation unter die Kategorie *öffentlich*. Zum anderen ist dies der *Kommunikationsbereich*, verstanden als die von der volkssprachlichen Schriftlichkeit erfassten Domänen, also sowohl der soziale wie auch geographische Raum (vgl. Meier 2007: 617). Flugblätter und -schriften sind in erster Linie Phänomene der *städtischen* Kommunikationspraxis. Allerdings wird der ländlichen Bevölkerung der Zugang zu gedruckten Nachrichtenmedien nicht vorenthalten. Selbst wenn ihr größter Teil lese- und schreibunkundig war, wurden doch viele Flugblätter und -schriften etwa in der Kirche oder im Wirtshaus vorgelesen. Diese Form der Verbreitung trifft allerdings auch auf die lese- und schreibunkundigen Einwohner der Städte zu. Dem Analphabeten wurde durch die in der frühen Neuzeit verbreitete Praxis des lauten (Vor-)Lesens geholfen:

Das Vorlesen/Lesenhören war [...] eine gesellige Praktik, die als häusliche Lektüre am abendlichen Herd oder in der Spinnstube, auf der bäuerlichen Diele oder im festlichen Salon, im freundschaftlichen Kreis oder in öffentlichen Versammlungen (Saal, Kirche, Platz usw.) geübt wurde. Sie hatte sich durch die Einführung der Drucktechnik nicht verändert. Auch gedruckte Texte (z.B. Schwänke, Traktate, Flugblätter, Zeitungen, Lesedramen, Briefromane usw.) wurden im Blick auf diese Darbietungs- und Rezeptionsformen verfasst. (Stein 2006: 260)





Zum *gesellschaftlichen Handlungsbereich* und dem Kommunikationsbereich gesellt sich der Funktionsbereich als dritter Fragenkomplex, wobei festzuhalten ist, dass der gedruckte Text – Mittel und Medium der Kommunikation – als Schnittstelle zwischen dem gesellschaftlichen Handlungsbereich und den über ihn vermittelten Funktionen anzusehen ist (vgl. Meier 2007: 618). Bei der Beschreibung der Funktion der Flugblätter und -schriften – hier, wie bereits angedeutet, als Vorläufer der periodischen Presse verstanden – wird explizit von deren Informationscharakter und somit deren Informationsfunktion ausgegangen. Daran schließt sich jedoch als vierte Fragestellung die *sprachliche Gestaltung* des Textes, d.h. die Art und Weise, wie die Nachrichtenübermittlung sprachlich realisiert wird.

Den Gebildeten bzw. Regierenden jener Zeit war die Macht des gedruckten Wortes wohl bewusst und die meinungsbildende Wirkung der Flugblätter und -schriften war nicht zu verkennen. Viele der Flugblätter und -schriften wollten die Öffentlichkeit nicht nur informieren, sondern versuchten vielmehr auch, die Anschauung der Leser/Hörer zu beeinflussen. Die Intention des Textproduzenten verbirgt sich z.B. in der stilistischen Gestaltung eines Textes:

Stilelemente treten in einem Text nicht zufällig auf, sie üben jeweils eine ganz bestimmte, vom Verfasser des Textes intendierte Wirkung aus und konstituieren in ihrem Zusammenspiel den Stil und die Stilwirkung des gesamten Textes. (Pfefferkorn 2004: 71)

Durch eine gezielte Auswahl und einen geschickten, gut durchdachten Einsatz von sprachlichen Mitteln kann der Text meinungsbildend wirken, ohne dass der Rezipient dessen gewahr wird. Eben darin drückt sich der persuasive Charakter einer Äußerung aus.

Auf die nicht immer verstehende, sondern eher durch Neugier auf verschiedenartige Ereignisse aus dem In- und Ausland bedingte Aufnahme der gedruckten Nachrichten und somit das dem gedruckten Wort entgegengebrachte Vertrauen der Leser/Hörer wird sogar in den Pressefrühdrucken selbst hingewiesen:

Nach dem es die tegliche erfahrung gibt / das || der mehrer teil vnter vns nur aus vorwitz  
|| vnd der vrsach halben solche neue zeitun= || gen vnd Historien keuffen vnnnd lesen  
/ auff das || sie etwas neues vnd sonderlichs vor andern wis= || sen / vnd erzelen mögen  
/ gar nicht aber / oder doch || wenig achten / wozu sie dienen / vnd was fürnem=  
| lich draus zu lernen [...].<sup>4</sup>

4 in: Warhafftige Neue Zeitung vom grausamen Feindt der Christenheit dem Moscowiter / wie er der Kön. Mayestat in Polen Abgesandten vnd zugleich jre Mitgefertden vnd Kauffleut empfangen vnd gehalten. Item / Wie er etliche seiner eignen Sted vnd Landschafften selbst Persönlich verwüestet / vnd mit dero Einwoneren / Edlen vnd Vnedlen / Bürgern vnd Bawren





Bei einem solchen Leser- und Hörerpublikum konnte das Gedruckte ohne Weiteres die vom Textproduzenten intendierte Wirkung erzielen.

Im Folgenden wird nun insbesondere eine der vier, im Vorausgehenden in groben Zügen dargestellten Fragestellungen aufgegriffen, und zwar die letztgenannte *sprachliche Gestaltung* des Textes, wobei die textexternen Faktoren (gesellschaftlicher Handlungsbereich, Kommunikationsbereich und Funktionsbereich), von denen angenommen wird, dass sie determinierend auf die textuelle und sprachliche Gestaltung wirken, ständig mit berücksichtigt werden. Es gilt also in erster Linie aufzuzeigen, welcher sprachlichen Mittel der Persuasion sich die Autoren des frühneuzeitlichen Vorgängermediums der periodischen Presse, wie es mit den Flugblättern und -schriften vorliegt, bedient haben, um die gewünschte Wirkabsicht der eigenen sprachlichen Äußerung beim Leser/Hörer zu erreichen, ohne durchschaut zu werden.

### 3. Sprachliche Persuasion und deren Mittel

Eine einheitliche und allseits anerkannte Definition der *sprachlichen Persuasion* ist bis heute wohl noch nicht gelungen. Üblicherweise wird unter Persuasion *Meinungs- und Handlungsbeeinflussung* verstanden. Der Terminus *persuasiv* bezeichnet in der Linguistik „[die] Eigenschaft einer sprachlichen Handlung, durch die der Adressat gegen seinen tatsächlichen oder angenommenen Widerstand von einer Meinung überzeugt oder zu einer Handlung veranlasst werden soll“ (Bußmann 2002: 508). Die sprachliche Persuasion bzw. Persuasivität einer sprachlichen Handlung fügt sich zwangsläufig in den Rahmen der appellativen Textfunktion (sprachliche Zeichen als Appelle an den Empfänger) ein, könnte jedoch auch als deren eigenartige Spielart, durch sublimе/spitzfindige Redeführung charakterisiert, verstanden werden. Während die rein appellative Textfunktion im Allgemeinen durch explizit performative Formeln oder grammatische und deontische Indikatoren (etwa Imperativsatz, Satzmuster mit *sollen* oder *müssen* und Infinitiv) realisiert wird, ist die appellative Intention einer persuasiven sprachlichen Handlung oft verdeckt und daher „ist p[ersuasives] Sprechen sorgfältig geplant und durch möglichst effektvollen Einsatz sprachlicher Mittel gekennzeichnet, z.B. durch rhetorische Figuren, indirekte Sprechakte, Konnotationen oder versteckte Präsuppositionen“ (Bußmann 2002: 508). Stanisław Barańczak definiert die persuasive Funktion einer sprachlichen Handlung als

---

gantz jemmerlich vnd erbermlich vmbgangen. Dem frommen deitschen Leser zur warnung vnd besserung in Druck verfertigt, o.O., 1570





das Bemühen, sich einen realen Einfluss auf die Denk- und Handlungsweise des Empfängers zu verschaffen, jedoch nicht auf dem Wege eines direkten Befehls, sondern mittels einer versteckten und indirekten Methode, so dass in einer sprachlichen Handlung eine andere als konative Funktion der Sprache dominant scheint (Barańczak 1983: 31) (Übersetz. A.J.).<sup>5</sup>

Eine solche Auffassung der persuasiven Funktion einer sprachlichen Handlung schließt den direktiven Charakter sprachlicher Handlungen aus, der nicht selten für eine *condicio sine qua non* der sprachlichen Persuasion gehalten wird und gleichzeitig Ausdruck einer direkten Einflussnahme auf den Empfänger ist. Vorausgesetzt, dass die persuasive Funktion einer sprachlichen Handlung ohne Direktiva zustande kommt, lässt sich die Persuasivität einer sprachlichen Handlung verhältnismäßig weit auffassen. Zudem soll – nach Walery Pisarek (2003) – keine sprachliche Äußerung der Persuasion entbehren, eine nicht-intentionale Äußerung gebe es demnach überhaupt nicht (vgl. Pisarek 2003: 9). Somit wird der unterschiedlichsten Auslegung des Terminus *sprachliche Persuasion* gewissermaßen Tor und Tür geöffnet.

Dem Textproduzenten steht ein reiches Repertoire an inner- und außersprachlichen Mitteln der Persuasion zur Verfügung. Für den vorliegenden Beitrag sind die innersprachlichen Mitteln der Persuasion von Bedeutung und das Augenmerk wird vornehmlich einer der im Folgenden genannten Gruppen entgegengebracht. Im Vorab soll jedoch eine knappe Übersicht über denkbare sprachliche Mittel der Persuasion gegeben werden. Grundsätzlich werden diese in drei große Gruppen eingeteilt (vgl. auch Abb.1). Zum einen sind das direkt persuasive Mittel, die sich in dem modalen Rahmen *ich will, dass du/Sie...* bewegen und mit morphologischen, lexikalischen und syntaktischen Mitteln realisiert werden. Zum anderen sind dies indirekt persuasive Mittel, denen wertende Einschätzungen zugrunde liegen. Die dritte Gruppe setzt sich aus sprachlichen Ausdrücken zusammen, über die man auf den Grad der Wahrhaftigkeit einer sprachlichen Äußerung schließen kann. Neben Ausdrücken von niedrigerem, mittlerem und höherem Grad gehört hierzu auch die Desinformation.

Alle sprachlichen Mittel der Persuasion eingehend zu behandeln, hätte den Rahmen dieses Beitrags gesprengt. Sprachliche Persuasion wird hier daher lediglich am Beispiel von indirekt persuasiven Mitteln dargestellt. Von deren genaueren Charakteristik wird noch an anderer Stelle des vorliegenden Beitrags zu sprechen sein.

---

5 „usiłowanie uzyskania realnego wpływu na sposób myślenia i postępowania odbiorcy, jednakże nie drogą bezpośredniego rozkazu, lecz metodą utajoną i pośrednią, tak iż w wypowiedzi dominuje z pozoru inna niż konatywna funkcja językowa.”



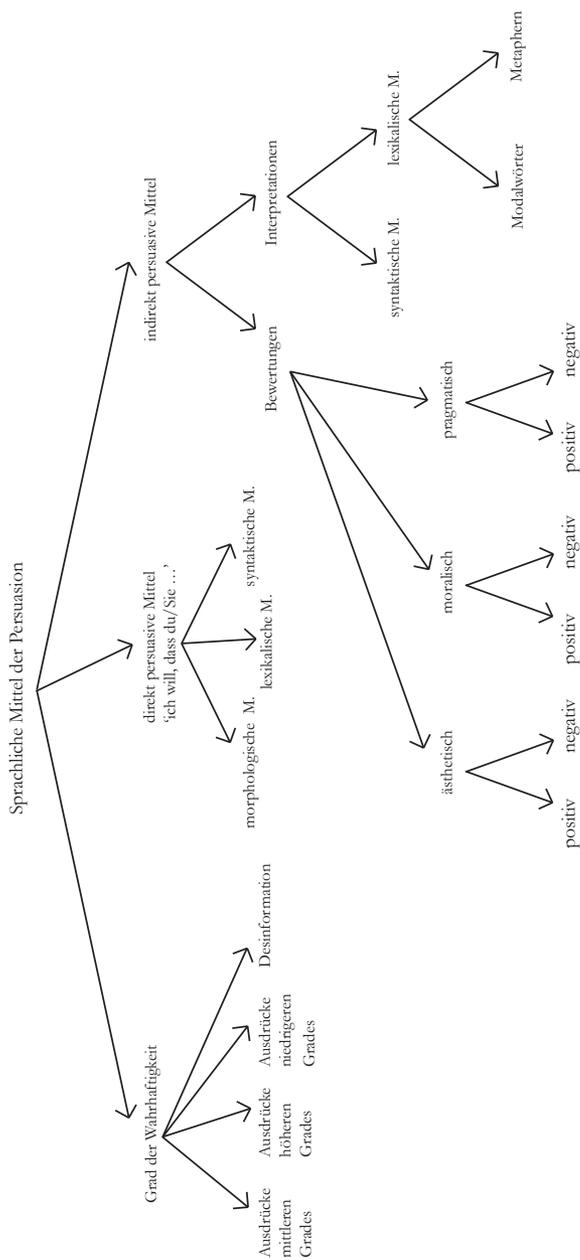


Abb.1: Sprachliche Mittel der Persuasion

Vgl.: Bralczyk J. 1981. *O języku naszej propagandy*. „Zeszyty Prasoznawcze”, Hefr 3, S. 11-22.  
 Bralczyk J., 2000. *Język na sprzedaż. Warszawa–Bydgoszcz: Oficyna Wydawnicza Branta*.  
 Wolińska O. 1987. *Język XIX-wiecznych wiadomości prasowych*. Katowice.  
 Pisarek W., 2003. „Perswazja – jak ją widzą, jak ją piszą”. [in:] *Język perswazyj publicznej*.  
 (Red. K. Mosiolek-Kłosińska i T. Zgółka). Poznań: Wydawnictwo Poznańskie.





#### 4. Allgemeines zum Untersuchungsmaterial

Wie einleitend angedeutet, sind die Flugblätter und -schriften sprachlich-kommunikative Phänomene, die in einen gegebenen sozial-historischen Hintergrund eingebettet sind. Daher ist deren sprachliche Gestaltung ständig in ihrer Relation zu den außersprachlichen Gegebenheiten zu betrachten, denn Sinn und Zweck von verwendeten sprachlichen Mitteln werden oft erst dann plausibel, wenn man diese vor dem Hintergrund ihrer Funktion betrachtet, die sie zu einem gegebenen Zeitpunkt und in einem gegebenen gesellschaftlichen Umfeld zu erfüllen hatten. Daher wird im Folgenden kurz auf das der Analyse zugrunde liegende Forschungsmaterial eingegangen.

Wie im Titel des vorliegenden Beitrags bereits angekündigt, geht es hier um deutschsprachige frühneuzeitliche Pressepolonica in ihrer Form als Flugblätter und -schriften. Warum Flugblätter und -schriften als Presseerzeugnisse angesehen werden können, wurde im Vorausgehenden schon erklärt. Erstaunen mag jedoch die Bezeichnung *deutschsprachige Pressepolonica*, denn üblicherweise werden mit Polonica polnischsprachige Druckerzeugnisse assoziiert. Mit Rücksicht auf deren (polenbezogene) Inhalte sowie unter Berücksichtigung weiterer Faktoren (etwa übersetzte Nachdrucke ursprünglich polnischer Veröffentlichungen, deutsche Druckorte der im Auftrag der polnischen Könige oder königlichen Kanzleien herausgegebenen Veröffentlichungen, die in der Frühen Neuzeit in Europa verbreitete Fremdsprachigkeit inländischer Publikationen, etwa Latein als immer noch gebräuchliche Lingua franca in bestimmten Bereichen des gesellschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Lebens) kann jedoch der Begriff erweitert werden, so dass darunter auch fremdsprachige Publikationen polnischer Angelegenheiten fallen. Die Auswahl des Forschungsmaterials erfolgte nicht von ungefähr. Seit dem Anfang der gedruckten deutschsprachigen Flugblätter und -schriften standen Polen und polnische Angelegenheiten nicht gerade im Zentrum des Interesses der deutschen Öffentlichkeit. Viel wichtiger waren ihr etwa Unabhängigkeitskämpfe in den Niederlanden, Hugenottenkämpfe in Frankreich, Auseinandersetzungen mit den Türken, Gräueltaten des Zaren Iwan des Schrecklichen und schließlich – was auch offensichtlich ist – innere Angelegenheiten des Deutschen Reiches, wo sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts politische und konfessionelle Spannungen zuspitzten (vgl. Pirożyński 1995: 148). Erst ab den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts rückt Polen in den Fokus der Europaöffentlichkeit und zwar wegen der freien Königswahl in Polen, die nach dem erblosen Tode des Königs Sigismund August (1572) und somit dem Erlöschen der Dynastie der Jagiellonen im ausgehenden 16. Jahrhundert dreimal stattgefunden hat. Dreimal haben sich auch habsburgische





Kandidaten um die polnische Krone beworben<sup>6</sup> und jedes Mal mussten sie ein Fiasko erleben. Genau diese Ereignisse behandeln die der Analyse unterzogenen Flugblätter und -schriften. In Hinblick auf die Erkenntnis, das negative Stereotyp der Polen gestalte sich allmählich im menschlichen Gemüt ebenso wie in der schriftlichen Kommunikation als Parallelerscheinung zu den von den Habsburgern verlorenen Bemühungen um die polnische Krone (vgl. Pirożyński 1995: 149), scheinen die gewählten Flugblätter und -schriften ein durchaus verheißungsvolles Untersuchungsmaterial auch hinsichtlich des Einsatzes von sprachlichen Mitteln der Persuasion zu sein. Allerdings wird hier nur auf diejenigen Flugschriften zurückgegriffen, die die erste und die zweite freie Königswahl thematisieren.

## 5. Indirekt persuasive Mittel in deutschsprachigen Pressepolonica

Wie dem in Abb.1 visualisierten Modell sprachlicher Mittel der Persuasion zu entnehmen ist, bilden die indirekt persuasiven Mittel eine umfangreiche Gruppe, die wiederum in zwei Untergruppen gegliedert wird, und zwar in *Bewertungen* und *Interpretationen*. Die Grundlage hierfür bilden wertende Einschätzungen des gegebenen Sachverhalts, die der Textproduzent implizit im Text formuliert. Durch eine gezielte Auswahl von lexikalischen und syntaktischen Mitteln kann der Textproduzent die Rezeption des Textes beim Empfänger beeinflussen und ihn für den Standpunkt des Autors gewinnen, ohne dass sich der Leser über die Absicht des Textproduzenten klar wird. Verdecktes Handeln ist eben elementarer Bestandteil der Kunst des Überredens.

### 5.1. Bewertungen

Die Lexik einer Sprache bietet eine Fülle von sprachlichen Mitteln, mit denen eine Bewertung des gegebenen Sachverhalts zum Ausdruck gebracht werden kann. Auch das Wortbildungssystem einer Sprache kann diese Aufgabe bewerkstelligen. Wertende Lexeme können *primär* oder *sekundär* sein. Zu primären Lexemen gehören Adjektive und Adverbien (etwa *gut*, *schön*), zu sekundären Substantive, in denen ein bewertendes Element mit enthalten ist, etwa *Gerechtigkeit*, *Betrug*, *Sklave*. Nach Wolińska (1987: 123) lassen sich drei Klassen von Bewertungen unterscheiden, und zwar *ästhetische*, *moralische* und *pragmatische* Bewertungen mit jeweils zwei Untergruppen: *negativ* vs. *positiv*.

---

6 1573 war das Ernst von Österreich, Sohn des Kaisers Maximilian II., 1575 der Kaiser Maximilian II. selbst und 1587 Erzherzog Maximilian III, drittältester Sohn des Kaisers Maximilian II.





## 5.2. Interpretationen

Unter *Interpretationen* werden hier Ausdrücke verstanden, in denen die eigentliche Bewertung in der Präsupposition enthalten ist. Dabei kommen beide Haupttypen von Präsuppositionen in Frage: gebrauchsbundene und zeichengebundene<sup>7</sup>. Das mit einer sprachlichen Äußerung Gemeinte wird hierbei nicht explizit zum Ausdruck gebracht, sondern die Deutung einer solchen Mitteilung liegt vielmehr im Bereich der Mutmaßung und die Aktivierung bzw. Erschließung von Präsuppositionen kann entweder über die Ausdrucks- bzw. die Inhaltsseite der sprachlichen Zeichen (bei zeichengebundenen Präsuppositionen) oder auch über Wissensbestände bzw. Alltagserfahrungen (bei gebrauchsbundenen Präsuppositionen) erfolgen. Präsupposition setzt im Grunde voraus, dass der Textproduzent und -rezipient über vergleichbares Weltwissen verfügen. Ausgehend von dieser Prämisse kann ein so gestalteter Text ganz im Sinne seines Produzenten verstanden werden. Ist dies jedoch nicht der Fall, und das nötige Wissen zur Ergänzung der Präsupposition fehlt, so dass die auf Präsupposition beruhende Äußerung nicht deutlich genug ist, kann diese zum Werkzeug sprachlicher Persuasion werden. Je schwieriger es ist, die Intention des Textproduzenten aufzudecken, umso höher ist dabei die persuasive Wirkung der Äußerung.

*Interpretationen* kommen mit Hilfe von syntaktischen sowie lexikalischen Mitteln zustande. Zu den syntaktischen Mitteln gehören grundsätzlich Konzessiv- und Adversativsätze, zu den lexikalischen dagegen Phraseologismen, Metaphern und Modalwörter (Modulanten).

## 5.3. Sprachliche Mittel der Persuasion in Pressepolonica von 1573-1574 (1. freie Königswahl)

Aus dem Jahr 1573 wurden lediglich drei Pressepolonica überliefert, die über die erste freie Königswahl in Polen berichten: Zwei sind italienischsprachige Drucke und das dritte Druckerzeugnis ist französischer Provenienz. Deutschsprachige Pressepolonica, die diese Problematik behandeln, kommen erst aus dem Jahr 1574. Es sind insgesamt acht Drucke, davon stellen nur zwei die Krönung des neu gewählten Königs dar, vier weitere beschreiben die Flucht des Königs Heinrich von Valois aus Polen. Ein Druckerzeugnis berichtet über die Hinrichtung polnischer junger Magnaten in Frankreich auf Befehl Heinrichs von Valois und der letzte über den nach der Flucht von Heinrich von Valois einberufenen Konvokationssejm zu Warschau.

---

7 Näheres dazu vgl. Linke/Nussbaumer (2004: S. 261ff.).





Der Druckort der beiden Flugschriften, die über die Krönung berichten<sup>8</sup>, ist nicht bekannt. Die sprachliche Gestaltung des Textes legt die Vermutung nahe, dass diese beiden Flugschriften keine Übersetzungen einer polnischsprachigen Vorlage sind und eher für deutsche Leser/Hörer vorgesehen waren, von denen anzunehmen ist, dass ihnen Land und Leute an der Weichsel nicht bekannt waren. Während die beiden Texte eher neutral die Zeremonie der Krönung darstellen, ist die Beschreibung des Landes und dessen Einwohner alles andere als neutral, und da der Leser kein in seinem Weltwissen abgespeichertes Schema bzw. Bild abrufen kann, lässt die Beschreibung bei ihm das vom Autor vorgegebene bzw. beabsichtigte Bild von Polen entstehen. So schreibt der Textproduzent:

Auch hat das **vngezüimte rochlos gesinde** / das || Tuch damit die Bienen bekleidet gewesen / vnter jhrer Maicst. vnnnd vor jrer augen mit gewalt hinweg geri= || ssen<sup>9</sup>.

Die Knechte und Mägde, die am Markt (in Krakau) waren und die Feierlichkeiten miterleben wollten, wurden als *vngezüimt* (ungezüimt) und *rochlos* (ruchlos, gemein) bezeichnet. Somit wurde mittels zweier primärer Lexeme eine negative Bewertung unterlegt. Betrachtet man in einem weiteren Schritt die Bedeutung von *züumen* als *einem Reit- oder Zugtier den Zaum anlegen*, so wird hier die Gesamtheit der Knechte und Mägde gleichsam einem losen, unkultivierten Volk, also einem *ungezüimten Gesindel* gleichgesetzt. An einer anderen Stelle liest man:

Dann die **grogen Polen** jnen solchs nit allein || den Frantzosen gethan haben / sonder des Churfür= || sten von Brandenbur abgesandten / welches des Her || tzogs Georg von Bug Son gewesen<sup>10</sup>.

Mit dem primären Lexem *grob* wurden die Polen wiederum negativ bewertet. In beiden Fällen liegt eine negative moralische Assoziation vor. Das bereits angeführte Zitat ist ein Fragment einer längeren Beschreibung der Unterkunft, die die Polen den zur Krönung angekommenen vornehmen Gästen angeboten hatten:

Es haben sich die Frantzosen vnter anderem / nach dem || sie nach Crackaw kommen / da man weder Herrn noch || Knecht einfuhrirret hat / sich im Schloß behelffen / vnd || der meiste theil **in den Polnischen federn darauß Korn** || **wechst** / gütlich annehmen müssen / sich gegen dem Kö= || nige beschweret / mit vorgebung / sie hetten

9 in: Warhafftige Beschreibung der herrlichen Krönung jetztmals regierender Königlichen Würde zu Polen, Anno Domini 1574

10 a.a.O.





in Franck= || reich der Polen Wagenknecht **bette mit samten decken** || so 4. elen lang neben den betten auff der erden gelegen / || untergelegt / da mann jnen doch nicht das Stro her= || wiederumb gern gebe [...].

Mit *den Polnischen federn darauß Korn wächst* sind wohl mit schlechtem(?) Stroh ausgestopfte Betten und mit Federn gefülltes Deckbett gemeint. In einer Gegenüberstellung mit *bette[n] mit samten decken* nimmt das Lexem *polnische* eine abwertende Bedeutung an. Wenn sich die Gäste über die *Polnischen federn darauß Korn wächst* beschwerten, dann wird über eine gebrauchsbundene Präsupposition (das Stroh war wohl nicht richtig ausgedroschen und nicht trocken genug, nahm die Feuchtigkeit auf und fing an, aufzukeimen) auf dürftige Bedingungen selbst am Königshof zu Krakau verwiesen.

Die Textverfasser der beiden Flugschriften sind zwar bemüht, beim Rezipienten den Anschein einer objektiven Wiedergabe der Ereignisse zu erwecken, indem sie etwa verhältnismäßig wortgetreu Gespräche zwischen dem König und den Polen aufzeichnen, doch lässt sich – aus der heutigen Perspektive – wohl vermuten, dass bestimmte Aussagen speziell auf das deutsche Leser/Hörerpublikum zugeschnitten waren, was z.B. folgende Textpassage deutlich macht:

Die Polen sollen dem Könige auch vnter anderm || wie er auff des Sborofsky Hochzeit gewest / fragen las= || sen / wie jhme jre Reuterey im einziehen / die dann sich || auff's stattlichste Mann vnd Roß / das doch nit schöner || hett sein mögen / gebutzt gewesen / gefiel / soll er gesagt || haben / es hette jme wolgefallen / doch weren die Teut= || schen Reuter hiergegen nicht zuerachten. Darauff || die Polen geantwortet || sie weren leuchte Reuter bey= || de an Mann vnnd Pferde / das weren die Teutschen || nicht / sie köndten auch bey tag vnd nacht einen stattli= || chen Zug thun. Darauff der König gesagt / er hielt || es dafür / dass es die Teutschen auch köndten / || aber es weren in jhren Landen zu viel || steinerne Zeune / dafür sie off't || nicht köndten<sup>11</sup>.

Zieht man nun textexterne Faktoren in Erwägung (der neu gewählte König Polens stammt aus Frankreich, die Krönung findet in Krakau statt, der Bericht ist deutschsprachig und allem Anschein nach für die deutsche Öffentlichkeit vorgesehen), dann wird ersichtlich, dass hier der Textproduzent bestrebt ist, einerseits die polnische leichte Reiterei (Husaren) in ihren Verdiensten und ihrem Kampfgeist herabzuwürdigen und dagegen die Überlegenheit der deutschen Reiter zu unterstreichen. Im damaligen Frankreich waren die deutschen Reiter gut bekannt und genossen einen guten Ruf, da sie während

11 a.a.O.





der Hugenottenkriege auf beiden Seiten erfolgreich kämpften. Mit einem Adversativsatz und zusätzlich einem Modalwort wird die Aufmerksamkeit des Lesers/Hörers auf die deutschen Reiter gelenkt:

es hette jme wolgefallen / **doch** weren die Teut= || schen Reuter **hiergegen** nicht zu-  
uerachten.

Beim Versuch der Polen, mit den Fähigkeiten ihrer Reiterei die der deutschen zu übertreffen, stellt der polnische König dagegen rückständige Entwicklung fest, indem er sagt:

dass es die Teutschen auch kündten / || **aber es weren in jhren Landen zu viel** ||  
**steinerne Zeune** / dafür sie offt || nicht kündten.

Mit einem Adversativsatz wird hier nicht nur auf die Fähigkeiten der deutschen Reiter hingewiesen. Vielmehr geht es hier auch darum, beim deutschen Leser/Hörer das Bild des zurückgebliebenen Polens aufkommen zu lassen, zumal dieser wiederum kein in seinem Weltwissen abgespeichertes Bild abrufen kann, um das Mitgeteilte kritisch zu revidieren.

#### 5.4. Sprachliche Mittel der Persuasion in Pressepolonica von 1575-1576 (2. freie Königswahl)

Aus den Jahren um die zweite freie Königswahl in Polen kommen 17 deutschsprachige Pressepolonica, in denen die Königswahl thematisiert wird: 16 sind im Jahre 1576 erschienen, ein einziger Druck kam 1577 heraus, wobei es sich hier um eine jüngere Ausgabe der bereits im Jahre 1576 gedruckten Flugschriften handelt. Aus dem Jahr 1575 ist leider keine diese Problematik behandelnde Flugschrift überliefert worden. Allerdings ist anzunehmen, dass es solche gegeben hat, aber in den Wirren der Geschichte sind sie wohl verloren gegangen. Der Verständlichkeit der im Weiteren angeführten Belegstellen wegen sei hier darauf hingewiesen, dass es im Dezember 1575 zur doppelten Königswahl gekommen ist: Am 12. Dezember hat der polnische Senat mit Erzbischof Uchański an der Spitze den Kaiser Maximilian II. zum König von Polen gewählt, wogegen nur zwei Tage später die Mehrheit der Adligen statt dessen den Fürsten von Siebenbürgen, Stefan Batory, zum König wählte.

Der größte Teil der einschlägigen Flugschriften beschreibt – was auch offensichtlich ist – die Anhänger des Habsburger Kandidaten. Thematisiert werden vor allem die Feierlichkeiten um die Wahl des Kaisers zum polnischen König, den die Polen **mit gebürlichen Reuerentz** behandeln und dem sie





mit sonderlicher Reuerentz glück gewünscht haben. Die beiden Lexeme *gebürlich* und *sonderlich* in Verbindung mit dem Lexem *Reuerentz* sollen bei dem Leser/Hörer das Bild des untertänigen Polen aufkommen lassen und zugleich die Größe des Kaisers hervorheben. Mit der Zwillingformel **steif und fest** sollten wahrscheinlich die guten Vorsätze des Kaisers Polen gegenüber noch stärker betont werden:

Nach volendung des Eyds haben jhre Maiest. angefan= || gen in Behemischer Sprach zu reden / doch gar leiß / das man || wenig dauon hören mögen / daraus man doch vnter anderm || so viel verstanden / das das jenige / was jre Keys. Maiest. ge= || schworen / **steiff und fest** sollte gehalten werden<sup>12</sup>.

Einerseits sprach der Kaiser leise und zudem in der böhmischen/tschechischen, einer für viele unverständlichen Sprache, andererseits wird mit dem Modalwort doch nachdrücklich betont, was er geschworen hat.

Dem Leser/Hörer wird die Zeremonie als ein für alle freudiges Ereignis dargestellt:

Vnd ist auff diesen tag **in allen winckeln vnd Ecken alle Freud** / || **Gasterey vnd Wolleben** / gewesen<sup>13</sup>.

Mit den sekundären Lexemen *Freud*, *Gasterey* und *Wolleben* wurde eine positive Bewertung des Festaktes vollzogen, und die Paarformel *in allen Ecken und Enden* soll das Ausmaß der Fröhlichkeit anschaulich machen. Der Textverfasser, der die Feierlichkeiten miterlebt hat, konstatiert zum Abschluss seines Berichts:

Also hat sich dieser Actus / so vil ich || gesehen vnd erfahren / **solemniter** zugetragen.

Es wird hier erneut die Aufmerksamkeit des Lesers/Hörers auf die allseits bezeugte Freude über die Wahl gelenkt, die im gesamten Text durchaus positiv bewertet wird. Nur an einer einzigen Stelle wird auf die Gegner dieser Wahl hingewiesen:

Nach Mittage ist die **Rebellische Botschafft aus Polen** || mit sechs Kutschen stark zu Wien ankommen / Was die bringen werde / wird man baldt hören / Doch ist von

12 in: Warhaffte Neue Zeitung Welcher massen die Römische Keys. Maiest. vnser Allergnedigster Herr von den Polnischen Abgesandten in Wien zu einem König in Polen declarirt vnd ausgeschrien worden. Gedruckt zu Leipzig M.D.LXXVI.

13 a.a.O.





jhrer Ma= || iest befohlen worden / man solle sie **herrlich vnd wol tracti= ren** / vnd nichts abgehen lassen.

Das negativ bewertende Lexem *rebellisch* gibt ein eindeutiges Urteil über die Polen ab, die die Wahl des Habsburgers nicht hinnehmen wollen. Über ihre Argumente wurde allerdings im gesamten Text kein Wort verloren. Dagegen wird mit den beiden primären Lexemen *herrlich* und *wohl* auf den Kaiser selbst referiert. Es geht hier also viel mehr um eine positive Bewertung des Kaisers als um die Art und Weise, wie man die Botschaft der abtrünnigen Polen aufzunehmen hat.

Unter den hier behandelten Pressepolonica gibt es auch solche, die die doppelte Königswahl eingehender darstellen und über beide Parteien berichten. In diesen ist wiederum von **rebellischen Polen** die Rede, und gemeint sind selbstverständlich Batorys Anhänger. Eine negative Bewertung dieser Partei wird durchgängig mit negativ wertenden Lexemen vollzogen:

Wie sie nun dis Schlos erobert / haben die **Rach gi= || rigen Polen** / nicht still gehalten / auch dem Podolichen || Woywoden / vnd dem Ertzbischoff in sein Land gefal= || len / dasselb **gräulich vorwüestet** / jhre Stedt vnd Dörffer || ander vbergeben.<sup>14</sup>

Der *Podolische Woywoda* soll selbstverständlich für das Haus der Habsburger sein. Kein Wunder also, dass der Textverfasser ihn sagen lässt:

Der Reuerendus aber vnd Primatus Lituania Du || catus Laski / Podolische Woywoda / Herr Dul= || uski haben das jnen widerrathen / sie der **deutschen thu || gend** vnd vermögenheit erinnert / des **Türcken Tyranny** || geschendet **vnd seine Meineidigkeit** mit vielen angezog= || nen Exempeln offentlich an tag geben / die Jncommo= || da was jhnen hieraus begegnen würde / angezeigt || .<sup>15</sup>

Das sekundäre Lexem *Tugend* in Verbindung mit *deutsch* soll auf den richtigen Kandidaten hindeuten und *Türcken Tyranny* und *seine Meineidigkeit* dagegen Batorys Anhänger blamieren. Der damalige Leser/Hörer konnte leider eine wesentliche Unstimmigkeit in der Aussage nicht feststellen: Der Primas Łaski, von dem hier wohl die Rede ist, starb bereits 1531. Wahrscheinlich ist hier der Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen Jakub Uchański gemeint, der in der Tat Anhänger von Maximilian II. war. Auch die bewusste Desinformation war also den frühneuzeitlichen Berichterstattern nicht fremd.

14 in: Gründlicher vnd warhafftiger bericht aller handlung, welche sich zugetragen haben mit Bathoro dem Siebenburgischen Woywoden; Erstlich Gedruckt zu Dantzig 1577.

15 a.a.O.





## 6. Fazit

Die frühneuzeitlichen Vorläufer der periodischen Presse befriedigten in erster Linie das Nachrichtenbedürfnis der Öffentlichkeit. Zweifelsohne dokumentierten sie das Zeitgeschehen und verbreiteten unter den Zeitgenossen die Kenntnis in- und ausländischer Angelegenheiten. Die Presseephemeriden vermochten jedoch auch die vom Verfasser gewünschte Wirklichkeit mitzugestalten und dies nicht zuletzt durch eine geschickte sprachliche Prägung der Berichte. In Wörtern, die eigentlich etwas benennen oder beschreiben sollen, sind oft genug auch wertende Elemente mit enthalten. Mit deren Färbung kann der Verfasser seinen Standpunkt unterschwellig kolportieren bzw. beim Rezipienten ein beabsichtigtes Bild des jeweiligen Sachverhaltes zeichnen, also persuasiv wirken. Die sprachliche Persuasion ist also keinesfalls ein Phänomen, das erst durch die spätere rasante Entwicklung der Massenmedien hervorgebracht wurde. Ganz im Gegenteil lässt sie sich bereits in den Anfängen der Ära der gedruckten Presse nachweisen.

Im vorliegenden Beitrag konnte nur ein Teilaspekt einer sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den deutschsprachigen Pressepolonica betrachtet werden. Weitere Untersuchungen könnten zusätzliche substantielle Erkenntnisse zu den bislang unterbewerteten frühen Presseerzeugnissen zu Tage fördern.

## Literatur

- Barańczak, Stanisław (1983): *Czytelnik ubezwłasnowolniony. Perswazje w masowej kulturze literackiej PRL*. Paryż.
- Bralczyk Jerzy (1981): *O języku naszej propagandy*. In: *Zeszyty Prasoznawcze, Zeszyt 3*, S. 11-22.
- Bralczyk Jerzy (2000): *Język na sprzedaż*. Warszawa-Bydgoszcz.
- Bußmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- Linke, Angelika/ Nussbaumer, Markus (2004): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen.
- Meier, Jörg (2007): *Textstrukturen und Textmuster. Zum Modell einer historischen Textlinguistik*. In: *Wich-Reif, Claudia (Hrsg.): Strukturen und Funktionen in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Franz Simmler zum 65. Geburtstag*. Berlin, S. 605-627.
- Pfefferkorn, Oliver (2004): *Stilistik und Rhetorik*. In: *Riecke, Jörg (Hrsg.): Einführung in die historische Textanalyse*. Göttingen, S. 66-89.
- Pirożyński, Jan (1995): *Z dziejów obiegu informacji w Europie XVI wieku. Nowiny z Polski w kolekcji Jana Jakuba Wicka w Zurychu z lat 1560-1587*. Kraków.
- Pisarek, Walery (2003): *Perswazja – jak ją widzą, jak ją piszą*. In: *Mosiołek-Kłosińska, Katarzyna/ Zgółka, Tadeusz (Hrsg.): Język perswazji publicznej*. Poznań, S. 9-17.
- Stein, Peter (2006): *Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens*. Darmstadt.
- Wolińska, Olga (1987): *Język XIX-wiecznych wiadomości prasowych*. Katowice.





# Beispielsätze, Kollokationen und Phraseologismen im *Polnischen Hand-Büchlein* von Jan Ernesti aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die makro- und mikrostrukturelle Charakteristik

*Agnieszka Frączek*

## 1. Einleitung

Gegenstand dieser Studie sind Wortgruppen, die in dem im Titel genannten deutsch-polnischen Wörterbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert vorkommen und die Anwendung von Stichwörtern widerspiegeln. Analysiert wurden ausschließlich die mehrgliedrigen Lemmata, welche in der Makrostruktur des Wörterbuchs zahlreich vertreten sind. Gesondert erforscht und beschrieben wurden Beispielsätze, Kollokationen und schließlich Phraseologismen, die zur Mikrostruktur des Wörterbuchs gehören.

### 1.1. Zur Person des Lexikografen

Jan Ernesti, ein Lehrer und evangelischer Prediger, wurde am 23. Juli 1632 in Kisielice (Fürstliches Preußen) geboren. Seine Ausbildung begann in Elbing (im September 1645) und fand am Gymnasium in Thorn (seit 1653) ihre Fortsetzung. Ernestis Aufenthalt in Thorn hat sich für seine künftige Tätigkeit als Lexikograf als sehr wichtig erwiesen: Denn hier konnte er, ein Bürger deutscher Abstammung, das Polnische erlernen. Im Februar 1657 wurde Ernesti an der theologischen Fakultät der Universität Wittenberg immatrikuliert und hat nach Abschluss seines Studiums, vermutlich 1662 (vgl. Kunicki-Goldfinger/Siekierska 2009), eine Arbeit als Lehrer in Bojanowo (Großpolen) aufgenommen. Von dort aus siedelte Ernesti (im Februar 1670, nach: Rombowski 1960: 230) nach Breslau über, wo er bis zu seinem Tode am 10. Dezember 1709 wohnte und arbeitete.

Seine Zeitgenossen kannten Ernesti vor allem als Verfasser von Handbüchern für den Polnisch-Unterricht. Mit ihren Flexionsmustern sowie prak-





tischen Sätzen und Dialogen haben Ernestis Handbücher sehr bald große Popularität unter den Benutzern erlangt und waren auch in Lehrerkreisen hoch geschätzt. Zum Teil wurden die Handbücher noch im 18. Jahrhundert in Breslau herausgegeben. Ernestis Methoden sind auch von einigen Verfassern anderer Handbücher übernommen worden.

## 1.2. *Polnisches Hand-Büchlein* – allgemeine Informationen

Mit seinen Arbeiten am deutsch-polnischen Wörterbuch hat Ernesti in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts begonnen. Obwohl es anscheinend schon seit längerem an einem Werk dieser Art ermangelte („ein dergleichen nöthiges Büchlein hätte längst sollen und können verhanden seyn“, so der Verfasser im Vorwort zum *Hand-Büchlein*), zögerte Ernesti lange mit der Aufnahme der Arbeit an seinem Wörterbuch. Er wusste nämlich, dass in Breslau gerade Balthasar Bertermann an einem großen deutsch-polnischen Wörterbuch arbeitete. Bedauerlicherweise starb Bertermann bald, und sein Wörterbuch wurde nie veröffentlicht. Heute weiß man nicht einmal, ob es ihm noch gelungen ist, sein Werk zu vollenden. Als klar wurde, dass die Hoffnungen auf eine Veröffentlichung des Wörterbuchs von Bertermann vergeblich waren, machte sich Ernesti an die Arbeit zu seinem *Polnischen Hand-Büchlein*.

Als Datum der Herausgabe des *Polnischen Hand-Büchleins* wird meist das Jahr 1689 in der Fachliteratur angeführt (vgl. Cybulski 1991, 1996). In manchen Veröffentlichungen (vgl. Nienaltowski 2008) taucht ebenfalls ein späteres Datum – das Jahr 1695 – auf. Nienaltowski vermutet, dass der Druck des *Polnischen Hand-Büchleins* aus finanziellen Gründen aufgeschoben und die Herausgabe erst 1695 möglich wurde. Zusätzlich wird die Frage des Datums dadurch kompliziert, dass das Jahr der Herausgabe weder auf dem Titelblatt noch an irgendeiner anderen Stelle im Wörterbuch steht. Es gibt unterdessen ein anderes Datum: Am Ende seines fünf Seiten langen Vorworts setzte Ernesti den Vermerk *Breslau, den 2 Julii, 1689*. Aleksander Rombowski erwähnt noch ein weiteres Vorwort – und zwar zum zweiten Teil des Wörterbuchs (vgl. *Bibliografische Beschreibung*), das vom 1. März 1690 datieren soll (vgl. Rombowski 1960: 145). Das Exemplar<sup>1</sup>, das mir zur Verfügung stand, enthält unterdessen nur ein Vorwort – für den zweiten Teil des Wörterbuchs gibt es keine Einführung und nicht einmal ein eigenes Titelblatt. Rombowski informiert nicht darüber, ob er in das *Polnische Hand-Büchlein* Einblick genommen hat, er nennt weder die Signatur noch wenigstens die Bibliothek, in der das

1 Das Exemplar stammt aus Sammlungen der Bibliothek der Universität Warschau, Sign. 28.20.3.2362, Mikrofilm 17391.





von ihm erwähnte Wörterbuch aufbewahrt wird. Das Fehlen dieser Angaben im Falle des *Hand-Büchleins* sowie die Tatsache, dass Rombowski bei anderen Wörterbüchern, denen er seine Aufmerksamkeit widmet (z.B. *Summarsz*<sup>2</sup> von Ernesti oder *Przewodnik*<sup>3</sup> von Kuschius), detaillierte Angaben macht, lassen den Schluss zu, dass Rombowski kein Exemplar des Wörterbuchs von Ernesti zur Hand hatte. Möglicherweise hat er die Informationen über ein zweites Vorwort nach Estreicher reproduziert (vgl. Estreicher 1898: 97). Estreicher beruft sich wiederum auf ein Exemplar des Wörterbuchs aus der Lemberger Bibliothek der Nationalen Ossolinski-Anstalt, das aber nicht mehr existiert.

Selbstverständlich muss der Tag, auf den Ernesti sein Vorwort (Vorworte?) zum Wörterbuch datierte, nicht gleichzeitig das Datum der Beendigung und schon gar nicht der Herausgabe des Hand-Büchleins (bzw. eines seiner Teile) bedeuten. Sicher ist eigentlich nur, dass das Wörterbuch nicht früher als 1689 herausgegeben worden sein kann. Daher auch wird dieses – einzig im Druck nachgewiesene – Datum als das angenommene (!) Veröffentlichungsdatum des *Polnischen Hand-Büchleins* im Rahmen dieser Studie gelten.

### 1.3. Bibliografische Beschreibung

Das *Polnische Hand-Büchlein* wurde in Schweidnitz im Verlagshaus von Christian Okeln herausgegeben. Ernestis Wörterbuch umfasst 48 Bögen im Format 8°, um genau zu sein: 47 Bögen und 14 Seiten. Gemäß der in der Lexikografie des 17. Jahrhunderts üblichen Praxis wurden jeweils die ersten fünf Seiten jedes der 48 Bögen im *Hand-Büchlein* (vgl. Abb. 2-4) beschrieben. Die Bögen wurden mit großen Buchstaben (von A bis Z), die einzelnen Falzbögen mit arabischen Ziffern versehen. Weil jedoch das Wörterbuch mehr Bögen zählt, als es Buchstaben im Alphabet gibt, wurde beginnend mit der Spalte 514, das heißt mit dem Bogen vierundzwanzig, eine Doppelbezeichnung (für jeden Bogen zwei Buchstaben, ein großer und ein kleiner, z.B. *Aa*) und ab der Spalte 1458, das heißt dem Bogen siebenundvierzig – eine dreifache Bezeichnung (z.B. *Aaa*) verwendet. So auch findet sich unter den Spalten 1181-1182 beispielsweise das Symbol Pp4, welches für den vierten Falzbogen des Bogens achtunddreißig steht.

Neben den Bögen wurden ebenfalls die Spalten im Hand-Büchlein nummeriert, wobei die letzte Spalte die Nummer 1516 trägt. Zusammen mit dem

2 Ernesti, Jan: *Summarsz Niektórych, w Szkole, y w Domu, Zwyczajnych Mow (...), Kurtzer Begriff Etlicher in der Schul / und in dem Hause Gewöhnlichen Reden (...)*. Thorn.

3 Kuschius, (Kuś) Michael: *Wegweiser zur Polnischen / und Deutschen Sprache (...). Przewodnik Do Języka Polskiego (...)*. Breslau.





Titelblatt und dem sieben Seiten starken Vorwort zählt somit das Wörterbuch 766 Seiten. Teil eins des Wörterbuchs endet mit der Spalte 880 (Stichwort *Reissen etwas mit einem Kölchen*), Teil zwei beginnt mit dem Stichwort *Reissen einen*. In dem der Analyse unterzogenen Exemplar des *Hand-Büchleins* gibt es für den Teil zwei kein eigenes Vorwort beziehungsweise eine andere Form der Einführung, es fehlt ebenfalls ein gesondertes Titelblatt. Einzige Merkmale, die die Übergangsseiten des Wörterbuchs (mit den Nummern 879-880 und 881-882, vgl. Abb. 3) kennzeichnen, sind die sonst nirgendwo zu findenden Druckverzierungen unten an der Seite *verso* sowie ein großer Buchstabe R zu Beginn der Spalte 881 (solche Buchstabenzeichen finden im Wörterbuch nur da Anwendung, wo Stichwörter, welche mit einem bestimmten Buchstaben anfangen, zu Ende gegangen sind und jene mit dem nächsten Anfangsbuchstaben beginnen und niemals zwischen Stichwörtern, die mit demselben Buchstaben beginnen).

Der Text des Wörterbuchs wurde (bis auf das Vorwort) in zwei Spalten angeordnet. Jede Seite endet mit einem Kustos, d.h. einem Wort (bzw. einem Wortteil), mit dem die folgende Seite eingeleitet wird. Stichwörter sind in Bezug auf weitere Zeilen des jeweiligen Artikels vorgeschoben. Für jede der Sprachen hat Ch. Okeln eine andere Letter gewählt: Deutsche Wörter (sowohl Stichwörter als auch Bestandteile der Mikrostruktur) wurden in gotischer Schrift, dagegen die polnischen kursiv in Antiqua gedruckt.

Das *Hand-Büchlein* wurde auf einem sehr beständigen Papier gedruckt – das Exemplar, das mir zur Verfügung stand, befindet sich noch heute in einem erstaunlich guten Zustand. In typografischer Hinsicht ist das Wörterbuch unterdessen nicht perfekt – der Drucksatz ist nicht konsequent durchgeführt, es kommen ebenfalls Druckfehler vor. Des Weiteren sind manche Wörter, hauptsächlich wegen schlechter Letternqualität (dies gilt insbesondere für polnische Wörter) sowie wegen Überblendens der Buchstaben von der anderen Seite desselben Blattes, schwer leserlich.

## 2. Beispielsätze und Kollokationen

Obwohl das *Hand-Büchlein* ein Werk mit einer relativ reichen Mikrostruktur ist, kommen die meisten Sätze (vgl. a) und Kollokationen (vgl. b) nicht in der Mikro- sondern in der Makrostruktur<sup>4</sup> des Wörterbuchs vor. Denn im *Hand-Büchlein* überwiegen Stichwörter, die aus mehreren Wörtern bestehen – Verbindungen eines Substantivs mit einem Adjektiv (z.B. *Saubere Stube*, *Verachtete Bürger*), Infinitivkonstruktionen (z.B. *Abends dabei seyn*, *Uberantworten*

4 Mehr über die Makrostruktur bei Frączek (2009).





den Brief, Zuthun die Thür), einfache Sätze vom Typ: Subjekt + Kopulaverb + Prädikativ (z.B. *Wasser ist trübe*, *Zweck war gut*) und sogar ausgebaute Satzkonstruktionen (z.B. *Hund hat die ganze Nacht gebollen* oder *Wage nicht ein Grosses um eines Kleinen willen*).

## Beispiele:

a)

189:

Eiche hat der Wind mit Wurzeln ausgeriſſen / *Dąb Wiątr wyrwał z Korzeniami*.

638:

Lerche ſang ſchön / *Skowronek śpiewał wdzięcznie*: was habet ihr vor die Lerche gegeben? *a cóżście zą tego Skowronką dali*.

348:

Geheiß deß Herrn muß verrichtet werden / *Rozkázanie Pánkie musí bydź odpráwione, (wykonáne);* wer hat es geheißſen? *i ktoż rozkázal?*

1203:

Sie haben den Richter übertäubet / *uprzykrzyli się Sędziemu*.

b)

515:

Hügel erhoben / *Pógorek wynioły, (goreczka;)* [...]

667:

Mächtige Feind / *mocny, możny, potężny Nieprzyjáciel* [...]

925:

Saulen des Windes / *Szum wiatru, Śwíst, Chmíst, Głos*, das Saulen in den Ohren / *Szumi w Uſzu, Szum Uſzu* [...]

1347:

Unversöhnliche Freund / *nienublagány Przyjáciel*.Unverworrener Zwirn / *nepotárgane Nići* [...]

In der Mikrostruktur überwiegen umfassendere Beispiele (darunter Sätze), während typische, aus zwei Wörtern bestehende Kollokationen seltener vorkommen (vgl. a). Unter den vielfältigen Satzkonstruktionen (vgl. b) findet der Benutzer Aussage-, Frage- (vgl. *Handel*, *Sauſſen*) und Befehlssätze (vgl. *Machen*),





einfache und zusammengesetzte Sätze (vgl. *Schade, Schänden, Überfallen*) und sogar breitere Kontexte (vgl. den Dialog beim Stichwort *Tütten*). Die in den Sätzen verwendeten Verben schildern die Anwendung von verschiedenen Tempora (und entsprechenden Hilfsverben, vgl. z.B. das Stichwort *Veralten*), Genera verbi und Modi (vgl. *Schänden*), während Substantive in sämtlichen Kasus und beiden Numeri angewandt werden. In die Sätze werden darüber hinaus Hinweise zur Rektion von Verben (vgl. *Verwundern, Zweifeln*), Substantiven und Adjektiven (vgl. *Überdrüssig, Verbittert*) eingebunden.

Beispiele:

a)

1296:

Uhralte Müntze / *Źródawna Monetá*; ein uhraltes Kleid / *Źródawiecka Szátá*.

1350:

Unzucht / *Nierząd*; Unzucht treiben / *nierządem się bawić* [...]

b)

430/431:

Handel ist nicht wert her / *Správá tá nie wiele wárta* [...] was habet ihr vor Händel? *a což zú Burdy miedzý wámi?* [...]

665:

Machen und nicht aufziehen / *czynić á nie zwałcząć* [...] ich habe gemacht / ich werde machen / *czynilem, będę czynił, uczynię*, was wirft du hieraus machen? / *á což z tego uczyni]sz zrobisz*; mache ein Galtgeboth wo du Geld ha]t / *Źpraw Uczę (uczyni Bänkiet) jeśli ma]sz Pieniądze* [...] machet euch nicht zu weit von uns / *nie od dájajcie się od nas nájbyt dájeko* [...]

923/924:

Sauffen kan er gut / aber nicht arbeiten / *pić (zrzęć, łokáć) umie dobrze, ále nie robić* [...] *á cožci Pijań]two zú Pożytek przynio]to?* [...]

928/929:

Schade ist uner]etzlich / *Szódá (Utrátá) nienágrodna* [...] das Kind fiel vom Stuhl / aber man merckte keinen Schaden an ihm / *Dzic]cie Źpád]to z Stotká, ále niez]nác by]to (nie po]trze]żono, z]náj]żono) z]adnego Obrá]żenia nániem* [...] ich be]lorge mich nicht da]ß es mir Źchaden werde / *nie Źpodz]iewam się áby mi to Źkódz]ić miá]to* [...]

937/938:

Schänden eine Jungfer / *z]wałcz]ić Pannę* [...] der Schänder wáre werth da]ß er an der Prange ge]strichen wúrdé / *Gwałcz]ielby godz]ien by]t z]eby go c]ho]tano u P]regierzá*.





1180/1181

Tütten / *trąbić*; hat der Kùhehirt ſchon getütet? / *á juźżę Krowiarz trąbil?* wie ſoll er tütten / hat er doch keine Tütte / *á jákoź ma trąbić, wźdy niema Trąby* [...]

1188:

Überdrüſſig bin ich deß Obſtes / *ſyte(am) Owocu*; man kann deß Fleiſches nicht überdrüſſig werden / *nie moźę ſię Mieſo przejeſć* [...]

1190:

Überfallen deß Nachts den Feind / *przypáć ná Nieprzyjaćela w Nocy* [...] er wird die Stadt überfallen ehe ſie ſich verſehen werden / *uderzy ná Miáſto niź ſię ſpodźjeją* / die Nacht überfiel uns / daß wir nicht weiter kúnten fahren / *nápádla nas Noc źęſmy dáley jáchác nie mogli*.

1209/1210:

Veralten / *źſtárzeć ſię*; du biſt noch nicht veraltet / *nie źſtárzátes ſię* [...] der Baum iſt in der Erde veraltet / *Drzewo ſię źſtárzáło w Ziemi*.

1212:

Verbittert ſeyn / *rozgniewáć ſię*; er war auf den Diener trefflich verbittert / *rozgniewał ſię był bárzo ná Człádnicá* [...]

1291:

Verwundern ſich / *dźiwowáć ſię, dźiwuje ſię, dźiwowátem ſię, bede ſię dźiwował* [...] ich habe mich darüber nicht gewundert / *jam ſię temu nie dźiwował*; das Verwundern / *Dźiwowánie* [...]

1512:

Zweifeln an der Zuſage / (Verſprechen/) *wątpić o obietnicy, wąpitem, bede wąpiti*; ſie zweifeln ſehr an ſeinem Aufkommen / *wątpią bárzo o jego wzmoźeniu* [...]

Es kommt vor, dass (beinahe) identische Sätze mehrmals, in verschiedenen Stichwort-Artikeln, im Wörterbuch angeführt werden. Manchmal weisen die sich wiederholenden Beispiele geringfügige Unterschiede in ihrer Form (vgl. *verſtopffen* vs. *źuſtopffen* bzw. *besser* vs. *bester*) sowie gewisse orthografische Inkonssequenzen (vgl. *Rękáwem* vs. *Rękawem*) auf:

928-930:

Schade iſt unerſetzlich / *Szķodá (Utrátá) nienágodna* [...] mit einem Ermel verſtopffen iſt beſſer als mit dem ganzen Rock / *lepiej Rękáwem niź cáſy Sukniá żátákáć*.





1507:

Zuſtopffen / *zátyczká niewieſcia*; es iſt beſter mit einem Ermel als mit einem gantzen Rocke  
zuſtopffen / *lepiej Rękawem niż całą Suknią zátkać*.

Im *Hand-Büchlein* sind mitunter solche Beispielsätze und sogar ganze Mikrostrukturen vorzufinden, die – obwohl sie mit dem Stichwort semantisch verwandt sind – das Stichwort selbst (oft auch ein entsprechendes Äquivalent) jedoch nicht enthalten.

Beispiel:

1514:

Zwey-Achſler / *Oboſtronny, ábo Obojety*; er hält es mit dem und jenem / *y z tem y z owem nákláda, ná obie Strony Człowiek*; er weiß ſich in alle zu ſchicken / *káždemu ſię umie przymilić, (z káždem przéſtánie)*; er wilchet auf allen Bäncken auf / *y ſtrzyże y goli*.

Die Satzbeispiele – und insbesondere deren polnische Übersetzungen – geben einen interessanten Einblick in Ernestis Polnischkenntnisse. Es kommt überaus häufig vor, dass der Lexikograf die deutschen Sätze wörtlich übersetzt, woraus polnisch-germanisierte Sätze resultieren (vgl. *Eiche*). Ernesti unterlaufen außerdem Fehler einer anderen Art: Er verwendet zum Beispiel Präpositionen falsch (vgl. Stichwort Montag und die Präposition *o*, welche das deutsche um falsch wiedergibt) oder gebraucht unnatürliche Satzgliedfolgen (vgl. unter *Eiche*):

189:

Eiche hat der Wind mit Wurzeln ausgeriſſen / *Dąb Wiátr wyrwał z Korzeniámi*.

715:

Montag / *Poniedziátek*; um den Montag könnet ihr wieder herſprechen / *o Poniedziálku możecie tu zásię wſtąpić* [...]

Abschließend soll zum Ausdruck gebracht werden, dass sämtliche Beispiele im *Polnischen Hand-Büchlein* konsequent ins Polnische übersetzt werden, wodurch diese Benutzern beider Sprachen dienlich sein können. Obwohl das Übersetzen von Sätzen in zweisprachigen Wörterbüchern als selbstverständlich erscheinen könnte, war dies in den Werken aus dem 17. Jahrhundert nicht immer die Regel. Das Belassen von Beispielsätzen ohne entsprechende Äquivalente kam allerdings auch noch bei Verfassern von späteren Wörterbüchern, wie z.B. bei Bandtke<sup>5</sup>, vor.

5 Jerzy Samuel Bandtk(i)e: Słownik dokładny języka polskiego i niemieckiego do podręcznego używania dla Polaków i Niemców. Vollständiges Polnisch-Deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen. Wrocław (Breslau): Korn, 1806.





### 3. Phraseologismen

Neben den nicht lexikalisierten Beispielsätzen sind im *Polnischen Hand-Büchlein* ausgewählte Sprichwörter und phraseologische Wendungen zu finden. Anders als Beispielsätze und insbesondere Kollokationen tauchen Phraseologismen nicht in der Makro- sondern in der Mikrostruktur des Wörterbuchs auf. Der Verfasser signalisiert auf keine Weise, dass eine lexikalisierte Wortgruppe nicht wörtlich zu verstehen und zu übersetzen ist. Er erklärt auch keine Regeln, nach denen Phraseologismen einzelnen Stichwörtern zugeordnet werden. Zwar befinden sich die meisten von ihnen in der Mikrostruktur der substantivischen Artikel (dies gilt natürlich für Wendungen, die Substantive enthalten), manchmal sind sie jedoch auch in der Mikrostruktur der verbalen (vgl. *Sehen*) oder adjektivischen (vgl. *Liebe, Nachbar, Satt*) Stichwörter zu finden. Manche der Phraseologismen (meist handelt es sich dabei um deren Varianten) finden sich parallel in zwei Stichwortartikeln, vgl. *Hunds-Geld/Ursach*.

Beispiele:

242/243:

Gefallen [...] ein jeder Fuchs lobet [einen Schwanz / *każda Lśżka Ogon [woj chwali [...]*

517/518:

Hunds-Geld / *Zápłata Pśá (Pśia;)* [...] wer einen Hund [schlagen wil / findet leicht einen Prügel / *Kto Pśá chce uderzyć, łatwo kij Naleś.*

573:

Kopff iſt gut / *Głowá dobra* [...] [o viel Köpffe [o viel Sinne / *co Głowá to rozum [...]*

645:

Liebe Nachbar / *Mily Samsiad;* du biſt mir lieb wie das Saltz im Auge / *miles mi jak Sol w Oku.*

921:

Satt / *[yſy, a, e;* [...] wer ſich nicht zu ſatt isset und trincket / der lebet klüglich und lange / *kto nie doje nie dopije, ten mądrze y dlugo żyje.*

1043/1044:

Sehen / daß ſich die Pauren [schlagen / *widzieć, że się Chłopi biją* [...] wie man einen [siehet / [o hält man ihn / *jako cę widza, tak cę pđżca* [...]

1367/1368:

Urſach iſt nichtig / *Przyczyńná nieczyemna;* der Wolf kan leichtlich eine Urſach zu einem





Schaafe finden / *łacno Wilk ná Báráná naydźcie Przyczyynę*; einen Stock findet der leichtlich der einen Hund [chlagen wil / *łacno kij naleść, kto P]á chce uderzyć*.

Eine Überraschung bilden Phraseologismen, die in der Mikrostruktur von Stichwörtern auftauchen, welche keine Bestandteile von ihnen sind, vgl. den Phraseologismus oben *einen Stock findet...* unter dem Stichwort *Ursach* oder *ein jeder Fuchs lobet...* unter dem Stichwort *Gefallen*. Das Stichwort ist ebenfalls in folgender Wendung nicht enthalten:

1512-1514:

Zwey / *dwá, dwie, dwoje* [...] auf einmal viel thun / *jednem Poci]kiem káá (!) Wrobłow z]ábić* [...]

Unter dem Stichwort *Ziege* notiert Ernesti eine Wendung, die das Stichwort selbst nicht enthält, bloß hier – anders als in den bislang angeführten Beispielen – taucht in der polnischen Übersetzung das Äquivalent (*Kozá*) auf:

1469:

Ziege i]t fett / *Kozá tłústa* [...] einem Armen will ein jeder zu Kopffe wach]en / *ná pochyle Drzewo Kozý rádela]z]a (!)* [...]

Deutsche Phraseologismen werden gewöhnlich mithilfe von polnischen, ebenfalls phraseologisierten Wendungen selbst dann erklärt, wenn Syntax und/oder Metaphorik der polnischen und deutschen Phraseologismen – wie in den folgenden Beispielen – ziemlich weit auseinander gehen:

339:

Gedancke i]t verborgen / *Mysł z]átajona, (]kryta;)* [...] Gedancken ]ind Zollfrey / *Mysli do Woydá nie j]d]a (nie po]żywaja,) Mysli Urz]ad nie ]ad]i]* [...]

518:

Hunger schertzet nicht / *Głod nie Porit* [...] der Hunger lehret ]aure Aepffel e]ssen / *Głod t]ani Sytość drogá*.

1383:

Wa]l]er i]t trübe / *Wodá m]etná* [...] ]tille Wasser ]ind tief / *ćiche Wody Brz]egi podbier]aj]a* [...]

1514:

Zwey-Achsler / *Obo]stronny, ábo Oboj]etny* [...] er wi]chet auf allen B]ancken auf / *y ]trzy]y]y goli*.





Es fällt auf, dass Ernesti manchmal Bedeutungen von deutschen, nicht phraseologisierten Wortgruppen mithilfe von polnischen Phraseologismen darstellt. Meist sind diese Übersetzungen treffend und somit semantisch äquivalent, z.B.:

363/364:

Genießten der Güter / *zależy Dobr* [...] wer Fische genießen will / muß sich drum bemühen  
/ *kto Ryby chce jeść (!) musi się zmuszyć*.

372:

Geschwinder Bothe / *Prętki Pojeł* [...] was geschwinde entsethet / das vergehet geschwinde  
/ *co się rychło wznieci nie długo się świeci*.

1122:

Straffen die Ubelthäter / *karać Złoczyńców* [...] wen der Kleine gestraffet wird / hat sich  
der Große auch zu fürchten / *gdy Psęka biją y Lewek się niech boi* [...]

#### 4. Zusammenfassung

Ernestis Wörterbuch zeichnet sich durch seine außergewöhnlich reiche Mikrostruktur aus. Im Rahmen von umfangreichen, manchmal einige Spalten langen Artikeln des *Hand-Büchleins* hat Ernesti zahlreiche Kollokationen, Beispielsätze sowie auch Phraseologismen unterbringen können. Noch mehr Sätze und Kollokationen finden sich interessanterweise in der Makrostruktur des Wörterbuchs, wo solche Wortgruppen das Gros der Stichwörter bilden. Dermaßen ausgebaute Stichwörter, die in zeitgenössischen zweisprachigen Wörterbüchern kaum vorkommen, waren in der Lexikografie des 17. und 18. Jahrhunderts noch allgemein zu finden.

Es ist ebenfalls hervorzuheben, dass das konsequente Übersetzen von Kollokationen, Beispielsätzen und Phraseologismen ins Polnische einen besonders wertvollen Bestandteil des Wörterbuchs darstellt, wodurch das *Hand-Büchlein*, und insbesondere die darin enthaltenen Wortgruppen, die die Anwendung von Stichwörtern veranschaulichen, sowohl für den polnischen als auch für den deutschen Benutzer dienlich sein können.

#### Literatur

##### Primärliteratur

Ernesti, Jan: *Polnisches Hand-Büchlein Darinnen Nebst denen Stamm-Vieldeutenden-Sprüch-Wörtern, auch allerhand täglich vorfallende Redens-Arten enthalten. Vor die Breßlauische Polnische Schul verfertigt*. Drukarnia Christiana Olsena. Świdnica 1689 (?).





### Sekundärliteratur

- Claes, Franz (1977): *Bibliographisches Verzeichnis der deutschen Vokabulare und Wörterbücher*, gedruckt bis 1600. New York.
- Cybulski, Marek (1991): O języku polskim w rękopiśmiennym słowniku toruńskim z 1701 roku. In: Handke, Kwiryna (Hrsg.): *Polszczyzna regionalna Pomorza 4*. Warszawa, S. 51-61.
- Cybulski, Marek (1996): Fleksja polska w niemiecko-polskim słowniku toruńskim z 1701 roku. In: Kucala, Marian/ Rzepka, Wojciech R. (Hrsg.): *Studia historycznojęzykowe II*. Prace IJP PAN. Kraków, S. 241-249.
- Estreicher, Karol (1898): *Bibliografia polska*. Teil 3, Band 5. Kraków.
- Frączek, Agnieszka (2008a): *Dictionarium Germanico-Polonicum*, czyli *Toruński słownik niemiecko-polski (1700-1701) a Polnisches Hand-Büchlein Jana Ernestiego (1689)*. Podobieństwa i różnice. In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta (Hrsg.): *Vom Wort zum Text. Studien zur deutschen Sprache und Kultur. Festschrift für Professor Józef Wiktorowicz zum 65. Geburtstag*. Warszawa, S. 75-106.
- Frączek, Agnieszka (2008b): *Polnisches Hand-Büchlein von Jan Ernesti*. Einige Bemerkungen zur Funktion und Direkionalität. In: Lipczuk, Ryszard/ Jackowski, Przemyslaw (Hrsg.): *Wörter und Wörterbücher. Übersetzung und Spracherwerb*. Hamburg, S. 59-76.
- Frączek, Agnieszka (2009): *Siedemnastowieczny Polnisches Hand-Büchlein Jana Ernestiego*. Próba charakterystyki leksykograficznej. In: Skarżyński, Mirosław (Hrsg.): *LingVaria, Półrocznik Wydziału Polonistyki Uniwersytetu Jagiellońskiego, Jahrgang IV, Heft 1 (7)*. Kraków, S. 165-191.
- Gruszczyński, Włodzimierz (2000): *Wokabularze ryskie na tle XVI- i XVII-wiecznej leksykografii polskiej*. Warszawa.
- Hausmann, Franz Josef (1977): *Einführung in die Benutzung der neufranzösischen Wörterbücher*. Tübingen.
- Kunicki-Goldfinger Marek/ Siekierska Krystyna (2009): *Biogramy pisarzy i tłumaczy dzieł cytowanych w Słowniku języka polskiego XVII i 1. poł. XVIII w.* In: [http://xvii-wiek.ijp-pan.krakow.pl/pan\\_klient/index.php?wstep\\_zakl=biogr](http://xvii-wiek.ijp-pan.krakow.pl/pan_klient/index.php?wstep_zakl=biogr) (12.02.2010).
- Mendykowa, Aleksandra (1991): *Dzieje książki polskiej na Śląsku*. Ossolineum. Wrocław/ Warszawa/Kraków.
- Nienaltowski, Marek (2008): <http://www.olesnica.org/ErnestiJan.htm> (10.02.2010).
- Rombowski, Aleksander (1960): *Nauka języka polskiego we Wrocławiu. Koniec wieku XVI – połowa wieku XVIII*. Wrocław.
- Schröder, Konrad (1987-1995): *Biographisches und bibliographisches Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes, Spätmittelalter bis 1800*. Band 2. Augsburg, S. 77-78.





Abb. 1

3236  
I-2-635

1802

Johannis Ernesti

Polnisches Buchlein

Darinnen

Nebst denen Stamm- und Vielben-  
tenden: Spruch- und Wörtern / auch aller-  
hand täglich vorkommende Redens-  
Arten enthalffen.

Vor die Breslauische Polnische  
Schul verfertiget.



Schweidnit / 1687  
Gedruckt bey Christian Oelein.

Abb. 2

§10	Hur.	Hup.	§20	Hut.	Hüt.	§22
	riger wehlet nicht / achtet der Duncke nicht / Glodny nie przebiera, nie Szuka przymakow; der scheint keinen Hunger zu haben / der dieses und jenes nur kostet / Glodu ten znac nie czuje, co tego y onego tylko kosuje; ein Fauler wil stieber Hunger leiden / als sich regen / Leniny woli stieber Hunger / kto robi Gledem nie umrze; ich bin so hungerig nicht gewesen / nie takemglodny byl / glod- na byla, ) oder hungert dich schon / aboc sie jez ziec aboc; mich hungerte sich hätte einen Stein abge- bissen / jez mi sie ociulo nagad bym byl Kamienia; ein Hungerleyder / Mry- glod, Zmindak	meiniglich verthulich / Nierzadnik popolicie mi szczedny, (roczuiny;) er huret / nierzadem sie bawit; Huren- u. Hans / Zantus. Hurenkind ist glücklich / Be- kars (z kurny syn) szczesli- wy; der Hurenvort ist mi- der Hure davon gelauffen Ruffian uciokt z Nierzad- nicz; die Hurenvortin ist ein gottloses verfluch- tes Weib / Ruffianki bez- bozna przeklta / Nierwiadza Hurerer wird nicht alle- mahlt gleich gestraffet Nierzad (wzaczestwino nie byma zainze rowno ka- rany.	Hurtig ist er zu nehmen prętko ku wzięciu; hurtige Pauers Knecht / rzęci (rzęci, darski) Gbur- czyk. Hüpfen als ein Frosch / po- skakowac jako Zabw / skakowac jako Zabw poskakowac, poskakowalem poskakowac; sage nicht Hü- bis du darüber bist; na mow bup, az przeskoczysz Hust ist nicht gut / Kaszel ni dobry; husten als ein al- Weib	§21 Weib / kászel jakobara Babi; ich huste und kan nichts aufbringen / kásel a nie moge niczego wyká- selnac; er hustet isund nicht so sehr / nie kásel te- raz tak burzo; er hat sich genug zu hustet / wyká- selat sie; er hustet / es ist nicht vergeblich / er wil etwas haben / kásel nie darmo to, czego chce. Hut ist zuschnüthen / Kap- lusz pokrajany; was hat ber ihr von dem auffen? men des Huttes gegeben? a coze siez, odes / a wiele zeleczad formowania Ka- pelusz dala; ich werde auch mit dem Hute nicht davon lauffen / nie uciokt wam z Kapeluszem; Huth- macher hat gute Hütbe / Kapelusznie ma dobre Ka- peluszce, aber er gibt sie theuer / aleje drago daje, (przedawa) sich wilt lieber mit dem Huthmacher din- gen / wole z Kapeluszni- kiem zagonac; die Huth- macherin hat die Wolle lassen bringen / Kape- lusznie dala	§22 Infernička dala przywiez Wetne. Die Hutt ist erschossen / Strazca strzelona. Hütter ist verschlossen Straznik zszuty, (Straz.) Hüten das Vieh auf dem Felde / past bydlo na Polu past, pastem, bydl past; hüten sich vor dem Hun- de / strazac sie psa; ich hül- te mich vor dem falschen Menschen / strazac sie fa- lsznego Czlowieka, obra- nu sie, strazem sie, bydl sie straz; hüte dich vor Lügen / klamstwo sie straz; das Lügen hebet einem ehbare Menschen nicht an / Klamstwo nie czinowa Czlowiekowi nie przyjlo; wenn sich gleich einer vor etwas hütet / kto sie czego eloc pino straz; so kan er sich doch nicht allzeit genug hüten / prakcie nie zawsze sie wstr- zeze; hüte dich vor einem Mörder / drapieznego Wydzierce sie straz; ich rothe euch das ihr euch hütet / radz wam, aby- li	





Abb. 3

879	Rei.	Rei.	880	Rei.	Rei.	882				
Rein ist ausgetrocknet/ <i>Reinysch: ein Rheimscher Gulden / Ryski Zlay.</i>	Reis abgedrochens / <i>Gólcztamáná: verpochter Baumgaltzste: Draawa.</i>	Reise glücklich verrichtet / <i>Drogá sczeglina odprówna: G: Ot gebe Glück zur Reise / Boze sczegló zdarz Droge: wovn G: Ot zu seiner Reise Glück gegeben hätte / kiedyby Pan Bog zdarzyt byt Drogego: er hat die ganze Reise davon mit mir geredet / rozmawial sig ze mną otem przeze wój Droge: laß mich reisen zu meinen Freunden / i puść mię w Droge do Przejscia: moch: wo wird der Herr hindersich / das er anspannen läßt / á dokądże Wafscel: pojedzie: ze Wafscel: dajcie zaprzęgi: ich reise einen Kranchen zu reisen / ich will er mit / jady Choroze: na wieści: Wafscel: reise allein / G: Ot sy hoy Begleiter / jady Wafscel:</i>	<i>Sám Boze Wafscel: bykay: sie sind reisfertig / nógawali sig w Droge: sie sind von der Reise nach Hauise gekommen / Przejscialis z Drogi do domu.</i>	Reiser sind herfür gemacht / <i>Latorals wyrosly: ein bürres Reis / nichia Latorals: raffe den Hauffen reiser zusammen und legts ins Feuer / zgarus gromidz Chrofu á polé na Ogier.</i>	Reisiger hat das Pferd gesattelt / <i>Jedyny siodlat Konia: er hatte viel reiseiger bey sich / miał wiele Jedyny przyjechał: was eine große Zahl von reisingen Zeug / wiele byt Liczba jedynego Wójka.</i>	Reisen in dem Leibe / <i>gryzo nie w Zadyku: Zarcie w. Kiskach: morzenie.</i>	Reisen etwas mit einem Reichen / <i>rynowac co Wąglkiem / rynowac co Wąglkiem / rynowac co Wąglkiem / rynowac co Wąglkiem: das reissen ist nicht schädlich / Krywani nie szkodzi.</i>	Reisen einen / <i>targac bogo, targam, targalem, bóg targat: ich reise die Leinwand von einander / rozdzieram Plotno: rozdzieram, rozdzier: du wirst den Rieck in etliche Stücke reissen / rozdzierasz Sukię na kilka Szuk: die Junger wird das dreysache Schürlein nicht von einander reissen / nie zorniesz Wafscel: rrasiego Senara: du reisset das Luchlein / drzeze Conlly: ich reiß / ich habe gerissen das Tuch / und habe es nicht von einander reissen /innen / dártem Sukię, á niedzwagtem go rozdzierac: ich habe ihm den Mantel über dem Halße gerissen / zdártem mu Płaszcz z Szycy, zdártem Płaszcz z Szycy: G: Ot wird mich in meinem Anliegen nicht lassen / sondern daraus reissen / bog mię w ty Doleglosis nie zostawi, ale mię zney wyrywac: der herunter gerissene Rieck von dem Rie-</i>	Reisen mit dem Reiten / <i>jechać na Koniu (konna wierzchem: ) der Reiter / Jedziec, (Konny)</i>	Reisen / <i>podnacic, podnacic, podnacic, podnacic: wenn er mich nicht selber hätte dargu angetaget / kiedyby mię sam darczo nie byt podnacic: ich will den Herrn zu keinem Reiter reisen / nie podnacie Wafscel: do żadney Zaprzęgowis: die Reihung / Podnacka, Podnacka: der</i>

Abb. 4

1367	Urf.	Urf.	1368	Urf.	Urf.	1370
Worwurf that mir wehe / <i>Wroginie: Wyrzucanie mię bóla.</i>	Worzeiten waren die Bürger reich / <i>przed laty bywali mieszczanie bogaci, (niekiedy, przed tem.)</i>	Worziehen einen Jungen einem Alten / <i>przekładam Młodziego nad Starszego: der Vorgug / Przekaz: einem den Vorgug lassen / á dák komu Przekaz: den Vorgug haben / przedkonić: eine: hat in diesem / einem ander in jenem den Vorgug / jeden w tem, drugy w onem prodkie: er wolte ihm den Vorgug nicht lassen / niechciał mi dák wyprzod (wspaci, pólćić.)</i>	Wraub / <i>odpazczzenie, dozwolene: der Knabe hat um Wraub / hinaus zu gehen / Chlopiec (Páchole) przedo Dozwolenie ná Dwór wymsic: mit Wraub zu reden / z Dozwoleniem mówiac.</i>	Urf. / <i>Przejscia: moch: wo wird der Herr hindersich / das er anspannen läßt / á dokądże Wafscel: pojedzie: ze Wafscel: dajcie zaprzęgi: ich reise einen Kranchen zu reisen / ich will er mit / jady Choroze: na wieści: Wafscel: reise allein / G: Ot sy hoy Begleiter / jady Wafscel:</i>	Urf. / <i>Przejscia: moch: wo wird der Herr hindersich / das er anspannen läßt / á dokądże Wafscel: pojedzie: ze Wafscel: dajcie zaprzęgi: ich reise einen Kranchen zu reisen / ich will er mit / jady Choroze: na wieści: Wafscel: reise allein / G: Ot sy hoy Begleiter / jady Wafscel:</i>	Urf. / <i>Przejscia: moch: wo wird der Herr hindersich / das er anspannen läßt / á dokądże Wafscel: pojedzie: ze Wafscel: dajcie zaprzęgi: ich reise einen Kranchen zu reisen / ich will er mit / jady Choroze: na wieści: Wafscel: reise allein / G: Ot sy hoy Begleiter / jady Wafscel:</i>



# Schreibkompetenz, neue Medien und Emotionen.

## Eine Miszelle

*Birgit Sekulski*

„Die rasche Verbreitung des Internet hat die Medienlandschaft völlig verändert. Fernseh- und Radiosender unterhalten Websites, Zeitungen haben Online-Auftritte, Firmen präsentieren sich im Netz, Verlage publizieren Bücher und Zeitschriften online, Suchmaschinen und online-Enzyklopädien bieten ihre Dienste an. Das Internet hat aber nicht nur neue Möglichkeiten der Informationsverbreitung und -beschaffung hervorgebracht, es hat auch die kommunikativen Prozesse und das Kommunikationsverhalten im Alltag verändert: Wo man früher telefoniert oder den anderen persönlich angesprochen hätte, schreibt man heute eine E-Mail oder eine SMS. Man trifft sich im Chat, sucht alte Freunde auf *Facebook* oder *Wer-kennt-wen*, konsultiert Profileseiten auf *Xing*, lädt Fotos auf Flickr hoch, ist per Handy immer und überall erreichbar und erwartet, dass man selbst immer rasch eine Antwort bekommt. Vieles wird nicht mehr von langer Hand geplant, da dank der mobilen Kommunikation spontane Verabredungen umstandslos möglich sind. Bleibt dann die sofortige Reaktion aus, kann dies schnell als Zeichen mangelnder Kommunikationsbereitschaft gedeutet werden.“ Dieses Zitat aus der Arbeit mit dem programmatischen Titel *Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle* der Kommunikations- und Politikwissenschaftlerin Miriam Merkel (2007) dient Dürscheid, Wagner und Brommer (2010) zur ebenso knappen wie expressiven Charakterisierung der Ausgangslage in ihrer umfangreichen Studie *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien* in der Reihe *Linguistik – Impulse und Tendenzen*. Die Autoren knüpfen an langjährige Forschungen in den Bereichen Jugendsprache und neue Medien an, wovon eine umfangreiche Bibliographie Zeugnis ablegt.<sup>1</sup> Die Doppelakzen-

---

<sup>1</sup> Einige besonders wichtig erscheinende Titel wurden in die Literaturliste des vorliegenden Beitrags aufgenommen. Es handelt sich um Brommer (2007), Dürscheid (2007), Dürscheid (2008), Dürscheid/Brommer (2009), Wagner (2009), Wagner/Kleinberger (2009), Brommer/





tuierung Jugendsprache-neue Medien scheint charakteristisch für die Entwicklung beider Forschungsgebiete in den letzten zehn Jahren zu sein. Die Dynamik ist so rasant und ausgreifend, dass Erklärungs-/Theoriebedarf zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen sprachlichen Ausdrucksformen der Jugend und immer neuen medialen Kommunikationsmöglichkeiten und Arten der Interaktion und Beeinflussung entsteht. Im Unterschied zu einigen anderen eher theoretischen linguistischen Problemen werden diese Fragen nicht nur im engen wissenschaftlichen Kontext diskutiert, sondern finden einen breiten Widerhall in der öffentlichen Diskussion – angefangen von der Alltags- und Schulebene über Foren und Debatten in den „alten“ und neuen Medien bis hin in die Politik. Dabei lassen sich in der Vielfalt der Standpunkte und Meinungen zwei Pole erkennen.

Fasziniert von den Möglichkeiten der neuen Medien, die über soziale, kulturelle und politische Grenzen hinweg breiteste Kommunikation gestatten, ja fordern, werden alle „Nebenwirkungen“ in Kauf genommen oder sogar als notwendig akzeptiert und unterstützt. So beispielsweise die *Süddeutsche Zeitung* vom 4.12.2008 „SMS haben vielmehr einen wichtigen Zusatznutzen: Sie sind eine zusätzliche Gelegenheit, um zu schreiben und zu lesen. Je mehr SMS Kinder und Jugendliche schreiben, umso besser werden ihre Lese- und Rechtschreibfähigkeiten.“ Dem pflichtet auch *Spiegel online* 2006 (11.11.2006) bei, sich auf eine britische Studie berufend: „Dass Jugendliche lieber SMS statt Briefe schreiben, muss ihrer Ausdrucksfähigkeit nicht schaden. Wer „C U L8r“ statt „See you later“ schreibt, stelle seine Fantasie unter Beweis ...“ Dem gegenüber stehen die durch die PISA-STUDIE alarmierten Eltern, Pädagogen, Journalisten, Politiker und all diejenigen, die einen steten Kultur- und Bildungsverfall bei den nachwachsenden Generationen auf allen Gebieten, so auch der Sprache, beklagen und dafür an vorderer Stelle auch die neue Kommunikations- und Medienwelt verantwortlich machen: So heißt es wiederum bei *Spiegel online* (5.2.2005): „Im Internet tippt Otto Normalsurfer so krumm, wie ihm die Finger gewachsen sind. Heraus kommen schräge Kurzformen, krude Schreibweisen und – freundlich gesagt – lautschriftliche Umschreibungen des Sinns.“

Einerseits produzieren Jugendliche ohne Zwang, ohne gesonderte Aufforderung so viele Texte wie vielleicht niemals vorher – nur dass diese Texte

---

Waibel (2009), Dürscheid (2010), Brommer (2010), Brommer (2006), Dürscheid (1999), Dürscheid (2000), Dürscheid (2002), Dürscheid (2003), Dürscheid (2004), Dürscheid (2005a), Dürscheid (2005b), Dürscheid (2005c), Dürscheid (2005d), Dürscheid (2006a), Dürscheid (2006b), Dürscheid (2006d), Dürscheid (2007), Wagner (1997), Wagner (2002), Wagner (2005): Wagner (2006), Wagner/Kleinberger (2004).





an der Grenze vom Mündlichen zum Schriftlichen ganz eigene Charakteristika aufweisen und vorrangig dem privaten/ privat-öffentlichen Bereich zugeordnet werden und ausschließlich in den neuen Medien (SMS, Mail, Chat, Foren, Soziale Netzwerke) existieren.

In der Schule, Lehre, Arbeit und auch im Studium wiederum wird die ständig sich verschlechternde Kompetenz zur Textproduktion und Textrezeption von Jugendlichen beklagt – von Texten, die sich der „alten“ Kommunikationskanäle bedienen, nicht spontan, sondern auf Anforderung in (halb-) offiziellen Situationen funktionieren und häufig einer Bewertung unterliegen.

Besteht nun ein Zusammenhang, eine Beeinflussung zwischen dem häufigen, freiwilligen Schreiben im privaten und dem angeforderten Schreiben im (halb-) offiziellen Bereich und wenn ja, welcher und wie lässt sich dieser erkennen? Fördert oder missgestaltet das durch die neuen Medien veränderte Schreibverhalten die Schreibkompetenz der Jugendlichen? Im Unterschied zu vorangegangenen Studien zeichnet sich die von Dürscheid, Wagner und Brommer (2010) sowohl durch den Umfang als auch durch die Strukturierung der empirischen Datenbasis und die Feinheit des Analyseinstrumentariums aus.

Im Einzelnen entstanden im Laufe der Studie drei verschiedene Textkorpora:

953 Texte aus dem Schulbereich (berücksichtigt wurden zu möglichst gleichen Teilen die Niveaustufen A,B,C der Jahrgangsstufen neun bis elf aller drei Schultypen – Kantonal-, Sekundar-, Berufsschulen – in der Deutschschweiz) bilden das Schulkorpus. Das „Freizeit“-korpus umfasst 1148 Texte und das dritte, das Fragebogenkorpus, besteht aus 754 Schüler- und 47 Lehrerfragebögen. „Die Auswertung der Textkorpora erfolgte über die Kombination eines deduktiven Verfahrens (Analyse im Rahmen eines zuvor konzipierten Beschreibungsmodells) mit einem induktiven Verfahren (Modifikation des Modells auf Grund der in den Texten beobachteten Phänomene)“ (Dürscheid/Wagner/Brommer 2010: 9). Das verwendete Textanalysemodell von Peter Sieber (1994) (das sog. „Zürcher Textanalyseraster“) wird als Basis für die Konzeption eines eigenen Textbeschreibungsmodells herangezogen und um zusätzliche Dimensionen erweitert. Dieses Modell umfasst die vier Komponenten Situation, Kommunikationsform, Textcharakterisierung und Textrealisierung.

Nach der detaillierten Analyse der Korpora und dem abgestuften, konkretisierten, Teilergebnisse einbeziehenden Vergleichen werden im anschließenden Teil der Studie die didaktischen Aspekte des Themas angesprochen. Die Autorin dieses Kapitels, Saskia Waibel (2010), stellt Überlegungen zu der Frage an, wie im Deutschunterricht das Schreiben in den neuen Medien thematisiert





werden kann. Dabei greift sie auf eigene Erfahrungen aus Gastlektionen an 14 Schulen im Kanton Zürich zurück.

Das Vorgehen in der Studie kann in Bezug auf theoretische Absicherung und Klärung des terminologischen Apparates wie auch hinsichtlich der logisch in sich stimmigen und adäquat detaillierten praktisch-methodischen Durchführung und komplexen Auswertung als beispielhaft angesehen werden. Dennoch bleibt trotz des Umfangs des Materials und trotz der detaillierten Einzelergebnisse die Ausgangsfrage zumindest teilweise unbeantwortet. Dass ein Zusammenhang besteht scheint klar, dass er sich auf orthographischer, lexikalischer und morpho-syntaktischer Ebene nachweisen lässt wird sichtbar gemacht. Schwieriger wird die Entscheidung bei textuellen und stilistischen Merkmalen und Kategorisierungsversuchen, da hier zu viele schwer zu vergleichende Faktoren in Beziehung gesetzt werden müssen, die „Gleichung“ zu viele Variablen aufweist. Das Gleiche, was in Textformen, wie sie in den neuen Medien auftreten (Chat, SMS, IM.) auf der textuell-stilistischen Ebene als neu und positiv angesehen wird (Kreativität, fließende Formen, Mündlichkeit, Nichtbeachten/Missachten von Normen, Dialogizität, direkte Ansprache) kann in Texten, die auf Aufforderung in einem (halb-) offiziellen normierten Bereich eine definierte Funktion erfüllen sollen, nur als bewusstes Ignorieren/ Brechen oder Nichtbeherrschen von Mustern betrachtet, als Auffälligkeit markiert und negativ bewertet werden. Die Textmuster in den „alten“ Medien sind (zu einem großen Teil) bekannt, beschrieben und häufig normiert, ihre Vermittlung ist ein Teil der Bildung und ihre Einhaltung kann den Produzenten eine gewisse Sicherheit verleihen, ein Gefühl der Befriedigung ja sogar der Genugtuung, die eben aus ihrer (erlernten) Beherrschung erwächst. Formen in den neuen Medien sind jung, widersetzen sich einer Normierung, entwickeln sich schnell, gehören nicht zu dem, was allgemein als vermittlungs- und lernwürdig angesehen wird. Beide Textformen unterliegen also einer völlig unterschiedlichen Sicht, einer anderen Bewertung. Hier kommen Emotionen ins Spiel, die bis vor nicht allzu langer Zeit nur als störende Begleiterscheinungen ohne Erkenntniswert der als einzig wissenschaftlich anerkannten rationalen Beschreibungs- und Klassifizierungsverfahren angesehen wurden.

Vergleichbar mit dem „Publikationsboom“ zu Themen, die mit den neuen Medien allgemein und ihren Relationen zur Jugendsprache im Besonderen verbunden sind, blüht, aus der Psychologie kommend, in den letzten Jahren die Aufwertung bzw. Neubewertung der Emotionen und ihrer Bedeutung für die und in der Sprache und erfreut sich ebenfalls eines lebendigen Interesses auch außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion. Und auch hier ist, trotz der zahlreichen Publikationen, keine tragfähige theoretische Plattform vorhanden.





Monika Schwarz-Friesel (2007) versucht in *Sprache und Emotion* eine Klärung des Felds im Begrifflichen und liefert darüber hinaus sehr eindrücklich und überzeugend „exemplarische Analysen zu den textuellen Manifestationen der Basisemotionen Angst, Liebe, Leid und Hass ... und erörtert, inwieweit sich die Interaktion von Emotion, Sprache und Kognition, von kognitiver Kategorisierung und emotionaler Bewertung, auf den verschiedenen Ebenen textueller Strukturen widerspiegelt“ (Schwarz-Friesel 2007: 361).

Schwarz-Friesel beschränkt sich – entsprechend der Funktion der Arbeit – auf die genannten Basisemotionen und – von der Erwartung her typische – „emotionogene“ Themen und Bereiche (literarische Texte, Werbung, Krisenberichterstattung). Nicht eingegangen wird von ihr auf den traditionell idealerweise emotionsfreien, rationalen Wissenschaftsbereich. Mit der neuen Sicht auf Bedeutung und Kraft der Emotionen (vorwissenschaftlich wurde dies schon lange „vorgefühl und erahnt“) sollte auch dieses Gebiet einer erneuten Prüfung unter diesem Aspekt unterzogen werden. Von Neugier (beispielsweise bei der Wahl des Untersuchungsgegenstands oder auf die Ergebnisse von Umfragen) über Determination in der Erreichung des Ziels, über Angst und Zweifel bei der Verkündung neuer Hypothesen oder Freude über deren Bestätigung wie auch Zufriedenheit über eine gelungene, treffende Formulierung eigener wissenschaftlicher Erkenntnisse oder aber auch Trauer über fehlgeschlagene Untersuchungen und Falscheinschätzungen. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Inwieweit spielen Angst vor der Nichtbewältigung, Sympathie, ja eine gewisse Nostalgie zu (in der Jugend) erlernten Mustern und Formen der Sprache, Bewahrung von Bildungsbesitzständen und Ablehnung fremd erscheinender, schwer zu bewältigender neuer sprachlicher Muster bei der Bewertung des Verhältnisses zwischen jugendlichem Sprachverhalten und neuen Medien eine Rolle, die bisher völlig außer Acht gelassen wurde?

### Literatur:

- Binder, Eva/ Harrer, Irmgard (1998): Untersuchung von Maturaufätzen mit dem Zürcher Textanalyseraster. Wien.
- Brommer, Sarah/ Waibel, Saskia (2009): Schreiben in der Schule – sho isi?. In: Buch & Maus 3/2009, 2-4.
- Brommer, Sarah (2006): Der öffentliche Diskurs über die Schreibkompetenz der Jugendlichen. Eine diskurskritische Analyse von Zeitungs- und Zeitschriftentexten. Magisterarbeit. Albert-Ludwig-Universität Freiburg, Freiburg i. Br.;
- Brommer, Sarah (2007). „Ein unglaubliches Schriftbild, von Rechtschreibung oder Interpunktion ganz zu schweigen“ – Die Schreibkompetenz der Jugendlichen im öffentlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL), 35(3), S. 315-345.
- Brommer, Sarah (2010). Aufsätze im SMS-Stil? – Der Einfluss neuer Medien auf das schulische Schreiben. In: Schulinfo Zug, S. 11-13.





- Dürscheid, Christa/ Brommer, Sarah (2009). Getippte Dialoge in neuen Medien. Sprachkritische Aspekte und linguistische Analysen [Online-Version]. In: Linguistik online, 37 (1), 3-20. [http://www.linguistikonline.org/37\\_09/duerscheidBrommer.pdf](http://www.linguistikonline.org/37_09/duerscheidBrommer.pdf), Gesichtet am 14.04.2009.
- Dürscheid, Christa (1999): Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Die Kommunikation im Internet. In: Papiere zur Linguistik 1, S. 17-31.
- Dürscheid, Christa (2000): Rechtschreibung in elektronischen Texten. In: Muttersprache 2000/1, S. 52-62.
- Dürscheid, Christa (2002): E-Mail und SMS – ein Vergleich. In: Ziegler, Arnd/ Dürscheid, Christa (Hrsg.): Kommunikationsform E-Mail. Tübingen, S. 93-114.
- Dürscheid, Christa (2003): Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 38, S. 37-56.
- Dürscheid, Christa (2004): Netzsprache – ein neuer Mythos. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Thema des Heftes: Internetbasierte Kommunikation, S. 141-157.
- Dürscheid, Christa (2005a): Neue Kommunikationsformen als Unterrichtsgegenstand. Ein Thema für den integrativen Deutschunterricht? In: Jonas, Hartmut/ Josting, Peter (Hrsg.): Medien: Kritik und Sprache, Jahrbuch Medien im Deutschunterricht. München, S. 103-116.
- Dürscheid, Christa (2005b): Normabweichendes Schreiben als Mittel zum Zweck. In: Muttersprache, 115, H. 1, 40-53.
- Dürscheid, Christa (2005c): Medien, Kommunikationsformen, kommunikative Gattungen [Electronic Version]. Linguistik online, 22, 1/05.
- Dürscheid, Christa (2005d): E-Mail – verändert sie das Schreiben? In: Siever, Torsten/ Schlobinski, Peter/ Runkehl, Jens (Hrsg.): Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. Berlin/New York, S. 85-97.
- Dürscheid, Christa (2006a): Medienkommunikation und Jugendsprache. In: Dürscheid, Christa/ Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): Perspektiven der Jugendsprachforschung/Trends and Developments in Youth Language Research. Frankfurt am Main, S. 117-131.
- Dürscheid, Christa (2006b): SMS-Schreiben als Gegenstand der Sprachreflexion. In: Kurzrock, Tanja/ Peyer, Ann (Hrsg.): Sprachreflexion im medialen Umfeld. Lüneburg, S. 21-37.
- Dürscheid, Christa (2006d): Merkmale der E-Mail-Kommunikation. In: Schlobinski, Peter (Hrsg.): Von \*hdl\* bis \*cul8r\*. Mannheim: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, S. 104-117.
- Dürscheid, Christa (2007). Schrift – Text – Bild: Ein Brückenschlag. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL), 35(3), S. 269-282.
- Dürscheid, Christa (2007): Private, nicht-öffentliche und öffentliche Kommunikation im Internet. In: Neue Beiträge zur Germanistik Bd. 6, Heft 4, hrsg. v. der Japanischen Gesellschaft für Germanistik, S. 22-41.
- Dürscheid, Christa (2008). Welchen Stellenwert hat Jugendsprache im Unterricht? In: Denkler, Markus & al. (Hrsg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen.





- Dürscheid, Christa (2010): E-Mail: eine neue Kommunikationsform? In: Moraldo, Sandro (Hrsg.). *Internet.kom. Neue Sprach- und Kommunikationsformen im World Wide Web*. Rom, S. 39-71.
- Dürscheid, Christa/ Wagner, Franc/ Brommer, Sarah (2010): *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*. Berlin/New York.
- Merkel, Miriam (2007): *Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle*. Hamburg.
- Schwarz-Friesel, Monika (2007): *Sprache und Emotion*. Tübingen und Basel.
- Siebert, Peter (1994): *Sprachfähigkeiten – Besser als ihr Ruf und nötiger denn je!* Aarau u.a.
- Wagner, Franc/ Kleinberger Günther, Ulla (2004): Was ist neu an den Kompetenzen für neue Medien? In: Kleinberger Günther/ Wagner, Franc (Hrsg.): *Neue Medien – neue Kompetenzen?* Frankfurt am Main, S. 1-5.
- Wagner, Franc/ Kleinberger, Ulla (2009). Sprachbasierte Medienkompetenz von Kindern und Jugendlichen. In: Lenz, Friedrich (Hrsg.): *Schlüsselqualifikation Sprache. Anforderungen – Standards – Vermittlung*. Frankfurt am Main, S. 49-61.
- Wagner, Franc (1997): *Metaphern und soziale Repräsentation*. In: B. U. Biere & W.-A. Liebert (Hrsg.): *Medien – Metaphern – Wissenschaft*. Opladen.
- Wagner, Franc (2002): *Haben Metaphern ein Lebensalter?* In: Häcki-Buhofer, Annelies u.a. (Hrsg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. Tübingen/Basel, 87-93.
- Wagner, Franc (2005): *Intermedialität im Internet als Diskurs?* In: Fraas, Claudia/ Klemm, Michael (Hrsg.): *Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Frankfurt am Main, S. 104-122.
- Wagner, Franc (2006): *Zur Intermedialität in den neuen Medien*. In: *Ars Semeiotica* 29, Nr. 1-3, S. 47-58.
- Wagner, Franc (2009): *Texte Jugendlicher zwischen Gemein- und Individualsprache*. In Liebert, W.-A. & Horst, S. (Hrsg.): *Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer (Studien zur Deutschen Sprache 49)*. Tübingen, S. 425-445.
- Waibel, Saskia (2010): *Schulisches Schreiben und neue Medien – Didaktische Aspekte*. In: Dürscheid, Christa/ Wagner, Franc/ Brommer, Sarah (Hrsg.): *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*. Berlin, S. 225-256.







# Phänomene sprachlicher Unbestimmtheit. Vagheit und Mehrdeutigkeit in System und Text

*Gisela Ros*

*Die Sprache ist ein Labyrinth von Wegen.  
Du kommst von einer Seite und kennst dich aus;  
Du kommst von einer anderen zur selben Stelle  
und kennst dich nicht mehr aus.*

(Ludwig Wittgenstein,  
*Philosophische Untersuchungen*, § 203)

Vagheit und Mehrdeutigkeit sind ständige Begleiter sprachlicher Interaktion. Die Vielfalt ihrer Erscheinungen zu erkennen oder gezielt einzusetzen, erfordert nicht nur die Beherrschung entsprechender sprachlicher Mittel, sondern vielmehr auch einen kreativen Umgang mit dem ‚Unsystematischen im System‘.

## 1. Phänomene semantischer Unbestimmtheit

Zu den Phänomenen semantischer Unbestimmtheit gehören nach Pinkal (1985) Vagheit und Mehrdeutigkeit im weitesten Sinne. Beide sind über die Verwendungsvielfalt sprachlicher Mittel eng miteinander verbunden. Vagheit meint vage im Sinne von ‚allgemein‘ oder auch ‚Mangel an Informativität‘. Daraus ergibt sich die Unterscheidung von reiner Vagheit und epistemischer Unbestimmtheit. Sprachliche Vagheit zeigt sich in drei Typen: 1. radikaler Fall, z.B. Gradadjektive, Quantoren, relative Adverbien; 2. Randbereichunschärfe, z.B. Farbbezeichnungen, Gattungssubstantive, Verben, aber auch Adjektive, deiktische Ausdrücke; 3. punktuelle Prädikate, z.B. Maßangaben, und geometrische Prädikate (vgl. Pinkal 1985). So gesehen stellt nahezu das gesamte Lexikon einen Fall von Unbestimmtheit dar. Während die semantische Vagheit aus einem sprachlichen Problem resultiert, ist die epistemische Unbestimmtheit vielmehr eine rein außersprachliche Erscheinung. *Hans kommt in drei Tagen aus Berlin zurück* ist insofern epistemisch unbestimmt, als der Wahrheitsgehalt dieser Aussage erst durch das Eintreten des Ereignisses





bestimmt werden kann. *Hans kommt gleich* hingegen ist zugleich semantisch vage bzw. epistemisch unbestimmt, da *gleich* nicht präzise definiert werden kann. Auch solche Aussagen wie *Hans ist groß, sein Einkommen gering, sein Fleiß enorm, Hans steht hier, er kommt von dort* u.a.m. offenbaren unklare Grenzen bzw. Positionen, deren Verwendungsspielraum nahezu unendlich ist. Das zeigt, dass Vagheit und Kontextabhängigkeit interagieren müssen. Der Grad der Bestimmtheit wird demzufolge vom Kontext gesteuert. Je mehr Daten dieser liefert, desto präziser werden die Aussagen (vgl. Pinkal 1985).

Neben prototypischen Vagheitsfällen, wie den Dimensions- oder Farbadjektiven (*lang* vs. *kurz*; *blau*, *grau*, *grün* u.a.m.), die per se flexible Grenzen haben, gehören noch weitere Konzepte zum Vagheitsbereich, so z.B. auch Gattungs- oder Klassenbezeichnungen (*Möbel*, *Fahrzeug*, *Nutztier*), die aufgrund der kategorialen Zuordnung ihrer jeweiligen Mitglieder unscharf sind. So kann die Frage, ob ein *Schemel* ein ‚Möbelstück‘ ist, ebenso wenig eindeutig beantwortet werden wie die Frage, ob ein *Tretroller*, sofern er der Fortbewegung in Diensträumen dient, evtl. als ‚Dienstfahrzeug‘ gilt. Auch ob eine *Distel* der Kategorie ‚Unkraut‘, ‚Blume‘ oder ‚Heilpflanze‘ zuzuordnen ist, kann nur abhängig von ihrem Gebrauchswert entschieden werden, sofern es nicht um eine fachsprachliche Bestimmung geht. „Die Flexibilität dieser Konzepte rührt daher, dass sie an den jeweiligen Kontext angepasst werden können“ (Löbner 2003: 293). Mit sogenannten Heckenausdrücken bzw. Hedges (vgl. Schwarz/Chur 1996: 51) kann der Sprachbenutzer kategoriale Vagheit signalisieren und sich zugleich einer eindeutigen Festlegung entziehen. Entsprechende Ausdrücke wie *so eine Art*, *ähnlich wie*, *in etwa* stehen der umgekehrten Möglichkeit, nämlich Typikalität hervorzuheben, gegenüber: *typischer Fall von*, *genau genommen* etc. „Der entscheidende Punkt an der Flexibilität semantischer Kategorien ist die Tatsache, dass die Flexibilität direkt in die Wortbedeutungen, die semantischen Konzepte, eingebaut ist“ (Löbner 2003: 290).

Vagheit und Mehrdeutigkeit besitzen andererseits ein erhebliches sprachspielerisches Potential:

Wussten Sie eigentlich schon, – dass ein *Urheber* nicht etwa ein Sportler aus vorgeschichtlicher Zeit ist? – dass ein *Barbocker* kein Dauergast in einem Nachtclub ist? [...] dass eine Wirbelsäule keinen sich rasch drehenden Teil eines Gebäudes darstellt? [...] Neben die erlernten konventionellen Bedeutungen der Wörter werden alternative ‚Lesarten‘ gestellt, die nach den Regeln der deutschen Wortbildung an sich möglich sind, gleichwohl nicht gebräuchlich und nur als Augenblicksbildungen in ganz spezifischen sprachlichen und situativen Zusammenhängen verständlich. (Ulrich 2007: 189)

Wer die zweite Lesart nutzt, weicht vom Standardwortschatz ab, verwendet eine kreative semantische Alternativbildung, die aber bei Kenntnis der Bedeutungen der einfachen Wörter *auch* verständlich ist. (ebd.: 190)





Schließlich bieten auch Sprachbilder, vor allem Metaphern als eine Erscheinung von Mehrdeutigkeit, eine Möglichkeit des Spiels mit der Sprache. Sind doch der Kreativität ihrer Urheber kaum Grenzen gesetzt. Diese liegen lediglich in der Missachtung der notwendigen Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen primärer und Vergleichsbezeichnung, die eine Metapher als solche kennzeichnen. Aufgrund des weit reichenden Spielraums eröffnet die damit verbundene Unbestimmtheit oft eine Vielfalt an Interpretationsvarianten.

Aussagen wie ‚Seine Füße waren Sterne‘, ‚Ihre Wangen waren Schreibmaschinen‘ oder ‚Ihre Knie waren Pinguine‘ sind höchst unwahrscheinlich und schwer zu interpretieren, auch wenn einem meistens doch noch ein gemeinsames Merkmal einfällt, sofern man genügend Zeit zum Nachdenken hat. Bei einer prototypischen Metapher teilen die betreffenden Wörter irgendein einigermaßen naheliegendes Merkmal, und zwar meistens ein weniger wichtiges. Die Metapher ‚Ihre Brüste waren Kohlköpfe‘ interpretiert der Hörer wahrscheinlich in bezug auf Größe oder Form, obwohl Größe und Form, wenn man sich eine Brust oder einen Kohlkopf getrennt voneinander vorstellt, möglicherweise nicht das erste ist, was einem jeweils in den Sinn kommt. (Aitchison 1997: 195)

## 2. Text- und Diskursdeixis

Einen speziellen Fall von Vagheit stellt die Diskurs- bzw. Textdeixis dar. Darunter zu verstehen ist der „Gebrauch von Ausdrücken in einer Äußerung, um auf einen Teil des die Äußerung enthaltenden Diskurses (einschließlich die Äußerung selbst) zu referieren“ (Levinson 1994: 87). Neben Pronomina zählen hierzu u.a. zeit- und raumdeiktische Ausdrücke. Sie können sich unmittelbar auf den vorangehenden Diskurs oder aber auch weiter Zurückliegendes bzw. noch Folgendes beziehen. Allerdings ist dabei eine Differenzierung zwischen Diskursdeixis und Anaphorik erforderlich, die darin besteht, dass Anaphora jeweils auf dasselbe Referenzobjekt verweisen, d.h. koreferentiell erscheinen und das sowohl innerhalb von Sätzen als auch über Sätze hinaus. Mit deiktischen Ausdrücken hingegen werden Referenzobjekte eingeführt. Levinson (1994) definiert: „...wo ein Pronomen auf einen eigentlichen sprachlichen Ausdruck (oder Diskursteil) referiert, ist es diskursdeiktisch; wo ein Pronomen auf dieselbe Entität referiert, auf die ein vorangegangener sprachlicher Ausdruck schon referiert hat, ist es anaphorisch“ (S. 88).

Nach Pinkal (1985) werden deiktische Ausdrücke – ebenfalls wie bei Levinson – unterschieden in personale, lokale und temporale Deixis, während Pinkal neben der offenen auch noch eine „versteckte Indexikalität“ ansetzt (S. 33), z.B. *hereinkommen* oder *hinbringen*, die in gewisser Weise auf den Ort des Sprechers und/oder Adressaten Bezug nehmen. Fillmore und Levinson fügen der Personal-, Raum- und Zeitdeixis noch die Sozial- und die Diskursdeixis





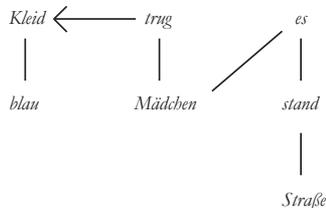
hinzu, wobei auch Pinkal (1985) (wie oben erwähnt) differenziert zwischen Deixis und Anaphorik. Mit Bezug auf Bühler wendet er deiktische Ausdrücke auf außersprachliche Kontextelemente an (situativer Kontext), anaphorische hingegen auf den sprachlichen Kontext. Dass diese Unterscheidung problematisch ist, zeigt sich u.a. an der häufig auftretenden Mehrdeutigkeit im Gebrauch dieser Ausdrücke (S. 34). So weisen z.B. *da* als Adverb oder satz-einleitende Konjunktion und das Pronomen *das* als diskursdeiktisches oder anaphorisches Element eben dies Ambiguität auf. Levinsons (1994) Beispiel „A: Ich habe ihn nie gesehen. B: *Das* ist eine *Lüge*.“ (S. 89) macht die Problematik deutlich: *Das* kann sich sowohl auf den Satz selbst beziehen als auch auf die mit dem Satz geäußerte Feststellung. Derartige Erscheinungen bezeichnet er als „unreine textuelle Deixis“ (S. 89).

### 3. Diskurssemantische Lösungsansätze

Eine weitere Herausforderung stellen in diesem Zusammenhang Paradoxa dar, die Fillmore mit einer Theorie der Diskursdeixis aufzulösen hofft (vgl. Levinson 1994). Demonstriert sei dies an seinem Beispiel „Dieser Satz ist nicht wahr“, den er als „besonderen Fall der satzinternen Diskursdeixis“ bezeichnet (S. 88). Ähnlich verhält es sich mit folgendem Dialog, der ein Beispiel für antiken Sophismus ist: „Weißt Du, was ich Dich fragen wollte?“ „Nein.“ „Weißt Du, daß ein Wohltäter gut ist?“ „Ja.“ „Das eben wollte ich Dich fragen“ (Suchotin 1983: 11). Sophismen gelten als unlösbare Irrtümer, die auf falschen Ausgangsthesen beruhen sowie in diesem Fall auch auf eben der oben erwähnten Ambiguität von *das*.

Zwei Ansätze zur Behandlung anaphorischer und diskursdeiktischer Ausdrücke bilden die Diskursrepräsentationstheorie und die Erstellung semantischer Netzwerke. Beiden gemeinsam ist die Fokussierung außersprachlichen Wissens, d.h. von Skripten und Frames. Ein Beispiel für ein semantisches Netzwerk zeigt die Darstellung der folgenden Texteinheit:

*Das junge Mädchen trug ein blaues Kleid. Es stand abseits der StraÙe.*





In diesem Fall ist in erster Linie das Weltwissen bzw. ein außersprachlicher Diskurs für die entsprechende Zuordnung von *es* notwendig, da grammatisch sowohl *das Mädchen* als auch *das Kleid* gemeint sein könnten. Häufig wird bereits das Pronomen *sie* für *das Mädchen* verwendet, da dieses das natürliche Geschlecht anzeigt und in solchen Fällen, wie oben angeführt, eine falsche Zuordnung verhindert.

In Diskursnetzwerken, die der formalen Semantik zuzuordnen sind, geht es ebenfalls um die Auflösung koreferenter Beziehungen, die zunächst ambig erscheinen. Unter Diskursreferenten verstehen Schwarz/Chur (1996) „Einheiten einer Ebene, die zwischen den sprachlichen Ausdrücken und den Referenten angesiedelt sind“ (S. 183). Dargestellt sei das Problem an ihrem Beispielsatz: „Der Mann, der seine Scheckkarte seiner Frau gibt, ist weiser als der Mann, der sie seiner Freundin gibt“ (S. 182). Die Frage ist hier, ob sich das Pronomen *sie* auf ein und dieselbe Scheckkarte bezieht oder auf zwei verschiedene. Regelgeleitet müsste Variante 1 die richtige sein, da sie eine Vorerwähnung erfordert, nämlich *seine Scheckkarte*. Durch die Darstellung der Beziehungen mittels eines Diskursnetzwerkes wird ein entsprechender Lösungsansatz gezeigt.

Für komplexere Texteinheiten kann neben semantischen oder Diskursnetzwerken die Diskursrepräsentationstheorie Anwendung finden. Auch diese sei an einem Beispiel von Schwarz/Chur (1996) demonstriert: „Ein Dinosaurierjunges kriecht aus einem Ei. Es beschnuppert einen Zweig. Das Ei ist kaputt“ (S. 184). Um falsche Zuordnungen auszuschließen, d.h. *es* auf *Ei* zu beziehen, empfiehlt sich die Erstellung einer Diskursrepräsentationsstruktur, die dann wahr ist, „wenn sie in das (Welt)Modell eingebettet werden kann [...] Die Wahrheit überprüft man, indem man das, was als Modell in der Diskursrepräsentation aufgebaut wurde, mit der Realität vergleicht. Stimmt beides überein, so ist die Diskursrepräsentationsstruktur wahr, ansonsten falsch“ (S. 184).

#### 4. Generische Sätze im Kontext von Prototypie und Stereotypie

Einen weiteren Fall von Vagheit stellen die generischen Sätze dar. Sobald als Quantoren die Ausdrücke *alle*, *sämtliche*, *jeder* u.a. verwendet werden, z.B. *alle Hunde sind Säugetiere*, können Missverständnisse ausgeschlossen werden. Dies ändert sich, sobald bestimmte oder unbestimmte Artikel synonym hierfür verwendet werden: *der Hund/ ein Hund ist ein Säugetier, die Hunde sind Säugetiere*. In diesen Fällen werden nur der Kontext oder auch paraverbale Mittel, z.B. die Akzentuierung, Aufschluss geben. Das zeigt u.a. ein „Witz von dem Rabbiner, der auf ein Propagandaplakat mit der Inschrift: *Ein Deutscher lügt nicht!* mit: *Das is aber a mieses Perzent fir so a großes Volk!* reagiert“ (Ballweg





1995: 271). Auch die Volksweisheit *eine Schwalbe macht noch keinen Sommer* lässt zwei Lesarten zu: *eine* als Numeral oder als unbestimmter Artikel. Von Polenz verweist in diesem Zusammenhang in „Deutsche Satzsemantik“ (1988) auf die Überlastung von Artikelwörtern, die neben der Genuskennzeichnung eine Reihe weiterer Funktionen zu erfüllen haben, wie Numerusbezeichnung, Wortartenkennzeichnung, deiktische bzw. anaphorische Bezugnahme, d.h. Diskursreferenz u.a.m. (S. 144) Neben der uneigentlichen Verwendung von Pluralformen (*die Hitlers* für ‚Nazis‘) steht entsprechend die uneigentliche Verwendung von Singularformen (*ein Deutscher, der Deutsche*), woraus sich die Unbestimmtheit der Quantifizierung ableitet, die vor allem als ein „Kennzeichen persuasiver [...] Kommunikationstypen und Texte“ auftritt (S. 150).

In dem Satz *der Löwe hat eine Mähne* ist vor allem das Wissen darüber nötig, dass sich diese Aussage nur auf einen Teil der Löwen beziehen kann, nämlich die männlichen, da weibliche Löwen keine Mähnen besitzen (Ballweg 1995). Verallgemeinerungen dieser Art zeigen, dass es einerseits nicht den Prototypen gibt (für *Löwen* müssten bereits zwei angesetzt werden) und dass sich andererseits stereotype Merkmale im Gedächtnis verfestigt haben, die überhaupt nicht zutreffen müssen (*Schlangen sind glitschig*), was den Vagheitsgrad generischer Aussagen erheblich erhöht. Stereotype können aber auch der besseren Verarbeitung sozialer Informationen dienen, wie das u.a. Heringer (2004) anmerkt:

Stereotypen sind also Janusköpfe: Einerseits sind sie negativ zu sehen als Produkte des Hörensagens und übertriebener Generalisierung. Andererseits sind sie notwendige und normale mentale Muster, weil eben mentale Muster in Generalisierung entstehen und kaum zu beurteilen ist, was von Übel ist und was nicht. (Heringer 2004: 199)

Ähnlich schätzt Aifan (1997) die Verwendung von Stereotypen ein:

Der flexible und bewusste Umgang mit Stereotypen und Vorurteilen lässt sich als Balanceakt auf einem Drahtseil umschreiben. Ähnlich Seiltänzern erwerben Studenten diese Fertigkeit nur durch aktives Training gekoppelt mit fundiertem Grundwissen. Der Fremdsprachenunterricht empfiehlt sich für die Behandlung von Stereotypen und Vorurteilen, da das Erlernen einer Zweitsprache – wie schon von W. von Humboldt konstatiert – immer auch mit der Einsicht in eine andere Kultur verbunden und der Kontakt mit einer anderen Welt geradezu unvermeidbar ist. (Aifan 1997: 265)

Sowohl die Prototypen- als auch die Stereotypentheorie stellen somit eine besondere Herausforderung für die Lösung von Vagheit wie auch Mehrdeutigkeit dar und bedürfen entsprechender außersprachlicher Hintergrund-





informationen im Verbund mit sprachlichem Wissen, wobei Ko- und Kontext eine besondere Rolle zukommt.

Dass sich Vagheit und Mehrdeutigkeit auch überlagern können, zeigt sich beispielsweise an den Farbbezeichnungen. So ist der Ausdruck *grün* sowohl mehrdeutig (1. ‚Farbe‘, 2. ‚unreif‘) als auch vage, indem beide Bedeutungen ohne kontextuelle Einbettung nicht präzise bestimmt werden können. Der Unterschied liegt allerdings darin, dass vage Ausdrücke (scheinbar) unendlich viele Lesarten besitzen, mehrdeutige hingegen nur begrenzte, die zudem als variante Bedeutungseinheiten im Lexikon gespeichert sind. Den Schnittpunkt bildet nach Pinkal (1985) die Verwendungsvielfalt als eine Erscheinung sowohl von Vagheit als auch von Mehrdeutigkeit. Zur Auflösung beider genügen weder semantische Theorien noch logische Strategien. Vielmehr ist ergänzend die Pragmatik als ‚Theorie der Vereindeutigung‘ gefragt, hierzu insbesondere die Situationsdeutung, enzyklopädisches bzw. Weltwissen, die Entschlüsselung von Präsuppositionen und Implikaturen. Dies soll anhand einiger ausgewählter Beispiele verdeutlicht werden:

*Bienen töten pro Jahr mehr Menschen als Giftschlangen.* (Haefs 1990: 10)

Zur Auflösung der Mehrdeutigkeit trägt in diesem Fall in erster Linie das Wissen darüber bei, dass Bienen in der Regel keine Giftschlangen töten, *Giftschlangen* folglich in der Kasusrolle des Agens und nicht des Patiens stehen. Eine traditionelle Satzgliedklassifikation würde hier nicht weiterhelfen. Aus semantischer Sicht bietet sich zur Disambiguierung lediglich eine Netzwerkdarstellung an.

*Honigbienen sterben an ihrem ersten Stich.* (Haefs 1990: 10)

Auch hier kann zunächst mit Hilfe außersprachlichen Wissens die Aussageabsicht entschlüsselt werden. Man weiß, dass Honigbienen, nachdem sie gestochen haben, sterben (Honigbienen als Agens). Die Mehrdeutigkeit liegt in dem Ausdruck *an ihrem ersten Stich*, der sich syntaktisch auflösen lässt als *sie sterben, wenn sie zum ersten Mal gestochen haben* oder *sie sterben, wenn sie zum ersten Mal gestochen worden sind*. Die Präposition *an* weist aber eigentlich auf *Honigbiene* als Ziel des Stiches hin und führt somit zur zweiten Lesart. Das Attribut *ersten* ist im Grunde genommen überflüssig. Es impliziert eine Zahlenfolge, die aus logischen Gründen gar nicht möglich ist, denn die Biene stirbt nach nur *einem* Stich. Die Ambiguität des Beispielsatzes resultiert aus der inexakten Verwendung sprachlicher Mittel, die selbst jedoch nicht als fehlerhaft einzustufen sind.





Generalisierende Aussagen, wie folgende, erfordern ebenfalls vor allem außersprachliches Wissen:

- (1) *Die Oberfläche der menschlichen Lunge entspricht einem Tennisplatz.* (Haefs 1990: 25)
- (2) *In Siena ist es allen Frauen verboten, als Prostituierte zu arbeiten, wenn ihr Vorname Maria ist.* (Haefs 1990: 123)
- (3) *Der Berg Athos ist auch für weibliche Tiere verboten.* (Haefs 1990: 21)

Wie groß die Oberfläche der menschlichen Lunge ist, kann nur dann aus Satz (1) geschlossen werden, wenn der Rezipient weiß, wie groß ein Tennisplatz ist, was lediglich zum ‚Weltwissen‘ gehört. Zudem gäbe es noch eine weitere, wenn auch weniger nahe liegende Deutung, nämlich in Bezug auf die Beschaffenheit der Oberfläche eines Tennisplatzes. So könnten die Eigenschaften *rauh* oder *eben* als Vergleichsgrößen angenommen werden. Auch für Satz (2), dessen richtige Interpretation auf dem Vorwissen um die Bedeutung des Namens *Maria* beruht, wären u. U. mehrere Auslegungen möglich. In (3) liegt die Ursache für Mehrdeutigkeit im paraverbalen Bereich, da die Akzentuierung entweder auf *weibliche* oder *Tiere* gelegt werden kann, was im ersten Fall bedeutet, dass das Verbot nicht nur für männliche, sondern auch für weibliche Tiere gilt, während in der zweiten Lesart – der eigentlich gemeinten – ein Verbot für alle weiblichen Lebewesen besteht.

Beabsichtigte Mehrdeutigkeit liegt hingegen in den folgenden Beispielen aus der Duden-Grammatik (1984) vor:

- Ein Junggeselle ist ein Mann, dem zum Glück die Frau fehlt.* (564)  
*Contrex macht natürlich schlank.* (562)

Lösungsstrategien sind hier natürlich überflüssig.

## 5. Hintergründige Satzinhalte

Vagheit und Mehrdeutigkeit resultieren bei der Erschließung von Satzsemantik aus der Differenz zwischen Bedeutetem und Gemeintem. So gehört zum Verstehen von Satzinhalten neben dem Sprachwissen das Erkennen und Einschätzen des Handlungskontextes (von Polenz 1988: 303). Im engeren Sinne heißt das, dass neben Bedeutetem ebenso Mitbedeutetes, Gemeintes und Mitgemeintes ‚mitzuverstehen‘ sind. Dargestellt sei dies an einem Satz aus dem Grundgesetz: „*Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit*“ (S.301). Für die Interpretation ist zu erfragen: wer ist *jeder*, wann beginnt das Leben, wann endet es, gilt das Recht im Kriegsfall oder sogar für Insektenstiche.





Die Formulierung erweist sich folglich als im höchsten Grade vage. Ihre Auslegung bedarf der Kenntnis von semantischen und pragmatischen Präsuppositionen, konventionellen Implikationen und Kontexteinbettung in den entsprechenden Gesetzestext.

Über diese Art von Hintergründigkeit hinaus ist schließlich noch auf ein weiteres Phänomen von Unbestimmtheit zu verweisen, das so lange als solches aufzufassen ist, bis der situative oder kontextuelle Hintergrund, Gestik, Mimik oder Intonation Aufschluss über die gemeinte Bedeutung geben. Die in der Regel beabsichtigte Gegensätzlichkeit der jeweiligen Aussagen erschließt sich nicht jedem Rezipienten, so dass zuweilen die Ironie auch als wahr interpretiert wird und so nicht selten zu Missverständnissen führen kann, abgesehen davon, dass anstelle von Gegenteiligkeit bestimmte Partikel als Ausdrucksformen möglich sind, so etwa in der Aufforderung: *Könntest du vielleicht mal damit aufhören*. Nur wenn die Signale erkannt werden, ist Ironie von Lüge zu unterscheiden.

„Grundlage der Erzeugung von Ironie ist die Herstellung von Inkongruenzen, Sinnüberschneidungen zwischen einem konventionellen (erwartbaren, mithin normierten) ‚Welt‘-Wissensrahmen und dem sprachlich realisierten Rahmen, wobei es unterschiedliche Mittel zur Herstellung dieser Inkongruenzen gibt (zum Beispiel Inkongruenz para- und nonverbaler Signale mit der Pragmatik und Semantik des verbalen Textes; lexikalisch-semantische Inkongruenz von Wortbedeutungsmerkmalen und Merkmalen des Referenzobjekts“... (Kilian 2005: 64).

Auch zwischen Wahrheit und Lüge liegt ein Unbestimmtheitsbereich.

Die Forderung nach Referenz und kommunikativem Ethos ist eine Forderung nach Authentizität im Umgang mit Sprache. In der Theorie wird sie durch die Einsicht in die Relativität und Konstruiertheit allen sprachlichen Meinens und Bedeutens eingeschränkt, in der Praxis durch die Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Verkehrs. Doch sind Ausnahmen von einer referentiell und ethisch zuverlässigen Verwendung von Sprache genau geregelt. Sie begegnen etwa bei der Legitimation der Notlüge oder bei einem Sprechen und Schreiben, das Konventionen unterliegt, wie dem der schönen Literatur. (Gardt 2008: 15)

Während die Lüge ein willentlicher Akt der Täuschung ist und damit nicht mehr zum Vagheitsbereich gehört, sind Irrtümer nicht intendiert, sondern haben ihre Ursache in mangelndem Wissen oder – die semantische Interpretation von Wörtern betreffend – falscher etymologischer Deutung (als Volksetymologie bekannt), was schließlich Folgen für die Kategorisierung der entsprechenden Referenzobjekte haben kann. Hierzu einige Beispiele aus dem Lexikon der sprachlichen Irrtümer (Krämer/Sauer 2003): „*Das Siebengebirge hat seinen Namen*





*von den sieben Bergen.*“ (S. 122) – „*Walnüsse sind Nüsse.*“ (S. 176) – „*Verfranzen kommt von Fransen.*“ (S. 177) – „*Leberkäse enthält Leber.*“ (S. 28) – „*Felleisen kommt von Fell und Eisen.*“ (S.132). Auf eine Richtigstellung wird hier verzichtet, sondern nur noch einmal betont, dass auch Fehlinterpretationen auf Vagheit beruhen.

Nicht zuletzt basieren Witze auf Phänomenen der Unbestimmtheit und haben gewissermaßen einen hintergründigen Charakter. So werden in dieser Textsorte vor allem mehrdeutige sprachliche Mittel als Schlüsseleinheiten verwendet, um den Doppelsinn zu erzeugen, der die eigentliche Pointe ausmacht. Ein Beispiel zum Abschluss soll dies belegen: Ein Mann kauft einen Dobermann und fragt den Züchter: „*Mag der Hund auch kleine Kinder?*“ „*Sicher, aber Sie können auch Hundefutter kaufen.*“

## 6. Schlussbemerkungen

Kommen wir zum Ausgangspunkt der Unbestimmtheitsproblematik zurück, sei nochmals betont, dass Vagheit ein Merkmal natürlicher Sprachen ist. Sie liegt in den Wortbedeutungen selbst, deren Konzepte auf unscharfen Grenzen beruhen. So kann die Kategorisierung einer Erscheinung als *groß* oder *klein* nur in Abhängigkeit von entsprechenden Vergleichsgrößen erfolgen. Ob ein Mensch als *zuverlässig* oder *unzuverlässig* eingestuft wird, hängt dagegen vom Urteil seiner Mitmenschen ab. Dazu Löbner (2003):

Semantische Konzepte können also in dem Sinne vage sein, dass die Grenzen der Kategorie, die sie bestimmen in Abhängigkeit vom Kontext flexibel festgelegt werden können. Aber in einem gegebenen Kontext, das heißt in einem konkreten Kategorisierungsfall, müssen sie auf die eine oder andere Weise festgelegt werden und ergeben dann eine einfache Ja-oder-Nein-Kategorisierung. (Löbner 2003: 291f.)

Die Flexibilität dieser Konzepte rührt daher, dass sie an den jeweiligen Kontext angepasst werden können. Sie sind wie ein Objektiv, das man auf verschiedene Brennweiten und Entfernungen einstellen kann. Aber wenn es einmal eingestellt ist, fokussiert es auf einen bestimmten Bereich und liefert dafür ein scharfes Bild. Gelegentlich wird die Vagheit vieler sprachlicher Begriffe als Unvollkommenheit natürlicher Sprachen betrachtet. In Wahrheit handelt es sich um eine große Errungenschaft, weil auf diese Weise von den gegebenen semantischen Mitteln sehr vielfältiger und flexibler Gebrauch gemacht werden kann. (S. 293)

Dies gilt ebenso für die vielfältigen Formen von Mehrdeutigkeit, die im lexikalischen wie auch im syntaktischen Bereich unsere Ausdrucksmöglichkeiten erweitern. Sowohl der sprachliche als auch der außersprachliche Diskurs bieten eine Reihe von Strategien, Vagheit und Mehrdeutigkeit im Interesse erfolgreicher Kommunikation aufzulösen oder gegebenenfalls als Stilmittel einzusetzen.





Somit sind Phänomene sprachlicher Unbestimmtheit keine Erscheinungen, die man möglichst vermeiden oder kritisieren sollte, sondern vielmehr eine Chance, sprachlich kreativ zu sein.

## Literatur

- Aifan, Uta (1997): Balanceakt auf dem Drahtseil. Theorie, Analyse und didaktische Behandlung von Stereotypen und Vorurteilen im Unterricht an Hochschulen. In: Breuer, Ingo/ Sölter, Arpad A. (Hrsg.): *Der fremde Blick: Perspektiven interkultureller Kommunikation und Hermeneutik*. Bozen, S. 265-286.
- Aitchison, Jean (1997): *Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon*. Tübingen.
- Ballweg, Joachim (1995): Allgemeingültige Sätze – Eine Herausforderung für die Prototypen-semantik. In: Harras, Gisela (Hrsg.): *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*. Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 1993. Berlin/New York, S. 271-288.
- Gardt, Andreas (2008): Referenz und kommunikatives Ethos. Zur Forderung nach Wahrheit im Alltag des Sprechens. In: Pappert, Steffen/ Schröter, Melanie/ Fix, Ulla (Hrsg.): *Ver-schlüsseln, Verbergen, Verdecken in öffentlicher und institutioneller Kommunikation*. Berlin, S. 15-30.
- Geier, Manfred (1993): *Das Sprachspiel der Philosophen. Von Parmenides bis Wittgenstein*. Hamburg.
- Haefs, Hanswilhelm (1990): *Handbuch des nutzlosen Wissens*. München.
- Heringer, Hans Jürgen (2004): *Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte*. Tübingen/Basel.
- Kilian, Jörg (2005): *Schöne Bescherung! Ironie und Humor in der Sprache*. In: *Der Sprachdienst* 2-3, S. 52-64.
- Krämer, Walter/ Sauer, Wolfgang (2003): *Lexikon der populären Sprachirrtümer. Mißverständnisse, Denkfehler und Vorurteile von Altbier bis Zyniker*. München.
- Levinson, Stephen C. (1994): *Pragmatik*. Tübingen.
- Löbner, Sebastian (2003): *Semantik. Eine Einführung*. Berlin/New York.
- Pinkal, Manfred (1985): Kontextabhängigkeit, Vagheit, Mehrdeutigkeit. In: Schwarze, Christoph/ Wunderlich, Dieter (Hrsg.): *Handbuch der Lexikologie*. Königstein/Ts., S. 27-63.
- Polenz, Peter von (1988): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin/New York.
- Schwarz, Monika/ Chur, Jeannette (1996): *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen.
- Suchotín, Anatoli Konstantinowitsch (1983): *Kuriositäten in der Wissenschaft*. Moskau/Leipzig.
- Ulrich, Winfried (2007): „Wie vermehren sich Mönche und Nonnen? – Durch Zellteilung.“ *Wie und mit welcher Absicht spielt man mit der Sprache?* In: *Der Sprachdienst* 5, S. 189-201.







## Wortbildungsmuster und grammatische Funktionen







## Wortbildungsmodelle im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel der substantivischen Komposita mit dem Erstglied *Hirn*

*Maria Biskup*  
*Kinga Zielińska*

Die Struktur und Funktionsweise des menschlichen Gehirns beschäftigt Wissenschaftler und Laien seit Jahrhunderten. Um das Gehirn zu beschreiben, wurden zuerst Termini griechischer und lateinischer Herkunft gebraucht, die im Laufe der Zeit teilweise durch die einheimischen, deutschen Lexeme ersetzt worden sind. Das Hauptinteresse dieser Arbeit besteht darin zu zeigen, wie sich der Wortschatz im Bereich der Hirnforschung entwickelt hat, mit besonderer Berücksichtigung der semantischen Tendenzen in der terminologischen Wortbildung. Dafür werden die substantivischen Komposita mit *Hirn* als Erstglied untersucht, die am Anfang des 19. Jahrhunderts und am Ende des 20. Jahrhunderts Bestandteil des allgemeinsprachlichen und fachsprachlichen Wortschatzes geworden sind.

Die empirische Grundlage der Arbeit ist ein Korpus, das aus den folgenden Wörterbüchern entnommenen Lexemen besteht:

19. Jh.:  
Adelung, Johann Christoph (1811): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart  
Gräfe, Carl Ferdinand (Hrsg.) (1849): Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften: 37 Bände. Berlin.  
Kraus, Ludwig August (1826): Kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon. Göttingen.
20. Jh.:  
Tafil-Klawe Malgorzata; Klawe Jacek (1998): Słownik medyczny polsko-niemiecki i niemiecko-polski. Warszawa;  
Duden (1999) – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim.





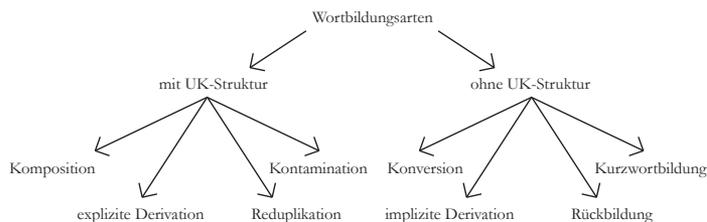
Die Fachsprache der Medizin baut ihren Wortschatz seit vielen Jahrhunderten kontinuierlich aus, worauf auch Wiese (1984) hinweist:

Die Mehrdimensionalität und Komplexität medizinischer Sachverhalte macht unterschiedliche Gesichtspunkte der Klassifizierung notwendig und ermöglicht dadurch im Prozeß der sprachlichen Nomination die Bildung verschiedenartiger Benennungsstrukturen für den gleichen Sachverhalt. (Wiese 1984: 37)

Dieser Benennungsbedarf führt einerseits zu neuen Wortbildungsmustern, andererseits werden manche Wortbildungsmodelle stärker und differenzierter für die Bildung von Fachwörtern genutzt (vgl. Schippan 2002: 234). Das betrifft unter anderem die Bildung der Komposita, die zum Gegenstand der vorliegenden Analyse wurden.

### Morphologische Beziehungen zwischen den unmittelbaren Konstituenten (UK)

Bei der morphologischen Beschreibung der substantivischen Zusammensetzungen ist der Begriff der Wortbildungsart von großer Bedeutung. Nach strukturellen und morphologischen Merkmalen unterscheidet man folgende Wortbildungsarten: Komposition, explizite und implizite Derivation, Reduplikation, Kontamination, Konversion, Rückbildung und Kurzwortbildung (vgl. Lohde 2006: 58). Während Komposita (ausgenommen Kopulativkomposita) und explizite Derivate eine binäre Struktur aufweisen<sup>1</sup>, gehören Konversion und Kurzwortbildung zu den nicht binär strukturierten Arten. Alle genannten Wortbildungsarten lassen sich auf folgende Weise schematisch darstellen.



**Abb. 1: Wortbildungsarten**

1 In der einschlägigen Literatur werden zwar solche Begriffe wie ‚mehrgliedrige Komposita‘ oder ‚Mehrfachbildungen‘ als Bezeichnungen für die aus mehr als zwei Elementen bestehenden Zusammensetzungen verwendet, doch weisen auch diese Komposita binäre Gliederung auf. Ihre binäre Struktur lässt sich entsprechend durch Paraphrase nachweisen, z.B.: *Hirnsubstanzverweichung* – *Erweichung der Hirnsubstanz*; *Hirnschußverletzung* – *Schußverletzung des Hirns*.





Zu den produktivsten Wortbildungsarten gehören zweifellos Komposition und explizite Derivation. Komposita unterscheiden sich von den expliziten Derivaten durch die Wortfähigkeit ihrer unmittelbaren Konstituenten; die ersteren setzen sich aus zwei wortfähigen (freien) UK zusammen, bei den letzteren haben wir es mit einer wortfähigen und einer nicht wortfähigen (gebundenen) UK zu tun. Bei der Bildung von neuen Wortbildungsprodukten werden nur selten Reduplikation (Wortdoppelung) und Kontamination (Wortkreuzung) genutzt. Von den Wortbildungsarten ohne UK-Struktur sind Konversion und Kurzwortbildung am produktivsten. Der Unterschied zwischen den Konversions- und Reduktionsprodukten besteht darin, dass bei der Konversion ein Wortartwechsel zustande kommt (Konversionsprodukte gehören zu einer anderen Wortart als ihre jeweiligen Basen) und bei der Kurzwortbildung die Ausgangswortart beibehalten bleibt (ein Wechsel der Wortart tritt hier nicht ein). Die implizite Derivation und Rückbildung kommen relativ selten vor und gehören somit zu weniger produktiven Wortbildungsmodellen.

Alle Wortbildungsprodukte lassen sich nach gemeinsamen strukturellen und morphologischen Merkmalen in Wortbildungstypen ordnen. Jeder Wortbildungstyp repräsentiert somit eine Anzahl von Produkten mit bestimmten identischen Merkmalen. Unter den substantivischen Komposita sind Zusammensetzungen mit Substantiven als Erst- und Zweitglied (Substantiv + Substantiv) am häufigsten vertreten. Alle im Rahmen dieser Analyse untersuchten Wörter gehören auch zu diesem Wortbildungstyp. Je nach der morphologischen Struktur lassen sich in dieser Gruppe der Komposita folgende Strukturmuster unterscheiden:

- Beide UK sind Simplizia (Gruppe I)
- Eine der beiden UK ist ein Kompositum, die andere ein Simplex (Gruppe II)
- Beide UK sind Komposita (Gruppe III)
- Eine UK ist ein Suffixderivat, die andere ein Simplex oder ein Kompositum (Gruppe IV)
- Eine UK ist ein Infinitiv, die andere ein Simplex (Gruppe V)
- Eine UK ist eine substantivierte Form des Partizips II (Gruppe VI)
- Eine UK ist ein implizites Derivat (Gruppe VII)
- Eine UK ist ein Konversionsprodukt (Gruppe VIII)

Die Einteilung der Komposita nach den einzelnen Strukturmustern im 19. und im 20. Jahrhundert veranschaulicht die folgende Tabelle:

Jahrhundert	Gruppe I	Gruppe II	Gruppe III	Gruppe IV	Gruppe V	Gruppe VI	Gruppe VII	Gruppe VIII
19	27	3	1	6	3	-	5	-
20	69	31	2	37	3	2	6	3

Tab. 1: Die Einteilung der Komposita nach den einzelnen Strukturmustern im 19. und im 20. Jahrhundert.





Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, dass sowohl im 19. als auch im 20. Jahrhundert die meisten Komposita durch die Verbindung von zwei Simplicia entstehen. Zu den bereits im 19. Jahrhundert gängigen Zusammensetzungen wie *Hirnarterie*, *Hirnhaut*, *Hirnmasse* kommen im 20. Jahrhundert zahlreiche neue hinzu (z.B. *Hirnachse*, *Hirnanämie*, *Hirnbezirk*, *Hirntrauma*, *Hirntumor*). An der zweiten Stelle hinsichtlich der Produktivität des Strukturmodells befinden sich Verbindungen eines Suffixderivats mit einem Simplex oder einem Kompositum. Diese Gruppe wird im 19. Jahrhundert durch sechs Lexeme repräsentiert (darunter *Hirnentzündung*, *Hirnerschütterung*, *Hirnerweichung*), im 20. Jahrhundert wird sie um 30 neue Einheiten bereichert (z.B. *Hirndrucksteigerung*, *Hirnentwicklungshemmung*, *Hirnnervenlähmung*). Wortbildungsprodukte, die als eine UK ein implizites Derivat enthalten, nehmen im 19. Jahrhundert den dritten Platz ein, zu dieser Gruppe gehören beispielsweise *Hirnanhang*, *Hirnschalenbruch* und *Hirnschaleneindruck*. Im 20. Jahrhundert befinden sich an der dritten Stelle Zusammensetzungen, die eine Verbindung eines Kompositums mit einem Simplex darstellen wie z.B. *Hirnrindenatrophie*, *Hirnbotschaft*, *Hirngefäßsklerose*. Die nach den Strukturmodellen VI und VIII gebildeten Wortbildungsprodukte kommen im untersuchten Material im 19. Jahrhundert gar nicht vor; im 20. Jahrhundert sind auch nur wenige Lexeme nach diesen Modellen entstanden (Gruppe VI: *Hirngeschädigter*, *Hirnverletzter*, Gruppe VIII: *Hirnnervenausfall*, *Hirnschwindel*, *Hirnvorfall*). Als wenig produktiv erweist sich auch das Modell der Gruppe III; im Korpus wurden nur drei Lexeme belegt, die dieses Strukturmodell wiedergeben (im 19. Jahrhundert: *Hirnböhlenwassersucht*, im 20. Jahrhundert: *Hirnkammerluftbild*, *Hirnrindenstrombild*). Die prozentuale Verteilung der einzelnen Strukturmodelle zeigt die folgende tabellarische Zusammenstellung:

Jahrhundert	Gruppe I	Gruppe II	Gruppe III	Gruppe IV	Gruppe V	Gruppe VI	Gruppe VII	Gruppe VIII
19	60	6,7	2,2	13,3	6,7	-	11,1	-
20	45	20,5	1,3	23,9	2	1,3	4	2

Tab. 2: Die prozentuale Verteilung der einzelnen Strukturmodelle.

Aus der Tabelle wird ersichtlich, dass das erste Strukturmodell in beiden Jahrhunderten dominant ist, auch wenn der prozentuale Anteil der nach diesem Modell entstandenen Wortbildungsprodukte im 20. Jahrhundert wesentlich abnimmt. Der Prozentanteil der aus einem Kompositum und einem Simplex geschaffenen Zusammensetzungen verdreifacht sich am Ende des untersuchten Zeitraums, während der Anteil der aus einem Suffixderivat und einem Simplex oder einem Kompositum bestehenden Verbindungen sich fast ver-



doppelt. Interessant ist, dass im 19. Jahrhundert relativ häufig Komposita vorkommen, die als eine unmittelbare Konstituente ein implizites Derivat haben (sie machen 11,1 % aller Wortbildungskonstruktionen aus), und im 20. Jahrhundert dieses Strukturmuster nur mit 4 % an allen Konstruktionen vertreten ist. Die im 19. Jahrhundert überhaupt nicht verzeichneten Modelle der Gruppe VI (eine UK ist eine substantivierte Form des Partizips II) und der Gruppe VIII (eine UK ist ein Konversionsprodukt) treten im 20. Jahrhundert auch nur sporadisch auf.

### Bedeutungsbeziehungen zwischen den unmittelbaren Konstituenten

Durch Wortbildungselemente und -modelle werden die lexikalisch-semantischen Klassen festgelegt, denen eine Wortbildungskonstruktion zuzuordnen ist. In Bezug auf die Gesamtbedeutung der untersuchten Lexikoneinheiten lassen sich sechs Wortfelder unterscheiden. Zu der ersten, zahlreichsten Gruppe gehören Komposita, die die krankheitsbedingten Veränderungen benennen und/oder Krankheitsnamen sind (z.B.: *Hirnabszess*, *Hirnembolie*, *Hirnhautbruch*). Die zweitgrößte Gruppe stellen die anatomischen Termini dar, mit denen die Bestandteile des Gehirns bezeichnet werden (z.B.: *Hirnganglion*, *Hirnhälfte*, *Hirnstiel*). Weitere Kategorie bilden Lexikoneinheiten, die physiologische Prozesse bezeichnen (z.B.: *Hirndurchblutung*, *Hirnkreislauf*, *Hirnstoffwechsel*). Einzelne Lexeme gehören zum Bereich der medizinischen Diagnostik und sind Benennungen für verschiedene apparative Untersuchungsmethoden (z.B.: *Hirnaufnahme*, *Hirnstrombild*). An letzter Stelle befindet sich die Gruppe, zu der die Bezeichnungen für Lebewesen gehören (z.B.: *Hirngeschädigte*, *Hirnschmarotzer*).

	Krankheitsnamen	Anatomische Begriffe	Prozesse	Diagnostik	Lebewesen
19. Jh.	12	10	-	-	-
19. und 20. Jh. <sup>2</sup>	14	9	-	-	-
20. Jh	57	43	17	9	4
Insg.	83	62	17	9	4

Tab. 3: Die Einteilung der Komposita in Bezug auf ihre Gesamtbedeutung.

Es wird deutlich, dass *Hirn* als Wortbildungseinheit sehr produktiv ist. Bereichert um neue Zusammensetzungen sind nicht nur die Wortfelder *Krankheitsnamen* und

2 Anzahl der Lexeme, die in Wörterbüchern im 19. Jh. vorkommen und auch später gebraucht werden.



*Anatomische Begriffe*, sondern auch die übrigen Kategorien, die im 19. Jahrhundert über keine belegten Komposita mit Hirn als Erstglied verfügt haben.

Bei den meisten Determinativkomposita haben wir es mit binären Wortbildungsprodukten zu tun, deren Gesamtbedeutung sich aus Reihenfolge und Bedeutung der unmittelbaren Konstituenten und der semantischen Beziehung zwischen diesen Konstituenten erschließen lässt. Besonders nominale Komposita scheinen relativ frei auslegbar zu sein (vgl. Donalies 2005: 62). Eine wichtige Rolle bei der Bedeutungserschließung spielen der Kontext und das Weltwissen der Sprecher. Die Auswahl der Interpretationsmöglichkeiten eines Kompositums wird auch durch „ein verhältnismäßig festes Inventar vorhandener Muster“ (Donalies 2005: 63) eingeschränkt, das im Weiteren dargestellt wird. Abgesehen von der semantischen Vielfalt der Zusammensetzung Substantiv + Substantiv ist allen Wortbildungsprodukten dieser Art eine hierarchische Relation zwischen den Konstituenten gemeinsam: die erste Einheit (Determinans) determiniert die zweite (Determinatum). Die semantischen Kerne, die die Bedeutung des komplexen Wortes festlegen, sind im Deutschen prinzipiell die rechts stehenden Konstituenten. Zugleich sind sie auch syntaktische Kerne, die „die formalen Eigenschaften – vor allem die kategorielle Zugehörigkeit – der Gesamtstruktur“ festlegen (Olsen 1991: 335). Die hierarchischen Relationen zwischen den Konstituenten der substantivischen Determinativkomposita zeichnen sich durch ihre semantische Vielfalt aus. Trotz dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit lassen sich bestimmte semantische Grundmuster herausfiltern, die als besonders produktiv gelten können. Die wichtigsten von diesen enthält die Klassifikation von Lohde (vgl. Lohde 2006: 66ff.). Nach ihm entsprechen „die Relationen zwischen Bestimmungswort und Grundwort dem Verhältnis von Adverbialbestimmung und Prädikat des jeweiligen Satzes“ (Lohde 2006: 67). Demnach unterscheidet er zwischen den lokalen (B ist in A, B kommt von A), temporalen (A bestimmt Zeitpunkt/ Zeitdauer von B), instrumentalen (A ist Mittel/ Instrument für B), kausalen (A ist Ursache von B), finalen (B ist bestimmt/ geeignet für A), konditionalen (A geschieht wegen A) und modalen Wortbildungsmustern<sup>3</sup> (A bestimmt Art und Weise von B). Die zweite Gruppe stellen jene substantivischen Kompositionen dar, deren „Grundwörter durch eine ergänzende Verbprädikation [...] eine nähere Bestimmung erfahren“ (Lohde 2006: 67). Die Zusammensetzungen dieser Art drücken possessive (A gehört/ besitzt B), partitive (B ist Bestandteil von A), substantielle/ materiale (B besteht aus A), konstitutionale (B wird von/ aus A gebildet), komparative (A ähnelt/ gleicht B), thema-

3 Die unmittelbaren Konstituenten: das Bestimmungswort und Grundwort, werden mit A und B gekennzeichnet.





angebende (A ist Thema von B) und graduierende Verhältnisse (A macht B größer/ kleiner) aus. Zu dieser Gruppe gehören auch Komposita, die agensorientiert (A erzeugt B, B erzeugt A, B tut etwas mit A) und patiensorientiert sind (mit A geschieht etwas/ wird etwas getan). Da die Komposita mit *Hirn* teilweise ihre eigene Semantik aufweisen, die nicht immer den oben genannten Typen entspricht, ist die Klassifikation modifiziert worden. Im Folgenden werden 4 Hauptmuster dargestellt, nach denen die untersuchten Zusammensetzungen gebildet sind.

**Muster 1:** B ist Bestandteil von A

Zusammensetzungen, die diesem Muster entsprechen, stellen die zahlreichste Kategorie dar. Zu dieser Gruppe werden auch diejenigen Komposita gerechnet, die zugleich ein lokales Verhältnis zwischen beiden Konstituenten ausdrücken. Die semantische Relation im Kompositum *Hirnzelle* entspricht sowohl dem Muster *B ist Bestandteil von A* (das Gehirn besteht aus Nervenzellen), als auch *B ist in A* (die Hirnzellen befinden sich im Gehirn). Dieselbe Auslegung lassen auch andere Lexeme zu. Die beschriebene Struktur ist für 21 Komposita im medizinischen Wortschatz des 19. Jahrhunderts (z.B.: *Hirnpfanne*, *Hirnganglion*, *Hirnzelt*) und für 56 Komposita im 20. Jahrhundert (z.B.: *Hirngewebe*, *Hirnwasser*, *Hirnhalbkuugel*, *Hirnsubstanz*, *Hirnsichel*) charakteristisch.

**Muster 2:** B geschieht/ entsteht in A

An zweiter Stelle im Hinblick auf die Anzahl der diesem Wortbildungsmuster zugeordneten Komposita befindet sich das Wortbildungsmuster 2. In diesem Muster thematisiert die zweite Konstituente in der Regel die krankheitsbedingte Veränderung, von der das Gehirn betroffen ist. Im Wortschatz des 19. Jahrhunderts entsprechen dieser Beziehungsrelation 12 (z.B.: *Hirnhautschwamm*, *Hirnextravasat*, *Hirntoben*, *Hirnblutfluss*) und im 20. Jahrhundert 60 Lexeme (z.B.: *Hirntumor*, *Hirnwunde*, *Hirnneubildung*, *Hirngewächs*, *Hirndrucksteigerung*).

**Muster 3:** mit A wird B gemacht

In diesem Wortbildungsmuster wird der ersten Konstituente die Rolle des Patiens zugeschrieben, an dem die durch die zweite Konstituente bezeichneten Tätigkeiten oder Prozesse vollzogen werden, z.B.: *Hirnerregung* = Hirn wird erregt; *Hirnuntersuchung* = Hirn wird untersucht. Im Wortschatz des 19. und 20. Jahrhunderts weisen dieselbe Struktur entsprechend 5 (z.B.: *Hirnerschütterung*, *Hirnschalenbruch*) und 22 Komposita (z.B.: *Hirnsubstanzverweichung*, *Hirnquetschung*, *Hirnwäsche*) auf.



**Muster 4:** A ist Thema von B

Die Zusammensetzungen, die nach diesem Schema gebildet werden, stellen eine relativ neue Kategorie dar und gehören zum Bereich der medizinischen Diagnostik. Zu dieser Gruppe gehören unter anderem solche Zusammensetzungen, wie *Hirnstrombild*, *Hirnaufnahme*, *Hirnszintigraphie* oder *Hirnkammerluftbild* (insgesamt 10).

In dem untersuchten Material wurden auch Komposita wie *Hirnmensch*, *Hirngeschädigter* und *Hirnverletzter* festgestellt, die aufgrund der semantischen Relation zwischen ihren unmittelbaren Konstituenten von keinem der genannten Muster erfasst werden können. Diese Komposita gehören zur Gruppe der Benennungen von Personen und als solche lassen sie sich keinem einheitlichen Wortbildungsmuster zuordnen (vgl. Lohde 2006: 82ff.).

**Zusammenfassung**

Das Ziel dieses Aufsatzes war es, einen Überblick über die Wortbildungsmodelle zu geben, die im 19. und 20. Jahrhundert in der Gruppe der substantivischen Komposita mit dem Erstglied *Hirn* auftreten. Es wurden insgesamt 198 Lexeme hinsichtlich ihrer morphologischen und semantischen Struktur analysiert, wobei der Schwerpunkt der Analyse auf den Beziehungen zwischen den unmittelbaren Konstituenten lag. Im Rahmen der Untersuchungen der morphologischen Struktur wurden in dieser Gruppe der Komposita acht verschiedene Strukturmuster festgestellt: Gruppe I (beide UK sind Simplizia), Gruppe II (eine der beiden UK ist ein Kompositum, die andere ein Simplex), Gruppe III (beide UK sind Komposita), Gruppe IV (eine UK ist ein Suffixderivat, die andere ein Simplex oder ein Kompositum), Gruppe V (eine UK ist ein Infinitiv, die andere ein Simplex), Gruppe VI (eine UK ist eine substantivierte Form des Partizips II), Gruppe VII (eine UK ist ein implizites Derivat) und Gruppe VIII (eine UK ist ein Konversionsprodukt). Aufgrund der statistischen Zusammenstellung konnte der Grad der Produktivität der einzelnen Strukturmuster im 19. und im 20. Jahrhundert bestimmt werden; als das produktivste Modell erwies sich die Gruppe I, die Gruppen VI und VIII sind im untersuchten Material am wenigsten vertreten.

Die semantische Analyse der Beziehungen zwischen den unmittelbaren Konstituenten lässt vier Hauptmuster feststellen, nach denen die untersuchten Komposita gebildet wurden: Muster 1 (B ist Bestandteil von A), Muster 2 (B geschieht/ entsteht in A), Muster 3 (mit A wird B gemacht) und Muster 4 (A ist Thema von B). Unter den analysierten Wortbildungsprodukten stellen diejenigen, die dem semantischen Muster I entsprechen, die zahlreichste Kate-





gorie dar, während solche, die nach dem letzten Modell gebildet wurden, im Korpus nur ganz selten vorkommen.

### Liste der analysierten Komposita:

**19. Jahrhundert:** Hirnabscess, Hirnanhang, Hirnarterie, Hirnaugenvene, Hirnbedeckung, Hirnblutfluss, Hirnbohrer, Hirnbruch, Hirnbrüten, Hirnentzündung, Hirnerschütterung, Hirnerweichung, Hirnextravasat, Hirnganglien, Hirngeschwür, Hirngeschwulst, Hirngespinst, Hirnhaut, Hirnhautbruch, Hirnhautschwamm, Hirnhöhle, Hirnhöhlenwassersucht, Hirnkammer, Hirnklappe, Hirnknoten, Hirnkrankheit, Hirnkraut, Hirnleiden, Hirnmasse, Hirnpfanne, Hirnrotz, Hirnsand, Hirnschädel, Hirnschale, Hirnschalenbruch, Hirnschaleneindruck, Hirnschenkel, Hirnschwamm, Hirnschwiele, Hirnspalte, Hirntoben, Hirnverletzung, Hirnwunde, Hirnwuth, Hirnzelt.

**20. Jahrhundert:** Hirnabszeß, Hirnabschnitt, Hirnachse, Hirnanämie, Hirnaneurysma, Hirnanhang, Hirnanhangdrüse, Hirnanlage, Hirnarterienerkrankung, Hirnatrophie, Hirnaufnahme, Hirnbalken, Hirnbasis, Hirnbefund, Hirnbezirk, Hirnbildungsmangel, Hirnbläschen, Hirnblutader, Hirnblutleiter, Hirnbluterguß, Hirnblutgefäß, Hirnblutung, Hirnbotenstoff, Hirnbruch, Hirnbrücke, Hirndruck, Hirndrucksteigerung, Hirndurchblutung, Hirneiterung, Hirnembolie, Hirnentfernung, Hirnentwicklung, Hirnentwicklungshemmung, Hirnentzündung, Hirnerkrankung, Hirnerscheinung, Hirnerschütterung, Hirnerweichung, Hirnfelder, Hirnfläche, Hirnfunktion, Hirnfurche, Hirngefäße, Hirngefäßsklerose, Hirngeschädigter, Hirngeschwulst, Hirngespinst, Hirngewächs, Hirngewebe, Hirngrund, Hirngrundfläche, Hirnhalbkugel, Hirnhälfte, Hirnhaut, Hirnhautblutung, Hirnhautentzündung, Hirnhautgeschwulst, Hirnhernie, Hirnhöhle, Hirnhohlraum, Hirninfarkt, Hirnkammer, Hirnkammerluftbild, Hirnkasten, Hirnkern, Hirnkompression, Hirnkontusion, Hirnkrankheit, Hirnkrebs, Hirnkreislauf, Hirnlähmung, Hirnlappen, Hirnleiden, Hirnleistung, Hirnleistungsschwäche, Hirnmalaria, Hirnmasse, Hirnmensch, Hirnmetastasen, Hirnmißbildung, Hirnnerv, Hirnnervenausfall, Hirnnervenkern, Hirnnervenlähmung, Hirnnerventamm, Hirnnervensyndrom, Hirnneubildung, Hirnoberfläche, Hirnphysiologie, Hirnprellung, Hirnpressung, Hirnquetschung, Hirnregion, Hirnreizmittel, Hirnrinde, Hirnrindenatrophie, Hirnrindenentzündung, Hirnrindenläsion, Hirnrindenstrombild, Hirnrindenzelle, Hirn-Rückenmarkerkrankung, Hirnsand, Hirnsausen, Hirnschädel, Hirnschaden, Hirnschädigung, Hirnschale, Hirnschenkel, Hirnschenkelläsion, Hirnschlag, Hirnschmarotzer, Hirnschußverletzung, Hirnschußwunde, Hirnschwellung, Hirnschwiele, Hirnschwindel, Hirnschwund, Hirnsichel, Hirnsklerose, Hirnstamm, Hirnstammssyndrom, Hirnstammzentren, Hirnstich, Hirnstiel, Hirnstoffwechsel, Hirnstrombild, Hirnstromuntersuchung, Hirnsubstanz, Hirnsubstanzerverweichung, Hirnszintigraphie, Hirntätigkeit, Hirnteil, Hirntod, Hirntrauma, Hirntumor, Hirnuntersuchung, Hirnvenenthrombose, Hirnventrikel, Hirnveränderung, Hirnverbranntheit, Hirnverletzter, Hirnverletzung, Hirnverrichtung, Hirnvolumen, Hirnvolumenvermehrung, Hirnvorfall, Hirnwäsche, Hirnwasser, Hirnwindung, Hirnwunde, Hirnwut, Hirnzelle, Hirnzentren.





### Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1811): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart (digitalisierte Ausgabe: <http://lexika.digitale-sammlungen.de>).
- Donalies, Elke (2005): Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick. Tübingen.
- Duden (1999): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim (digitalisierte Ausgabe).
- Gräfe, Carl Ferdinand (Hrsg.) (1849): Encyclopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften: 37 Bände. Berlin.
- Kraus, Ludwig August (1826): Kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon. Göttingen.
- Lohde, Michael (2006): Wortbildung des modernen Deutschen. Ein Lehr- und Übungsbuch. Tübingen.
- Olsen, Susan (1991): Wortbildung im Deutschen. Stuttgart.
- Römer, Christine/ Matzke, Brigitte (2005): Lexikologie des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.
- Schippan, Thea (2002): Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Tafil-Klawe, Malgorzata/ Klawe, Jacek (1998): Słownik medyczny polsko-niemiecki i niemiecko-polski. Warszawa.
- Wiese, Ingrid (1984): Fachsprache der Medizin. Eine linguistische Analyse. Leipzig.





# Griechische und lateinische Wortbildungselemente in der deutschen und niederländischen Fachsprache der Medizin

*Ewa Majewska*

Die Medizin hat wie jedes andere Fachgebiet ihre eigene fachbezogene Sprache, die sich von der Gemeinsprache u.a. durch den Fachwortschatz unterscheidet. Jede Fachsprache dient der sprachlichen Verständigung in einer Wissenschaft oder einem Fachgebiet und sie ermöglicht den Gedankenaustausch über fachliche Themen. Hoffmann (1976: 170) definiert Fachsprache als „die Gesamtheit aller sprachlichen Mittel, die in einem fachlich begrenzten Kommunikationsbereich verwendet werden, um die Verständigung zwischen den in diesem Bereich tätigen Menschen zu gewährleisten“. „Es gibt ebenso viele Fachsprachen wie Fachrichtungen – und eine Fachsprache ist in sich nicht homogen, sondern weist innerhalb ihrer verschiedenen Textsorten einen unterschiedlichen Sprachbestand auf“ (ebenda, 176). Beier (1980: 13) versteht unter Fachsprache „einen komplexen Bereich (einen Ausschnitt, eine Varietät) der Sprachverwendung, der – bedingt durch die Spezifika verschiedener fachlicher Situationen – eine Binnendifferenzierung aufweist. Fachsprache wird von fachlich kompetenten Schreibern bzw. Sprechern gebraucht, um sich mit anderen (auch angehenden) Fachleuten desselben, mit Vertretern anderer Disziplinen oder Laien mit bestimmten Zielen über fachliche Sachverhalte zu verständigen“.

Die Fachsprache der Medizin erfüllt diese Aufgaben für die medizinischen Wissenschaften und die ärztliche Praxis. Sie wird sowohl in der medizinischen Forschung (Publikationen, Konferenzen, Forschungsberichten) als auch im Medizinstudium, der Medizintechnik und in der ärztlichen Praxis (Berichte, Überweisungen, Arzt-Patienten-Gespräche, Rezepte, Beipackzettel) gebraucht. Ihr Benutzerkreis beschränkt sich nicht nur auf Mediziner, sondern umfasst auch die an dem Fach interessierten Laien. Ebenso enthält die Aufklärungsliteratur für Patienten viele medizinische Fachwörter (vgl. Caspar 2007: 4).





Die medizinische Fachsprache nimmt unter den Fachsprachen eine Sonderstellung ein. Im Grunde kann sich ihr niemand entziehen und auch gesunde Menschen befassen sich mit Fragen ihrer Gesundheit und informieren sich über bestimmte Krankheiten oder interessieren sich für eine gesunde Lebensweise.

Eine zweite Sonderstellung beruht auf der großen Zahl von Fachwörtern. Zum Fachwortschatz gehören Termini und Fachausdrücke, die keine Termini darstellen. Die Gesamtheit dieser Termini bildet die medizinische Terminologie (vgl. Caspar 2007: 4). Die gängigen medizinischen Lexika enthalten nach Lippert-Burmester/Lippert etwa zwischen 60 000 bis 200 000 Stichwörter (vgl. Lippert-Burmester/Lippert 2008: Vorwort). Porep/Steudel (1974: 9) schätzten, dass der medizinische Wortschatz bereits zur damaligen Zeit etwa 80 000 Namen für Medikamente, 10 000 Namen zur Bezeichnung von Körperteilen, Organen und Organteilen, 20 000 Namen zur Bezeichnung von Organfunktionen und 60 000 Namen für Krankheitsbezeichnungen, Untersuchungsverfahren und Operationsmethoden umfasst. Im *Reallexikon der Medizin und ihrer Grenzgebiete* (1977) wurde als Umfang eine Viertelmillion Stichwörter angegeben.

Die Fachsprache der Medizin weist dabei einen relativ hohen Anteil an Fremdwörtern auf (in gedruckten Texten etwa 20-25 %), die überwiegend aus dem Griechischen oder Lateinischen stammen (vgl. Ruff 2001: 7). Häufig trifft man lateinische Wörter, Wortpaare oder ganze Sätze innerhalb der deutschsprachigen Texte an, die nach den Regeln der lateinischen Rechtschreibung und Grammatik gebildet sind. Das Vorhandensein der lateinischen Überbleibsel und die Vielfalt der Fremdwörter sind historisch begründet (Ruff 2001: 7).

Im medizinischen Fachwortschatz werden verschiedene Kategorien der Termini unterschieden. Die erste Gruppe bilden die sog. **Termini technici**, z.B. *Appendicitis acuta*, *Diabetes mellitus*, die in ihrer ursprünglichen Form aus dem Griechischen oder Lateinischen entlehnt worden sind. Manche Fachwörter sind an das Deutsche teilweise angepasst worden und deswegen werden sie **eingedeutschte Termini** genannt, z.B. *akute Appendizitis*. Ihnen folgen die **eingedeutschten Kurzbezeichnungen** oder sog. **Trivialbezeichnungen**, z.B. *die Appendizitis*, *der Diabetes* (Hoffmann/Kalverkämper/Wiegand 1998: 1279; vgl. Porep/Steudel 1974: 20; Ahlheim 1992: 23ff.). Die Trivialbezeichnungen werden in der Medizin aus Gründen der Bequemlichkeit gebraucht, vor allem benutzt man sie im Kontakt mit den Patienten. Das sind vereinfachte Varianten der oft komplizierten lateinisch-griechischen Termini oder hybride lateinisch-griechisch-deutsche Bezeichnungen sowie deutsche Wörter (vgl. Caspar 2007: 4).

Die Medizin blickt auf eine lange Geschichte zurück. Ein erheblicher Teil der medizinischen Terminologie besteht aus griechischen und lateinischen





Wörtern sowie Wortelementen. Als chronologisch erste Sprache ist das Altgriechische zu nennen. Die Mehrzahl der medizinischen Fachausdrücke entstammt der altgriechischen Sprache (vgl. Ruff 2001: 10).

Griechischer Herkunft sind solche Benennungen wie z.B. *enkephalos* – Gehirn, *diaita* – Lebensführung, Diät. Auf Basis des Griechischen entstanden ab dem 18. Jahrhundert klinische, physiologische und biochemische Termini (vgl. Caspar 2007: 4).

Das systematische Studium des medizinischen Wissens wurde in Griechenland, in den antiken Ärzteschulen aufgenommen. Als ihr bedeutendster Vertreter gilt Hippokrates (um 460-377 v. Chr.), der zusammen mit seinen Schülern in seinem bekanntesten Werk „Corpus Hippocraticum“ entsprechende Beobachtungen und Erkenntnisse niederschrieb und sie in einer Sammlung von 60 Schriften hinterlassen hat (vgl. Kühtz 2007: 38). In seinem Werk sind viele noch heute übliche Fachausdrücke zu finden, z.B. *Apoplexie* = Schlaganfall, *Asthma* = anfallsweise Atembehinderung, *Karzinom* = Krebsgeschwulst, *Nephritis* = Nierenentzündung, *Tetanus* = Wundstarrkrampf (vgl. Ruff 2001: 10).

Die zweite wichtige Sprache, die den medizinischen Wortschatz stark geprägt hat, ist das Lateinische. Dieser alte Fachwortschatz bildet ein weiteres wichtiges Fundament der heutigen medizinischen Fachsprache. Die griechischen Benennungen wurden auch oft latinisiert, und in vielen Fällen entstanden lateinische Neubildungen (vgl. Kühtz 2007: 39). Nach Caspar (2007: 4) wurden neue lateinische Termini in beträchtlicher Zahl in der Antike und im Mittelalter gebildet, in besonders großem Umfang hat man sie aber von der Renaissance bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und auch noch danach geschaffen. Das Lateinische war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (und teilweise darüber hinaus) Sprache der Universitäten und Wissenschaften. Beim Übergang der Schulmedizin auf den Gebrauch des Deutschen wurde die lateinische Terminologie weiter verwendet, wobei die Termini zum Teil eingedeutscht wurden (vgl. Lippert 1978: 92; Schipperges 1988: 83).

Die meisten anatomischen Termini wurden erst im 16.-18. Jahrhundert gebildet (nachdem sich die Sektion menschlicher Körper durchgesetzt hatte), und Ende des 19. Jahrhunderts wurde erstmals der Versuch zur Schaffung einer einheitlichen Nomenklatur der lateinischen anatomischen Termini unternommen. Im 19. Jahrhundert entstanden zudem drei weitere lateinische Nomenklaturen für Histologie, Embryologie und Veterinäranatomie (vgl. Caspar 2007: 4).

Die Fachausdrücke spiegelten den Kenntnisstand und die Ansichten der jeweiligen Zeit ihres Gebrauchs wider. So haben z.B. viele lateinische und griechische Fachausdrücke und Wortbestandteile im Laufe der Jahrhunderte ihre Bedeutung gewandelt. Manche von ihnen sind verschwunden oder ihre Bedeutung ist eingengt oder verändert worden (vgl. Ruff 2001: 10).





Außer dem Griechischen und dem Lateinischen sei auch das Arabische erwähnt, das ebenfalls einen beträchtlichen Beitrag für die Entwicklung der medizinischen Fachsprache geleistet hat. Arabische Ärzte haben das antike medizinische Schrifttum bewahrt und weiterentwickelt und durch ihre medizinischen Erkenntnisse auch zur inhaltlichen Erweiterung der antiken Medizin beigetragen. Von ihnen stammen u.a. solche Termini wie *Alkohol*, *Kampfer*, *Wismuth* u.a (vgl. Wilmanns/Schmit 2002: 18). Die antiken medizinischen Werke wurden zuerst ins Arabische übersetzt, dann wurden sie im 11. und 12. Jahrhundert in den berühmten Übersetzerschulen von Salerno (Italien) und Toledo (Spanien) von Gelehrten aus dem Arabischen zurück ins Lateinische übertragen. Auf diese Weise wurde die medizinische Fachsprache um neue Wörter aus dem Lateinischen bereichert, während die griechischen Begriffe dabei oftmals beibehalten wurden (vgl. Wilmanns/Schmidt, ebenda).

Die im medizinischen Fachwortschatz dominierenden Wortarten sind Substantive und Adjektive. Im Laufe der Entwicklung der medizinischen Fachsprache haben sich bestimmte Prinzipien für die Bildung medizinischer Termini herausgebildet. Eine wichtige Rolle kommt dabei griechischen und lateinischen Präfixen sowie Suffixen zu (vgl. Wiese 1998: 1279).

In der medizinischen Wortbildung werden in großer Zahl heimische und fremdsprachliche Präfixe eingesetzt. Sie sind substantivischen, verbalen oder adjektivischen Wortstämmen vorangestellt und haben die Funktion, die Bedeutung einzugrenzen bzw. zu präzisieren. Fremdsprachliche Präfixe leiten sich vorwiegend von griechischen und lateinischen Präpositionen, seltener von Adverbien, Adjektiven und Numeralien ab. In der Medizin geben sie räumliche, qualitative oder zeitliche Beziehungen an (vgl. Kühtz 2007: 40). Neben echten Präfixen (z.B. *a-*, *dis-*, *di-*) stehen auch solche, die auch als selbständige Wörter nach Art von Bestimmungswörtern gebraucht werden können (Präpositionen, Adverbien, Numeralien, Substantive) (vgl. Ruff 2008: 28). Als Beispiele können hier u.a. angegeben werden: *brachy* (gr) = ‚kurz‘ im Wort *Brachycephalie*, *brady* (gr) = ‚langsam‘ in *Bradykardie*; *tri* (gr/lat) = ‚drei‘ in *Trigeminus* oder *rhin* (gr) = ‚Nase‘ in *Rhinitis*

Die deutsche und niederländische medizinische Terminologie enthält Fachwörter, die den beiden antiken Sprachen entstammen. Die Formen und die Schreibweise der griechischen und lateinischen Präfixe und Suffixe wurden im Deutschen und Niederländischen miteinander verglichen.

In der vorliegenden Tabelle wurde eine Liste von zwanzig Präfixen und Vorsilben griechischer und lateinischer Abstammung aufgestellt. Bei allen Präfixen/Vorsilben (siehe oben) wurde vermerkt, welcher Sprache sie entstammen





(L) – lateinisch / (G) – griechisch). In der zweiten Spalte wurden Beispiele für die Verwendung der jeweiligen Präfixe/Vorsilben innerhalb geläufiger medizinischer Termini angegeben. Die dritte Spalte enthält ihre niederländischen Äquivalente. Die medizinischen Begriffe der beiden Sprachen wurden miteinander verglichen und daraufhin überprüft, ob die jeweiligen Präfixe und Vorsilben im Deutschen und Niederländischen gleich sind oder ob sie sich nur durch die Schreibweise voneinander unterscheiden.

<b>Präfix</b>	<b>Deutsch</b>	<b>Niederländisch</b>
1. <b>ab-</b> (L)	<i>Ab</i> duktion	<i>ab</i> ductie
2. <b>an-</b> (G)	<i>An</i> ämie	<i>an</i> emie
3. <b>ad-</b> (L)	<i>Ad</i> nexitis	<i>ad</i> nexitis
4. <b>all(o)-</b> (G)	<i>All</i> ergie <i>Allo</i> pathie	<i>all</i> ergie <i>allo</i> pathie
5. <b>amb(i)-</b> (L)	<i>Ambi</i> valenz	<i>amb</i> ivalentie
6. <b>ana-</b> (G)	<i>Ana</i> mnese	<i>an</i> amnese
7. <b>ant(i)-</b> (G)	<i>Ant</i> idot	<i>ant</i> idotum
8. <b>apo-</b> (G)	<i>Apo</i> plexie	<i>apo</i> plexie
9. <b>bi-</b> (L)	<i>bi</i> manuell	<i>bi</i> manueel
10. <b>circum-</b> (L)	<i>Zirkum</i> zision	<i>circum</i> cisie
11. <b>contra-</b> (L)	<i>Kontra</i> zeption	<i>contra</i> ceptie
12. <b>de-</b> (L)	<i>De</i> generation	<i>de</i> generatie
13. <b>dia-</b> (G)	<i>Dia</i> lyse	<i>dial</i> yse
14. <b>di-</b> (G)	<i>Dich</i> otomie	<i>dich</i> otomie
15. <b>dis-</b> (L)	<i>Dis</i> lokation	<i>dis</i> locatie





16. <b>dys-</b> (G)	<b>Dys</b> melie	<b>dys</b> melie
17. <b>ek-</b> (G)	<b>Ekl</b> ampsie	<b>ecl</b> ampsie
18. <b>end(o)-</b> (G)	<b>Endo</b> karditis	<b>end</b> ocarditis
19. <b>hyper-</b> (G)	<b>Hyper</b> kalzämie	<b>hyper</b> kaliämie
20. <b>zyto-</b> (G)	<b>Zyto</b> plasma	<b>cyto</b> plasma

Fast alle genannten griechischen und lateinischen Präfixe und Vorsilben haben sowohl in den deutschen als auch in den niederländischen Fachwörtern die gleiche Form. Der einzige Unterschied besteht lediglich in der Rechtschreibung: *zirkum* – *circum*, *kontra* – *contra*, *ek* – *ec*, *zyto* – *cyto*. Im Niederländischen hat sich die originale Schreibweise der lateinischen Termini erhalten und auch die aus dem Griechischen stammenden Fachwörter scheinen die lateinische Schreibweise (mit dem Buchstaben c) wahrscheinlich unter dem Einfluss des Lateinischen übernommen zu haben.

Außer den griechischen und lateinischen Präfixen verwendet man in der deutschen und der niederländischen Fachsprache der Medizin auch Suffixe, die den beiden antiken Sprachen entlehnt worden sind. Die im medizinischen Fachwortschatz vorkommenden Suffixe entscheiden über die Wortart eines Terminus. Ihre Semantik spielt dabei eine wichtige Rolle. So werden akute entzündliche Krankheitserscheinungen daran erkannt, dass an die Organbenennung das Suffix *-itis* angefügt wird, z.B. *Meningitis* (vgl. Wiese 1998: 1279). Als Derivationsbasen stehen nur Bezeichnungen der Organe bzw. Gewebe zur Verfügung, z.B. *Tonsillitis* (Mandelentzündung), *Pleuritis* (Lungenfellentzündung) (vgl. Kühtz 2007: 43).

Pathologische Zustände werden auch durch das Suffix *-om* (Anschwellung, Geschwulst) ausgedrückt, z.B. *Nephrom*. Dazu dienen auch die Suffixe *-ose* (degenerativer Prozess) und *-pathie* (allgemeines Leiden), z.B. in *Arthrose* oder *Nephropathie* (vgl. Wiese 1998: 1279).

Die folgenden griechischen und lateinischen Suffixe, die in der deutschen medizinischen Terminologie fest verankert sind, wurden einem Vergleich mit den entsprechenden Äquivalenten im Niederländischen unterzogen. Es wurde untersucht, ob die Suffixe in den beiden modernen Sprachen die gleiche Form haben oder ob sie irgendwelche Unterschiede aufweisen.





<b>Suffix</b>	<b>Deutsch</b>	<b>Niederländisch</b>
1. - <i>algie</i> (G)	Neural <i>gie</i>	neur <i>algie</i>
2. - <i>ämie</i> (G)	An <i>ämie</i>	an <i>emie</i>
3. - <i>ec/tomie</i> (G)	Tonsill <i>ektomie</i>	tonsill <i>ectomie</i>
4. - <i>iasis</i> (G)	Psor <i>iasis</i>	psor <i>iasis</i>
5. - <i>ismus</i> (L)	Astigmat <i>ismus</i>	astigmat <i>isme</i>
6. - <i>itis</i> (G)	Gastr <i>itis</i>	gastr <i>itis</i>
7. - <i>logie</i> (G)	Neonato <i>logie</i>	neonato <i>logie</i>
8. - <i>om</i> (G)	Karzin <i>om</i>	carcin <i>oom</i>
9. - <i>opsie</i> (G)	Bi <i>opsie</i>	bi <i>opsie</i>
10. - <i>ose</i> (G)	Arthros <i>e</i>	artros <i>e</i>
11. - <i>pathie</i> (G)	Angio <i>pathie</i>	angio <i>pathie</i>
12. - <i>rhoe</i> (G)	Diarrh <i>oe</i> Dysmenor <i>rhoe</i>	diarr <i>ee</i> dysmenor <i>roe</i>
13. - <i>skopie</i> (G)	Arthroskopi <i>e</i>	artroskopi <i>e</i>
14. - <i>sthenie</i> (G)	Asth <i>enie</i>	asth <i>enie</i>
15. - <i>tomie</i> (G)	Gastro <i>tomie</i>	gastro <i>tomie</i>
16. - <i>trophie</i> (G)	Atrophi <i>e</i>	atrofi <i>e</i>
17. - <i>urie</i> (G)	Oliguri <i>e</i>	oliguri <i>e</i>
18. - <i>zid</i> (L)	bakteriz <i>id</i>	bacteri <i>cid</i>
19. - <i>zision</i> (L)	Exzisi <i>on</i>	excisi <i>e</i>
20. - <i>zyt</i> (G)	Erythrozyt	erythrocyt





Auf Grund dieser Analyse lassen sich wieder viele Ähnlichkeiten in beiden Sprachen feststellen. In diesem Fall gibt es aber mehr Unterschiede im Gebrauch der Suffixe zwischen dem Deutschen und dem Niederländischen. Als Beispiel fällt das Suffix **-ismus** auf, das im Deutschen gebräuchlich ist, und im Niederländischen in der Form von **-isme** auftritt. Alle deutschen Substantive, die auf **-ismus** ausgehen, sind Maskulina, während die niederländischen Nomina mit dem Suffix **-isme** sächlich sind. Auch andere Formen der Suffixe weichen voneinander ab, z.B. **-rrhoe/-rree; -zision/-cisie**. Die deutschen Suffixe **-ämie, -ektomie, -skopie, -trophie, -zid, -zyt** werden im Niederländischen durch **-ectomie, -scopie; -trofie, -cid, -cyt, -emie** wiedergegeben. Es gibt keine Unterschiede in der Bedeutung zwischen den analysierten Suffixen in den beiden Sprachen.

Die griechischen und lateinischen Wortbildungselemente sind ein fester Bestandteil der Medizinsprache. Im Deutschen und im Niederländischen erfüllen sie auch eine wichtige Aufgabe. In den meisten Fällen haben sie in diesen beiden modernen Sprachen die gleiche Form, aber es lassen sich auch Unterschiede feststellen, vor allem in der Gruppe der Suffixe. Sowohl die Präfixe als auch die Suffixe weisen im Deutschen und im Niederländischen keine semantischen Unterschiede auf.

## Literatur

- Ahlheim, Karl-Heinz (1992): Duden. Das Wörterbuch medizinischer Fachausdrücke. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- Beier, Rudolf (1980): Englische Fachsprache. Stuttgart.
- Caspar, Wolfgang (2007): Medizinische Terminologie. Lehr- und Arbeitsbuch. Stuttgart.
- Efferen, Patrice Van (1998): Modern medisch woordenboek. Rijswijk.
- Everdingen, J. J. E. Van (2006): Pinkhof Geneeskundig Woordenboek. Houten.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1976): Fachsprachen. München.
- Hoffmann, Lothar (1976): Kommunikationsmittel Fachsprache. Berlin.
- Kappaun, Joachim (1972): Wesentliche Bestimmungsstücke der deutschen Fachsprache der Technik. In: Glottodidactica 6, S. 115-123.
- Kührtz, Stefan (2007): Phraseologie und Formulierungsmuster in medizinischen Texten. Tübingen.
- Lippert, Herbert (1978): Fachsprache Medizin. In: Henne, Helmut/ Mentrup, Wolfgang/ Möhn, Dieter/ Weinrich, Harald (Hrsg.): Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. Düsseldorf, S. 86-101.
- Lippert-Burmester, Wunna/ Lippert, Herbert (2008): Medizinische Fachsprache – leicht gemacht. Lehr- und Arbeitsbuch. Stuttgart.
- Porep, Rüdiger/ Steudel, Wolf-Ingo (1974): Medizinische Terminologie. Ein programmierter Kurs zur Einführung in die medizinische Fachsprache. Stuttgart.
- Psyehrembel Therapeutisches Wörterbuch (1999), Berlin/New York.





- Reallexikon der Medizin und ihrer Grenzgebiete (1977): 5 Bde., München/Berlin/Wien.
- Roelcke, Thorsten (1999): Fachsprachen. Berlin.
- Ruff, Peter Wolfgang (2001): Einführung in den Gebrauch der medizinischen Fachsprache. Reinbek.
- Schipperges, Heinrich (1978): Die Sprache der Medizin. Medizinische Terminologie als Einführung in das ärztliche Denken und Handeln. Heidelberg.
- Schröder, Erwin (2008): Fachwörter Humanmedizin Troisdorf.
- Strack, Richard (2008): Grundwortschatz für Pflegeberufe. Stuttgart.
- Wilmanns, Juliane, C./ Schmidt, Günther (2002): Die Medizin und ihre Sprache. Landsberg/Lech.
- Wentink, E.A.F (2007): Inleiding medische kennis. Houten.
- Wiese, Ingrid (1998): Die neuere Fachsprache der Medizin seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Inneren Medizin. In: Hoffmann, Lothar/ Kalverkämper, Hartwig/ Wiegand, Herber Ernst (Hrsg.): Fachsprachen. Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. 1 Band, Berlin/New York, S. 1278-1285.
- Wörterbuch der Medizin (1980), Berlin.







## Zu grammatischen Funktionen der Konstruktion *würde* + Infinitiv in der deutschen Gegenwartssprache

*Józef Wiktorowicz*

Wolfgang Schramm beschäftigt sich in seiner Forschung und Lehre intensiv mit den grammatischen Erscheinungen der deutschen Gegenwartssprache. Eine zentrale Rolle spielen dabei die grammatischen Kategorien des Verbs, und insbesondere der Konjunktiv in der deutschen Sprache, der für die polnischen Studenten äußerst schwierig ist, zumal in den Grammatiken oft unzureichende Informationen oder sogar widersprüchliche Angaben zu finden sind. Daher möchte ich im Folgenden auf die Bedeutung und Verwendung der analytischen Konstruktion *würde* + Infinitiv eingehen.

Die analytische Konstruktion *würde* + Infinitiv wird in der deutschen Gegenwartssprache ziemlich oft verwendet, wobei ihre Bedeutung in hohem Maße vom Kontext abhängig ist. In den Grammatiken werden in der Regel vier verschiedene Funktionen angegeben:

1. Die Konstruktion *würde* + Infinitiv fungiert als Ersatz für den synthetischen Konjunktiv II;
2. Sie wird als Ersatz für Konjunktiv I – Formen in der indirekten Rede verwendet;
3. Sie wird als Futur Praeteriti in erlebter Rede (in erlebtem Denken) aus der Figurenperspektive verwendet;
4. Sie wird als Tempus der Vorschau in präteritalen erzählenden Texten entsprechend dem >>historischen Futur<< verwendet, gleichbedeutend mit *sollte* + Infinitiv.

In manchen Grammatiken wird die Konstruktion *würde* + Infinitiv als „Konditional“ bezeichnet. Die Bezeichnung *Konditional* taucht z.B. in der Grammatik von Sommerfeldt/Starke (1992: 74) auf. Unter den polnischen Germanisten ist T. Czarnecki zu nennen, der ebenfalls an dieser Bezeichnung festhält. Der Begriff „Konditional“ ist allerdings irreführend, weil die semantische Komponente `conditio` (Bedingung) bei der Verwendung der Konstruktion





*würde* + Infinitiv fehlt. N. R. Wolf vertritt die Auffassung, dass der Terminus „Konditional“ für die deutsche Gegenwartssprache nicht angemessen sei und daher auf die *würde* + Infinitivkonstruktion nicht angewendet werden soll (Wolf, 197). Es wird auch häufig die Auffassung vertreten, dass die Periphrase *würde* + Infinitiv in erster Linie zur Umschreibung des Konjunktivs II dient. Aber auch diese Feststellung entspricht nicht ganz der sprachlichen Wirklichkeit, denn die Umschreibung des Konjunktivs II bezieht sich nur auf eine der genannten Funktionen der Konstruktion *würde* + Infinitiv, während in den anderen Funktionen die Konstruktion *würde* + Infinitiv kaum durch den synthetischen Konjunktiv II ersetzt werden kann. Hinzu kommt die Tatsache, dass die Konstruktion *würde* + Infinitiv vielfach nicht eine modale Funktion, sondern eine fast ausschließlich temporale Funktion bekommt, und zwar dient sie zur Bezeichnung eines zukünftigen Geschehens, d.h. sie wird als Futurum praeteriti verwendet. Dass die modale Komponente nicht völlig verloren geht, resultiert aus der Tatsache, „dass eine Aussage über die Zukunft immer epistemischen Charakter hat“ (Wolf, 201).

In den Grammatiken, die für den Fremdsprachenunterricht geschrieben wurden, werden gelegentlich normative Regeln formuliert, dass bei manchen Verben die *würde* + Infinitivkonstruktion nicht zugelassen sei. So wird in der Grammatik von Schulz-Giesbach (1970: 55) festgestellt: „der Konjunktiv von *sein* und *haben* wird jedoch nicht umschrieben.“ Dieser Feststellung widerspricht der Beispielsatz, den die Autoren auf Seite 54 bringen:

*Würden Sie so freundlich sein, mir das Salz zu reichen?*

Eine ähnliche Formulierung findet man auch in der Grammatik von J. Czochralski „Gramatyka funkcjonalna języka niemieckiego“ (Czochralski 1994: 147); der Autor behauptet, dass die Periphrase mit *würde* + Infinitiv in der Regel nicht mit dem Verb *sein* gebildet werde.

In den meisten Fällen wird die Umschreibung des synthetischen Konjunktivs II als erste Funktion der Konstruktion *würde* + Infinitiv genannt. Die Erstnennung dieser Funktion entspricht der historischen Entwicklung dieser Konstruktion, nicht aber der tatsächlichen Sprachverwendung. Die Analyse von N. R. Wolf hat an Hand eines literarischen Textes ergeben, dass nur 24.5 % der Verwendungen der Konstruktion *würde* + Infinitiv auf die Umschreibungen des Konjunktivs II entfallen. Auf die übrigen Funktionen entfallen 75.5 % der Fälle, wobei bei N. R. Wolf eine genaue Differenzierung der einzelnen Funktionen in der indirekten Rede und in erlebter Rede (erlebtem Denken) fehlt.

Heutzutage kann man beobachten, dass neben den vier in den Grammatiken erwähnten Funktionen gelegentlich noch eine fünfte Funktion der





Konstruktion *würde* + Infinitiv genannt werden kann, und zwar eine kontrafaktische Verwendung in Bezug auf die Zukunft, was unten an Beispielen erläutert wird.

Auf Grund meiner Analyse verschiedener literarischer Werke kann ich die Beobachtung von N. R. Wolf bestätigen, dass die Periphrase *würde* + Infinitiv in erster Linie in indirekter Rede und in erlebtem Denken verwendet wird. Es lassen sich dagegen relativ selten Belege finden, in denen die Konstruktion *würde* + Infinitiv in Konditionalsätzen steht. Diese Tatsache lässt sich dadurch erklären, dass die literarischen Figuren oft die Aussagen anderer Figuren zitieren bzw. der Autor die Gedanken der handelnden Figuren kennt und die Figuren sprechen lässt.

Daher wird die Verwendung der Konstruktion *würde* + Infinitiv in den Konditionalsätzen in den Hintergrund verdrängt. Dennoch lassen sich auch entsprechende Beispiele in den Konditionalsätzen finden:

*Überhaupt, viele wären froh, wenn ich Manuel Kaminski zu ihnen bringen würde!* (Kaminski 147)

*Die Stationsärztin sagte am nächsten Tag zu ihr, es sei besser, wenn sie ihn nicht mehr mit nach Hause nehmen würde.* (Suter, World 147)

In Hauptsätzen, denen ein Konditionalsatz vorangestellt wird:

*Wenn er kein Licht machte, würden sie ihn nicht sehen. Aber wenn er Licht machte, würde er sie rechtzeitig kommen sehen.*

*Wenn er jedoch einschlief, würde er es nicht merken, wenn sie Licht machten. (...)*

*Wenn er sich versteckte, würden sie vielleicht wieder gehen.* (Suter, World 270)

Die Konstruktion *würde* + Infinitiv kann gelegentlich im Erzählerbericht erscheinen, in dem das Präteritum oder Plusquamperfekt gebraucht wird. Die Konstruktion *würde* + Infinitiv kennzeichnet dann ein nachzeitiges Geschehen, das dem historischen Futur entspricht und mit der Konstruktion *sollte* + Infinitiv gleichbedeutend ist.

*FDP-Chef, Vizekanzler und Außenminister Hans-Dietrich Genscher hatte sich bereits aus der Politik zurückgezogen, Langzeitkanzler Helmut Kohl (CDU) war nur noch ein Schatten seiner selbst. Zwei Jahre später würde er seinen letzten Wahlkampf mit Pauken und Trompeten verlieren und Union und FDP in der Opposition verschwinden.* (SZ Nr. 224 (2009), 25)

Die Konstruktion *würde* + verlieren kann in diesem Kontext durch die Konstruktion *sollte* + Infinitiv ersetzt werden:





Zwei Jahre später sollte er seinen letzten Wahlkampf verlieren...

Ähnlich ist auch im folgenden Beispiel die Konstruktion *würde* mit der Konstruktion *sollte* gleichbedeutend:

*Noch ahnte hier kaum jemand, welche Folgen das für die ganze Welt und auch für England haben würde.* (Link, 342)

Aus der Perspektive der Romanfiguren handelt es sich um die Nachzeitigkeit, aus der Perspektive der Autorin aber bezieht sich der betreffende Sachverhalt auf die Vergangenheit. Da in solchen Fällen eine Folge von Sachverhalten gekennzeichnet wird, lehnt die Grammatik von Zifonun und anderen die konjunktivische Funktion ab und bezeichnet diese Verwendung „als Indikativ Futurpräteritum“ (IdS-Grammatik III, 1546).

Die Konstruktion *würde* + Infinitiv wird sehr oft in der geschriebenen Sprache in der indirekten Rede als Zukunftsform aus der Figurenperspektive gebraucht. Die Autoren verwenden bevorzugt die Konstruktion *würde* + Infinitiv, um über die Geschehen zu berichten, die aus der Autorenperspektive vergangen sind, die aber aus der Figurenperspektive erst in der Zukunft eintreten werden:

*Es sei nicht die beste Jahreszeit, sagte sie, aber ein paar schöne Tage würde ich wohl haben.* (Kaminski 15)

*Ich hatte von der bevorstehenden Kaminski-Renaissance gesprochen: Neue Dissertationen würden geschrieben, das Centre Pompidou bereite eine Sonderausstellung vor, (...) es bestehe kein Zweifel, dass er freimütig mit mir sprechen würde. Bloß eine Kleinigkeit fehle noch, dann würde alles Interesse sich ihm zuwenden, die Illustrierten würden über ihn schreiben, der Preis seiner Bilder würde steigen und die Biographie über ihn ein sicherer Erfolg.* (Kaminski 23, 24)

*Ich habe ihr mitgeteilt, dass wir mindestens drei Stunden Verspätung haben würden.* (Haslinger 415)

Eng verbunden mit der vorher erwähnten Funktion ist die Verwendung der Konstruktion *würde* + Infinitiv in erlebtem Denken, das in literarischen Werken bevorzugt von den Autoren beschrieben wird. Das Präteritum kennzeichnet vergangene Sachverhalte aus der Autorenperspektive und die Konstruktion *würde* + Infinitiv drückt die Gedanken der Figuren aus, die sich – aus der Sicht der Figuren – auf zukünftige Sachverhalte beziehen:

*Zum Glück war die Landstraße weitgehend geräumt, so dass sie recht gut vorangekommen war. Das würde nun anders werden. Nach Westbill hinauf würde sie sich durch hohen Schnee kämpfen müssen, und dabei war sie doch jetzt schon so müde.* (Link, 571)





*Seine Situation war kritisch: Natürlich würde es schwierig sein, ihm seine Erpressungen nachzuweisen, aber es gab nun zwei Frauen, die gegen ihn aussagen würden: Laura und Barbara.* (Link, 563)

*Dass ich eine davon sein würde, hat er mit Sicherheit nicht angenommen.* (Fröhlich 214)

*Ich dachte, beim Lesen würde es mir klarer werden.* (Schlink, 217)

*In ein paar Tagen begann die Frankfurter Messe, Jacky versprach sich viel davon. David würde einer der Stars sein. Die Medien würden sich um ihn reißen.* (Suter, Lila 204)

Trotz der konjunktivischen *würde*-Form hat die ganze Konstruktion *würde* + Infinitiv eine temporale Funktion, die auf zukünftige Sachverhalte verweist. Die Modalität (Unsicherheit über den Eintritt des betreffenden Sachverhalts) tritt völlig zurück; aus der Sicht der Figuren wird der gedachte Sachverhalt ohne Zweifel eintreten.

In den Kontexten, in denen mit Hilfe der Konstruktion *würde* + Infinitiv Aussagen der Figuren in erlebtem Denken über zukünftige Sachverhalte gemacht werden, kann die Konstruktion *würde* + Infinitiv nicht durch den synthetischen Konjunktiv II ausgetauscht werden:

*Er schaffte es, daß jeder überzeugt war, daß er einmal groß sein würde.* (Kaminski 57)

Die Substitution von *sein würde* durch *wäre* ergibt eine falsche Konstruktion:

*\*Er schaffte es, dass jeder überzeugt war, dass er einmal groß wäre.*

Darüber hinaus muss man noch hinzufügen, dass die Konstruktion *würde* + Infinitiv in der indirekten Rede und in erlebtem Denken mit allen Verben gebildet werden kann, also auch mit den Hilfsverben *haben*, *sein*, *werden* sowie auch mit allen Modalverben:

#### **Würde sein:**

*Sie würde hier nicht ewig sein.* (Kehlmann, 118)

*Und mir war klar, es würde mein sicherer Tod sein, wenn ich mich hinsetzte und einschliefe.* (Link, 597)

#### **Würde haben:**

*Ich hatte vor dem Einsteigen Mimi angerufen und ihr mitgeteilt, dass wir mindestens drei Stunden Verspätung haben würden.* (Haslinger 415)

*O'Neill wartete auf den Effekt, den seine These auf Simone haben würde.* (Suter, World 224)





*Konrad wusste, dass Geneviève nichts dagegen **haben würde**, wenn er den Saum der Schürze mit beiden Händen packen und hochheben würde.* (Suter, World 227)

#### **Würde werden:**

*Ich dachte, beim Lesen **würde** es mir klarer **werden**.* (Schlink, 217)

*So war es für Rauball keine Frage, dass auch der Himmel über Bitterfeld bald wieder blau **werden würde**.* (SZ Magazin 21.07.2000, 15)

*...aber wir mögen den Tejo schon wieder und auch das Land, von dem wir vor 12 Jahren beim Abschied nicht angenommen haben, dass es mal unser „Auslaufposten“ **werden würde**...* (Privatbrief 2009)

#### **Würde können:**

*Er hatte eindeutig vor, mit ihr gemeinsam zu frühstücken, und sie **würde** ihm das kaum verwehren **können**.* (Link, 548)

*Ich **würde** daran nichts ändern **können**.* (Link, 345)

*Morgen im Präsidium aber **würde** er es kaum bei indirekten Hinweisen, unaufdringlichen Ratsschlägen belassen **können**.* (Welt am Sonntag, Nr. 30, 23. 07. 2000, 3)

#### **Würde müssen:**

*Er **würde** eine Weile warten **müssen**.* (Link, 407)

*... dachte Laura und seufzte tief bei der Vorstellung, wie lange sie noch **würde** warten **müssen**.* (Link, 545)

#### **Würde wollen:**

*Was **würde** ich wissen **wollen** und was **würde** ich wissen **müssen**, um es optimal zu nutzen.* (Haslinger 525)

#### **Würde mögen:**

*Sie **würden** das nicht **mögen**, sagt er* (Schlink, 194)

Neben den oben genannten Funktionen der Konstruktion *würde* + Infinitiv findet man noch eine Funktion, die sich ebenfalls auf die Zukunft bezieht, die aber ausdrücklich eine kontrafaktische Funktion hat:

*Würden Sie mit Joseph Haydn einen Abend verbringen wollen?* (HaydnNews 2009, 20)

Im genannten Satz kann die Konstruktion *würde wollen* nicht durch *möchte* ersetzt werden, weil die betreffende Person nicht mehr lebt und der Abend mit Haydn rein hypothetisch ist. Wenn wir annehmen, dass unser Gesprächspartner uns eine negative Antwort erteilt, können wir ihn fragen:





*Würden Sie bei der Müllabfuhr arbeiten wollen?*

Eine ähnlich kontrafaktische Funktion hat die Konstruktion *würde* + Infinitiv in folgenden Beispielen:

*Sollte ich je wieder allein stehend sein, würde ich dort wohnen wollen.* (Fröhlich, 209)

*Die Straßen Brünns sind Kratochwils Heimat, aber sein Zuhause würde er hier nicht haben wollen.*  
(SZ 19.07.2000, 9)

*Es konnte doch nicht sein, dass ich nach Wien zurückkehren würde und New York nicht richtig gesehen hatte.* (Haslinger 513)

Die Romanfigur (Andrea Schmidt) hat nicht die Absicht, allein stehend zu sein. Die Absicht ist rein hypothetischer Natur. Auch die Hauptfigur im Roman von Haslinger will zuerst New York besichtigen und erst dann nach Wien zurückkehren.

Die oben genannten Beispiele zeigen, dass die Konstruktion *würde* + Infinitiv in wenigen Fällen als analytische Ersatzform des synthetischen Konjunktivs II betrachtet werden kann. In den meisten Fällen (d.h. in mehr als  $\frac{3}{4}$  Fällen) hat die Konstruktion *würde* + Infinitiv eine selbstständige Funktion, die nicht durch den synthetischen Konjunktiv II ersetzt werden kann, weil die Konstruktion *würde* + Infinitiv nicht ausschließlich eine modale, sondern auch eine temporale Funktion ausdrückt, die sich nicht mit der modalen Funktion des synthetischen Konjunktivs II deckt. Damit entwickelt sich in der deutschen Gegenwartssprache eine analytische Konstruktion, die nicht mehr als Ersatzform des Konjunktivs II bezeichnet werden kann, weil die beiden grammatischen Formen (die Konstruktion *würde* + Infinitiv und der synthetische Konjunktiv) nicht funktionsgleich sind. Die Konstruktion *würde* + Infinitiv muss damit als eine eigenständige grammatische Form betrachtet werden.

### Literatur:

Czarnecki, Tomasz (1977): Der Konjunktiv im Deutschen und Polnischen. Versuch einer Konfrontation. Wrocław/Warszawa.

Czochralski, Jan (1994): Gramatyka funkcjonalna języka niemieckiego, Warszawa. DUDEN. Die Grammatik (1998). Mannheim.

Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. Stuttgart.

Erben, Johannes (1972): Deutsche Grammatik. Ein Abriss. München 1972.

Heidolph, Karl Erich/ Flämig, Walter/ Motsch, Wolfgang (1984): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.





- Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim (1998): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig.
- Schulz, Dora/ Giesbach, Heinz (1970): Grammatik der deutschen Sprache. München.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst/ Starke, Günter (1992): Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim.
- Wellmann, Hans (2008): Deutsche Grammatik. Laut. Wort. Satz. Text. Heidelberg.
- Wolf, Norbert Richard (1995): Würde. Zur Verwendung einer Hilfsverbform. In: Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Heidrun Popp. München 1995, S. 193-202.
- Zifonun, Gisela/ Hoffmann, Ludger, Strecker, Bruno u.a. (1997): Grammatik der deutschen Sprache, Bd. 1-3. Berlin/New York, (Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 7.1 – 7.3).

**Quellen:**

- Fröhlich, Susanne (2008): Treuepunkte, Frankfurt am Main.
- Haslinger, Josef (2002): Das Vaterspiel, Frankfurt am Main.
- HaydnNews (2009), Eisenstadt.
- Kehlmann, Daniel (2004): Ich und Kaminski, Frankfurt am Main.
- Link, Charlotte (1997): Das Haus der Schwestern, München.
- Süddeutsche Zeitung (2000, 2009), München.
- Welt am Sonntag, Hamburg.
- Schlink, Bernhard (1988): Die gordische Schleife, Zürich.
- Suter, Martin (2005): Lila, Lila, Zürich.
- Suter, Martin (1999): Small World, Zürich.





## Zu einigen Besonderheiten der Rahmung und Ausrahmung im Deutschen und im Niederländischen

*Ewa Jarosińska*

Wenn zwei Sprachen wie Deutsch und Niederländisch eng miteinander verwandt sind, entsteht für den Sprachwissenschaftler die Verlockung, um zu erforschen, inwieweit die gemeinsame Entwicklung dieser Sprachen ihre Spuren in den jeweiligen Sprachsystemen hinterlassen hat und gleichzeitig in welchem Umfang beide Sprachen von ihrer selbständigen Existenz geprägt sind. Interessante Ansätze für kontrastive Analysen liegen, unseren Erachtens, im Bereich des Satzbaus des Deutschen und des Niederländischen. In diesem Beitrag werden einige Parallelen und Differenzen der Syntax beider Sprachen und insbesondere die widersprüchlichen Erscheinungen der Rahmung und der Ausklammerung näher ins Licht gerückt.

Das Prinzip der Rahmenbildung kennzeichnet sowohl den deutschen als den niederländischen Satzbau (vgl. Duden 2006: 874, ANS 1997: 1225). Das Phänomen des Auseinandertretens von eng miteinander verbundenen Elementen lässt immer wieder Staunen über die Eigenarten der sprachlichen Erscheinungen und gleichzeitig über die Kapazität des menschlichen Gehirns. „Verbal klammern – und das gilt analog für andere Klammerformen – sind Phänomene des Kontextgedächtnisses (oder ‘Kurzzeitgedächtnisses’). Sie müssen, wenn sie vom Hörer verstanden werden wollen, in ihrer ganzen Ausdehnung im Kontextgedächtnis gespeichert und in ihrer Gesamtstruktur (‘Gestalt’) ganzheitlich dekodiert werden“ (Weinrich 1993: 30). Zuhörer von den auf Deutsch oder Niederländisch gesprochenen Texten, Dolmetscher, Lerner von beiden Sprachen werden damit oftmals vor eine wahre Herausforderung gestellt.

Die diskontinuierlichen Konstruktionen treten im verbalen aber auch im nominalen Bereich auf. Im nominalen Bereich stellen wir Rahmungen fest, die z.B. vom Artikel und dem Substantiv hergestellt werden und die das Substantiv näher beschreibende Elemente einschließen. Der Artikel ist dann der klammereröffnende und der Nomen der klammerschließende Teil:





*Eine* sehr anstrengende *Reise*.

*Een* erg vermoeiende *reis*.

Auch von den Pronominaladverbien kann unter bestimmten Umständen ein Rahmen hergestellt werden. Bezeichnend ist, dass wenn im Fall der obigen Art Umklammerung zwischen beiden Sprachen volle Übereinstimmung besteht, sind in der Verwendung der Adverbklammer weitgehende Unterschiede festzustellen. Pronominaladverbien wie *damit*, *davon*, *daraus* etc./*daarmee*, *daarvan*, *daaruit* etc. werden zusammengeschrieben und in dieser Form treten sie im Deutschen grundsätzlich auf. In umgangsprachlichen Verwendungen werden sie allerdings (v.a. im Norddeutschen) in getrennt geschriebener Form gelegentlich angetroffen (vgl. Duden 2006: 587):

*Da* will ich nichts *mit* zu tun haben.

*Da* weiss ich nichts *von*.

Richtungsadverbien, kombiniert mit Positionsadverb *da*, werden ebenfalls diskontinuierlich gebraucht, wodurch eine Adverbklammer zustande kommt:

*Da* wollte ich schon immer *hin*.

*Da* komme ich doch gerade *her*. (Weinrich 1993: 566)

Im Niederländischen sind vergleichbare Strukturen auch möglich:

*Daar* wou ik al altijd *heen*.

*Daar* kom ik ook juist *vandaan*.

Der markante Unterschied zwischen beiden Sprachen besteht jedoch darin, dass im Niederländischen die Pronominaladverbien überwiegend getrennt verwendet werden, was zur Entstehung einer eigenartigen Rahmenstruktur innerhalb des Satzes führt:

*Daar* wil ik me liever niet *mee* bezig houden.

*Daar* weet ik niets *van*.

*Daar* kan ik niet *over* vertellen.

Die Adverbklammer wird zwar von den Grammatikern als stilistische Variante bezeichnet, die umgangsprachliche Züge aufweist, doch bahnt sie sich auch in der geschriebenen Sprache stets mehr ihren Weg (ANS 1997: 425).





Wie stark die beiden Sprachen an den genannten Erscheinungen festhalten, kann an Übersetzungen literarischer Texte aus den jeweiligen Sprachen beobachtet werden:

Niederländischer Originaltext/deutsche Übersetzung:

*Ze willen mij er niet bij betrekken.* (Bernlef 1984: 40)

Sie wollen mich nicht *ins Gespräch* einbeziehen. (Bernlef 1984: 51)

*Ik ben er eens met dokter Eardly over gaan praten.* (Bernlef 1984: 50)

Ich habe mal mit Doktor Eardly *darüber* gesprochen. (Bernlef 1986: 65)

Deutscher Originaltext/niederländische Übersetzung

Es steht nichts *drin*, was wichtig ist. (Dürrenmatt 1965: 26)

*Er staat niets belangrijks in.* (Dürrenmatt 1970: 22)

Man hat nichts gehört als den Motor die Nacht durch laufen, aber man hat nichts Schlimmes *dabei* gedacht. (Dürrenmatt 1965: 20)

Men heeft er alleen de hele nacht door de motor horen lopen, maar *daar* niets verdachts *aan* gevonden. (Dürrenmatt 1970: 17).

Bezeichnend an den angeführten Beispielsätzen ist, dass man sich in der Übersetzung nicht von der Ausgangssprache beeinflussen lässt und jeweils eine Konstruktion wählt, die den Anforderungen der Zielsprache am besten gerecht wird, bzw. nach einer anderen Lösung (wie in dem ersten Beispielsatz der Übersetzung aus dem Niederländischen) sucht, die dem Übersetzer und seinem Sprachgefühl angemessen erscheint.

Die spektakulärste Form nimmt die Rahmenkonstruktion allerdings erst beim Verb an, wenn die am engsten miteinander verbundenen Teile des Prädikats (Verbum finitum und Verbum infinitum) die voneinander am weitesten entfernten Positionen im Satz aufsuchen. Diese Zweigliedrigkeit des Verbalkomplexes und die sich daraus ergebende Rahmenbildung gehören zu den grundlegenden Prinzipien des Satzbaus beider Sprachen (vgl. Engel 1999: 495):

Die Beratung *hat* gegen alle Erwartungen doch mehrere Stunden *gedauert*.

De vergadering *beeft* tegen de verwachtingen in toch meerdere uren *geduurd*.

Im Nebensatz wird die Satzklammer zwischen der einleitenden Konjunktion und dem Prädikat am Ende des Satzes hergestellt. Dieses syntaktische Prinzip wird in beiden Sprachen parallel gehandhabt:





Es war nicht deutlich, *ob* er kommen *wird*.  
Het was niet duidelijk, *of* hij komen *zal*.

Gemeinsam für beide Sprachen ist ebenfalls die Bildung der Verbalklammer zwischen dem Verb und seinem trennbaren Teil:

Sie *setzt* sich für den Naturschutz *ein*.  
Ze *zet* zich voor de natuurbescherming *in*.

Im Niederländischen ist es üblich, in einem Satz neben der verbalen Klammer auch eine Adverbklammer zu verwenden. Die dabei gehandhabte vielfache Diskontinuität hat eine sehr komplizierte syntaktische Struktur zur Folge:

Daar *ziet* ik van *af*.  
Daar *denk* ik nog wel eens over *na*.

In den Sätzen diesen Typs wird die Adverbklammer (*Daar...van, Daar...over*) im Hinblick auf die Verbalklammer (*ziet...af, denk...na*) nach links verschoben und das Adverb *daar* nimmt den Platz außerhalb der Verbalklammer ein.

Dagegen in Sätzen, wie das folgende Beispiel

Het meisje *kijkt* er al erg naar *uit*.

wird die Adverbklammer (*er...naar*) von den Armen des verbalen Klammer (*kijkt...uit*) umschlossen.

Da es im Deutschen nicht üblich ist, Pronominaladverbien zu spalten

Davon *sehe* ich *ab*.  
Darüber *denke* ich noch *nach*.  
Das Mädchen *schaut* sehr danach *aus*.

sind die verflochtenen Klammerbildungen im Niederländischen als eine Eigenart dieser Sprache zu betrachten. Bei der Erlernung des Niederländischen bereiten sie den Studierenden (sowohl beim passiven als auch aktiven Sprachgebrauch) besonders große Schwierigkeiten: einerseits durch das komplizierte Herstellen von den ineinandergreifenden Klammerkonstruktionen, andererseits durch wesentlich erschwerte sinngemäße Dekodierung des Satzes (u.a. wegen der Kontaktstellung der Präpositionen wie *hier van af, over na, naar uit*, die verschiedenen Klammern zugehören).





Das Niederländische steht in seiner Tendenz zur Diskontinuität allerdings nicht dabei still. Man beobachtet noch eine weitere, sich immer stärker, besonders im Nordholländischen Raum, manifestierende Tendenz. Es handelt sich um die Verwendung von trennbar zusammengesetzten Verben in Endstellung (zusammen mit einem Hilfsverb im Hauptsatz oder im Nebensatz in einer analytischen Tempusform). Es kommt dann nämlich zur Herstellung einer zusätzlichen diskontinuierlichen Konstruktion zwischen den beiden Elementen des trennbaren Verbs, die normalerweise in der Endposition zusammen geschrieben werden:

De directeur stelt vast *dat* het zo niet langer door *kan gaan*.  
Ze heeft de muziek al lang af *willen zetten*.

Im Deutschen wären solche Konstruktionen nicht möglich:

- \* Der Direktor stellt fest, *dass* es so nicht länger weiter *kann gehen*.
- \* Sie *hat* die Musik schon lange aus *willen schalten*.

Es muss aber hinzugefügt werden, dass die übliche Struktur, wo, wie im Deutschen, das trennbare Verb in Endstellung zusammengeschrieben wird, im Niederländischen trotz der erwähnten Konkurrenzform weiterhin möglich und grammatisch richtig ist:

Der Direktor stellt fest, *dass* es so nicht länger weitergehen *kann*.  
De directeur stelt vast *dat* het zo niet langer *kan* doorgaan.

Sie *hat* die Musik schon lange ausschalten *wollen*.  
Ze heeft de muziek al lang *willen* afzetten.

In derartigen diskontinuierlichen Konstruktionen werden Modalverben wie *kunnen*, *moeten*, *willen* eingeschlossen; Hilfsverben *hebben* und *zijn* werden dagegen vermieden.

Wenn aber in einem Nebensatz mit der oben genannten Rahmung eine Adverbklammer hinzukommt, entsteht eine äußerst komplizierte Struktur, eine dreifache ineinandergreifende Rahmenkonstruktion, die vor allem von den noch wenig geübten Lernern des Niederländischen besonders große Leistung bei der inhaltlichen Bewältigung des Satzes abverlangt:

Wij dachten *dat* ze er niet mee op wilde houden.  
Wir dachten, *dass* sie damit nicht *aufhören* *wollte*.





Solche für das Niederländische durchaus typische Satzkonstruktionen haben im Deutschen keine Äquivalente.

Zu dem Problem der Bildung von diskontinuierlichen Strukturen reiht sich die Erscheinung der Ausklammerung, d.h. die Stellung von Elementen, die normalerweise ihren Platz zwischen den Armen der verbalen bzw. Satzklammer haben, außerhalb davon. Diese Erscheinung ist kein syntaktisches Prinzip, d.h. es gibt keine Regeln, die die Ausklammerung zu einer obligatorischen Struktur machen. Die Häufigkeit ihrer Verwendung unterscheidet jedoch beide Sprachen radikal.

Wenn das Deutsche die traditionelle Rahmenbildung bevorzugt und nur gelegentlich zur Durchbrechung der Klammerstruktur greift, werden im Niederländischen geregelt Ausklammerungen vorgenommen. Zu interessanten Beobachtungen führt die Analyse von Ausklammerungen der attributiven Nebensätze und der Attribute selbst in beiden Sprachen.

Nachstellung von Attributnebensätzen wird im Deutschen und im Niederländischen bereits als grammatikalisiert betrachtet, d.h. diese Position im Satz ist für sie Normalfolge geworden (Helbig/Busch 1999: 568, ANS 1997: 1379):

Ich habe endlich *das Buch* gekauft, *das ich so lange gesucht habe*.

Ik heb eindelijk *het boek* gekocht, *dat ik zo lang gezocht heb*.

Die Einbettung solchen Nebensatzes in den Hauptsatz ist dabei, grammatisch gesehen, weiterhin möglich:

Ich habe endlich *das Buch*, *das ich so lange gesucht habe*, gekauft.

Ik heb eindelijk *het boek*, *dat ik zo lang gezocht heb*, gekocht.

Die Aufnahme des Nebensatzes in den Hauptsatz hat den Vorteil, dass der Nebensatz und sein Bezugswort in direkte Nähe gebracht werden, was sich für die Übersichtlichkeit der Mitteilung positiv auswirkt. Andererseits aber ist der weite Abstand zwischen den beiden Prädikatsteilen, der durch den eingebetteten Nebensatz noch vergrößert wird, für die inhaltliche Verarbeitung des Satzes nachteilig. Aus diesem Grunde werden in beiden Sprachen Ausklammerungen von attributiven Nebensätzen bevorzugt. Dabei ist auch der stilistische Effekt, z.B. eine Hervorhebung der ausgeklammerten Elemente nicht zu übersehen.

Das Niederländische geht in seiner überaus starken Tendenz zur Durchbrechung der Klammerstruktur noch weiter und rahmt häufig neben dem Relativsatz auch sein Bezugswort mit aus:





Zij leggen verantwoording af *aan de aandeelhouders, die iedere maand een overzicht met de stand van zaken krijgen.*

Gelegentlich sind solche Satzstrukturen auch im Deutschen anzutreffen:

Es hat einen Bruch gegeben *zwischen Managern, die ein Produkt verkaufen, und Journalisten, die es erarbeiten.*

Derartiges Vorgehen scheint logisch zu sein, denn es simplifiziert die Struktur des Satzes d.h. lässt die Wörter in Übereinstimmung mit der linearen Denkweise erscheinen. Die eng miteinander verbundenen Elemente d.h. das Bezugswort und „sein“ Attributnebensatz werden in direkte Nähe gebracht, wodurch die inhaltliche Rezeption des Satzes weitgehend vereinfacht wird. Die verbale Klammer wird dadurch auch nicht übermäßig gedehnt, was bei der Einbettung des Attributivnebensatzes ohne Zweifel geschieht.

Die Tendenz zur Spaltung von eng zusammengehörigen Elementen, die wir im Niederländischen beobachten, lässt sich auch in der Ausrahmung von Attributen selbst feststellen. Sie werden von ihrem Bezugswort gelöst und allein ins Nachfeld verschoben:

Zou men het meisje gelijke kansen gunnen zich in het latere leven *de gelijkwaardige* te tonen *van haar echtgenoot.*

*Het beeld* dat ons is overgeleverd *van het Victoriaanse huwelijk* is daardoor wellicht te veel in het karikaturale getrokken.

Im Deutschen treffen wir derartige Bildungen kaum. Sie werden als an der Grenze der Akzeptabilität liegend bezeichnet (vgl. Eroms 2000: 379).

Wir könnten *die Sache* noch einmal zur Sprache bringen *über die unangenehme Geschichte.*  
(Beispiel nach H.-W. Eroms)

Die eigenartige Trennung des Attributs von seinem Bezugswort betrifft vor allem Fügungen mit *van*, die an die Stelle eines Genitivattributs treten, sowie präpositionale Attribute. Sie führt allerdings nicht zur Entstehung einer Rahmenkonstruktion im Sinne der früher besprochenen Fälle. Das ausgeklammerte Attribut und sein Bezugswort werden nicht zu Klammerarmen, da, wie vorgenommene Weglassprobe des ausgerahmten Attributs erwiesen hat, bleibt der Satz auch ohne dieses Attribut grammatisch richtig und verständlich, lediglich sein Inhalt verarmt. Die Position des Attributs in der Kontaktstellung mit dem Bezugswort wäre ebenfalls möglich und grammatisch korrekt.





Der Vergleich von literarischen Übersetzungen aus den jeweiligen Sprachen bestätigt auch in diesem Fall die Beobachtung, dass das Niederländische viel häufiger Ausrahmungen verwendet, als das Deutsche:

Deutscher Originaltext/niederländische Übersetzung:

Werde ich von Herrn Schmied *eine Postkarte aus dem Ausland* erhalten?  
(Dürrenmatt 1965:13)

Zou ik van meneer Schmied *een prentkaart* ontvangen *uit het buitenland*?  
(Dürrenmatt 1970: 11)

Niederländischer Originaltext/deutsche Übersetzung:

Wie zou weten hoe onschatbaar *het bezit is van een doosje of trommeltje*.  
(Brouwers 1984: 108)

Wer könnte wissen, wie unschätzbar *der Besitz eines Schächtelchens oder Döschens* ist.  
(Brouwers 1988: 115)

Deutscher Originaltext/niederländische Übersetzung:

Da fiel mir durch Zufall auf seinem Pult *die Mappe mit den Dokumenten* in die Hände.  
(Dürrenmatt 1965: 148)

Toevallig heb ik dan op zijn schrijftafel *de map* gevonden *met de documenten* over Gastmann.  
(Dürrenmatt 1970: 138)

Niederländischer Originaltext/deutsche Übersetzung:

...waarvan het dak *een aambeeld is voor de mokerslagen* van de zon. (Dürrenmatt 1970: 51)  
deren Dach *ein Amboss für die Hammerschläge* der Sonne ist. (Brouwers 1988: 54)

Wie aus den oben angeführten Beispielsätzen zu ersehen ist, werden weder in der Ausgangssprache noch in der Zielsprache Deutsch Attribute getrennt von ihrem Bezugswort ausgeklammert. Das Niederländische bleibt jedoch in seiner Ausklammerungstendenz konsequent und verwendet diese Strukturen nicht nur in Originaltexten, sondern auch in Übersetzungen aus dem Deutschen, wo keine Herausstellung der bloßen Attribute aus der Klammer vorgenommen wird. Anlass zu solchen Ausklammerungen ist oft stilistischer Art. Durch ihre Sonderstellung (Attribute stehen ja normalerweise wegen ihrer Funktion in direkter Nähe des Bezugswortes) werden die Attribute im Satz hervorgehoben und betont.

Das Anliegen des vorliegenden Beitrags war es, auf einige Besonderheiten des deutschen und niederländischen Satzbaus einzugehen. Das Deutsche





und das Niederländische weisen im Bereich der Wortfolge markante Übereinstimmungen aber auch auffallende Unterschiede auf, von denen die Handhabung von diskontinuierlichen Strukturen wie auch die Verwendung von Ausklammerungen herausragend sind. Im Niederländischen ist die Tendenz zur Trennung von eng zusammengehörigen Elementen offenkundig und im stärkeren Maße als im Deutschen anwesend. Gleichzeitig beobachtet man in einem wesentlich größerem Umfang als im Deutschen die Vorliebe des Niederländischen zur Durchbrechung des verbalen und des Satzrahmens, die zu Wortstellungsphänomenen wie Ausklammerung von attributiven Nebensätze samt Bezugswort sowie der Attribute selbst führen. Es ist dabei zu betonen, dass die traditionellen strengen Wortfolgestrukturen mit aufrecht erhaltener Verb- und Satzklammer, an denen das Deutsche konsequent festhält, im Niederländischen stets auch normgerecht und gültig sind, lediglich in kleinerem Umfang von den Sprechern vorgezogen werden. Variationsbildung, Vielfalt an Möglichkeiten, größere Freiheit in der Handhabung des Regelsystems sind eine Eigenart des Niederländischen und charakterisieren seine selbständige Entwicklung. Sie wird von den besprochenen Erscheinungen deutlich bestätigt.

### Literatur

- Algemene Nederlandse Spraakkunst (1997): Groningen/Deurne.
- Bart, Peter van, Kerstens, Johan, Sturm, Arie (1998): *Grammatica van het Nederlands*. Amsterdam. Duden (2006): Bd 4, Mannheim.
- Engel, Ulrich (1999): *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Heidelberg, Bd. 1
- Engel, Ulrich (2004): *Deutsche Grammatik*. München.
- Eroms, Hans-Werner (2000): *Syntax der deutschen Sprache*. Berlin.
- Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim (2001): *Deutsche Grammatik*. Berlin, München, Wien, Zürich, New York.
- Klooster, Wim (2001): *Grammatica van het hedendaags Nederlands. Een volledig overzicht*. Den Haag.
- Vandeweghe, Willy (2005): *Grammatica van de Nederlandse zin*. Antwerpen-Apeldoorn.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim.
- Wellmann, Hans (2008): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.

### Quellen:

- Bernlef, J. (1984): *Hersenschimmen*, Amsterdam.
- Bernlef, J. (1986): *Hirngespinnste*. Zürich.
- Brouwers, J. (1984): *Bezonken rood*. Amsterdam.
- Dürrenmatt, Friedrich (1965): *Der Richter und sein Henker*. Berlin.
- Dürrenmatt, Friedrich (1970): *De rechter en zijn beul*. Leuven.







## Zu den Präpositionen in den analytischen und synthetischen Sprachen

Grażyna Łopuszańska

Historisch gesehen haben sich die Präpositionen aus anderen Wortarten entwickelt. Die Duden Grammatik (2006: 608) gibt an, dass die meisten Präpositionen aus Lokaladverbien entstanden sind<sup>1</sup>. Sie haben sich aber auch aus Adjektiven, Partizipien, Substantiven und aus Präposition + Substantiv-Gefügen entwickelt, wobei dieser Prozess bis heute nicht abgeschlossen ist. W. Jung (1973) teilt die Präpositionen in die aus Ortsadverbien entstandenen *ältesten Präpositionen*, die sich aus Substantiven, Adjektiven und Partizipien entwickelt haben, die *jüngeren Präpositionen*<sup>2</sup> und in die, die noch heute aus anderen Wörtern entstehen. Helbig/Buscha (1973: 363) bezeichnen die aus Lokaladverbien entstandenen Präpositionen als *primäre* und die aus Substantiven, Adjektiven und Partizipien herausgebildeten – als *sekundäre Präpositionen*. Die Anzahl der Präpositionen steht nicht fest und bei jedem Autoren variiert ihre Anzahl<sup>3</sup>, weil die Sprache davon lebt, dass sie sich verändert. So sterben die einen Formen ab, um von anderen ersetzt zu werden. Sowohl in der Schriftsprache als auch in der gegenwärtig gesprochenen deutschen Umgangssprache sind Agglutinationen und Assimilationen der Präposition mit dem bestimmten und unbestimmten Artikel zu beobachten<sup>4</sup>, die als nor-

1 Hierher gehören: *an, auf, aus, bei, durch, hinter, mit, nach, über, um, unter, von, vor, wider, zu* (Duden 2006: 359).

2 *Dank, wegen, kraft, laut, trotz, zeit, nach, nächst, unweit, hinsichtlich, zuzüglich, während, ungeachtet, unbeschadet, ausgenommen, entsprechend* (Jung 1973: 367). Hinzu kommen laut Duden: *gelegentlich, gleich, während, ungeachtet, frei* (Duden 2006: 608).

3 Bei Jung (1794), Helbig/Buscha (2001), Latour (1988) und Griesbach (1991) oszilliert die Zahl der Präposition zwischen 45 und 60. Bei Engel (1988) sind es ca. 80 Präpositionen, und im Duden (2006) findet man sogar ca. 100 Präpositionen.

4 Die mit dem bestimmten Artikel (Dat. und Akk. Sg.) verschmolzenen Präpositionen: *am, beim, im, vom, zum, zur, ans, ins, aus, fürs, hinters, überm, übers, durchs, hinterm*. u.a. Die mit dem unbestimmten Artikel (Dat. und Akk. Sg.) verschmolzenen Präpositionen: *mit `ner, mit `nem, für `ne* (Rug/Tomaszewski 1995; Helbig/Buscha 2001).





malsprachig betrachtet werden. Einige Präpositionen ziehen Kasuszeichen an sich (agglutinieren), wobei auf den üblichen Träger des Kasuszeichens, den Artikel, verzichtet wird. Viele dieser Verschmelzungen gelten als obligatorisch.

„Präpositionen bestimmen den Kasus“ – diese Feststellung ist am Anfang fast eines jeden Kapitels, das sich mit Präpositionen befasst, zu finden:

„Sie (Präpositionen) [...] werden immer in Verbindung mit einem anderen Wort gebraucht, dessen Kasus in der Regel von ihnen bestimmt wird.“ (Duden 2006: 608)

„Jede Präposition regiert einen oder mehrere Kasus.“ (Helbig/Buscha 2001: 402)

„Präpositionen bestimmen den Kasus des Wortes vor dem sie stehen.“ (Latour 1988: 148)

„Präpositionen sind wie Kasus – Funktionszeichen für Satzglieder und Attribute. Sie bestimmen das Kasuszeichen des Wortes, das sie kennzeichnen.“ (Griesbach 2000: 187)

„Sie sind Wörter, die immer eine Nominalphrase bei sich haben können, deren Kasus dann durch die Valenz der Präpositionen festgelegt wird.“ (Engel 1988: 691)

„Präpositionen sind Partikeln, die jederzeit eine Nominalphrase in spezifischem Kasus regieren können.“ (Engel 2004: 385)

Die deutsche Sprache kennt vier Kasus. Im Germanischen gab es aber, wie in den meisten indoeuropäischen Sprachen, acht Kasus. Drei Kasus – Ablativ, Lokativ und Vokativ – verschwanden noch im Althochdeutschen (ca. 750-1350), der vierte – der Instrumental – im Mittelhochdeutschen (ca. 1050-1350). Im Laufe der Sprachentwicklung ging auch meistens die Beugung des Substantivs, d.h. die Veränderung der Wortform durch das Anhängen eines Deklinationsmorphems an den Wortstamm, verloren, was zu gleichlautenden Kasus führte. Auf diese Weise wurde eine synthetische Sprache zu einer analytisch-synthetischen und mit der Zeit zu einer analytischen Sprache. Die genannten Entwicklungsprozesse sind in der englischen Sprache deutlich zu beobachten, die sich aus einer synthetischen zu einer analytischen Sprache entwickelt hat und in der heute nur noch zwei Kasus, den Nominativ und Genitiv, gebraucht werden<sup>5</sup>. Wenn man die Entwicklung der englischen Sprache

5 Im Altenglischen (449-1100) gab es noch die vier Kasus, die es heute im Hochdeutschen gibt. Die Entwicklungsprozesse von einer synthetischen Sprache mit noch vier Kasus zu einer analytischen mit nur einem Kasus veranschaulicht die Deklination der beiden folgenden alten englischen Substantive: *hund* – *dog* (der Hund), *oxa* – *ox* (der Ochse): Sg: Nom. **hund**, Gen. *hundes*, Dat. *hunde*, Acc. **hund**; Pl.: Nom. **hundas**, Gen. *hunda*, Dat. *hundum*, Acc. **hundas**. Die Nominativ- und die Akkusativform im Sg. und im Pl. fielen zusammen. Am folgenden Beispiel kann man den Zusammenfall von Genitiv, Dativ und Akkusativ im Singular und von Nominativ und Akkusativ im Plural verfolgen: Sg. Nom. *oxa*, Gen. **oxan**, Dat. **oxan**, Acc. **oxan**; Pl. Nom. **oxan**, Gen. *oxena*, Dat. *oxum*, Acc. **oxan**. Es gibt nicht mehr drei Kasus im Singular, wie es





verfolgt, kann man zu dem Schluss gelangen, dass auch die heute noch in der deutschen Sprache vorhandenen Kasus durchaus eines Tages verschwinden könnten.

Falls es zum Schwund der Kasus kommen würde, entsteht das Problem der Kongruenz (des sinnvollen Zusammenhangs) zwischen den Wörtern im Satz. Man kann sich leicht vorstellen, dass es in der deutschen Umgangssprache zu einem Zusammenfall von Dativ und Akkusativ kommen wird, was doch in manchen deutschen Dialekten bereits zu beobachten ist. Im Englischen, wo es nur einen Kasus gibt, hat das Substantiv immer dieselbe Form – die Form des Nominativs. So wird es vielleicht in Zukunft möglich sein, auch im Deutschen die Artikel aufzugeben und so wie in der englischen Sprache nur bei einem bestimmten und einem unbestimmten Artikel zu bleiben. Wenn es aber dazu kommen sollte, welche Artikel würden dann die Rolle des bestimmten und des unbestimmten Artikels übernehmen oder werden vielleicht alle Artikel durch einen einzigen neuen ersetzt? Der Verschmelzungsprozess der Kasus kann am folgenden Beispiel veranschaulicht werden:

1. *Das Buch lege ich **auf den Tisch**.*
2. *Das Buch liegt **auf dem Tisch**.*

Wenn man die zitierten Sätze nur um den Artikel reduziert

1. *Das Buch lege ich **auf Tisch**.*
2. *Das Buch liegt **auf Tisch**.*

bleiben sie weiterhin verständlich, denn die Verben *legen* und *liegen* bestimmen den Kasus. Das Verb *legen* gehört zu den Verben der Bewegung und das Verb *liegen* hat eine statische Bedeutung, deshalb ist die Wahrscheinlichkeit, die Sätze falsch zu verstehen, sehr gering. Wenn man aber zwei andere Beispiele nimmt, in denen die Verben die gleiche Bedeutung haben, wird das Fehlen des Artikels zum Problem

1. *Er geht **in den Wald** spazieren.*
2. *Er geht **in dem Wald** spazieren.*

Die beiden Sätze sehen ganz ähnlich aus, doch ihre Aussage ist unterschiedlich. Im ersten Satz bekommt man die Information, dass jemand unterwegs in den Wald ist, um dort spazieren zu gehen. Im zweiten Satz befindet sich

---

noch beim Substantiv *hund* der Fall war. Es blieben nur noch zwei Kasus erhalten: Sg. Nom.: *oxa*, Acc., Gen., Dat.: **oxan**, Pl.: Nom., Acc.: **oxan**, Gen.: *oxena*, Dat.: *oxena*.





jemand schon im Wald und macht dort einen Spaziergang. In beiden Sätzen kommt dasselbe Verb *gehen* vor. Der Sinn des Satzes nach dem Verb ist also in diesem Falle nicht eindeutig, weil die Sätze ohne Artikel die gleiche Bedeutung haben:

1. *Er geht in Wald spazieren.*
2. *Er geht im Wald spazieren.*

Wie könnte dieses Problem gelöst werden? Vielleicht entstehen im Entwicklungsprozess der Sprache neue Präpositionen, die in bestimmter Form über die Bedeutung der Sätze entscheiden werden, oder die Sprache bedient sich der Formen, welche schon vorhanden sind, um daraus neue Präpositionen zu bilden. Viele Präpositionen lassen sich schon heute mit bestimmten Artikelformen verschmelzen und viele dieser Verschmelzungen sind obligatorisch: *im* z.B. gilt beim nominalisierten Infinitiv als obligatorisch. Man kann hier die Verschmelzung *im* als eine Art neuer Präposition betrachten, die den Dativ ersetzt, wobei die Präposition *in* dann den Akkusativ kennzeichnen würde. Die angeführten Beispiele würden dann wie folgt lauten:

1. *Er geht in Wald spazieren.*
2. *Er geht im Wald spazieren.*

Der Sinn der beiden Sätze ist klar. Die intralinguistische Entwicklung der deutschen Sprache hat dazu beitragen, dass die in Agglutinations- und Assimilationsprozessen herausgebildeten neuen Formen als neue Präpositionen betrachtet werden können, weil sie im Deutschen bereits in bestimmten Fällen obligatorisch gebraucht werden<sup>6</sup>.

Nicht alle Sprachen haben eine solche Entwicklung wie das Englische, heute eine analytische Sprache, durchgemacht. Das synthetische Polnische kennt nach wie vor sieben Kasus und im Finnischen gibt es sogar fünfzehn. Die deutsche Sprache gehört zu den analytisch-synthetischen Sprachen, wo „de facto die Deklination der Nomina heute weitgehend verfallen ist, besonders hinsichtlich der Kasus [...]. Die Kasusflexion ist heute noch am ehesten im Genitiv Singular und im Dativ Plural erhalten.“ (Engel 2004: 274). Weil die Kasus dazu dienen, „die Beziehungen des Substantivs zu anderen Elementen im Satz mit Hilfe morphologischer Mittel zum Ausdruck zu brin-

6 Die Verschmelzungen werden in folgenden Fällen obligatorisch gebraucht: am beim Superlativ, beim Datum, bei geographischen Bezeichnungen, *am, beim, im, vorn, zum* beim nominalisierten Infinitiv und in festen Wortverbindungen.





gen“ (Helbig/Buscha 2001: 280), müssten Unterschiede in der Anzahl der Präpositionen in einer synthetischen und einer analytisch-synthetischen Sprache auftreten, weil die gleichen Beziehungen im Satz im synthetischen Polnischen durch Flexionsmorpheme signalisiert, im analytisch-synthetischen Deutschen dagegen „einmal durch Kasusendungen, das andere Mal durch Präpositionen ausgedrückt werden“ (Helbig/Buscha 2001: 280). Da „das Polnische eine erheblich größere Zahl von Deklinationsklassen als das Deutsche aufweist“ (Engel 2000: 754), erweist sich die Frage sowohl nach der Funktion der Präpositionen in der deutschen (analytisch-synthetischen) und in der polnischen (synthetischen) Sprache als auch nach den Unterschieden im Gebrauch von Präpositionen in (den) beiden Sprachen als wichtig, um so mehr, weil es schwierig ist, in den Grammatiken eine allgemeine, kurze, alle wichtigen Aspekte ansprechende und für alle Leser eindeutige Definition und Einteilung der Präpositionen zu finden. (vgl. Latour 1988: 148; Griesbach 1983: 84; Jung 1994: 365-370; Engel 2000: 1001; Engel 1988: 694; Engel 2004: 385; Helbig/Buscha 2001: 404).

In Bezug auf die Semantik der deutschen Präpositionen finden wir in den Grammatiken ebenfalls keine genaue Beschreibung, weil viele von ihnen *überhaupt keine beschreibbare Bedeutung haben* (Engel 1988: 691). W. Jung (1994: 365-366) und Duden (2006: 360-365) liefern dem Leser auch nur die semantischen Hauptgruppen, die die jeweiligen Verhältnisse kennzeichnen. Helbig/Buscha (2001: 413-414) und Engel (2000: 1006-1022) haben die Präpositionen in semantische Gruppen zusammengefasst, die dem Leser viel mehr Informationen über die Semantik der Präpositionen liefern. Bei Helbig/Buscha findet man 18 Hauptgruppen, bei Engel dagegen nur 14. Manche Gruppen, die bei Helbig/Buscha zu finden sind, sind bei Engel nicht enthalten und umgekehrt. Bei Helbig/Buscha findet man z.B. die Präposition *für* in 7 verschiedenen semantischen Gruppen wieder, bei Engel wiederum in 5 Gruppen. Hier sind sich die Autoren nicht einig und ihre Angaben, d.h. sowohl diejenigen, die die Anzahl der semantischen Gruppen als auch diejenigen, die die Zuordnung und Anzahl der Präpositionen in bestimmte Gruppen betreffen, sind unterschiedlich, was darauf zurückzuführen ist, dass sie verschiedene Bedeutung haben können, was wiederum von ihrer aktuellen Verwendungsweise abhängt.

Engel (2000: 13-15 und 16-19) erstellt eine Liste der deutschen und polnischen Präpositionen, die nach semantischen Prinzipien angeordnet und dann verglichen werden. In Anlehnung an diese Aufstellungen können Funktion und Aufgabe der Verhältniswörter am Beispiel des Polnischen in einer synthetischen und am Beispiel des Deutschen in einer analytisch-synthetischen Sprache verfolgt werden.





In der deutschen Sprache kennzeichnen die Präpositionen bestimmte Verhältnisse und bestimmen den Kasus. Da es Präpositionen gibt, die entweder nur einen bestimmten bzw. zwei oder drei Kasus regieren und es auch Präpositionen gibt, die keinen Kasus regieren, ergeben sich vier Gruppen von Verhältniswörtern. Bei Präpositionen mit einem Kasus gibt es keine Schwierigkeiten, den Kasus zu bestimmen. Nach der Präposition *wegen*<sup>7</sup> z.B. wird immer nur Genetiv, nach *mit* immer nur Dativ und nach *um* immer nur Akkusativ gebraucht. In den übrigen drei Gruppen hat man es mit Zweifelsfällen zu tun.

Bei Präpositionen, die zwei Kasus regieren, bei den so genannten Wechselpräpositionen, hängt der Kasus von den Verhältnissen ab, die das Verhältniswort kennzeichnet. Im Falle der lokalen Verhältnisse muss noch festgestellt werden, ob es sich um eine lokale oder eine direktive Präposition handelt (diese Einteilung nimmt nur Engel vor – bei Helbig/Buscha findet sich lediglich die Gruppe der lokalen Verhältniswörter). Deshalb spielt im Fremdsprachenunterricht die Fragestellung nach dem Kasus eine wichtige Rolle. Wenn man nach einer Präpositionalphrase die Frage *wo?* stellt, muss nach der Präposition der Dativ gebraucht werden: *Wir waren gestern im Kino. Wo wart ihr gestern?* Um in diesem Satz nach der Ergänzung zu fragen, muss die Frage *wo?* gestellt werden. Nach der Präposition „in“ („in dem“ = „im“) allein schon der Lesbarkeit willen ist also hier der Dativ der richtige Kasus. Wenn aber zu der Präpositionalphrase die Frage „*wohin?*“ gestellt wird, muss nach der Präposition der Akkusativ auftreten. (*Wir gehen ins Kino. – Wohin gehen wir?*) Die Frage nach der Ergänzung: *wohin?* erweist sich hier als die richtige, weil es sich in diesem Satz um lokale Verhältnisse handelt.

Das Problem hört auf, so einfach zu sein, wenn dieselben Präpositionen andere als lokale Verhältnisse kennzeichnen und die Kasus nicht nach zwei einfachen Fragen ermittelt werden können. Wenn im Satz eine Wechselpräposition als temporale, instrumentale, kausale oder modale Präpositionen gebraucht wird, verwendet man nach dem Verhältniswort immer den Dativ:

*Er muss ab jetzt immer an den Krücken gehen.* – instrumentale Präposition

*Sie konnte vor starker Aufregung den Mund nicht aufmachen.* – kausale Präposition

*Im Allgemeinen geht es ihm nicht schlecht.* – modale Präposition<sup>8</sup>

Bezüglich Präpositionen, die drei Kasus regieren und Präpositionen ohne erkennbaren Kasus oder mit Kasusschwierigkeiten, sind sich die Theoretiker nicht einig, welche Präpositionen zu dieser Gruppe gezählt werden sollen

7 Die alte Form Dativ + *wegen* (*dem Regen wegen*) ist als veraltet nicht mehr im Gebrauch.

8 Die zitierten Beispiele wurden dem Buch von U. Plenzdorf *Die neuen Leiden des jungen W.* entnommen.





und wie groß die Anzahl derartiger Präpositionen überhaupt ist. So wird die Präposition *aufßer* bei Latour (1988) der Gruppe der Verhältniswörter zugeteilt, die nur einen Kasus regieren. Laut Duden (2006) und Engel (2000 und 2004) gehört diese Präposition der Gruppe von Präpositionen an, die zwei Kasus regieren, bei Jung (1994) dagegen ist dieses Verhältniswort eine Präposition ohne erkennbaren Kasus. Man hat es also mit einem Zweifelsfall zu tun, der davon zeugt, dass die Kasus einen Schwankungsprozess erfahren und sich mit der Zeit überhaupt verändern können.

In der polnischen Sprache kennzeichnen Präpositionen auch bestimmte Verhältnisse. Nur um den Instrumental vom Lokativ zu unterscheiden, müssen die Kasusfragen samt Präpositionen gestellt werden. Beide Kasus antworten in der polnischen Sprache auf die Fragen „*kim? czym?*“, doch um den Instrumental zu ermitteln, muss die Kasusfrage mit der Präposition *z* gestellt werden und um den Lokativ zu ermitteln, wird die Frage mit der Präposition *w* und anderen Präpositionen gestellt: *isć z przyjacielem do kina – z kim isć do kina?; mieć problemy z pisaniami – z czym mieć problemy?; widzieć nadzieję w kimś – w kim, w czym widzieć nadzieję?; dziedziczyć coś po matce – po kim, czym dziedziczyć?; rozmawiać o problemach – o kim, czym rozmawiać?*

In anderen Fällen sind keine Präpositionen nötig, um den richtigen Kasus zu bestimmen. Die Kasus können mit Hilfe von Kasusfragen ermittelt werden, wobei die Präpositionen dazu dienen, die Verhältnisse zwischen den Wörtern zu kennzeichnen und die jeweilige Frage grammatisch korrekt zu stellen: *wierzyć w możliwości* (w kogo, co wierzyć? – Akkusativ), *mieć piatkę z matematyki* (z kogo, czego? – Genitiv), *dzięki* (komu, czemu? – Dativ) *zdać egzamin*.

In der polnischen Sprache spielen, im Gegensatz zur deutschen Sprache, die Präpositionen bei der Kasusbestimmung keine so wichtige Rolle, was damit zusammenhängt, dass das Polnische eine rein synthetische Sprache ist, was wiederum die Kasuswahl nach Kasusfragen ermöglicht.

Wie aus den zitierten Beispielen hervorgeht, sind die Funktionen der Präpositionen im Deutschen und im Polnischen ähnlich. In beiden Sprachen kennzeichnen sie Verhältnisse, in der deutschen Sprache aber haben die Präpositionen einen starken Einfluss auf die Bestimmung des Kasusgebrauchs. In der polnischen Sprache wird der Kasus, mit einer Ausnahme, vor allem nach Kasusfragen bestimmt. Im Deutschen muss im Falle der Wechselpräpositionen bei der Kasusbestimmung nach den Hilfsfragen *wo?* und *wohin?* ge-griffen werden, was im Polnischen überflüssig ist.

Aus dem Obigen ergibt sich, dass die Präpositionen in einer analytisch-synthetischen Sprache nicht nur die Aufgabe haben, bestimmte Verhältnisse zu kennzeichnen, sondern sie bestimmen auch den Kasus. In den syntheti-





schon Sprachen besteht ihre Aufgabe nach wie vor vor allem darin, Verhältnisse zu kennzeichnen.

### Literatur:

- Duden (2006): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache/hrsg. von der Dudenredaktion; 7., neu bearbeitete Auflage. Mannheim; Dudenverl. (Der Duden in 12 Bänden: das Standardwerk zur deutschen Sprache; Bd. 4)
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg.
- Engel, Ulrich (2000): Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. Warszawa.
- Engel, Ulrich (2004) Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München.
- Griesbach, Heinz (1983): Deutsche Grammatik im Überblick. München.
- Griesbach, Heinz (1991): Regeln aus der deutschen Grammatik. München.
- Griesbach, Heinz (2000): Neue deutsche Grammatik. Bayerisch Gmain.
- Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin.
- Jung, Walter (1994): Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig.
- Latour, Bernd (1988): Mittelstufen Grammatik für Deutsch als Fremdsprache. München.
- Rug, Wolfgang/ Tomaszewski, Andreas (1995): Grammatik mit Sinn und Verstand. München.





# Literarische Sprachpotentiale







# **Kreativität, Originalität, Genialität – Über drei Grundbegriffe des schöpferischen Schaffensprozesses, speziell in den Geisteswissenschaften, zugleich eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur**

*Tomasz G. Pszczołkowski*

Im vorliegenden Beitrag soll drei Grundbegriffen des wissenschaftlichen Arbeitens nachgegangen werden: der Kreativität, Originalität und Genialität. Alle drei Begriffe stehen für sich, sie sind aber auch miteinander verbunden, setzt doch der schöpferische Schaffensprozess das Neben- und Miteinander von mit ihnen bezeichneten Vorgängen voraus. Kreativität ist die Grundvoraussetzung des Schaffens überhaupt, gepaart mit der Originalität, die auch als Nebenbegriff der ersteren bezeichnet werden kann, und – als höchste Stufe von beiden – der Genialität, die sich allerdings nur selten offenbart.

In der heutigen Zeit der Wissenschaftsentwicklung, die einerseits von Spezialisierung und andererseits von einer zunehmenden Generalisierung geprägt ist, spielen die Begriffe Kreativität, Originalität und Genialität eine ungemein wichtige Rolle. Speziell in den Geisteswissenschaften<sup>1</sup>, die auf Kooperation mit verwandten oder Nachbardisziplinen angewiesen sind und somit – trotz der besagten Spezialisierung – immer mehr auf Interdisziplinarität, Pluridisziplinarität, Multidisziplinarität zurückgreifen müssen, um immer komplizierter werdende Zusammenhänge zu erschließen, sind die besagten Begriffe im Kontext des genuinen Schaffensprozesses überaus wichtig. Der Begriff Schaffensprozess ist an sich schon recht voluminös, umfasst er doch eine Vielzahl von Handlungen und Vorgängen, die die Lösung von Proble-

---

1 Das über die Geisteswissenschaften Gesagte trifft mutatis mutandis auch auf die Sozialwissenschaften zu, die hier ausgeklammert werden. Auch die zuletzt genannten bedienen sich überwiegend der Sprache, um über ihre Arbeitsergebnisse zu berichten und mit anderen zu kommunizieren.





men, die Entstehung von meistens geplanten Resultaten (ein wissenschaftliches Werk, eine Dichtung, ein Kunstwerk) anstreben, oder auch durch Zufall zustande kommen (als Erfindung, wobei Erfindungen häufig als Ergebnis von intensiver Geistesarbeit entstehen).

Die Geisteswissenschaften sind mehr denn andere Wissenschaften – z.B. Mathematik, Naturwissenschaften oder Ingenieurwissenschaften – auf die Sprache angewiesen. Die zuletzt genannten kommen oft mit Zahlen und Formeln besser aus als mit Worten, obwohl auch sie auf die Sprache nicht verzichten können. In der Sprache äußern sie sich über die untersuchten bzw. zu untersuchenden Gegenstände, Phänomene usw., und insofern kommt der Sprache hier eine besondere Funktion zu. Eine besonders wichtige Rolle spielen dabei Philologen bzw. philologisch gebildete Fachkräfte, die ja die Arbeitsergebnisse der einzelnen Wissenschaften bzw. Wissenschaftler als Lektoren oder Redakteure in sprachlich angemessener Form verbreiten, z.B. in Form von wissenschaftlichen Artikeln, Wörterbüchern, Monographien oder Einzeluntersuchungen.

Das Verhältnis zwischen den inhaltlich und formal unterschiedlichen Wissenschaften, die nicht so sehr auf die Sprache, vielmehr auf Formeln, Zahlen, Symbole u.dgl.m. zurückgreifen, und den ihre Erkenntnisse durch Sprache vermittelnden Wissenschaften will uns hier nicht weiter interessieren, leben doch die Naturwissenschaftler und Ingenieure, die Mediziner und Agrarwissenschaftler in ihren eigenen Welten ebenso, wie die vor allem auf Sprache angewiesenen Geisteswissenschaftler und Sozialwissenschaftler.

### Zum Begriff der Kreativität

Der Begriff geht auf das lateinische Verb *creare* in der Bedeutung von etwas „schöpfen“, „erfinden“, „herstellen“ zurück. Im Deutschen wird das Verb *kreieren* so gut wie nicht verwendet, im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm fehlt es, statt dessen findet sich dort die Entsprechung „schöpfen“ und die Substantivierung „Schöpfer“. Interessanterweise findet dieses Substantiv sogar drei Formen im Polnischen, und zwar *kreátor* und *twórcą* im Sinne eines etwas Neues Schaffenden (z.B. Modeschöpfer, Kulturschaffender), sowie *Stwórca* als Bezeichnung für Gott. In der deutschen *Wikipedia* wird Kreativität als „die Fähigkeit, neue Problemstellungen durch die Anwendung erworbener Fähigkeiten zu lösen,“<sup>2</sup> definiert, wobei der Hinweis auf „erworbene“ Fähigkeiten zum Ausdruck bringt, dass sie Ergebnis eines vorangegangenen Aneignungsprozesses (z.B. durch Erlernen) sind. Die polnische *Wikipedia* umschreibt sie

2 <http://de.wikipedia.org/wiki/Kreativit%C3%A4t> (13.02.2010).





als „einen Denkprozess, der die Entstehung neuer Ideen, Konzepte oder neuer Assoziationen bzw. Verbindungen zwischen schon bestehenden Ideen und Konzepten nach sich zieht“.<sup>3</sup> In beiden Versionen der *Wikipedia* ist auch vom kreativen (Denk-)Prozess bzw. vom kreativen Denken die Rede. Beide Versionen setzen unterschiedliche Akzente: In der deutschen *Wikipedia* ist das Stichwort „Kreativität“ unter verschiedenen Gesichtspunkten erläutert. Es wird darin die Forschungsgeschichte der Kreativität ausführlich dargestellt, wobei der psychologische Aspekt natürlicherweise im Vordergrund steht. In der polnischen *Wikipedia* beschränken sich die Autoren auf die Feststellung, dass es keine allgemein verbindliche Definition der Kreativität gebe. Die Psychologie kenne mehr als 60 Definitionen dieses Phänomens. Dass Kreativität mit schöpferischer Begabung, künstlerischen und angeborenen Fähigkeiten der Menschen zusammenhängt, die auch entwickelt werden können bzw. müssen, um sich voll zu entfalten, ist eine Binsenwahrheit. In Anlehnung an den Intelligenzforscher Joy Paul Guilford können noch folgende Begriffe mit Kreativität in Verbindung gebracht werden: Problemsensitivität (erkennen, dass und wo ein Problem besteht); Flüssigkeit (in kurzer Zeit viele Ideen hervorbringen); Flexibilität (gewohnte Wege des Denkens verlassen; neue Sichtweisen entwickeln); Redefinition (bekannte Objekte neu verwenden, improvisieren); Elaboration (Anpassen der Ideen an Realität) und last but not least: Originalität<sup>4</sup>. Kreativität hängt auch mit der Fähigkeit zusammen, (ungewöhnliche) Assoziationen zu wecken, die Phantasie zu entwickeln, Inspiration zu erleben, Innovativität zu zeigen, Nonkonformität an den Tag zu legen usw. Kreativität kann auch körperliche oder seelische Leiden (vgl. Sandblom 1990) oder existenzielle Notlagen auslösen, z.B. im Falle von Exilschriftstellern (vgl. Schreckenberger 2005). Kreativität hat auch therapeutische Funktion (vgl. Marschik 1993). Im Deutschen funktioniert das in andere Sprachen unübersetzbare Wort „kreativer Querkopf“, mit dem die oben genannten Charaktereigenschaften kreativer Menschen sehr treffend umrissen werden (vgl. Böttcher 2008).

Im *Duden. Deutsches Universalwörterbuch A – Z* wird *Kreativität* in dem uns hier interessierenden Sinne als „schöpferische Kraft, kreatives Vermögen“ definiert, wobei *kreativ* soviel wie „schöpferisch; Ideen habend u. diese gestalterisch verwirklichend“ bedeutet.

In der deutschen *Wikipedia* stehen einige beispielhafte Kulturschaffende,

3 „...proces umysłowy pociągający za sobą powstawanie nowych idei, koncepcji, lub nowych skojarzeń, powiązań z istniejącymi już ideami i koncepcjami.” <http://pl.wikipedia.org/wiki/Kreatywno%C5%9B%C4%87> (13.02.2010).

4 <http://de.wikipedia.org/wiki/Kreativit%C3%A4t> (13.02.2010).





deren Kreativität bahnbrechend für die Kulturentwicklung war: Johann Wolfgang von Goethe, Thomas Mann, Leonardo da Vinci, James Watt, Alexander Graham Bell, Galileo Galilei, Pablo Picasso, Friedensreich Hundertwasser. Andere Namen von Künstlern und Wissenschaftlern, die als besonders kreativ gelten, und deren Liste lang ist: Bach, Mozart, Beethoven, Chopin, Tschai-kowski, um nur einige zu nennen, fehlen.

Außer psychologischen gibt es auch andere Ansätze, Kreativität zu definieren. So ist der seit Ende der 90er Jahre gebrauchte Begriff der *Kultur-* oder *Kreativwirtschaft* damit verwandt. Er beschreibt „alle Aktivitäten zur Herstellung und zum Vertrieb von urheberrechtlich geschützten Produkten, die dem Ziel dienen, Geld zu verdienen. Heute gibt es in Europa eine Vielzahl von Ansätzen, wie man Kreativität als Wirtschaftstätigkeit verstehen und interpretieren kann“ (Böttcher 2008). Neuerdings ist auch von Kreativität in Unternehmen, im Handels- und Dienstleistungsbereich, in der Pädagogik (z.B. im Kunstunterricht, im Fremdsprachenunterricht, in innovativen Unterrichtsmethoden wie Projekten und im Lernen durch Spiel), in der Soziologie (vgl. Fietze 2009), ja selbst in der Politik<sup>5</sup> und in vielen anderen Bereichen die Rede. Das Stichwort Kreativität findet sich im Katalog der Deutschen Nationalbibliographie in 4448 Titeln.<sup>6</sup> Daraus kann man den Schluss ziehen, dass Kreativität ein heute sehr häufig untersuchter Gegenstand von wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen ist.

Es geht in einem germanistischen Beitrag nicht darum, sich mit den psychologischen Bedingtheiten der Kreativität zu beschäftigen, obwohl sie in vielen Untersuchungen im Vordergrund zu stehen scheinen. Auch sollen wissenschaftliche Entdeckungen, technische Erfindungen und soziale Problemlösungsansätze, die zum Wesen der Kreativität gehören, außer Acht gelassen werden. Vielmehr kommt es darauf an, ihre Bedeutung im kulturschöpferischen und speziell im philologischen Schaffensprozess zu beschreiben. Also sollte auf Publikationen rekurriert werden, die sich namentlich mit dem literarischen und etwas breiter gesehen – dem philologischen (scil. dem literaturwissenschaftlichen und linguistischen) kreativen Schaffen auseinandersetzen. Rainer M. Holm-Hadullas Psychobiographie Goethes kann das Wissen eines Philologen um den großen Dichter bereichern, sie bleibt jedoch eine psychologische Untersuchung (vgl. Holm-Hadulla 2008). Die Ratgeber *Wie schreibe ich einen Bestseller: Geheimnisse, Techniken und*

5 Zum Beispiel in der Publikation des SPD-Vorstands Berlin *Mehr Kreativität und Teilhabe! Unsere Politik für Kunst und Kultur*, Berlin 2009.

6 <https://portal.d-nb.de/opac.htm?method=simpleSearch&query=Kreativit%C3%A4t> (13.02.2010)





*Erfolgsformeln* von Bestseller-Autoren von Ha. A. Mehler und *Schriftsteller werden. Der Klassiker über das Schreiben und die Entwicklung zum Schriftsteller* von Dorothea Brande sind Anleitungen zum kreativen Schreiben. Es gibt spezielle Ratgeber des Schreibens diverser Literaturgattungen, z.B. des Romans – *Bestseller. Wie man einen Erfolgsroman schreibt* von Albert Zuckerman, der Autobiographie – *Die Heilkraft des Schreibens. Wie man vom eigenen Leben erzählt* von Herrad Schenk, der Kinder- und Jugendliteratur – *Kinder- und Jugendbuch schreiben und veröffentlichen* von Heidemarie Brosche, der Literaturkritik, z.B. *Kritik für Leser. Vom Schreiben über Literatur* von Volker Hage, ja selbst der pornographischen Literatur – *Dirty writing. Spaß haben und Geld verdienen mit erotischen Geschichten* von Arne Hoffmann, in dem auch ausgewählte Kurzgeschichten mit Erläuterungen als beispielhafte Texte fungieren.

Eine andere Gruppe von philologischen Publikationen zur Kreativität bilden Veröffentlichungen, die sich speziell den verbalen Neuerungen, Neubildungen, Neologismen, Wortspielen, Wortwitzen usw. widmen. In diese Gruppe gehört z.B. Katharina Maiers Präsentation von ausgesuchten Wortneuschöpfungen und deren Bedeutung *Deutschkompetent für Dummwortverbraucher. Neudeutsch – Deutsch*.

Übrigens – selbst die Wahl der Themen der oben genannten Publikationen zeugt von der Kreativität ihrer Autoren. Dies ist einer der wichtigsten Bestandteile des schöpferischen Schaffensprozesses: wenn sich der Autor einen originellen, bisher unbekanntem oder wenig ausgeschöpften Titel einfallen lässt.

In dem unterhaltsamen Sachbuch *Deutsche Unsitten* von Martin Hecht finden sich unter dem Stichwort *Kreativ sein* folgende Beobachtungen: „Heute will jede und jeder (unheimlich) *kreativ sein* – koste es, was es wolle. Als akademische Disziplin gibt es die Kreativitätsforschung, als touristische den Kreativurlaub, als kulinarische die kreative Küche. Früher lernten wir in der Tanzstunde Foxtrott, heute ist nur noch kreativer Tanz [...]. Seit Anfang der Neunzigerjahre die Innovationskrise samt Globalisierungswahn in Europa umzugehen begannen, hat auch die Wirtschaft den Begriff für sich entdeckt. In Werbekreisen ist der ‘Kreativspinner’. Die Unternehmensberaterin Gertrud Höhler forderte schon vor Jahren lautstark den ‘kreativen Feuerkopf’ als Krisenmanager, jede Imbissbude hat heute ein ‘Kreativteam’. Der Durchschnittsmensch hat die Entdeckung seiner eigenen Kreativität den Demokratisierungswellen zu verdanken, die seit 1968 vehement durch bundesdeutsche Klassenzimmer und Hörsäle brandeten und den Geniegedanken zum Persönlichkeitsmodell für jedermann deklarierten (...). Das Genie des deutschen Idealismus wurde in die Wüste geschickt, der Begriff popularisiert und vulgarisiert. Was schließlich blieb, war die kreative Masse“ (Hecht 2009:





152f.). Diese etwas überspitzte Kritik der Kreativität soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Wort eine große Karriere gemacht hat und sicherlich weiterhin in aller Munde sein wird, wollen doch viele, vor allem gesellschaftlich engagierte und aktive Menschen positiv – und das heißt vor allem kreativ – auffallen und damit ihr eigenes Lebensgefühl verbessern.

Obgleich die Kreativität wie gesagt von vielen aktiven und gesellschaftlich engagierten Menschen angestrebt und nach ihrem Gutdünken auch verwirklicht wird, gibt es noch die objektivierbare Kreativität. Die eigene Kreativität wird erst dann zur objektivierten Kreativität, wenn sie von anderen Menschen – der eigenen Zunft der Kreativen (Schriftsteller, bildenden Künstlern, Musikern u.a.), den Kritikern, den Nörglern und kreativ Missratenen anerkannt wird. Das Geltungsbedürfnis der betroffenen Kreativen muss vom Anerkennungswillen der Rezipienten der individuellen Kunst- und Kulturschaffenden begleitet werden. Erst dann kann von der objektiven und nicht subjektiven Kreativität die Rede sein. Wahre Kreativität zeigt sich in der Einmaligkeit – im Sinne der Unwiederholbarkeit eines Werkes, denn nur am Werk lässt sich Kreativität prüfen, nicht an der Tendenz und dem Willen des Autors. Damit ist der nächste Aspekt des schöpferischen Schaffensprozesses angesprochen – die Originalität.

### Zum Begriff der Originalität

Der Begriff *Originalität* geht auf das französische Substantiv *originalité*, aus dem neulateinischen *originalitas*, zurück und bezeichnet nach dem *Deutschen Wörterbuch* der Gebrüder Grimm ein „originales Wesen, Ureigenheit“. Das Adjektiv *original* bedeutet nach dem besagten Wörterbuch „ursprünglich, angeboren (von der Erbsünde) [...] nhd. (nun veraltend und durch originell ersetzt) äußerlich oder innerlich etwas ursprüngliches, selbständiges oder sonderbares an sich habend und zeigend“.<sup>7</sup> Im *Duden. Deutsches Universalwörterbuch A – Z* ist von dieser aus dem 19. Jh. stammenden Erläuterung des Wortes wenig geblieben, es wird dort zum einen als „Echtheit“ (z.B. eines Dokuments, Bildes) und zum anderen als „[auffällige] auf bestimmten schöpferischen Einfällen, eigenständigen Gedanken o.ä. beruhende Besonderheit“ oder als „einmalige Note“ (z.B. des Stils) definiert. Das Stichwort „Originalität“ steht nicht in der deutschen *Wikipedia*, und es findet sich nur 71 Mal im Katalog der Deu-

<sup>7</sup> [http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemmode=lemmasearch&mode=hierarchy&textsize=600&onlist=&word=original&lemid=GO02278&query\\_start=1&totalhits=0&textword=&locpattern=&textpattern=&lemmapattern=&verspattern=#GO02278L0](http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemmode=lemmasearch&mode=hierarchy&textsize=600&onlist=&word=original&lemid=GO02278&query_start=1&totalhits=0&textword=&locpattern=&textpattern=&lemmapattern=&verspattern=#GO02278L0) (22.02.2010).





tischen Nationalbibliographie,<sup>8</sup> merkwürdigerweise mit „Nachahmung“ als verwandtem Begriff verbunden, was eigentlich verwundert, weil doch beide Begriffe bei näherer Betrachtung einander ausschließen. Betrachtet man noch einige Titel von Publikationen, die unter dem Schlagwort „Originalität“ im besagten Katalog stehen, kommen dem nach einschlägiger Literatur zum besagten Thema Suchenden weitere Bedenken auf, wie z.B. beim Titel „Die Originalität der Fälschung. Kunsttheoretische Schriften“ von Konrad Kujau, schließen sich doch Originalität und Fälschung nach allgemeiner Vorstellung aus. Zum Thema Originalität finden sich mehrere Publikationen, die auch mit psychologisch betrachteter Kreativität in Verbindung stehen, z.B. „Zu Konzept und Diagnose der Originalität“ von Hans-Joachim Krämer, aber auch mit Innovation. Mehrere Publikationen über die Originalität gelten der schönen Literatur bzw. der Literaturwissenschaft, ist doch die Beschäftigung mit dem Originalitätsbegriff diesem Genre bzw. Wissenszweig eigentümlich. Seltsamerweise fehlt es aber an Publikationen, die den besagten „schöpferischen Einfällen“ oder – im Wissenschaftsbetrieb – „eigenständigen Gedanken“ gewidmet sein würden. Dabei sind doch gerade diese die Aspekte der Originalität behandelnden Betrachtungen nur scheinbar wenig „kreativ“, in Wirklichkeit aber beachtenswert und der Beschreibung von Mechanismen des schöpferischen Schaffensprozesses geradezu förderlich.

Von Originalität kann – ebenso wie von der Kreativität – erst dann gesprochen werden, wenn sie wahrgenommen worden ist, wenn der Künstler oder Wissenschaftler als originell eingestuft wird. Zwar gibt es in der Vergangenheit zahlreiche Beispiele von unerkannten Genies, ja Originalgenies, um das Wort original selbst zu benutzen. Aber in der Massengesellschaft wollen diese heute lebenden, verkannten „Genies“ eben durch ihre Originalität im positiven Sinne auffallen.

Im Zuge der seit Mitte des 20. Jahrhunderts fortschreitenden ständig ansteigenden Zahl von Künstlern und Kunstwerken, auch Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Publikationen, scheint es immer schwieriger, durch Originalität aufzufallen. Es ist Wolfgang Frühwald nur bedingt – mit einschränkender Bemerkung von den heutigen „Genies“ – beizupflichten, der es als naiv bezeichnet hat, anzunehmen, ein Text, eine Graphik, eine Abbildung etc. können nur dann beurteilt werden „wenn sie tatsächlich zur Kenntnis genommen und gelesen werden“ (Haug/Wachinger 1993). Die Argumentation des Literaturwissenschaftlers und ehemaligen Präsidenten der Alexander von Humboldt-Stiftung ist plausibel. Prof. Frühwald verweist auf

8 <https://portal.d-nb.de/opac.htm?query=Originalit%C3%A4t&method=simpleSearch> (22.02.2010).





die Zahl der Publikationen: Heute wird innerhalb einer Dekade etwa so viel publiziert, „wie in den knapp 2000 Jahren von Aristoteles bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts“ (Frühwald 2006: 1). Der *Science citation index*, betont W. Frühwald, wertet derzeit rund 6000 Zeitschriften aus, die Zahl der wissenschaftlichen Journale beträgt aber weltweit etwa 54.000, die ebenfalls hierarchisiert werden, wobei die meisten von ihnen in dem genannten *Index* fehlen. Das bedeutet, dass dieser *Index* selber eine nur beschränkte Geltung hat. Und dennoch wird in vielen Ländern, auch in Deutschland und in Polen, die Qualität eines Forschers an der Zahl der Publikationen und Zitationen gemessen, auch daran, wo publiziert wurde und wie groß die Reichweite einer Publikation ist (all diese Aspekte werden unter dem Begriff Bibliometrie zusammengefasst). Das ist auch der wissenschaftliche Alltag und ein Kriterium bei der Beantragung von finanziellen Fördermitteln, aber auch ein Gradmesser der Originalität. Denn vor allem originelle, und das bedeutet in anerkannten Zeitschriften und Verlagen erschienene Publikationen sind der Gradmesser der Leistungen eines Wissenschaftlers. Dabei fällt es den Wissenschaftlern angesichts der erwähnten Fülle oder gar des Überflusses an Publikationen immer schwerer, zu originellen Themen zu greifen. Mitunter ist ein gerade in Angriff genommenes Thema schon anderswo bereits bearbeitet worden, wovon der betroffene Autor angesichts eben dieser Fülle von Publikationen und des Informationsüberflusses nichts weiß, und die als originell angelegte Publikation erweist sich bei ihrem Erscheinen als bereits überholt. Zwar trösten sich die betroffenen Wissenschaftler, dass sie ja andere Aspekte und andere Gedanken als ihre „schnelleren“ Kollegen zur Sprache bringen und somit ihren originellen Überlegungen Ausdruck verleihen. Aber dieser ihr Trost ist nur ein scheinbarer, in ihrem Unterbewusstsein schwelt ein Unbehagen, der sich in Stress und mitunter in Unmut und Verzweiflung niederschlägt.

### Zum Begriff der Genialität

Der Begriff *Genialität* hängt aufs Engste mit *Genie* zusammen, das wiederum vom lateinischen *genius* abstammt. Im Unterschied zum Kreativitätsbegriff ist dem Genie-Begriff im *Deutschen Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm ein separates Kapitel gewidmet. Die Konkurrenzformen des Genie-Begriffes im Lateinischen und Französischen, denen die Autoren des besagten Wörterbuchs viel Aufmerksamkeit widmen, wie auch deren unterschiedliche Anwendungen in der Literatur sollen uns hier wenig interessieren. Weitaus weniger Aufmerksamkeit widmen die Autoren des *Deutschen Wörterbuchs* dem Begriff der *Genialität*, von der sie in Anlehnung an Friedrich Schiller schreiben, sie sei „weder deutsch noch französisch *u.s.w.*, die Deutschen .. hängen zu sehr





an wort- und sinnklaubereyen, sie wollen alles recht ästhetisch machen und sagen (*genie und genial stammen in der that aus unserer ‚ästhetischen‘ welt*); die brüder, die nichten, wie gerne waren sie einig, mit den untergeordnetsten leuten ihre vereinigte mittelmäßigkeit höher zu stellen als die genialität des herzens und geistes, von der sie sich doch stets erhellen und erwärmen lieszen.“<sup>9</sup> Das heutige Verständnis des Begriffes, seine Konnotationen sind indes anders, er gehört zum Sprachgut der Gebildeten, meint er doch etwas, was nicht dem Durchschnitt zugeordnet werden kann. Im *Duden. Deutsches Universalwörterbuch A – Z* wird Genialität definiert als „überragende schöpferische Veranlagung“, in Anlehnung an den Ausgangsbegriff *Genie*, der im *Duden* als „überragende schöpferische Begabung, Geisteskraft“ definiert wird, was m. E. wenig präzise ist und der Mediokrität Vorschub leistet: Im Falle der Genialität, die ja von Genie abgeleitet ist, geht es nicht einfach um eine Begabung oder Veranlagung, die zudem mit dem vagen Adjektiv „überragend“ umschrieben ist, sondern man müsste vielmehr auf die geistigen, wissenschaftlichen, künstlerischen Leistungen hinweisen, die geniale bzw. genialische<sup>10</sup> Menschen zustande bringen. Es gibt sehr viele Menschen „mit überragender schöpferischer Begabung“, aber überaus wenige, die diese ihre Begabung in geniale Leistungen umzusetzen verstehen. Wollte man dieser Duden-Definition folgen, müssten *alle* mit überragenden Begabungen oder Veranlagungen ausgestattete Menschen Genies sein oder es werden, wozu ihnen Bücher wie zum Beispiel *Wie man ein Genie wird* von Andre de Guillaume als Anleitung dienen könnten. Dass dem so nicht ist, liegt auf der Hand und braucht nicht weiter erörtert zu werden.

Das Stichwort Genialität findet sich „nur“ 130 Mal im Katalog der Deutschen Nationalbibliographie. Von wenig seriösen, einem breiten Publikum dienenden Ausarbeitungen über die Genialität wie der obigen von de Guillaume abgesehen, verzeichnet der Katalog auch ernstere Veröffentlichungen, z.B. den Reprint einer Abhandlung des italienischen Psychologen, Gerichtsmediziners und Anthropologen Cesare Lombroso (1836-1909), *Der geniale Mensch*, wobei sich dem heutigen Leser des Buches die Frage aufdrängt, warum solche als überholt angesehenen Publikationen, in denen das Genie mit (Geistes-)Krankheit in Verbindung gebracht wird, die Genialität vom Klima, Rasse und Erblichkeit abhängig sein soll usw., nachgedruckt werden. Auch seien

9 [http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?mode=hierarchy&textsize=600&lemid=GG07935&query\\_start=1&totalhits=0&textword=&locpattern=&textpattern=&lemmapattern=&verspattern=#GG07935L0](http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?mode=hierarchy&textsize=600&lemid=GG07935&query_start=1&totalhits=0&textword=&locpattern=&textpattern=&lemmapattern=&verspattern=#GG07935L0) (18.02.2010).

10 Im heutigen Deutsch existiert genialisch in zwei Bedeutungen: 1. „in Art und Leistung zum Genialen tendierend“ und 2. „in oft exaltierter Weise in seinem Auftreten das Konventionelle, Durchschnittliche missachtend“. Vgl. *Duden Deutsches Universalwörterbuch A – Z*, a. a. O.





*Kinder der Genies. August von Goethe, Siegfried Wagner, Anna Freud, Erika und Klaus Mann, Anna Mahler* von Friedrich Weissensteiner<sup>11</sup> oder *Die Frauen der Genies* desselben Autors als populäre biographische Geschichtsdarstellungen wie auch *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung* von Michael Hagner als historische Untersuchung zur Intelligenz- und Hirnforschung erwähnt. Daneben gibt es mehrere medizinische, psychologische, belletristische und last but not least literaturwissenschaftliche Untersuchungen zur Genialität.<sup>12</sup>

Eine der wichtigsten Publikationen über Genialität ist m.E. das fundamentale zweibändige Werk *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750 – 1945* von Jochen Schmidt<sup>13</sup>, das im Folgenden ausführlicher besprochen werden soll. In zwei Bänden – der erste gilt der Zeit von der Aufklärung bis zum Idealismus, der zweite – von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches – erläutert der Autor die geschichtlichen und begrifflichen Voraussetzungen der Genialität. Schon in den Titeln der einzelnen Kapitel und Abschnitte ist eine komplexe Darstellung nahezu aller Aspekte des besagten Phänomens angekündigt: „gesellschaftliche und ökonomische Entwicklungen“ (S. 1 ff.), „die aufklärerische Autonomie-Deklaration und die Psychologisierung des Schaffensvorgangs“ (S. 5 ff.), „der Zusammenstoß mit der Tradition und ihren Normen“ (S. 10 ff.), „die historische Folie: Gottscheds Verpflichtung des Poeta doctus auf Vernunft, ‘Moral’ und Geschmack“ (S. 31 ff.), „Bodmer und Breitinger: Das Wunderbare und Erhabene als Medium zur Befreiung der ‘Einbildungskraft’ und zur Intensivierung der Affekte“ (S. 47 ff.). In seinen weiteren Ausführungen erläutert Schmidt an konkreten Fällen die Entwicklung des Geniegedankens. Er beginnt mit Klopstock, der für die Rangerhöhung des Dichters und der Dichtung in der deutschen Geistesgeschichte verantwortlich zeichnet (S. 61 ff.). In weiteren Kapiteln setzt er sich mit dem Thema Genialität bei folgenden Schriftstellern und Philosophen auseinander: Lessing („Genialität als vernunftgemäße Natürlichkeit“, S. 69 ff.); Hamann („Das irrationale Genie und seine religiöse Rechtfertigung“, S. 96 ff.); Herder („Genialität und Humanität“, S. 120 ff.); Goethe (S. 196 ff.); Kant („Das Genie in den Grenzen des human aufgeklärten Geistes“, S. 354 ff.); Fichte (S. 381 ff.); Schelling (S. 390 ff.); Hölderlin („Die idealistische Sublimation des naturhaften Genies zum poetisch-philosophischen Geist“, S. 404 ff.); Jean Paul, dem das Kapitel „Ple-

11 München und Zürich 2007.

12 Beispielsweise Dietmar Griesers *Verborgener Ruhm. Österreichs heimliche Genies*, Wien 2004, eine biographische Darstellung von genialen Persönlichkeiten Österreichs zwischen 1749 und 2003.

13 Zuerst erschienen in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt 1985, zuletzt im Universitätsverlag Winter in Heidelberg 2004.





nipotentiär der Phantasie oder: Das Genie als Koboldblüte“ gewidmet ist; Schopenhauer („Genialität als Fähigkeit zu erlösender Idealität in der ‘Welt als Wille und Vorstellung’“ (S. 467 ff.). Die Ausführungen zu den einzelnen Kulturschöpfern im Band 1 werden an zwei Stellen durch zwei Kapitel unterbrochen, die über die eigentliche Problematik des Buches hinausgehen: das Kapitel „Genie-Paradigmata des 18. Jahrhunderts“, in dem sich der Autor mit Shakespeare und Pindar auseinandersetzt, und das Kapitel „Subjektive Prinzen: Der politische Reflex des Genie-Denkens in der nachrevolutionären Legitimationsproblematik“, das Schillers „Wallenstein“ und „Demetrius“ sowie Kleists „Robert Guiskard“ gewidmet ist.

Band 2 des Buches von Schmidt gilt folgenden Gestalten: E.T.A. Hoffmann („Glanz und Elend der romantisch-genialen Imagination“, S. 1 ff.); Autoren der nachromantischen Künstler-Novelle (über ausgewählte Novellen Eichendorffs, Büchners, Grillparzers und Mörikes in „Ablösung des Genie-Gedankens“, S. 40 ff., mit „Ausblick auf die Künstler-Novelle des poetischen Realismus“, S. 61 ff.); Grabbe, Heine und Napoleon („Grabbe, Heine und das Genie-Paradigma Napoleon im 19. Jahrhundert“, S. 63 ff.), gefolgt von dem Kapitel „Die Kehrseite des Geniekults“ mit Betrachtungen über das Epigontum (in Werken Stifters und Gottfried Kellers, S. 83 ff.); Nietzsche, den Schmidt im Kontext seiner „gegengeschichtlichen Revolte und Kulturkritik im Namen des Genies“ betrachtet (S. 129 ff.), aber auch als künstlerisches Genie („Die kritische Depotenzierung des künstlerischen Genies: ‘Menschliches, Allzumenschliches’“, S. 162 ff.) und als intellektuelles Genie („Der Freigeist als neues, intellektuelles Genie: ‘Morgenröte’ und ‘Fröhliche Wissenschaft’“, S. 164 ff.). Das nächste Kapitel, „Naturalismus und Wilhelminismus: Der Untergang des Genies im Milieu und seine reaktionäre Wiederauferstehung“ (S. 169 ff.) beinhaltet Überlegungen zur „Auslöschung des Genies: Von Zolas ‘Roman expérimental’ bis zur Kunsttheorie von Arno Holz“ (S. 172 ff.). Der Autor konstatiert in der wilhelminischen Ära als „Reaktion gegen die naturalistische Entzauberung“ ein „neues Bedürfnis nach dem Genie“ und die „Wendung ins Autoritäre“ (S. 180 ff.). In dieselbe Richtung geht der Abschnitt über Michael Georg Conrads Kritik am Übermenschen in der Politik („Conrads paradigmatisches Abgleiten in die Reaktion“, S. 185 ff.), gefolgt von der „Sehnsucht nach dem ‘Geisteskaiser’: ‘Rembrandt als Erzieher’ – ein wilhelminischer Bestseller“ (S. 188 ff.). Das Kapitel über den Naturalismus und Wilhelminismus endet mit Betrachtungen über „Heinrich Manns Satire auf das kaiserliche Genie im ‘Untertan’“. Der Geniegedanke im 20. Jahrhundert wird durch das Kapitel „Der ‘Führer’ als Genius“ politisiert. Darin verzahnen sich Überlegungen über historische Gegebenheiten – die Diagnosen des Soziologen Theodor Geiger und Hugo von Hofmannsthal





(S. 194 ff.); den „Kult des Führer-Genies vor 1933: Ernst Jünger und Rudolf Borchardts“ (S. 196 ff.); „Die Kritik des Staatsrechtlers Hermann Heller am politischen Genie-Glauben“ mit „Carl Schmitts Ausdehnung des Begriffs genialer Gesetzesungebundenheit auf die Führer-Justiz“ (S. 199 ff.); „Die Verherrlichung des cäsarischen Gewalt-Genies in Spenglers ‘Untergang des Abendlandes’ und in Egon Friedells kulturgeschichtlichen Feuilletons“ (S. 202 ff.); im Abschnitt „Hilflose Überständigkeit: Hermann Hesse und Ernst Robert Curtius“ (S. 205 ff.) zeichnet Schmidt die Entwicklung des Schriftstellers Hesse und des Gelehrten Curtius in der Zeit herannahender Hitlerdiktatur nach. Im Abschnitt „Das Genie Adolf Hitler in den Schriften und Reden seines Propagandaministers Joseph Goebbels“ (S. 207 ff.) wird Hitlers Gestalt als „Doppelgenie“ rekonstruiert: als „Staatsmann“ und „Künstler“, denn als Beides verstand er sich selber. Das Kapitel „Die kollektive Genialität der Rasse“ umreißt die im Titel bezeichnete Problematik in historischer Perspektive auf die „Vorgeschichte bei Herder und im romantischen Volksbegriff“ (S. 213 ff.). „Die Unterscheidung der genialen arischen Rasse und der ungenialen Rassen in der Rassenlehre des 19. Jahrhunderts“ bei Gobineau und Vacher de Lapouge (S. 215 ff.) weist auf die rassentheoretischen Überlegungen Ende des 19. Jh. hin, denen im Abschnitt „Houston Stewart Chamberlains ‘Grundlagen des 19. Jahrhunderts’. Der Germane als Kulturschöpfer in der Geschichte der Menschheit“ (S. 222 ff.) die Idealisierung der germanischen „Rasse“ folgen. Adolf Hitlers „Mein Kampf“, in dem die „Verherrlichung arischer Genialität im Kontrast zum unschöpferischen Wesen des jüdischen ‘Parasiten’“ steht (S. 227 ff.) ist eine folgerichtige Konsequenz vorangegangener Gedankengänge ebenso, wie „Der Gegensatz von ‘genialer’ Schöpferkraft und ‘intellektueller’ Zersetzung“ (S. 229 ff.). Auch „Die Spannung zwischen schöpferischer Individualität und Rassen-Kollektiv. Gottfried Benn und Alfred Rosenbergs ‘Typenzucht’“ (S. 232 ff.) fußt auf Gegenüberstellung und Kontrast. Das vorletzte Kapitel des 2. Bandes enthält Betrachtungen über Dekadenz und Genie bei Thomas Mann (S. 238 ff.) Darin thematisiert Jochen Schmidt an konkreten Literaturwerken Manns *Décadence* als „Mangel an Genie“, als „Bedingung des Geistes“ und die „Illegitimität des dekadenten Genies“. Das letzte Kapitel gilt Robert Musil und seinem Genie-Verständnis, wobei die „Genie-Moral eines Mannes ohne Eigenschaften“ (S. 278 ff.) im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Jochen Schmidts Darstellung des Genie-Gedankens im deutschen Sprachraum ist eine wahre Fundgrube des Wissens über eines der wichtigsten Phänomene des geistigen Schaffensprozesses.

Fassen wir zusammen: Kreativität, Originalität und Genialität sind drei Bestandteile des schöpferischen Schaffensprozesses, die miteinander aufs





Engste verwoben sind, obwohl sie in dem Beitrag der Klarheit der Ausführungen halber einzeln untersucht worden sind. Eine Zusammenschau aller drei Bestandteile bietet erst das endgültige Ergebnis dieses Schaffensprozesses, d.h. das künstlerische bzw. wissenschaftliche Werk. Der Gradmesser der Kreativität, aber auch der Originalität und des seltensten von allen Bestandteilen des geistigen wie künstlerischen Schaffens – der Genialität – ist die geistige bzw. künstlerische Leistung, d.h. das Werk eines Künstlers oder eines Wissenschaftlers. Im und durch das Werk objektivieren sich alle drei Eigenschaften des schöpferischen Menschen.

### Literatur:

- André, Guillaume de (2009): *Wie man ein Genie wird. Das Handbuch für angehende Überflieger*. Bergisch-Gladbach.
- Böttcher, Joachim (2008): *Tools für kreative Querköpfe. Selbsterkenntnis und Geistesblitze mit System*. Berlin.
- Brande Dorothea (2001): *Schriftsteller werden. Der Klassiker über das Schreiben und die Entwicklung zum Schriftsteller*. Deutsch von Kirsten Richers, 3. Auflage. Berlin.
- Brosche, Heidemarie (2009): *Kinder- und Jugendbuch schreiben und veröffentlichen*. 3., aktualisierte Auflage. Berlin.
- Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm auf CD-ROM und im Internet, ein Projekt des Kompetenzzentrums für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier in Verbindung mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Berlin, in: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>.
- Deutsche Nationalbibliographie Leipzig, Frankfurt am Main, Berlin, in: <http://www.d-nb.de/sammlungen/index.htm>.
- Duden Deutsches Universalwörterbuch A – Z, 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski, Dudenverlag Mannheim-Wien-Zürich 1989.
- Fietze, Beate (2009): *Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität*. Bielefeld.
- Frühwald, Wolfgang (2006): Editorial, „Humboldt Kosmos“, Dezember 2006.
- Grieser, Dietmar (2004): *Verborgener Ruhm. Österreichs heimliche Genies*. Wien.
- Hage, Volker (2009): *Kritik für Leser. Vom Schreiben über Literatur*. Frankfurt am Main.
- Hagner, Michael (2007): *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*. München.
- Hartenbach, Walter (2002): *Was Ohren verraten. So erkennt man den Charakter. Begabung, Chancen, Genialität*. München.





- Haug, Walter/ Wachinger, Burghart (1993)(Hrsg.): Innovation und Originalität. Tübingen.
- Hecht, Martin (2009): Deutsche Unsitten. München.
- Hoffmann, Arne (2009): Dirty writing. Spaß haben und Geld verdienen mit erotischen Geschichten. Nehren.
- Holm-Hadulla, Rainer M. (2008): Leidenschaft. Goethes Weg zur Kreativität. Eine Psychobiografie. Göttingen.
- Krämer, Hans-Joachim (1979): Zu Konzept und Diagnose der Originalität. München.
- Kujau, Konrad (1998): Die Originalität der Fälschung. Kunsttheoretische Schriften. Düsseldorf/Bonn.
- Lombroso Cesare (2007): Der geniale Mensch. Saarbrücken. Reprintausgabe.
- Maier, Katharina (2010): Deutschkompetent für Dummwortverbraucher. Neudeutsch-Deutsch. Wiesbaden.
- Marschik, Matthias (1993): Poesietherapie. Therapie durch Schreiben. Wien.
- Mehler, Horst A. (1996): Wie schreibe ich einen Bestseller: Geheimnisse, Techniken und Erfolgsformeln von Bestseller-Autoren. Idstein.
- Mehr Kreativität und Teilhabe! Unsere Politik für Kunst und Kultur, SPD-Vorstand Berlin. Berlin 2009.
- Sandblom, Philip (1990): Kreativität und Krankheit. Vom Einfluss körperlicher und seelischer Leiden auf Literatur, Kunst und Musik. Berlin u.a.
- Schenk, Herrad (2009): Die Heilkraft des Schreibens. Wie man vom eigenen Leben erzählt. München.
- Schmidt, Jochen (2004): Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945. Heidelberg.
- Schreckenberger, Helga (Hrsg.)(2005): Die Alchemie des Exils, Exil als schöpferischer Impuls. Wien.
- Weissensteiner, Friedrich (2004): Die Frauen der Genies. München und Zürich.
- Weissensteiner, Friedrich (2007): Kinder der Genies. August von Goethe, Siegfried Wagner, Anna Freud, Erika und Klaus Mann, Anna Mahler. München und Zürich.
- Zuckerman, Albert (1995): Bestseller. Wie man einen Erfolgsroman schreibt. Bergisch-Gladbach.





## Heimito von Doderers Bekenntnis zur Sprache am Beispiel seines Werkes *Divertimento No II*

*Lech Kolago*

Heimito von Doderer (1896-1966) gilt in der literarischen Gegenwart als Schriftsteller, der der Formseite der Sprache den Vorrang vor ihrem Inhalt verliehen hat. Er wird daher vor allem als ein Künstler des Wortes angesehen. Seine Werke zählen zu den wesentlichen Sprachdenkmälern unserer Zeit. Die Musikalisierung seiner Prosa wird überall gerühmt.

Doderer [hatte] sich mit der Musikalisierung seiner Epik allem eingeborenen Traditionalismus zu Trotz, dem experimentellen Roman verschrieben, der aus den bürgerlichen Erzählformen des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts auszubrechen und die Seinstotalität des Menschen zu umgreifen trachtete. (Politzer 1968: 430)

Sein Bekenntnis zur Formseite der Sprache resultierte aus dem Zweifel an der Möglichkeit der Erneuerung des Menschen durch die überlieferten Kunst- und Ausdrucksmittel in der Literatur. Die Sprache ist für ihn zur Phrase herabgesunken und wurde zum Sinnbild einer geistleeren Zivilisation und verlogenen Gesellschaft. Sie ist nicht mehr Ausdruck subjektiv-individueller Meinungen und Äußerungen, sie ist kein Kommunikationsmittel zwischen den Menschen mehr. Die Erneuerung des Menschen, die Menschwerdung und Apperzeption (vgl. Papiór 1973: 8) werden in den Werken Doderers durch eine Neuschöpfung des Wortes und der literarischen Formen ermöglicht. Die Kategorie ‚Apperzeption‘ ist ein Zentralbegriff des gesamten Werkes. Doderer deutet ihn sehr frei – als ‚offen aufnehmen‘. Der Gegenbegriff ist Apperzeptions-Verweigerung, ‚Deperzeption‘. Der Offenheit für das Wirkliche steht gegenüber die Verweigerung dieser Offenheit als ein Moment des Unschöpferischen. Deperzeption ist für Doderer die Bedingung für das Entstehen von Ideologien, für die Revolution, für die Vorstellung vom Primat der Politik. Das Medium, ja die Weise der Verwirklichung von Apperzeption, aber ist die Sprache. Der ‚Wille zur Apperzeption‘ ist ‚gleichbedeutend mit





dem Willen zur Sprache'... In der Sprache verwirklicht sich das offene Aufnehmen der Welt. Mit der Sprache andererseits geht Wirklichkeit verloren“ (Vormweg 1968: 354). Die Sprache ist also für Doderer ein Mittel der Erfahrung, „jenes Mittel, mit dessen Hilfe sich dem Menschen ‚die Grenzen des Seins“ erschließen würden (Schmidt-Dengler 1976: 43).

Im Tagebuch *Tangenten* findet man an mehreren Stellen Formulierungen wie diese: „Alles kommt aus der Sprache... Denn im Anfang war das Wort... Alles geht in die Sprache, beim Schriftsteller. Denn am Ende ist die Grammatik“ (Doderer 1964: 225). Tschirky schreibt dazu: „So begreift man, wenn Doderer als den wesentlichen Geburtsakt des Schriftstellers seine ‚Bekehrung zur Sprache‘ nennt. Die Sprache ist in einem immerwährenden Erkrankungs- und Erstarrungsprozess begriffen. Sie ‚kann nur immerwährend gesunden... aus ihrer Matrix, die noch wortlos ist: aus unserer Zugänglichkeit und Empfangsamkeit, aus der Apperzeptivität‘ (Doderer 1965: 8). So betreibt der Schriftsteller ‚Grammatik als Erfahrungswissenschaft‘ (vgl. Doderer 1951: 127), er geht den Fluss zurück bis zu den Quellgründen der Sprache, wie Doderer dies metaphorisch in seinem Essay *Der Aquädukt* exemplifiziert: ‚Wörtlichkeit ist die Kernfestung der Wirklichkeit. Schau‘ unter deine Sohlen in den Grundsumpf deiner Sprache‘. Lasse ihre Metaphern genau senkrecht über den Grundbedeutungen stehen. Wahrhaftig ‚man kann hier loten wie ein Maurer‘ (vgl. Doderer 1938: 14). ‚Wörtlichkeit‘ bedeutet für Doderer also nicht ‚direkte‘ Bedeutung, sondern eine Metaphorik, die mit der Grundbedeutung des Wortes nicht in Konflikt gerät und sich auf diese überhaupt erst besinnt. Einer solchen Sprache eignet die formgebende Kraft, einen Inhalt zu verwirklichen, und durch diese Form erst wird ein Inhalt geboren, tritt er in die Wirklichkeit‘ (vgl. Doderer 1965: 15). „Kraft ihrer ‚erhabenen Abkunft, ihrer Logizität‘ vermag die Sprache... alles im Logos vorgängig gesammelte Seiende auszusprechen, im Wort zu verwirklichen“ (Tschirky 1971: 91).

Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, welche Rolle Doderer der Sprache beigemessen hat. In der Sprache verwirklicht sich für ihn das Aufnehmen der Welt. In der Rettung vor der Sprachlosigkeit sieht er das höchste Gebot. „Das Wort macht auch die Gesellschaft... Es lässt den schmalen gefährdeten Übergang erkennen, der Sprache und Gesellschaft noch verbindet. Dass dieser Übergang neu gesichert und ausgebaut werde, erscheint dabei als Bedingung von Humanität“ (Vormweg 1968: 354). Die Persönlichkeitsbildung „vollzieht sich durch sprachliche Bildung“ (Swoboda 1967: 6). Das alles bezeichnete Doderer als „Bekehrung zur Sprache“.

Doderer definiert das literarische Divertimento folgendermaßen: Es ist „eine streng komponierte, zum Vortrag bestimmte Erzählung heiteren Cha-





rakters, die nach Möglichkeit die Lesedauer von vierzig Minuten nicht überschreiten soll“ (Weber 1963: 63). In dieser Form

suchte Doderer... eine eigene Gattung zu finden, die einerseits Wirksamkeit, andererseits in Anlehnung an musikalische Gestaltungsformen eine fest gefügte Gestalt aufweisen könnte. Bei der Abfassung der ‚Divertimenti‘... wollte der Autor zum ersten Mal einander ähnliche Erzählungen vorlegen, deren Beziehungspunkt sich nicht aus thematischer, sondern aus rein kompositorischer Verwandtschaft ergibt. Der Aufbau in vier ‚Sätzen‘ ist nur Äußerlichkeit, die jedoch durch Erzähltempo, Motivik und Dynamik ihre Legitimation erfahren soll. (Schmidt-Dengler 1980: 489)

Die Bedeutung der ‚Divertimenti‘ im Vergleich zu den anderen kürzeren erzählenden Prosatexten Doderers lasse sich auf Grund einer von ihm stammenden Notiz ermessen: „Wirf die Geschichten da und dorthin: in das und jenes Jenseits und Diesseits. Wenn du aber drei davon auf einen gemeinsamen Nenner eines Finalsatzes bringen kannst, hast du ein Divertimento gewonnen“ (Schmidt-Dengler 1980: 491). Die Definition des musikalischen Divertimentos unterlag in der Musikgeschichte einer Wandlung. Unter „Divertimento“ versteht man „im 18. Jahrhundert zunächst eine Art programmatischer Unterhaltungsmusik ohne feste Form, Satzzahl oder Besetzung“ (Duden, 1973: 459). An einer anderen Stelle heißt es: „Seit dem 18. Jahrhundert... bevorzugte Bezeichnung für eine besonders von Suite und Sonatenform beeinflusste mehrsätzig Instrumentalform unterhaltenden Charakters“ (Hirsch 1977: 106). In der Musikgeschichte von Ludwig Mayer bedeutet „Divertimento... Zerstreuung, Unterhaltung und kennzeichnet eine Form der Instrumentalmusik, die aus einer Anzahl verschiedenartiger Sätze... besteht“ (Mayer 1967: 274).

Im Lexikon „Musik in Geschichte und Gegenwart“ steht das „Divertimento“ neben „Cassation“ und „Serenade“ unter einem Stichwort. „Alle sind Bezeichnungen für Unterhaltungs- und Vergnügungsmusiken... Musikalische Ergötzlichkeit, Gemütsergötzung, Seelenerquickung, musikalischer Zeitvertreib, Zeitvertreiber, Belustigung“ (MGG, Divertimento).

Wie aus dem Zitierten ersichtlich wird, gab es in den Zeiten von Haydn und Mozart keinen festen Formbegriff ‚Divertimento‘. Davon zeugt die vielseitige Verwendung dieses Wortes, sowohl für programmatische Unterhaltungsmusik, Vergnügungsmusik als auch für Tafelmusik. Jedoch am Ende des 18. Jahrhunderts waren diese Musiken „überwiegend Sonatensätze die Zyklen dann Sonaten oder Sinfonien, oft aber mit mehr oder weniger als vier Sätzen“ (MGG, Bd.3, Divertimento).

In der Zeit, als Doderer seine „Divertimenti“ verfasste, galten die Definitionen von Hugo Riemann (1967) und Guido Adler (1980). Im ersten Fall





verstand man unter „Divertimento“ „eine der Suite oder Partie ähnliche, aber locker gefügte Vereinigung mehrerer Instrumentalsätze zu einem Ganzen; gewöhnlich hat das Divertimento 5, 6 und noch mehr verschiedene Sätze... Von der Sonate und dem Konzert unterscheidet sich das Divertimento durch die Aufnahme von Tanzstücken, durch schlichtere Faktur (Aufwand von wenig Polyphonie), kürzere Dauer und größere Zahl der Sätze“ (Riemann 1916: 252).

In dem dreibändigen „Handbuch der Musikgeschichte“ beschreibt Adler (1980) an mehreren Stellen das Divertimento. Es ist „Rechtsnachfolger der Suite“ (ebenda, 823).

Solche ‚Ergänzlichkeiten‘ erfreuten sich in Wien einer allgemeinen Pflege und Beliebtheit, bei groß und klein, bei hoch und nieder, bei Tag (ad diem) und Nacht (ad noctem) (Serenaden, Notturmen), im Saal und Zimmer, in geschlossenen Räumen und im Freien (Kasationen). In Salzburg als ‚Finalmusik‘ bei Festlichkeiten... Diese Gattung ist aber nicht, wie erst letzthin behauptet wurde, als ausschließliche Kammermusik anzusehen, sondern als Mittelfeld von Kammer-, Saal-, Pleinairmusik, also mit einfacher oder stärkerer, mehrfacher Besetzung. Schon vor Haydn und Mozart mischten die Musiker hier leichte, flotte Weisen (wie im einleitenden Marsch) mit tiefen Gemütsönen in den langsamen Sätzen. Manchmal steckt der beste Teil der österreichischen Musikantenseele in diesen Divertimenti. Sie waren ein Versuchsfeld für die Wiener Meister sowohl in koloristischer wie in formaler und thematischer Beziehung. Hier wurden auch die Versuche der Vereinigung eigentlich polyphoner, imitatorischer Arbeit mit homophoner Führung zu einer neuen Schreibart gemacht... Divertimenti der klassischen Frühzeit sind bald als ‚Quartetto‘, bald als ‚Symphonia‘ bezeichnet. Je weiter die Klassiker vorrücken, desto mehr nähern sich diese Divertimenti den ausgeführteren Zyklen in Form und Ausführung... Bei den Divertimenti gilt das Losungswort der Abwechslung (Variatio delectat), und nicht wie bei den Quartetten der inneren tondichterischen Zusammengehörigkeit, des Ablaufes eines einheitlichen seelischen Prozesses. (Adler 1980: 786)

Wolf von Niebelschütz äußert sich über das Divertimento folgendermaßen:

Nur der historisch Orientierte fragt nach der Namensbedeutung, die ihm schreiende Dissonanzen zwischen heute und damals erzählt. Am genauesten übersetzt, ist das Divertimento Unterhaltungsmusik; divertire heißt: sich von etwas abwenden, zerstreuen also, erheitern, belustigen, vergnügen. Musikalisch gesehen, stellt das Divertimento eine Suite von kürzeren Kammerstücken dar; es wurde verdrängt von der strenger gearbeiteten Sinfonie, deren Sonaten-Charakter Begrenzungen vorschrieb. All dies spielte man bei der Tafel der Fürstlichkeiten; die Konversation ruhte derweilen nicht. Denn selbst die Sinfonie wurde zur Zeit, als sie entstand, durchaus als Unterhaltungsmusik genommen und entsprechend gewertet. Aber vorschnell wäre es, anzunehmen, dass die Gesellschaft des Rokoko nicht den Geist gehabt habe, das Hintergründige daran zu sehen. Die damalige Konversation stand auf einem Niveau, welches mit heutiger Konversation nichts mehr gemein hat.





Auch bei heutiger Unterhaltungsmusik ruhen die Gespräche nicht; doch die Gespräche, die wir führen, verhalten sich zu denen des Rokoko wie der Slow-Fox zum Menuett, wie das ‚Tanz-Café zum Würzburger Kaisersaal‘. (Niebelschütz 1961: 91)

Der erste Teil des *Divertimento No II* beginnt mit Überlegungen und Reflexionen des Autors über die Vergänglichkeit des Lebens und über Lebensprobleme. Um die „Zugehör zu unterhalten“ (S. 42) wird Herr Jentsch vorgeführt. Er hatte in seiner Jugend alles gehabt, „also auch alle diese still vorüber-schwimmenden Bilder bekommen“ (S. 42). Herr Jaroslaw Jentsch ist 35 Jahre alt, verheiratet, hat drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Er ist „der zweite Direktor bei Kneiper, ... ein lieber Mensch“ (S. 43). Dieser Textabschnitt ist eineinhalb Druckseiten lang, wird graphisch durch einen kleinen Absatz markiert. Er bildet eine Einleitung in den nächsten Teil des *Divertimento*.

Der nächste Textabschnitt im ersten Teil ist vier Druckseiten lang. Die Stadt Wien versank so tief in den Sommer, dass die Bewohner mit etwas feuchten Hemden über die Straßen liefen. Frau Jentsch befand sich mit den Kindern schon auf dem Lande. Da seine Schwiegermutter gewöhnlich etwas später zu ihrer Tochter fuhr, brachte er sie zum Südbahnhof. Die Worte des Bedauerns von Seiten der Schwiegermutter, er müsse jetzt hier allein in der heißen Stadt leben, ohne seine Frau Marietta, hatten ihn nicht verstimmt. Der Rest des Nachmittags und der Abend standen frei. Auf dem Spaziergang durch den Garten oberhalb des Belvedere fielen ihm ein paar Freunde ein, „ältere und jüngere Leute, Sänger, Schauspieler; Jentsch verkehrte gern in solchen seiner Lebensbahn fernliegenden Kreisen“ (S. 44). Er fand ein Café, wo einige seiner Freunde saßen. Im Gespräch wurde der Name seines Heimatortes genannt, wo er Kindheit, Jugend und dann alle Ferien als Student verbracht hatte. Diese Ortschaft W. solle jetzt verschwinden, denn an dieser Stelle werde ein Kernkraftwerk gebaut. Diese Information wurde aus der Zeitung vorgelesen. Sogar der Kirchenturm soll gesprengt werden. Jentsch bekam auch Bilder von dieser Stadt vor Augen. Auf zweien davon war sein Elternhaus zu sehen, das größte Gebäude der Ortschaft, das seit zehn Jahren in fremden Händen war. Er fand auch das Ladenschild des Zuckerbäckers und eine breite Wasserzunge, die sich in die Gasse schob. Bald trat er auf die schon dunkle Straße hinaus.

Der dritte Abschnitt des ersten Teiles, der ebenso durch einen Absatz markiert wurde, ist nur eine Druckseite lang. Der erste Direktor sagte am nächsten Tag zu Jentsch: „Wenn Sie jetzt Herr Kollege, zu Ihrer Frau Gemahlin auf’s Land fahren wollten, wie Sie früher sagten – ich glaube, es ließe sich ganz gut machen“ (S. 47). Jentsch fuhr nach Hause und bereitete sich auf die Reise vor.





Der erste Teil ist 6 Druckseiten lang. Charakteristisch für die Erzähltechnik sind Wiederholungen ganzer Sätze, die zur Amalgamierung des Inhalts beitragen. Der zweite Satz im ersten Abschnitt des ersten Teiles lautet: „Ja, so strömt unser Leben wie Wasser über ein Wehr. Fasse es, wer es fassen mag“ (S. 42). Fünf Druckseiten weiter wird dieser Satz in zwei Teilen zitiert: „Ja, so strömt unser Leben hin wie Wasser über ein Wehr“ (S. 46). An einer anderen Textstelle wird er fortgesetzt: „Fasse es, wer es fassen mag“ (S. 46). Am Anfang des ersten Abschnittes steht im Text dieser Satz: „Dennoch sonst Stück, Splitter und Schwung, und da reißt plötzlich das schwarze Loch auf“ (S. 42). Fünf Druckseiten weiter, am Ende des zweiten Abschnittes, wird dieser Satz fast wörtlich wiederholt: „Stück, Splitter und Schwung – aber da reißt sich plötzlich dies schwarze Loch auf!“ (S. 47).

Der zweite Teil setzt sich ebenso aus drei Abschnitten zusammen. Im ersten Abschnitt werden Eindrücke von Jentsch präsentiert, die er beim Anblick seines Heimatortes gewinnt. An Vieles erinnert er sich: Heimathöhen, Wasserfläche, runde Kuppen, weite Senkung, das weiße Haus im See. Da diese Ortschaft versenkt werden soll, hat sich manches geändert. „Und er begriff nichts und war leer und hatte es anders und schöner und furchtbarer erwartet“ (S. 49). Damit endet der erste, eine Druckseite lange Abschnitt.

Der zweite Abschnitt ist knapp eine Druckseite lang. Jentsch hatte für zwei Tage ein Boot gemietet, mit dem er vom Wasser aus die Landschaft sehen konnte. Den Nachmittag verbrachte er auf der Wiese, die fast ganz versenkt wurde. Aus der Ferne hörte er eine fremde Flöte.

Der dritte Textabschnitt ist über 3 Druckseiten lang. Am späten Nachmittag wollte Jentsch mit dem Boot in das Gasthaus zurückkehren. Er schaute noch einmal auf die Landschaft. Als er an seinem Haus vorbeifuhr, legte er an der Treppe an. Das Wasser reichte fast bis an die Fläche hinauf. Mit Mühe stieg er aus und ging ein paar unsichere Schritte. Bilder von ehemals traten hervor. Er entschloss sich plötzlich, durch das Haus zu gehen. Als er sein einstmaliges Zimmer betrat, sah er im Licht seiner elektrischen Traglampe nichts als Leere, Verkratztheit, Mist, Schutt. Er ging zur Terrasse. Da hörte er eine frische Frauenstimme. Es war Martha, seine Bekannte aus der Jugendzeit. An dieser Stelle endet der zweite Teil.

Die im ersten Teil eingeführte Erzähltechnik der Wiederholung einzelner Sätze an unterschiedlichen Textstellen wird weiterhin befolgt. Wörtliche oder ähnliche Wiederholung von Textfragmenten findet man vorerst innerhalb eines Abschnittes. Vergleicht man diese beiden Textstellen auf Seite 52, so fällt eine frappierende Ähnlichkeit auf: „Die Mauer im Mondlicht, ein schwerer Arm, über das Tal gefallen: fasse es, wer es fassen mag“. „Hartgerissen im Mondlicht starrte alle Gestalt rundum: Lichtplatte des Wassers, Strahlschwarz der





Gassen, Kalkweiß der Mauern, schwerer Arm über das Tal gefallen, fasse es, wer es fassen mag“. Jentsch fuhr am Abend mit dem Boot und sah sich die Landschaft an. „Das weiße Haus stand fast doppelt so hoch“ (S. 50). An einer anderen Stelle, als er sich im Boot nach vorwärts umwandte, „ragte das weiße Haus mit seinem Giebel fast bis zum Himmel“ (S. 51).

Im ersten Abschnitt des zweiten Teiles kommt Jentsch in seinen Heimatort und er sieht aus dem Fenster des Gasthofes hinaus. „Die runden Kuppen vornean stiegen herauf, recht fern schon in den Himmel dunstend; sodann die weite Senkung“ (S. 48). Im dritten Abschnitt des zweiten Teiles schaut Jentsch am Abend aus dem Boot auf die umgebende Landschaft. „Die runden Kuppen vornean, recht weit schon hinter dem weißen Haus in den Abendhimmel dunstend; sodann die Senkung“ (S. 50). Aus dem Fenster des Gasthofes erblickt er das „große weiße Haus im See da draußen“ (S. 48). Im dritten Abschnitt sieht er aus dem Boot noch zweimal „das weiße Haus“: „Das weiße Haus stand fast doppelt so hoch“ (S. 50). „Das weiße Haus“ ragte fast bis zum Himmel (S. 51). Als er auf der Wiese saß, füllte „eine fremde Flöte mit ihren liegenbleibenden Tönen den Sonnenraum über dem See“ (S. 49). Die Stimme von Martha klang ebenso wie „eine fremde Flöte“ zwischen Eis und Felsen (S. 52). Durch diese Wiederholungen wird der Inhalt des zweiten Teiles zusätzlich verbunden.

Die Wiederholung von Textfragmenten wird zum strukturbildenden Prinzip erhoben. Wiederholte Textstellen findet man nicht nur innerhalb eines Abschnittes oder eines Teiles. Sie werden in den einzelnen Teilen wiederholt. Der Satz aus dem ersten Teil: „Fasse es, wer es fassen mag“ (S. 42), wird im zweiten Teil sogar dreimal wiederholt: „Fasse es, wer es fassen mag“ (S. 50 und zweimal auf Seite 51). Im ersten Teil bekam Jentsch Bilder zum Ansehen, auf denen er sein Elternhaus erkannte. „Weiß schnitt der Giebel in die Kette von Waldhügeln dahinten“ (S. 46). Im dritten Abschnitt des zweiten Teiles steht dieser Satz: „Jetzt aber schneidet dort drüben der weiße Giebel in die Kette von Waldhügeln dahinten“ (S. 50). Der Bezugspunkt zwischen den einzelnen Teilen ergibt sich also aus rein kompositorischer Verwandtschaft. Diese Teile sind streng komponiert worden.

Der dritte Teil weicht von den beiden anderen dadurch ab, dass er nicht mehr in Abschnitte unterteilt ist, und dass ihm noch ein Intermezzo angehängt wurde. Er ist knapp vier Druckseiten lang. Martha, die im benachbarten Ort wohnte, lud Freunde und Bekannte zu einer „venezianischen Nacht“ ein, zu „einem nächtlichen Wasserpicknick mit lampiongeschmückten Booten, Gesang, Gitarren – und Tanz“ (S. 53). Während dieses Abends wurden Erinnerungen wieder lebendig und die beiden verabredeten sich für den nächsten Abend.





Dieser Abschnitt wird mit dem vorangehenden durch die Wiederholung ausgewählter Sätze verbunden. Im zweiten Abschnitt hat Jaroslaw eine Kette von Waldhügeln mit runden Kuppen vornean, „recht weit schon hinter dem weißen Haus in den Abendhimmel dunstend“ sowie „diese Ortschaft halb im Wasser; dieses große weiße Haus im See da draußen“ gesehen (S. 48). Im Intermezzo steht geschrieben: „Die runden Hügelkuppen dunsteten in den Himmel“ (S. 56). Auf dem Seespiegel schwamm „das weiße Haus samt der Ortschaft“ (S. 56).

Das Intermezzo ist eine halbe Druckseite lang und bildet eine Überleitung zwischen dem ersten Abend, an dem sich Martha und Jaroslaw getroffen haben und der nächsten Nacht, für die sie sich verabredet haben.

Der vierte Teil ist acht Druckseiten lang und setzt sich aus zwei Abschnitten zusammen. Jeder Abschnitt ist 4 Druckseiten lang. Es werden Erinnerungen und die Nacht beschrieben, die Martha und Jaroslaw in seinem ehemaligen Elternhaus verbracht haben.

Auch dieser vierte Teil wird mit den drei übrigen durch Wiederholungen bestimmter Textfragmente verbunden. Jentsch fuhr mit seinem Boot zum verabredeten Treffpunkt mit Martha. Unter völligem Schweigen „rückte späterhin ein erstaunlich großer Mond hinter den runden Hügelkuppen auf“ (S. 65). „Die runden Kuppen vornean; die Senkung; dahinterhin das sanfte Steigen“ (S. 58), „die runden Kuppen vornean“ (S. 59). Der See wölbte sich und hinter der „weiten Senkung“ war die Ferne geklärt (S. 59).

Während eines Spazierganges durch die leeren Gassen der Stadt Wien, der im ersten Teil beschrieben wurde, kurz vor dem Entschluss Jentschens, zu seinem Heimatort zu fahren, sah er in seiner Phantasie jene Landschaft: „Die runden Kuppen vornean, recht fern schon hinter dem weißen Haus in den Himmel dunstend; sodann die weite Senkung...“ (S. 49). Sowohl „die runden Hügelkuppen“ als auch „weite Senkung“ waren beliebte Textfragmente, die in den vorangehenden Teilen gern wiederholt wurden, wie bereits weiter oben gezeigt wurde.

Während des ersten Treffens, im Teil drei, „sagte eine frische Stimme“ zu Jaroslaw: „Halloh!“ (S. 53). Im vierten Teil „rief ihm eine frische Stimme“ von der Veranda ebenso „Halloh“ zu (S. 59). Die inhaltliche Verbindung zwischen dem ersten und vierten Teil im *Divertimento No II* wird dadurch hergestellt, dass im ersten manche Ereignisse angekündigt werden, die dann im vierten Teil vorkommen. Auch umgekehrt erinnert sich Jentsch im vierten Teil an Ereignisse, die im ersten Teil vorkamen. Dieses Verfahren wird z.B. in der Sonatensatzform angewendet, wo in der Reprise beide Themen wieder eingeführt werden. So liest man im ersten Abschnitt des ersten Teils von „Veranda“, „Stiftenberg“, „dem Zimmer, das auf die Veranda hinausführte“,





dass „im Hause niemand war“, „Martha“ und dergleichen mehr. Im vierten Teil wird an die Frau Schwiegermutter auf dem Bahnhof erinnert, die im ersten Teil ihren Schwiegersohn wegen des sommerlichen Alleinseins in Wien so bedauert hatte. Diese Verbindung zwischen den beiden Teilen wird zusätzlich durch Wiederholung eines Textfragmentes verstärkt. Im ersten Teil lautet es: „Also bestand auch kein Recht auf Bedauerung, und er konnte dieser Bedauerung nicht innerlich entgegenkommen“ (S. 44). Und im vierten: „Aber er hat kein Recht auf Bedauerung, er kann dem nicht entgegenkommen“ (S. 57). Im vierten Teil erinnert sich Jentsch an ein Gespräch mit seinem Chef, der zu ihm sagte: „Herr Kollege, wenn Sie jetzt auf's Land fahren wollten, ich glaube, es ließe sich ganz gut machen... Nun sollt' ich mich freuen“ (S. 57). Im ersten Teil lautet diese Textstelle: „Wenn Sie jetzt, Herr Kollege, zu Ihrer Frau Gemahlin auf's Land fahren wollten, wie Sie früher sagten – ich glaube, es ließe sich ganz gut machen“. Jaroslaw dachte: „Nun soll ich mich freuen...“ (S. 47).

Charakteristisch für die Erzähltechnik Doderers ist die Anwendung des Motivspiels als strukturellen Verfahrens im Aufbau des Werkes, das auch manche Musikkompositionen kennzeichnet. Zu solchem Motiv gehört das Wort „Wasser“. Man findet es in zahlreichen Variationen. Das Leben strömt wie Wasser (S. 42), die Wasserfläche im Garten oberhalb des Belvedere war hingespant bis zu dem Palast (S. 44), ein Teil seines Heimatortes war schon unter dem Wasser (S. 46), auf einem Bild schob sich flach eine breite Wasserzunge (S. 46), seine Reise zum Heimatort führte ihn auch zum Wasser. Manchmal kommt das Wort „Wasser“ mehrmals in einem Satz vor: „Das Ufer; nicht Binsen und Schilf; Wiesenhänge nur, die unter Wasser gekommen waren, eine Wiese, die mit ihrem sonngewohnten Gras unter das Wasser hineinlief; eine Zentimetergrenze des Wassers“ (S. 49). Jentsch saß auf einer Wiese, die unter dem Wasser verschwand (S. 49). Er brauchte nicht lange, bis er sich entschloss, in diesem Wasser zu baden (S. 49). Er lehnte an der Treppe an; das Wasser reichte fast bis an die Fläche hinauf (S. 51). Er wandte sich um. Das Wasser lag schwarz im Schlagschatten (S. 51). Martha lud Freunde zum Wasserpicknick ein (S. 53). Jemand fragte, ob das Wasser seit dem letzten Mal sehr gestiegen sei? (S. 55). Als Jaroslaw mit Martha eine längere Zeit wortlos zusammensaß, sagte sie: „Das Wasser“ (S. 63).

Im *Divertimento No II* wurde das Prinzip des Motivspiels und die Technik der Wiederholung von einzelnen Wörtern, ganzen Sätzen oder Textfragmenten angewendet, die zur Amalgamierung des Inhaltes beitragen. Das „Wasser“-Motiv ist ein beliebtes Motiv, das im *Divertimento No II* konsequent realisiert wird.

Interessant sind agogische Umsetzungsversuche. Einen langsamen oder schnellen Satz in der Musik drückt Doderer durch einen schnelleren oder lang-





sameren Ablauf der Handlung aus. Durch Anhäufung von Ereignissen entspricht der erste Teil im *Divertimento No II* einem schnellen Satz in der Musik: Zahlreiche vorüberschwimmende Bilder, Begleitung der Schwiegermutter zum Bahnhof, Spaziergang durch den Garten oberhalb des Belvedere, Aufsuchen eines bestimmten Cafés mit Freunden, Gespräch mit den Freunden im Café, Erinnerungen an die Jugendzeit, Betrachtung von Fotos, Heimatort unter Wasser, am nächsten Tag schlägt ihm der erste Direktor vor, zu der Frau Gemahlin auf's Land zu fahren, Jentsch geht durch die Gassen spazieren, Erinnerungen an seinen Heimatort, er fährt nach Hause und bereitet sich auf seine Reise zu seinem Heimatort vor. Diese Ereignisse werden auf nur 6 Druckseiten beschrieben.

In den beiden nächsten Teilen im *Divertimento No II*, Nr. zwei und drei, ist der Verlauf der Handlung äußerst langsam. Sie entsprechen einem langsamen Satz in der Musik. Auf neun Druckseiten wird die Landschaft mit dem Heimatort und dem Elternhaus beschrieben: Jentsch fährt zu seinem Heimatort, Betrachtung der Landschaft und Erinnerungen an die Jugendzeit, Treffen mit Martha, Wasserpicknick in seinem ehemaligen Elternhaus.

Im vierten Teil, auf acht Druckseiten, wird der Verlauf der Handlung etwas beschleunigt: Jentsch und Martha treffen sich für die ganze Nacht in seinem Elternhaus, Erinnerungen Jentschens an seine Schwiegermutter am Bahnhof, an den ersten Direktor, Vergleich der Landschaft von heute mit der aus seiner Jugendzeit, die er in Erinnerung behielt, vorüberschwingende Bilder, Abfahrt und Abschied von Martha. Dieser letzte Teil des *Divertimento No II* entspricht wieder einem schnelleren Satz in der Musik.

Das *Divertimento No II* hat folgenden agogischen Aufbau: schnell-langsam-schnell. Der langsame Satz umfasst den zweiten und dritten Teil. Das *Divertimento No II* wurde in der dreisätzigen Folge der Musiksonate: schnell-langsam-schnell konstruiert.

## Literatur

- Adel, Kurt (1982): Aufbruch und Tradition, Einführung in die österreichische Literatur seit 1945. Wien
- Adler, Guido (1980): Handbuch der Musikgeschichte. München.
- Best, Otto F. (1987): Handbuch literarischer Fachbegriffe. Definitionen und Beispiele. Frankfurt am Main.
- Doderer, Heimito von (1938): Der Aquädukt. In: Der Aquädukt, Ein Jahrbuch, hrsg. im 175. Jahre der C.H.Beck'schen Verlagsbuchhandlung. München 1938, S. 13-19.
- Doderer, Heimito von (1951): Strudlhofstiege oder Melzel und die Tiefe der Jahre. München.
- Doderer, Heimito von (1959): Grundlagen und Funktion des Romans. Nürnberg.





- Doderer, Heimito von (1964): *Tangenten. Tagebuch eines Schriftstellers 1940-1950*. München.
- Doderer, Heimito von (1965): *Wörtlichkeit als Kernfestung der Wirklichkeit (Essay)*. In: *Mit der Sprache leben. Veröffentlichungen des Willibald-Pirkheimer-Kuratoriums, Nürnberg, Folge VII*, S. 7-16.
- Doderer, Heimito von (1966): *Meine neunzehn Lebensläufe und neun andere Geschichten*. München.
- Doderer, Heimito von (1980): *Die Erzählungen*. München 1980.
- Doppler, Alfred (1975): *Wirklichkeit im Spiegel der Sprache. Aufsätze zur Literatur des 20. Jahrhunderts in Österreich*. Wien.
- Duden – Lexikon. Taschenausgabe. Reinbek 1973.
- Finscher, Ludwig/ Blume, Friedrich (Hrsg.): *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, (MGG)*. Stuttgart/Weimar.
- Frączkiewicz, Aleksander/ Skolyszewski, Franciszek (1988): *Formy muzyczne. T. I-II*. Kraków.
- Hirsch, Ferdinand (1977): *Wörterbuch der Musik*. Berlin.
- Kaszyński, Stefan (1991): *Identität, Mythisierung, Poetik: Beiträge zur österreichischen Literatur im 20. Jahrhundert*. Poznań.
- Kolago, Lech (1987): *Die Literatur-Musik-Beziehungen als methodologisches Problem*. In: *Acta Philologica* 16, S. 23-33.
- Kolago, Lech (1990): *Bekenntnis und Zweifel in der Kurzprosa Heimito von Doderers*. In: *Polyaisthesis. Beiträge zur Integration der Künste und der Wissenschaften, H. 1*, S. 42-57.
- Kühn, Clemens (1987): *Formenlehre der Musik*. Kassel.
- Mayer, Ludwig (1967): *Musikgeschichte*. Wels.
- Michels, Ulrich (1986): *Atlas zur Musik*. München.
- Niebelschütz, Wolf (1961): *Freies Spiel des Geistes. Reden und Essays*. Köln.
- Papiór, Jan (1973): *Studien zur Erzähltechnik in den Romanen Heimito von Doderers*. Diss. masch., Poznań.
- Papiór, Jan (1991): *Untersuchungen zum Werk Heimito von Doderers*. Poznań.
- Petri, Horst (1966): *Form- und Strukturparallelen in Literatur und Musik*. In: *Studium Generale* 19, S. 72-84.
- Poltzer, Heinz (1968): *Zeit, Wirklichkeit, Musik. Das Werk Heimito von Doderers*. In: *Merkur* 22, H. 5, S. 426-432.
- Reichert, Georg (1965): *Literatur und Musik*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Berlin, S. 143-263.
- Riemann, Hugo (1916): *Musiklexikon*. Berlin.
- Riemann, Hugo (1067): *Musiklexikon*. Sachtel. Mainz.
- Scher, Steven Paul (1984): *Literatur und Musik. Ein Handbuch zur Theorie und Praxis eines komparatistischen Grenzgebietes*. Berlin.
- Schmidt-Dengler, Wendelin (1976): *Analoga entis oder das Schweigen unendlicher Räume. Theologische Themen bei Heimito von Doderer und Thomas Bernhard*. In: *Bachl, Gottfried/ Schink, Helmut (Hrsg.): Gott in der Literatur*. Linz, S. 93-107.





Schmidt-Dengler, Wendelin (1980): Nachwort zu: Heimito von Doderer: Die Erzählungen. München.

Swoboda, Eduard (1966/67): Heimito von Doderer. In: Jahresbericht 1966/67, S. 3-16.

Tschirky, Rene (1971): Heimito von Doderers ‚Posaunen von Jericho‘. Berlin.

Vormweg, Heinrich (1968): Nachwort zu: Heimito von Doderer: Tangenten. Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers 1940-1950. München, S. 353-356.

Weber, Dietrich (1963): Heimito von Doderer. Studien zu seinem Romanwerk. München.

Wilpert, Gero von (1969): Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart.





## Alte Stoffe in neuer Bearbeitung. Zu Wolfgang Bauers Stück *Herr Faust spielt Roulette*

Grażyna Kwiecińska

Ratlosigkeit der Kritik und des Publikums bestimmten zunehmend die Bauer-Rezeption seit er mit den *Magnetküssen* (1976 uraufgeführt) den Stempel des Realisten, Grazer Milieuchronisten, Dialektautors und Pop-Poeten verloren hat. Wobei übersehen wurde, dass wir es bei Wolfgang Bauer<sup>1</sup> schon immer mit einem gebrochenen Realismus zu tun hatten, da seine Anfänge auf das absurde Theater und die Experimente der Wiener Gruppe zurückgehen.

Der im August 2005 plötzlich verstorbene Autor ist schon ein Vierteljahrhundert vor seinem Tode in einen Traditionszusammenhang gestellt worden, der einen Schlüssel zu seinem Werk liefern sollte und diesem einen Modellcharakter zuschrieb. So schreibt beispielsweise Gerhard Melzer in der ersten Bauer-Monographie aus dem Jahre 1981 über die österreichische Literatur:

Gerade am Beispiel Österreichs lasse sich der Zusammenhang zwischen sozialer Handlungshemmung und der Entstehung von Literatur besonders deutlich zeigen. Wirklichkeitsverweigerung und Handlungsverzicht seien charakteristisch für die österreichische Literatur, ihre Ästhetik ziele letztendlich auf die ‚Aufhebung von Zeit und Geschichte‘. (Melzer 1981: 10)

Diese Diagnose überträgt Melzer auf das dramatische Schaffen von Wolfgang Bauer, von dem er meint, er thematisiere immer wieder „Erscheinungsformen von Handlungshemmung und Realitätsflucht [...], [zeige] zugleich aber die Problematik und das Scheitern solcher Fluchtbewegungen“ auf. (Melzer 1981: 11)

---

1 Wolfgang Bauer (am 18. März 1941 in Graz geboren, am 26. August 2005 ebenda gestorben) – österreichischer Schriftsteller, der als Dramatiker international bekannt wurde. 1968 gelang ihm mit dem Stück *Magic Afternoon* der Durchbruch. Weitere Bühnenwerke: *Party for Six* (1964), *Memory Hotel* (1980), *Insalata Mista* (1992), *Café Tamagotchi* (1998). Insgesamt verfasste Bauer 35 Bühnenwerke.





Spätestens mit dem Stück *Magnetküssse* (1976) verlässt Bauer die realen Handlungsorte und ersetzt sie mit Handlungsräumen, die zwar konkret benannt werden können, wie etwa Hotelzimmer oder Casino, die sich aber als Projektionsräume des Unterbewusstseins des jeweiligen Protagonisten erweisen. Die Bühne wird zum Schauplatz von Traumvisionen, die nicht selten wie in *Memory Hotel* (1980) von Drogengenuss bestimmt werden. Auch hier könnte man wieder auf eine österreichische Tradition verweisen, die Traumverwirrungen der Stücke von Johann Nestroy (1801-1862), Ferdinand Raimund (1790-1836) und nicht zuletzt von Franz Grillparzers *Der Traum ein Leben* (1834).

Doch während in dieser volkstheatralischen Tradition der „erzogene“ Protagonist und damit auch die „belehrten“ Zuschauer auf den Boden der Realität zurückgeführt werden, lässt Bauer sein Publikum in der Verwirrung zurück, beendet seine Stücke vielfach mit dem so genannten ‚Black out‘, einem Tableau oder macht sich selbst, wie in dem *Fauststück*, zur dramatischen Figur und bekennt seine Ratlosigkeit über den Fortgang des Bühnengeschehens.

Der Abschluss des *Fauststückes* verweist mit aller Deutlichkeit auf eine andere Möglichkeit der Betrachtung von Bauers Bühnenwerken als es Melzer vorschlägt. Rolf Schwendter hat den „Proteus Wolfgang Bauer“, als Avantgarde der postmodernen Literatur, in den Zusammenhang des Postmoderne-Diskurses der achtziger Jahre gestellt (vgl. Schwendter 1989: 275) und Prinzipien wie: ‚Anything goes‘, Lob der Oberfläche, Montagetechnik und Individuum als Gruppe, als konstitutiv für die Bühnenarbeit Bauers erklärt.

Swendter hat dabei lediglich auf strukturelle Elemente hingewiesen. Es lassen sich aber problemlos weitere Elemente nennen, die auf den postmodernen Charakter von Bauers Dramen hinweisen, wie der absolute Rückzug aus jeglicher fixierbaren Realität und die Subjektivierung der Realitätserlebnisse seiner Protagonisten. So werden zum Beispiel in *Memory Hotel* mehrere Varianten von Handlungsabläufen nacheinander gespielt. Ebenso verweist darauf sein Umgang mit der Zeit in den Stücken zwischen 1976 und 1986, Intertextualität und das Prinzip der Dekonstruktion etwa in dem Stück *Ach, armer Orpheus* (1991).

Der Titel *Herr Faust spielt Roulette* impliziert eine auf Dekonstruktion hinauslaufende Verarbeitung des Goetheschen *Faustdramas*, was nur begrenzt auf das Stück zutrifft. Die Möglichkeit es als Faustparodie zu interpretieren, lehnte Bauer ab, obwohl er frei mit den Zitaten Goethes umgeht und den Dichter selbst als dramatische Person herbeizitiert. Sein Stück sei ein poetischer Text, der Diesseits und Jenseits zusammenspannt, so Bauer selbst. Die Handlung spiele in einem als Hölle erkennbaren Casino, in dem der Mathematiker Faust „ein Geheimnis zu ergründen sucht“. „Es ist die Geschichte von einem Menschen, der sich intensiv auf eine Suche begeben hat“, sagt Wolfgang Bauer,





„auf die Suche nach der ewigen Wiederkehr der Zahlen, natürlich symbolisch gemeint. Er ist nahe an einem Punkt, an dem er hinter das symbolische Geheimnis gekommen zu sein scheint, andererseits hat er sich so weit von der Realität entfernt, dass er seine eigene Umwelt als Geisterwelt empfindet. Das Roulette wird als Anlass zum Denken genommen. Mit den Zahlen als Denkobjekten gerät man aber in solche Zonen, wie wenn man sich mit dem Sinn des Lebens beschäftigt.“<sup>2</sup>

Wolfgang Bauer hat sich mehrfach darüber geäußert, was ihn zum Schreiben bewogen hat. In einem Interview, das im Programmheft der Uraufführung im Wiener Akademietheater abgedruckt wurde, spricht er von zwei Ideen – ein Stück „im System des Roulette-Spiels“ zu schreiben und ein anderes über den faustischen Menschen –, die er schließlich zu einem Drama verband. Nach seiner Auffassung liegt die Verwandtschaft der Themen klar auf der Hand: „Auf der einen Seite ist Roulette symbolisch für Sisyphos oder, noch breiter gesagt, für das ganze Leben. Man geht da hinein, überlegt sich etwas, bemüht sich, hat dann Glück, erreicht sein Ziel, aber a la longue wird verloren. So ähnlich sehe ich das ganze Leben auch.“ (Bauer 1987, Programmheft: 103)

Im März 1991 wurde Bauer, selbst ein leidenschaftlicher Spieler, für die Sendung „Gedanken“ im Österreichischen Rundfunk ÖRF 3 nach dem Glücksspiel befragt: „Ich liebe das Spiel“, sagte er, „es ist ein Symbol fürs Leben, nur eine Spur ungefährlicher als das Leben selbst“. Er zog einen Vergleich zwischen dem Schreiben und Glücksspiel: Schreiben sei eine Sucht, wie jedes Spiel, und wie in jedem Spiel gebe es „magische Momente – dann nämlich, wenn man glaubt, man ist der Herr aller Dinge. Ein Gefühl, das man nie vergisst“ (ÖRF Pressedienst: 16.08.91). Der sonst nicht zu Selbstkommentaren neigende Autor bezieht auch diese Aussage nicht direkt auf ein bestimmtes Stück, sie kann aber für die Rezeption seines *Faust*-stückes aufschlussreich sein. So etwa mit dem Hinweis, das Spiel sei eine mehrdeutige Metapher.

Als literarische Figur hat Faust seine festgeschriebene Geschichte und verkörpert aus der Perspektive der Geistesgeschichte ein bestimmtes Prinzip (das faustische). In Bauers Schauspiel lebt er in einem metaphysischen Casino, das wie Martin Esslin im Nachwort vermerkt, die „auf Zufall und Hasard ruhende Welt“ symbolisiert (Esslin 1986: 256). Die Bühne – das Casino – befindet sich auf einem 500 Meter hohen Felsen und ist nur mit einem Lift zu erreichen. Es wird paradoxerweise von Teufeln geführt und demaskiert das Casino – die Welt als mit der Unterwelt – der Hölle identisch. Im Obergeschoss befindet sich ein Irrenhaus, das als „irres Dachgeschoss einem irren

2 Wolfgang Bauer, zitiert nach Karin Kathrein, Was Herr Faust bei Wolfgang Bauer erlebt. Der Autor zu seiner Arbeit im Akademietheater. In: Die Presse, 24/25.01.1987, S. 7.





Kopf entspräche“, in dem auch der Urheber dieses Gebäudes, bei Bauer als Architekt bezeichnet, sein Apartment hat. Wie in der Fachliteratur schon hingewiesen wurde (vgl. Pascu 2000: 98) greift Bauer wie schon in einigen früheren Stücken auf das Konzept der Bühne als Welttheater zurück. Das barocke Welttheater wird von Bauer modifiziert. Es ist nicht mehr der transzendente Schöpfer, der die Rollen verteilt. Er, auch nur noch eine theatralische Figur, gibt die Rolle des Rollen verteilenden Schöpfers an Goethe, Dostojewski und Bauer, also an Schriftsteller weiter, die als Autorenfiguren „in dem sich weiter schreibenden Welttheater agieren“. Die klare Weltordnung des Barocks ist verloren gegangen, „sie wird von einem chaotischen Zerrbild des ausgehenden 20. Jahrhunderts ersetzt, in dem die zivilisatorische Entfremdung und das Prinzip der Perpetuierung eines anfang- und endlosen Werdens dominieren“ (Pascu 2000: 99). Symptomatisch für Bauers Zeitdiagnose ist, dass wir es in seinem Stück mit einer Zweiteilung in Diesseits und Jenseits zu tun haben, die nichts mit der Dialektik von Gut und Böse zu tun hat. Das Casino – die Hölle als Welt – ist ein wenig erbaulicher Ort, an dem die Croupiers-Teufel an die Tische gekettet sind und im Hintergrund Freiwillige hingerichtet und Spione zu Jetons verarbeitet werden. In Bauers Konzeption ist das Obergeschoss, die Irrenanstalt als Himmel, keine Alternative dazu, denn die Irren fliehen nur allzu gern in das Casino, wie auch der Architekt lieber seine Zeit am Roulettetisch verbringt als in seinem Apartment. Die in dem eingangs erwähnten Radiointerview entwickelte Metaphorik findet in diesem Stück nur eine begrenzte Bestätigung. Natürlich kann die Beteiligung am Spiel als Metapher für das Leben gedeutet werden, aber im Spiel auch nur das Gefühl, Herr über die Dinge zu sein, zu haben, wird keinem der Spieler zu Teil. Der Architekt hat es schon längst begriffen, denn er hat sich in die Rolle des Beobachters zurückgezogen. Beunruhigend in Bauers Konzeption ist, dass das letzte Wort von dem Casinodirektor, einem Oberteufel, gesprochen wird, bei dem letztendlich die Entscheidung liegt, ob ein Spiel verloren oder gewonnen ist.

Die Verschmelzung der Welten findet in diesem Stück nicht nur zwischen Himmel und Hölle statt. Wir haben es hier mit einer surrealistischen Vision von ineinander verschachtelten Bewusstseins- und Wirklichkeitsebenen zu tun. Die Vorgänge auf der Bühne spielen sich auf zwei verschiedenen Bewusstseinssebenen ab. Das Casino erweist sich im Laufe des Spiels als das Arbeitszimmer von Faust. Die parallelen Räumlichkeiten zur gleichen Zeit in demselben Raum und die Zwiespalt der Faustfigur: Einmal ist es Doktor Faust, ein anderes Mal Herr Hannes Faust, ein Mathematiker, der an seiner Habilitation arbeitet, ein kleinbürgerlicher Hausvater mit Frau Gretel, Sohn Ulli und einem weißen Pudel Wolferl – beide paraphrasieren die „zwei Seelen in einer Brust“ aus Goethes *Faust*, indem sie im Grunde die Spaltung in das Spirituelle





und Sinnliche aufrechterhalten. Durch die Einführung der Irrenanstalt, die zwar unsichtbar bleibt, aber durch die Überläufer und einen auf der kleinbürgerlichen Ebene auftretenden Psychiater bestätigt wird, kann der Fall Faust auch als ein Fall von Schizophrenie gedeutet werden. Es bekommt aber auch einen Anstrich des Politischen, indem die Schizophrenie in der Welt der Irrenanstalt als Tarnungsversuche der Doppelagenten zwischen Diesseits und Jenseits entlarvt wird.

Die von Bauer konzipierte Spaltung seines Fausts ermöglicht ein simultanes Spiel auf mehreren Ebenen beziehungsweise in mehreren Welten, die erst durch ihn in Verbindung gebracht werden. Nur er ist in beiden Welten beheimatet, sieht und hört sie zugleich. Es gibt keine Aufeinanderfolge der Szenen, das Spiel verläuft auch auf der Bühne (zum Teil) simultan. In den Anweisungen lesen wir:

Eintritt Fausts Freundin. Sie, aus ihrer Perspektive, tritt in Fausts Studierzimmer und sieht und hört Faust, der offensichtlich an einem privaten Roulette grübelt. Faust sieht und hört sie auch ganz normal, wenngleich er noch immer an seine höllische Denkwelt angeschlossen bleibt. Er sieht beides. Wir als Zuseher, die wir sozusagen in Fausts Unterwelt sitzen, sehen Gretl als Geist, als Erdgeist, der Faust besucht. Das Bühnenbild ändert sich nicht. Gretl-Geist tut im Casino so, als wäre sie bei Faust zuhause. (Bauer 1986: 212)

Der Zuschauer, der mit einer konkreten Goethe-Faust-Welt-Konzeption ins Theater gekommen ist, wird kaum etwas von der vorausgesetzten Welt wiederfinden. Schon der Blick auf den Titel verleitet zu einigen Fragen. „*Herr Faust*“ heißt es bei Bauer und ist scheinbar kein Anlass zu weiteren Spekulationen – eine heute durchaus übliche Anrede. Aber in Goethes Faustdichtung bleibt dieser Ausdruck dem Herrn im Sinne von Gott vorbehalten (so im „Prolog im Himmel“). Soll dies nun etwa heißen, dass bei Bauer die Funktion des Goethischen Herrn von Faust selbst übernommen wird<sup>3</sup>.

Und schließlich das Roulette, ein Glücksspiel bei dem auf den Zufall zu vertrauen ist, steht im krassesten Widerspruch zum Faustkonzept Goethes, da es in Bauers *Faust*stück die zentrale Metapher ist, welche auch den Ablauf der Bühnenhandlung, sprich Welttheaters bestimmt. Faust als Roulettespieler führt ein Casino-Dasein, das mit seinem Lebens-Spiel parallel läuft, es fungiert aber zugleich als Metapher für das Schreiben, das auch ein zentrales

---

3 Nur scheinbar hat der Architekt noch etwas mit dem Herrn der Goethischen Faustdichtung zu tun. Dieser hatte Mephisto Handlungsfreiheit gewährt, so lange Faust im Irdischen verhaftet bleibt, da er seiner Schöpfung vertraut. Bauers Gott ist ein hilfloser Gott. Er weiß grade noch, dass er das Casino (die Welt) erbaut hat, seine Baupläne kennt er nicht mehr. Dem hilflosen Gott (Schöpfer = Autor) begegnen wir bereits in den Stücken *Memory Hotel* (1980) und „*Woher kommen wir? Was sind wir? Wobin geben wir?*“ (1981).





Thema dieses Stückes ist. So sagt Faust über sich selbst: „[P]oetisch gedacht, sitze ich auf mir“ (Bauer 1986: 207). Die Suche nach einem gesicherten System (der Gegenstand seiner Habilitation), obwohl hier mit dem Roulettespiel assoziiert, verrät den Mangel am inneren System. Das „streuende“ haltlose Ich ist seine eigentliche Tragödie. Eine Reihe von literarischen Motiven und Techniken werden von Bauer auf der Bühne ausprobiert. Das romantische Doppelgängermotiv, die Dürrenmattschen schizophrenen Irrenanstaltsinsassen, die sich als Spione entpuppen (*Die Physiker*, 1961), Rollenwechsel und Metamorphosen (Faust erfährt seine Verjüngung während eines Liebesaktes mit Gretl auf dem Roulettetisch ausgelöst durch die Glückszahl 28) sind Techniken mit denen Bauer schon in seinen früheren Stücken gearbeitet hat. Die Figuren werden aus einer Ebene in eine andere projiziert und erfahren dabei einen Rollenwechsel, nur Faust bleibt, obwohl verjüngt, derselbe. Die Gestalten verlieren ihre Identität im Rollenspiel der Rollen und werden zu Parabelfiguren im Gleichnis des Welttheaters (Leben – Traum). Der Identitätsverlust bezeichnet nach Mixner den Zustand einer „alltäglichen Schizophrenie“, die das Auseinanderfallen der Welt im Kopf und in der Wirklichkeit kennzeichnet. Zugleich sieht er darin einen „Bewußtseinszustand“, den Bauer durch einen Kunstgriff parabelhaft gemacht hat, nämlich im Bereich zwischen Vorstellung, Phantasie und Erinnerung (vgl. Mixner 1978)<sup>4</sup>.

Das Ausrufen der Zahl 'Zero' verursacht die Rückkehr zum Nullpunkt, womit auch die Unterbrechung im Spiel, nennen wir es „schöpferischen Akt“, eintritt. Der Autor Bauer, der bis dahin das Spiel schrieb, verwandelt sich in eine dramatische Figur. Er verliert die Kontrolle über seine eigene Schöpfung, wie früher schon der Architekt-Gott; das Welttheater schreibt sich nun selbst weiter. Zu den genannten Bewusstseinssebenen kommt eine dritte hinzu: die der literarischen Bezüge. Goethe, Dostojewski, seine *Brüder Karamasow* und Wolfgang Bauer selbst bevölkern nun die Traum-Bühne auf der Ebene des Casinos, spricht: Welt. Wolfgang Bauer, der Schöpfer des Roulette spielenden Herrn Faust, erscheint als stückinterner Autor, der kurz vor dem Abschluss seiner Arbeit unterbrochen wird. Auf der Ebene des Theatralischen kommt es zum totalen Chaos. Es wird krampfhaft nach einem sinnvollen Fortgang der Handlung gesucht, doch der Einfall Fausts, er möchte ein echter Mensch werden, findet nur bei Dostojewski Unterstützung, der sich aber mit seiner Bemerkung:

---

4 Mixner hat auf „das Rollenspiel der Rollen“, das Ausdruck der Identitätskrise des modernen Menschen ist, vor allem im Kontext der frühen Stücke Bauers hingewiesen (Mixner 1978: 24-28). Aber auch in den späteren Werken Bauers hat dies nicht an Gültigkeit verloren. „Das Rollenspiel der Rollen“ ist nach Jutta Landa überhaupt ein wichtiges Element des „bürgerlichen Schocktheaters“, in dem die Auffassung vom Leben als Rollenspiel zum Ausdruck kommt (Landa 1988: 77f.).





„Wir sind Menschen...“ nicht durchsetzen kann, während ein Mönch Faust anspricht: „Nicht aufgeben, Faust! Nicht aufgeben!“ und über Bauer räsoniert, dieser sei ein Spieler und deshalb sei auf ihn kein Verlass (vgl. Bauer 1986: 240). Schließlich lässt sich Bauer den Abschluss von Goethe und Dostojewski ins Ohr flüstern: Alles erstarrt zu einem Tableau, das sich aber sehr bald nur als ein kurzer Stromausfall herausstellt. In dem zum Schluss von allen durcheinander gesprochenen Text tauchen wieder Anspielungen auf Goethes Faust auf: „[S]o ein Stillstand ist was Furchtbares“ als Paraphrase der Faustischen Formel: „Werd ich zum Augenblicke sagen [...]“. In der Polyphonie des Stimmgewirrs scheint das Spiel kein Ende zu nehmen. Nun wird ohne Rücksicht auf Raum und Zeit der Phantasie und dem schöpferischen Akt freier Lauf gewährt.

Die Intention, ein Stück über einen faustischen Menschen zu schreiben, dessen Leben vom System des Roulettspiels bestimmt ist, erwies sich als ein komödienhaftes Welt-Traum-Spiel-Unternehmen. Überlieferte Denkmodelle setzte Wolfgang Bauer in eine experimentelle Dramenform um, in der er Erscheinungsformen der inneren Realität, Traum- und Rauschzustände sowie Halluzinationen in sprachliche Bilder umsetzte. Die Wirklichkeits- und Bewusstseisebenen verlaufen nicht mehr eindimensional, sondern synchron und führen zur Überlagerung von Zeitschichten und annullieren somit die Zeitdimension. In den Traumspielen kommt es zur Zeitdehnung, zur Verdoppelung der Szenen, zur Überschneidung der Bewusstseisebenen, zur Verwechslung der Ebenen (von Traum und Wirklichkeit).

In Bauers *Faust* wird jede logische Abfolge infragegestellt, der kausale Zusammenhang wird durch Rollenwechsel zerstört, und damit die Geschichte zu einem Phantom degradiert, das durch eine sich wiederholende Rückkehr zur „Null“ postmodern als Phänomen aufgehoben wird.

Die Kritik zeigte wenig Verständnis für Bauers Experimentieren mit einem Mythos. Nach der Uraufführung im Wiener Akademietheater am 29. Januar 1987 schrieb Rüdiger Engert in seiner Rezension:

Das Stück ist ein Hexensabbat von Anspielungen, Zitaten, Metaphern und kindischen Witzen, in dem der Zuschauer vergeblich versucht, Zusammenhänge und Sinnhaftigkeit zu erkennen. Bauer zielt wohl auf die Ambivalenz und Doppelbödigkeit unserer Gesellschaft, auf die Verbindung von Machbarkeit und Pragmatismus, in die wir alle verstrickt sind. Er vermag aber seine Kritik und 'der Menschheit ganzen Jammer', der ihn angefasst hat, nicht zu artikulieren. (Engerth 1987)

Ganz offensichtlich dürfen mit dem „Kulturerbe Faust“ auch keine Späße getrieben werden:





Um diese lockere, frech hingeworfene, aber im ganzen oberflächliche Vision eines Doktor Faust in einem Roulettesaal unmittelbar unter einer Irrenanstalt so unbekümmert hinzunehmen wie der Chor der Applaudierenden, muss man wohl schon einen Sensus für die Wiener Theaterszene vom Wurstltheater zu den Pawlatschen haben. Auch dort galt die Devise: „Hauptsache lustig und bittschön, nicht zu ernst nehmen!“ (Colberg 1987)

Derselbe Kritiker beklagt auch den Mangel an einem roten Faden, einer denkerischen Linie oder einer existenziellen Erkenntnis, ohne zu merken, dass er selbst bereits zu Beginn seiner Rezension diese Erkenntnis formuliert hat, indem er konstatiert: „Das Roulettespiel sollte ein Symbol für den Zufall als existenzielles Hauptmotiv sein, sollte die Sisyphosnatur des Menschen belegen“ (Colberg 1987).

### Literatur

- Bauer, Wolfgang (1986): Werke. Dritter Band. Schauspiele 1975-1986. Graz/Wien.
- Bauer, Wolfgang (1987): Was Herr Faust bei Wolfgang Bauer erlebt. Der Autor zu seiner Arbeit im Akademietheater. In: Die Presse, Kultur Wien 24/25.01.1987, S. 7.
- Colberg, Klaus (1987): Auch Herr Goethe kennt ihn nicht. Bauers Vison „Herr Faust spielt Roulette“ in Wien Uraufgeführt. In: Mainzer Anzeiger 31. Januar 1987.
- Ein Gespräch mit Wolfgang Bauer geführt von Rüdiger Wischenbart (1987), in Programmbuch Nr.11 zu *Herr Faust spielt Roulette*, Akademietheater 1986/87 Wien, S. 3-7.
- Engerth, Rüdiger (1987): Welterkundungen im Spiel-Kasino. In: Handelsblatt, Düsseldorf 30. Januar 1987.
- Esslin, Martin (1986): Nachwort. In: Bauer, Wolfgang, Werke. Bd. 3. Graz/Wien, S. 252-258.
- Kathrein, Karin (1987): Was Herr Faust bei Wolfgang Bauer erlebt. Der Autor zu seinem Stück und zu seiner Arbeit im Akademietheater. In: Die Presse, 24/25.01.1987, Wien, Kultur, S. 7.
- Landa, Jutta (1988): Bürgerliches Schocktheater. Entwicklungen im österreichischen Drama der sechziger und siebziger Jahre. Frankfurt am Main.
- Melzer, Gerhard (1981): Wolfgang Bauer. Eine Einführung in das Gesamtwerk. Königstein/Ts. 1981.
- Mixner, Manfred (1978): Rollenspiel und Identitätsverlust. Anmerkungen zu sechs Theaterstücken von Wolfgang Bauer. In: Text + Kritik, Heft 59, S. 26-28.
- Mixner, Manfred (1987): Die Lust auf Unvernunft. Wolfgang Bauers frühe Stücke im Forum Stadtpark Graz. In: Bauer, Wolfgang (1987): Werke. Bd. 1. Graz/Wien, S. 306-308.
- Pascu, Eleonora (2000): Österreichisches Gegenwartstheater zwischen Tradition und Innovation. Timișoara.
- Schwendter, Rolf (1989): Nachwort. In: Bauer, Wolfgang (1989): Werke. Bd. VI. Graz/Wien, S. 274-289.
- Wenk, Dieter (1995): Modernes Konversationstheater. Wolfgang Bauer. Frankfurt am Main u.a.





**„... aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen  
Schultern und sagten ihm alles ins Ohr“<sup>1</sup>.  
Zu dem Märchentyp *Die drei Sprachen* (ATU 671)**

*Katarzyna Grzymka*

Das Märchen spricht eine simple Sprache der einfachen Wahrheiten und der starken Kontraste. In klaren Worten wird hier über schwer zu enträtselnde Geheimnisse wie leicht vorhersehbare Schicksale gesprochen – sei es auf polnisch, sei es auf deutsch, sei es in einer anderen beliebig gewählten Sprache der europäischen oder außereuropäischen Völker. Denn diese Einfachheit und Klarheit sind ein genretypisches Kennzeichen des Märchens – einer jener Züge, die ein Märchen zum Volksmärchen machen. So nimmt es nicht wunder, dass auch Märchenhelden sich unkompliziert und verständlich ausdrücken, ohne stilistische Bedenken, ohne lange Suche nach richtigen Wörtern, ohne Gebrauch irgendwelcher Wörterbücher – laut der Regel, dass der Märchenheld selten fremde Sprachen spricht, und wenn schon, dann nicht die seiner Nachbarn in politischem oder administrativem Sinne, denn die einzige ‚Politik‘, die er macht, ist die seines Glücks und einer bedingungslosen Verbindung mit der ihn umgebenden Natur, somit auch mit Tieren. Klaus Roth geht in seinen Ausführungen zu dieser Problematik sogar so weit, dass er kategorisch feststellt: „Im Volksmärchen spielen Sprachen keine Rolle, da der Held mit allen Wesen einschließlich Tieren [...] und Übernatürlichen ohne Sprachen kommunizieren kann“ (Roth 2007; 1087), oder besser gesagt: fähig ist, sie mühelos zu verstehen. Ein beredtes Beispiel dafür ist der Märchentyp *The Three Languages/Die drei Sprachen* (ATU 671) (vgl. Uther 2004: 367) und seine Varianten, worin im Großen und Ganzen die Handlungsentwicklung – so Dieter Röth im *Kleinen Typenverzeichnis der europäischen Zauber- und Novellenmärchen* – auf folgende Art und Weise verläuft:

---

1 KHM 33, S. 188.





I. Ein Junge erlernt die Sprache der Hunde, der Frösche und der Vögel. Der Vater ist über diese für unnütz gehaltenen Künste erzürnt und will ihn töten lassen, doch die Diener verschonen ihn.

II. Durch Kenntnis der Hundesprache wird ein Schatz gehoben (werden Diebe gefangen), durch die der Frösche eine Jungfrau geheilt. Die Vögel verkünden ihm seine Erhebung zum Papst und geben ihm Rat.

III. Der Vater begehrt Absolution vom Papst und wird erkannt (ihm wird verziehen). (Röth 1998: 150)

Eine der populärsten Varianten dieses Märchentyps ist der Grimmsche Text *Die drei Sprachen* (KHM 33), der von dem Notar Hans Truffer (1774-1830) aus Visp (Oberwallis) beigesteuert wurde (vgl. KHM, Bd. 3, 1999, S. 75) und 1819 zum ersten Mal in den *Kinder- und Hausmärchen* erschien. Heinz Röllekes Meinung nach habe sich noch nicht herausfinden lassen, ob dieser Beiträger seine Aufzeichnungen direkt an die Brüder Grimm geschickt hätte oder ob sie ihnen durch eine Mittelsperson zugekommen wären (vgl. Rölleke 1983: 129-130). In der Tat handelt sich hier um eine Erzählung, die – wie Hans-Jörg Uther im *Handbuch zu den «Kinder- und Hausmärchen» der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation* behauptet – schon in verschiedenen Exempelsammlungen des Mittelalters vertreten sei, wobei die vermutlich älteste europäische Fassung sich in der zwischen 1323 und 1330 entstandenen Exempelsammlung *Scala coeli* des Dominikaners Johannes Gobi Junior aus dem frühen 14. Jahrhundert finde (vgl. Uther 2008: 84) und den Titel *Die Prophezeiung erfüllt sich* trägt:

Es war einmal ein Ritter und Herr eines Schlosses auf einer Insel, der hatte einen Sohn von so scharfen Sinnen, daß er die Vogelstimmen ebenso gut verstand wie die menschliche Stimme. Und als sie eines Tages allesamt zu dem Schlosse führen, begleiteten das Schiff viele Vögel, und die zwitscherten, und da sagte der Ritter zu seinem Sohne und seiner Frau: »Was für eine wundersame Gabe wäre es, diese Vögel verstehen zu können.« Und der Sohn sagte: »Ich verstehe sehr wohl, was sie sagen.« Darauf der Vater: »Ich bitte Dich von Herzen, erklär es uns und tu es uns kund.« Und der Sohn antwortete: »Sie sagen, Ihr und meine Frau Mutter würdet in solche Armut verfallen, daß Ihr kein Brot zu essen und kein Kleid anzuziehen haben werdet, und ich würde so hoch aufsteigen, daß Ihr mir das Wasser zum Händewaschen reichen werdet.«

Über diese Rede und Verkündigung erboste sich der Ritter mächtig, und er warf seinen Sohn ins Meer. Der wurde dann von sardinischen Schiffen aufgefischt und einem Ritter in Sizilien verkauft. Wegen dieses Verbrechens aber, den Sohn ins Meer geworfen zu haben, wurde der Vater von seinen Mannen aus dem Schlosse vertrieben und samt seiner Frau verbannt, und sie zogen auch nach Sizilien.





„... aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern und sagten ihm alles ins Ohr“ 385

Den König von Sizilien begleiteten nun damals, wohin immer er ging, drei Raben, und das währte nun schon fünf Jahre, und sie ließen ihm keine Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Darum ließ der König ausrufen, wer ihm die Vorbedeutung der Raben und den Grund der Gefolgschaft wahrheitsgetreu auslege, dem werde er seine Tochter samt seinem halben Reiche geben. Davon vernahm auch jener Jüngling und er ging zu seinem Herrn, dem Ritter, und bat, ihn vor den König zu bringen, weil er wisse, was für eine Bewandnis es mit den Raben habe. Und hocheufreut willigte der Ritter ein mit der inständigen Bitte, der Jüngling möge, wenn er das halbe Reich und solche Macht erlangt haben werde, an ihn denken.

Und der Jüngling kam vor den König, und als ihm der jene Frage stellte, verlangte er die Bekräftigung des Versprechens, und nachdem ihm diese gewährt worden war, sagte er: »Es sind zwei Raben und ein Rabenweibchen, und von den zweien ist der eine alt und der andere jung, und der alte Rabe, der noch immer seiner Lust frönt, hat die Rabenfrau nach langem Zusammensein verstoßen und sich an jüngere gemacht. Der jüngere Rabe aber hat die nun von dem andern Verlassene zu sich genommen und sie bisher genährt und geschützt. Und nun will sie der Alte, der sie ohne ihre Schuld hilflos verstoßen hat, wieder zurückhaben, weil er eine jüngere Rabenfrau nicht finden kann, und er ist darauf aus, sie zu entführen. Und weil sie der junge nicht lassen will, so folgen sie Dir alle drei, auf daß Du das Urteil sprichst, zu wem die Rabenfrau nun gehören soll!«

Und der König gab, nachdem er sich Rat geholt und die Raben entboten hatte, den Spruch ab, daß die Rabenfrau dem jungen gehöre und nicht dem alten. Und der Rabe machte sich davon, und die Rabenfrau blieb bei dem jungen. Und dem Jüngling wurde die Tochter des Königs vermählt, und er machte den Ritter, seinen ehemaligen Herrn, zu seinem Haushofmeister.

Zu solchen Ehren war er also erhöht worden, als er eines Tages bei einem Morgenritt durch Messina seinen Vater und seine Mutter in gar armseliger Kleidung vor der Tür eines Spitals sitzen sah. Unerkannt von ihnen, die er sehr wohl erkannte, stieg er vom Pferde und ließ sich Speisen holen, um bei ihnen zu essen. Und sie brachten ihm Wasser zum Händewaschen, und nachdem er das Wasser von Vater und Mutter empfangen hatte, sagte er, während sie bei Tische saßen, zu seinem Vater: »Welche Strafe verdient wohl ein Vater, der einen Sohn wie mich getötet hat?« Der Vater: »Für ein so ungeheuerliches Verbrechen könnten die Strafen gar nicht hoch genug ausfallen!« Darauf der Jüngling: »Ihr seid jener, der mich der Erklärung der Vogelstimmen halber ins Meer geworfen hat, ich aber will Euch keineswegs Böses mit Bösem vergelten, da es ja Gott so verordnet hat.« (Uther 1990: 94-96)

Im Gegensatz zu dem eben in extenso zitierten Text spielt sich die Handlung der Grimmschen *Drei Sprachen* in der Schweiz ab, was – wie Uther mit Recht betont – als „kollektive Anspielung auf den Beiträger Truffler“ (Uther 2008: 84) gedeutet werden kann. Auch anders ist die Ausgangssituation im Märchen der Brüder Grimm, wo von einem einzigen und dazu – ein typisch märchenhaftes Charakteristikum – dummen Sohn eines alten Grafen die Rede ist,





den der Vater zu drei berühmten Meistern schickt, damit der Einfältige endlich etwas lernt. Wie enttäuscht fühlt sich dann der Greis, wenn der Sohn nach einem bei dem ersten Meister verbrachten Jahr nach Hause zurückkehrt und mit aller Ehrlichkeit zugibt, dass er gelernt habe, was die Hunde bellen. So schickt ihn der Vater zu dem zweiten Meister, bei dem der Held wiederum in den Augen des Grafen nichts Anständiges lernt, nämlich „was die Vögel sprechen“ (KHM 33, S. 186). Ein ähnliches Ergebnis bringt das nächste bei dem dritten Meister verbrachte Jahr, in dem dem Jungen beigebracht wird, „was die Frösche quaken“ (KHM 33, S. 187). Während also die Fähigkeit, Tiersprachen zu verstehen, im ersten Märchen dem Helden angeboren und von den Eltern vollkommen akzeptiert zu sein scheint, muss sie der Grimmsche Held erlernen, was übrigens auf den Zorn eines Elternteils stößt. Und dieser Zorn geht so weit, dass der Graf „seine Leute herbei[rief] und sprach: »Dieser Mensch ist mein Sohn nicht mehr, ich stoße ihn aus und gebiete euch, daß ihr ihn hinaus in den Wald führt und ihm das Leben nehmt.«“ (KHM 33, S. 187), was in der Tat nicht geschieht, denn „als sie ihn töten sollten, konnten sie nicht vor Mitleid und ließen ihn gehen. Sie schnitten einem Reh Augen und Zunge aus, damit sie dem Alten die Wahrzeichen bringen konnten“ (KHM 33, S. 187). So wie im Text *Die Prophezeiung erfüllt sich* wird also in den *Drei Sprachen* das Leben des Helden aufs Spiel gesetzt, was aus der Unzufriedenheit des Vaters resultiert, deren Grund jedoch unterschiedlich ist. Während den Ritter die für ihn ungünstige Prophezeiung in Wut bringt, ist der Graf nicht imstande, sowohl den Sinn als auch den Wert des Tiersprachenerlernens zu begreifen. So werden die beiden Söhne abgestoßen, ja, zum Tode verurteilt, und beide überleben – um die Bedeutung ihrer Verbundenheit mit der Natur bloßzulegen und als Held und Mensch aufzusteigen: Während der Sohn des Ritters eine Königstochter zur Frau samt dem halben Königreich bekommt, erlangt der Jüngling aus dem Grimmschen Text die größte Würde, mit der ein Gläubiger bekleidet werden kann: Er wird Papst. In beiden Fällen jedoch hängt das Schicksal des Helden in hohem Grade von der Beherrschung der Tiersprachen und somit von der starken Lierung der Märchengestalt mit der sie umgebenden Naturwelt ab, was besonders deutlich in den *Drei Sprachen* zum Ausdruck kommt, wo der Held dank der Fähigkeit, jene Sprachen zu verstehen, nicht nur konkreten Tieren hilft, sondern auch auf konkrete Hilfe seitens der Tiere rechnen kann. Denn einerseits befreit er die wilden, Menschen verzehrenden und in einem Burgturm hausenden Hunde von der Verwünschung, andererseits aber hört er den wahrsagenden Fröschen zu und begibt sich – auch ihren Ratschlägen gemäß – nach Rom:





„... aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern und sagten ihm alles ins Ohr“ 387

Da war gerade der Papst gestorben und unter den Kardinälen großer Zweifel, wen sie zum Nachfolger bestimmen sollten. Sie wurden zuerst einig, derjenige sollte zum Papst erwählt werden, an dem sich ein göttliches Wunderzeichen offenbaren würde. Und als das eben beschlossen war, in demselben Augenblick trat der junge Graf in die Kirche, und plötzlich flogen zwei schneeweiße Tauben auf seine beiden Schultern und blieben da sitzen. Die Geistlichkeit erkannte darin das Zeichen Gottes und fragte ihn auf der Stelle, ob er Papst werden wolle. Er war unschlüssig und wußte nicht, ob er dessen würdig wäre, aber die Tauben redeten ihm zu, daß er es tun möchte, und endlich sagte er ja. Da wurde er gesalbt und geweiht, und damit war eingetroffen, was er von den Fröschen unterwegs gehört und was ihn so bestürzt gemacht hatte, daß er der heilige Papst werden sollte. Darauf mußte er eine Messe singen und wusste kein Wort davon, aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern und sagten ihm alles ins Ohr. (KHM 33, S. 188)

So wird also der Märchenheld zum Papst, zu jener Erzählfigur, die – so Daniel Drascek – von der Spätantike bis zur Gegenwart eine wechselhafte Bedeutung habe. Nimmt man aber den Papst als Gestalt der Volkserzählung unter die Lupe, so ergibt sich, dass er grundsätzlich in Sagen, Legenden und Schwänken auftaucht, viel seltener dagegen in Märchen (vgl. Drascek 2002: 531). In diesem Kontext lässt sich neben den bereits angeführten *Drei Sprachen* der bekannte, geradezu kanonische Text aus den Grimmschen *Kinder- und Hausmärchen*, *Von dem Fischer un syner Fru* erwähnen, wo eine unersättliche, dumme Frau „Paabst warden [will]“ (KHM 19, S. 125), was auch – obzwar für eine kurze Zeit – geschieht.

Die für die Poetik des Märchens durchaus untypische, oben angesprochene Lokalisierung der Handlung der *Drei Sprachen* in der Schweiz scheint nicht nur von der Herkunft des Beiträgers dieses Textes herzurühren. Denn, wie aus Ursula Brunold-Biglers Forschungen hervorgeht, Volkserzählungen mit tiersprachenkundigen Helden wird eine besondere Bedeutung im Märchenschatz der Schweiz beigemessen, wo das Märchen-Erzählen und -Sammeln erst von den *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm und genauer gesagt seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts angeregt wurde. „Vor der Publikation der KHM scheinen in der Schweiz Märchen kaum bekannt gewesen zu sein“, betont die Forscherin und fügt hinzu: „Eine Ausnahme bildet eine sozialkritische Variante AaTh/ATU 673: *Tiersprachenkundiger Mensch*, die um 1810 in einer Spinnstube im Zürcher Oberland erzählt wurde, wie der Weber und spätere Blinden- und Taubstummenlehrer J. Stutz (1801-77) in seiner Autobiographie bezeugt“ (Brunold-Bigler 2007: 402). Am Rande sei hier erwähnt, dass die erste Sammlung der schweizerischen Märchen *Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz* 1869 von Otto Sutermeister herausgegeben wurde und – wie Robert Wildhaber unterstreicht – sich stark an dem Grimmschen Vorbild orientierte (vgl. Wildhaber 1998: 255). Zu den berühmtesten schweizerischen





Sammlern der deutschsprachigen Märchen zählen darüber hinaus Josef Müller (1870-1929) und Johannes Jegerlehner (1871-1937), der *Sagen und Märchen aus dem Oberwallis* herausgab, die bis in die 1960er Jahre ziemlich positiv von den Wissenschaftlern bewertet wurden, was unter anderem dazu führte, dass diese Texte „zum einen für das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* verzettelt wurden, zum andern Hanns Bächtold Stäubli (1886-1941) zusammen mit Samuel Singer die Motiv-Indices, ein Verzeichnis der Märchentypen nach Antti Aarne sowie komparatistische Querverweise auf schweizerische und außerschweizerische Materialien beibrachte“ (Brunold-Bigler 1993: 231). Es ist übrigens die erste Sammlung der schweizerischen Märchen, die Aufnahme in das AT-Typenverzeichnis fand (vgl. Brunold-Bigler 1993: 231).

Und gerade in diesem Jegerlehnerschen Band lässt sich eine weitere ATU 671-Variante, das aus Ems im Turtmantal im Kt. Wallis stammende Märchen *Der gescheite Hanse* finden (vgl. Wildhaber/Uffer 1998: 270). Im Gegensatz zu den beiden bisher angeführten Texten ist hier von keinem Einzelkind die Rede, da bereits aus dem ersten Satz des Märchens der Rezipient erfährt, dass „[e]in Elternpaar [...] mehrere Knaben [besaß], von denen der älteste, Hanse genannt, in deutschen Landen studieren durfte“ (Wildhaber/Uffer 1998: 55). Ähnlich wie in der Grimmschen Erzählung wird der Junge dreimal von dem Vater gefragt, was er alles studiert habe, und ebenfalls dreimal muss er mit der Unzufriedenheit des Elternteils zurechtkommen, welche die aufrichtigen Antworten des Sohnes auslösen. Denn während des ersten Jahres lernt der Knabe lediglich, „was die Frösche quaken“ (Wildhaber/Uffer 1998: 55), wobei ihm im zweiten Studienjahr die Sprache der Hunde und im dritten die der Vögel beigebracht werden. Obschon die Reihenfolge der erlernten Sprachen anders als im Grimmschen Märchen ist, reagiert der Vater auch hier jedes Mal mit Zorn, im Gegensatz aber zu seinem Pendant aus den *Drei Sprachen* neigt er zu keinen radikalen Lösungen, sondern gibt dem Sprössling noch eine Chance „und sagte, jetzt müsse Hanse zu Hause bleiben und ehrlich arbeiten, alles Bitten sei umsonst. Er kaufte einen Trupp Schafe und stellte Hanse an als Schäfer“ (Wildhaber/Uffer 1998: 56), ohne dabei zu bedenken, dass der Knabe sich ohnehin scheinbar dem Willen des Vaters unterordnet und die erstbeste Möglichkeit nutzen wird, um der durchaus langweiligen Strafe zu entkommen. Denn „[a]ls er nun Tag für Tag bei den Schafen saß und die Zeit ihm lang wurde, sah er zwei Fremde des Weges kommen, die ihn anredeten und sagten, sie wollten nach Sitten wandern, wo morgen der Landeshauptmann gewählt werde, vielleicht treffe das Los den einen von ihnen. Hanse bat, ihn auch mitzunehmen, doch da fiel ihm ein, daß er ohne alles Geld war. Die zwei Wanderer, denen der Bursche gefiel, luden ihn ein, sich ihnen nur anzuschließen, sie würden schon für ihn bezahlen“ (Wildhaber/





Uffer 1998: 56). Anders als in den *Drei Sprachen* oder im Text *Die Prophezeiung erfüllt sich* ist Hanses Leben nicht bedroht und trotzdem trifft auch er – so wie die Helden der oben erwähnten Märchen – Menschen, die ihm helfen, sich seiner erbarmen und deren Sympathie er weckt. Und diese nehmen ihn mit auf die Wanderschaft, die ihn über einen Sumpf, „wo die Frösche quackten“ (Wildhaber/Uffer 1998: 56), ein Schloss, wo die Hunde bellten, bis „zu einer mächtigen Nußbaumkrone“, wo „ein Vogel gar wunderschön [pfiiff]“ (Wildhaber/Uffer 1998: 58), führen und ihm Reichtum und Berühmtheit bringen wird. Denn dank den Fröschen erfährt der Junge, wie er eine kranke Frau im Dorfe, wo die Wanderer übernachteten, heilen könnte, was er auch tut und wofür er fünf Kronen bekommt: „der eine der Frösche halte eine ungeheilte Hostie im Munde, wenn man sie nehme, vom Pfarrer segnen lasse und der Frau zu schlucken gebe, werde sie wieder gesund, oder sie müsse sofort sterben“ (Wildhaber/Uffer 1998: 56). Die Hunde warnen dagegen den Helden vor der ihm, seinen Begleitern und den Schlossbewohnern drohenden Gefahr: „Sie bellen, nach dem Nachtessen werde ein armseliger Bettler ins Schloß kommen, Almosen verlangen und Unterkunft, und dann werde er bei der Türe liegen, um Mitternacht aufstehen, einen Pfiiff ertönen lassen, dann werden elf andere Räuber herzueilen, das Haus berauben und die Insassen ermorden“ (Wildhaber/Uffer 1998: 57). Da Hanse diese kostbaren Informationen zu nutzen weiß, kann er auf eine weitere Vermehrung seines Besitzstandes rechnen und erhält von den dankbaren Schlossleuten zehn Louisdor. Und nun zieht er mit seinen Kameraden weiter „bis vor das Städtchen Sitten“, wo er einen Vogel in der bereits angesprochenen Nussbaumkrone erblickt, der pfeife, dass „heute [...] der Landeshauptmann in Sitten gewählt [werde], und einer von uns [...] der Auserkorene [sei]“ (Wildhaber/Uffer 1998: 58). Es nimmt nicht wunder, dass gerade Hanse mit diesem sozialen Aufstieg belohnt wird, denn „[i]m Städtchen hatte sich die Kunde von dem großen Wissen Hanses schon verbreitet, und jedermann wußte, wie er die Frau geheilt mit der Hostie, die Schloßleute im Leukergrund vor den Räufern errettet“ (Wildhaber/Uffer 1998: 58). Nun schreibt der doch gut ausgebildete Held an seine Eltern, läßt sie gutmütig ein, bei ihm zu wohnen, und hängt dem Brief einen eher unvolksmärchenhaft anmutenden Satz an, der auf einen Eingriff des den Text bearbeitenden Sammlers schließen läßt: „das Geld, das sie für seine Studien ausgegeben, sei nicht alles verloren gewesen, und jetzt möchte er ihnen gerne vergelten, was sie für ihn getan“ (Wildhaber/Uffer 1998: 58).

Schon der schreibende Held läßt übrigens Zweifel hegen, ob es sich hier um einen typischen Märchenhelden handelt, denn im Volksmärchen wird äußerst selten geschrieben, da die Volksmärchengestalten eine solche kultivierte Fertigkeit normalerweise nicht brauchen, um mit der Umwelt zu kom-





munizieren – ein weiteres Indiz für die Einmischung des Aufschreibers in die inhaltliche Struktur der Volkserzählung? Wie dem auch sei, Jegerlehners Märchen variiert die schon aus den oben angeführten Texten wohlbekannten Motive und endet märchenhaft glücklich. Ist zwar die Reihenfolge der im Text auftretenden Tiere und die von ihnen dem Helden vermittelten Botschaften anders als bei den Grimms, so bleibt der Kern der zu einem guten Ende führenden Handlung stabil. Ebenfalls intakt scheint die Bedeutung der in all den untersuchten Texten thematisierten Tiersprachen zu sein, die auch manches über die sogenannte Phänomenologie des Märchens, über das Prinzip der Allverbundenheit und der Eindimensionalität besagt. Denn einerseits wird ‚der isolierte Held‘ dank seiner Fähigkeit, Tiersprachen zu verstehen, zum mit der ihn umgebenden Natur ‚Verbundenen‘ oder – um vom Vokabular Max Lüthi Gebrauch zu machen – ‚Allverbundenen‘: „Sichtbare Isolation, unsichtbare ‚Allverbundenheit‘, dies darf als Grundmerkmal der Märchenform bezeichnet werden. Isolierte Figuren fügen sich, unsichtbar gelenkt, zu harmonischem Zusammenspiel. Beides bedingt sich gegenseitig“ (Lüthi 1997: 49). Und andererseits deutet diese Fertigkeit auf jenes Charakteristikum der Märchengestalt hin, das Lüthi als ‚Eindimensionalität‘ bezeichnet und das sich darin äußert, dass im Märchen der Held, der sprechenden Tieren begegnet, weder Verwunderung noch Angst zeige. „Dies nicht, weil ihm das sprechende Tier oder Gestirn von Haus aus vertraut wäre; es gehört durchaus nicht zu der ihm gewohnten Umwelt, nichts deutet an, daß er von der Existenz solcher sprechenden Tiere auch nur gehört hat. Aber er verwundert sich nicht, und er fürchtet sich nicht: das Gefühl für das Absonderliche fehlt ihm. Ihm scheint alles zur selben Dimension zu gehören“ (Lüthi 1997: 10).

### Literatur

- Brunold-Bigler, Ursula (2007): Schweiz. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Bd. 12. Berlin/New York, S. 399-408.
- Brunold-Bigler, Ursula (1993): Schweizer Märchensammler. In: Diether Röth/ Walter Kahn (Hrsg.): Märchen und Märchenforschung in Europa. Ein Handbuch. Frankfurt am Main, S. 229-237.
- Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichter Märchen und Herkunftsnachweisen herausgegeben von Heinz Rölleke. Bd. 1: Märchen. Bd. 2: Märchen. Bd. 3: Originalanmerkungen. Herkunftsnachweise. Nachwort. Stuttgart 1999. Zitiert als: KHM 1-200; KL 1-10; Anh. 1-28; KHM, Bd. 3, 1999.
- Drascek, Daniel (2002): Papst. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Bd. 10. Berlin/New York, S. 531-536.





„... aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern und sagten ihm alles ins Ohr“ 391

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Herausgegeben von Kurt Ranke zusammen mit Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Max Lüthi, Lutz Röhrich, Rudolf Schenda (Bd. 1-4); Rolf Wilhelm Brednich zusammen mit Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Lutz Röhrich, Rudolf Schenda (Bd. 5-6); Rolf Wilhelm Brednich zusammen mit Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Lutz Röhrich, Klaus Roth, Rudolf Schenda (Bd. 7); Rolf Wilhelm Brednich zusammen mit Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Helge Gerndt, Lutz Röhrich, Klaus Roth (Bd. 8-10). Bd.1-10. Berlin/New York, 1977-2002. Zitiert als: EM, Bd. 1-10, 1977-2002.

Lüthi, Max (1997): Das europäische Volksmärchen: Form und Wesen. Tübingen/Basel.

Rölleke, Heinz (1983): Schweizerische Beiträge zur Märchensammlung der Brüder Grimm. Zur Herkunft der KHM 165, 166, 167. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 1983, Bd. 79, S. 129-133.

Röth, Diether (1998): Kleines Typenverzeichnis der europäischen Zauber- und Novellenmärchen. Baltmannsweiler.

Roth, Klaus (2007): Sprachbarriere. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Begründet von Kurt Ranke. Bd. 12. Berlin/New York, S. 1086-1091.

Uther, Hans-Jörg (2008): Handbuch zu den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation. Berlin/New York.

Uther, Hans-Jörg (1990): Märchen vor Grimm. München.

Uther, Hans-Jörg (2004): The Types of International Folktales. A classification and Bibliography. Part I-III. Helsinki.

Wildhaber, Robert (1998): Sammlungen, Auswahlprinzipien und Anordnung. In: Wildhaber, Robert/ Uffer, Leza (Hrsg.): Schweizer Volksmärchen. München, S. 255-259.

Wildhaber, Robert/ Uffer, Leza (Hrsg.): Schweizer Volksmärchen. München 1998.







# Warum Schiller nicht in Dresden bleiben wollte

Günter Jäckel

## 1. Zwei Städte

Zwölf Jahre nach Ende des Siebenjährigen Krieges war die Residenz der sächsischen Kurfürsten wieder eine ansehnliche Stadt; gewiß kein „blosses Lustgebäude“ mehr, wie es 1719 Goethes Großonkel, dem preußischen Gesandten Michael von Loen erschienen war<sup>1</sup>; bescheidener nun, nüchterner und sparsamer in den Jahren des „Retablisements“. Doch der Ruhm seiner Gemälde und Skulpturen, die Kunst der Porzellanfertigung, dazu die Zeugnisse eines großartigen Kunsthandwerks im Grünen Gewölbe – höchste Sublimierung einer jahrhundertealten bergmännischen Überlieferung, die Sachsen groß gemacht hatte –, dazu die kurfürstliche Bibliothek, die soeben (1786) vom Zwinger ins Japanische Palais verlegt wurde, die Musik in der katholischen Hofkirche, dies alles leuchtete über Armut, Dürftigkeit und geistiger Enge. Noch immer hätte „ein Fremder... fast ein paar Monate zu tun, wenn er alles, was dieser Ort Schönes und Prächtiges hat, in Augenschein nehmen will“, wie Loen schreibt. Die Brandruinen aus den Novembertagen von 1758, dem folgenden September und der Bombardierung vom Juli 1760, die Goethe im März 1768 von der Kuppel der Frauenkirche gesehen und beklagt hatte, waren nun verschwunden; das Landhaus errichtet, die neue Kreuzkirche im Bau. Vor allem schuf die einzigartige Stromsilhouette der Stadt jene Faszination, die in zahlreichen Reiseberichten hervorgehoben wurde und die Maler immer aus Neue inspirierte. „Sie ist ohne Vergleich die schönste Stadt, die ich in Deutschland gesehen“, heißt es 1784 in Johann Kaspar Riesbecks *Briefen eines reisenden Franzosen*. – Nie hätte Schiller später bei der Ankunft in Weimar das schreiben können, was er am 13. September 1785 Ferdinand Huber mitteilte: "Meißen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner väterlichen Fluren." (NA 24: 19).<sup>2</sup>

1 Des Herrn von Loen gesammelte kleine Schrifften. Besorgt und heraus gegeben von J. G. Schneidern. Erster Theil. Franckfurt und Leipzig 1750, S. 39 f.

2 Briefe von und an Schiller werden nach Datum und Absender/Empfänger zitiert aus:





Dennoch blieb er die letzten 18 Jahre seines Lebens in „dem wüsten Weimar, dem unseligen Mitteldinge zwischen Hofstadt und Dorf“, wie Herder es nannte. „...alles schleppt sich oder kauzt auf den Fersen; eine sonderbare Empfindung wenn man auch nur einige Wochen andre und mehr Menschen gesehen hat.“<sup>3</sup> Für Mme de Staël war es 1803 „nicht eine kleine Stadt, sondern ein großes Schloß.“<sup>4</sup> Doch auch dies lag seit einem verheerenden Brand von 1774 lange in Ruinen, ebenso wie Theater und Hofkirche. Hatte Dresden um 1786 wieder etwa 50 000 Einwohner, so war Weimar eine eher provinzielle Kleinstadt mit etwa 700 Häusern und 6000 Einwohnern, von denen 80 Prozent Handwerker und Gesellen waren. Es gab keine Poststation; nur auf unbefestigten Wegen konnte man hingelangen. Rustikal war der Zustand der Straßen: Hühner und Schweine promenierte neben den Einwohnern, abends wurde das Vieh aus Gründen der Sicherheit hinter die Stadtmauern gebracht und nur tagsüber auf die Weiden getrieben. Bis 1793 durften die Nachtgeschirre vor den Häusern ausgeleert werden (Boyle 1995: 271 ff.).

## 2. „Eines Freundes Freund“

Schiller hatte bereits mehrere bedeutende Städte und Residenzen kennen gelernt, bevor er nach Dresden kam: Ludwigsburg, Stuttgart, Mannheim, Leipzig. Jetzt kam er als ein nahezu Gescheiterter, als „gleichsam Verbannten ausser dem Vaterland“, wie es sein Vater schrieb (NA 33, I, S. 6). Das war wohl auch die weitverbreitete öffentliche Meinung. Nur die schmale Schicht einer literarisch und aufklärerisch gebildeten Elite wird sein Schicksal sogleich in jenem Sinne verstanden haben, wie es zunehmend populär wurde: Als die Geschichte eines Unangepaßten, eines rebellischen Jünglings und Aussteigers, der sich dem Zwang des Tyrannen widersetzt hatte, aus dem Bann eines reglementierten, uniformierten Daseins ausgebrochen war und in der Welt des Fiktionalen eine Form der Freiheit suchte, die ihm die Wirklichkeit versagt hatte. So sah er es selbst, so stellte er sich 1784 den Lesern seiner *Rheinischen Thalia* vor: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurteilt... Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel“ (Güntter/Witkowski, o. J.: 95). Schiller bedenkt jedoch zugleich, was oft vergessen, zumindest unterdrückt wurde: dass der

---

Schillers Werke. Nationalausgabe, Weimar 1943 ff. Sofern weitere Verweise notwendig sind, unter der Chiffre NA, dem entsprechenden Band und der Seite.

3 Joh. Gottfried Herder (an Knebel, Weimar 28. u. 29. August 1785), Briefe. Gesamtausgabe. Bearbeitet v. Wilhelm Dobbek u. Günter Arnold, Bd. 5, Weimar 1979, S. 135.

4 Germaine de Staël, Über Deutschland, Stuttgart (RUB), S. 118.





Herzog Karl Eugen nicht nur ein verschwenderischer, despotischer Barockfürst war, sondern zugleich pädagogische Gedanken der Aufklärung zu verwirklichen suchte. Seine „Karlsschule“ ermöglichte den Begabten im Lande eine kostenfreie Erziehung, später freie Wahl des Studienfaches und damit einen fast sicheren sozialen Aufstieg. „Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte“ (Güntter/Witkowski, o. J.: 96).

Gewiß, die Ausbildung war hart, doch war dies allgemein üblich. So sah – beispielsweise – der Wochenplan für den 11-jährigen Lessing auf St. Afra in Meißen 1740 dies vor: „Aufstehen im Sommer halb 5 Uhr, im Winter halb 6 Uhr. Gesang und Gebet“, an vier Wochentagen Bibelerklärung, 1/4 Stunde Freizeit, „wer Lust hatte, konnte sich auf eigne Kosten beim Thorwärter ein Frühstück holen.“ Im Sommer von 6 bis 11 Uhr Unterricht, 11 bis 12 Uhr Mittagessen, „12 bis 1 Uhr Freihaben, ausser dass einige kleinere Abtheilungen entweder im Singen oder Schreiben, oder Tanzen öffentlich Unterricht hatten“. Bis abends 6 Uhr Unterricht, dann Abendessen und bis 8 Uhr frei, danach Repetitionen, 9 Uhr Gebet, 1/2 10 Uhr Schlafen. Wöchentlich waren es 25 Stunden Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung, „Öffentlicher Unterricht 32 Stunden Privatstudieren 25 Stunden, Repetition mit den Unteren 7 Stunden, Mittags- und Abendessen 14 Stunden, Freihaben 17 Stunden, Schlafen 49 Stunden“<sup>5</sup>.

Schillers Leben verlief ähnlich, nur dass an Stelle der Religion die Zwänge des Kasernenlebens traten, mit Musterung, Rapport, Monturreinigen – Dingen, denen der 15-jährige Eleve nur halbherzig nachkam. Dafür genoss er eine hervorragende Erziehung in klassischen Sprachen und Französisch. Der um zwei Jahre ältere Professor Jakob Friedrich Abel hatte seit 1777 Philosophie zu einem zentralen Fach erhoben, eine fast avantgardistische Entscheidung aus dem Geist der Aufklärung. Schiller hörte bei ihm ferner Psychologie, Ästhetik, Moral, empfing Hinweise auf Shakespeare und die Vision vom Genie, das die Enge von Natur und Regel zu überwinden vermag.<sup>6</sup> Dennoch und wider alle utilitären Erwägungen gab er mit seiner Flucht am 22. September 1782 – Körner saß zu dieser Stunde vielleicht im Leipziger Theater und sah die *Ränber* (NA 24, S. 202) – eine sichere Zukunft und einen nahezu erreichten Abschluss als Arzt auf zugunsten der Poesie. Diese, eine brotlose Kunst im

5 Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Ein Wort zum Schutz des Humanismus und zur Erhaltung alter Zucht und Lehre, Meissen 1841, S. 43 ff.

6 Peter-André Alt, Schillers Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie. 2 Bde., München 2000. In Bd. 1, S. 81-188 sind die prägenden Bildungserfahrungen, die in der Karlsschule vermittelt wurden, in ihren großen geistesgeschichtlichen Zusammenhängen dargestellt.





wahrsten Sinne des Wortes, wurde als eine sublimen Art der Unterhaltung, des Vergnügens, auch der Erbauung und Belehrung angesehen, tauglich höchstens für Mußestunden. So jedenfalls hat es der Vater gesehen, und er stand damit nicht allein. Im September 1783 teilt er, Hauptmann des Herzogs und Intendant der herrschaftlichen Gärtnereien, dem fahnenflüchtigen Sohn mit: „Daß er schreibt, er finde seinen guten Unterhalt beim Schriftstellen, das ist ja schon ein Beweis, daß er sich kein Brodt sucht“ (NA 33, I, S. 6). Ähnlich reagierte Christian Friedrich Schwan, als Mannheimer Hofbuchhändler immerhin ein Mann der Literatur, nachdem Schiller 1784 um die Hand seiner Tochter angehalten hatte: „werden Sie, was Ihr Beruf ist, Regimentsfeldscher, oder meinethalben Doktor, oder treten Sie in mein Geschäft als Kommiss, Buchhalter, Kompagnon, dann sollen sie meine Tochter haben, aber – und das sehen sie wohl selbst ein, so als Poet ins Blaue hinein muß man nicht heiraten wollen“ (NA 42, Nr. 137).

Schillers Leben nach der Flucht schien den Skeptikern Recht zu geben. Ihm standen wenigstens fünf bittere und entsagungsvolle Jahre bevor, zwischen hochfliegenden Plänen und herben Enttäuschungen, drückenden Schulden, Zweifeln an seiner Berufung, Krankheit und demütigender Abhängigkeit von Freunden und Förderern. Streicher, der treue und entsagungsvolle Gefährte, hat die Geschichte der Flucht aufgeschrieben<sup>7</sup>, Schiller in dem ersten Brief aus Bauerbach an ihn darüber reflektiert: „...lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsvott werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man sinkt unter“ (NA 23, S. 53).

In Mannheim war Schiller, im Sommer 1784 für ein Jahr als Theaterdichter angestellt, bald auf das Unverständnis, ja die Ablehnung des Ensembles gestoßen, er fühlte sich in einer Theaterposse sogar verspottet. Vor allem hatte er seine Verpflichtungen, jährlich ein Stück zu schreiben, nicht erfüllt. Dazu waren die Schulden unabgegolten – obschon er mit insgesamt 500 Gulden mehr als das doppelte Jahreseinkommen seines künftigen Schwagers Wilhelm Friedrich Reinwalds hatte. Dieser erhielt nach einem Jura-Studium und 24 Jahren als Bibliothekssekretär des Herzogs von Meiningen jährlich 182 Taler, sowie „2 Klafter hartem Holz u. 2 Malter Korn“ – „eine Besoldungsaddition... wie man sie einem Lakeien oder CanzleiCopisten macht“ (NA 33 I, S. 89 und NA 33 II, S. 176). Auch Körner erhielt als Konsistorialrat in Dresden

<sup>7</sup> Andreas Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782-1785. Hrsg. v. J. Wychgram, Leipzig (RUB) o. J.





jährlich nur 200 Taler<sup>8</sup>. Schillers Vater, der sein ganzes Leben zu Sparsamkeit gezwungen war, zeigte wenig Verständnis: „Aber ich und seine Mutter können auch nicht begreifen, wie es zugehen können, daß Er sich schon wieder in einer solchen Verlegenheit finden sollte, die nach seinem Schreiben bis zur Desperation geht, ein Ausdruck, der uns Eltern die Haut schaudern macht“. (NA 33, I, S. 35). Ebenso neun Monate später, am 7. April 1785: „...und ich kann wohl vermuthen, daß Er von dem vielen Geld, mit dem ich meine ganze Haushaltung 1 1/2 Jahre erhalten könnte, doch wenig von Mannheim wegbringen wird, wenn Er, wie ich hoffe dorten alle Posten tilgen will.“ (NA 33 I, S. 65). In seinem letzten Brief aus Mannheim vom 25. März 1785 an Ferdinand Huber offenbart Schiller sein ökonomisches Unvermögen: „es kostet mich weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft“ (NA 23, S. 183).

Jene Sendung unbekannter Bewunderer aus Leipzig, die er im Juni 1784 erhielt und erst am 7. Dezember beantwortete, war der Beginn einer Rettung, deren Tragweite für die deutsche Literatur kaum zu unterschätzen ist, zumal sich bei Christian Gottfried Körner, dem geistigen Mittelpunkt dieses Freundeskreises mit Minna und Dora Stock und Ferdinand Huber, großzügiges Mäzenatentum mit Weisheit und einem hohen Kunstverstand verbanden, der sich als offen erwies für eine neue Deutung des Poetischen. Am 4./5. Juni 1784 hatte Körner an den unbekanntenen Mann, von dem er nichts als einige poetische Texte kannte, geschrieben: „Zu einer Zeit da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavinn reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag“ (NA 33 I, S. 31). Fast gleichzeitig, am 26. Juni 1784, bekannte Schiller in seiner Rede am 26. Juni 1784 vor den Mannheimer Honoratioren der „Kurpfälzisch Deutschen Gesellschaft“, – zu denen er seit Anfang 1785 gehörte –: die „Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt“<sup>9</sup>. Und in dem Aufsatz *Der Antikensaal zu Mannheim* verstand er seinen poetischen Auftrag darin, „etwas geschaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn alles sich aufreißt, rings

8 Körners Lebensstil erklärt sich aus dem Erbe, das ihm nach dem Tod seines Vaters zugeflossen war. Gleichwohl war die Lebenshaltung sehr sparsam, und Schillers Bedürfnisse nach Kaffee, Tabak und gutem Wein mögen bisweilen erstaunt haben. – Die Berechnungen und Vergleiche der Einkommen und Lebenshaltungen sind schon auf Grund der unterschiedlichen Landeswährungen sehr schwierig. Nicholas Boyle (1995: 273) rechnet „zwei Gulden auf einen Taler“, in NA 33 II, 176 werden 38 Gulden mit 25 Talern berechnet; Norbert Öllers, Schiller, Elend der Geschichte, Glanz der Kunst, Stuttgart 1905, S. 52, vergleicht Schillers Mannheimer Schulden von 300 Gulden mit 4000,- €.

9 Schillers Werke (o.J.), Siebzehnter Teil, S. 170.





herum“<sup>10</sup>. Diese Bekenntnisse zweier wahlverwandter Geister werden sich in den nächsten 20 Jahren in kritischer Aufmerksamkeit und freundschaftlicher Offenheit in einem großen Briefdiskurs fortsetzen. Er wird Fragen der Kunst und des Lebens berühren und zugleich die Dinge des Alltags. Er ist ein noch nicht vollständig erschlossener Beitrag des Dresdner Kulturlebens.

### 3. Ankunft

So waren Schillers erste Begegnungen mit den neuen Freunden in Leipzig und vor allem in Dresden erfüllt von einer euphorischen Empfindsamkeit. Er „schrie... laut auf“, als er nachts zum ersten Male die Elbe und „eine schwesterliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit“ sah (NA 24, S. 19). „Wir sind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt sein können“, hatte ihm Körner am 14. Mai 1785 aus Dresden geschrieben (NA 33 I, S. 71), eine Wendung, die zum Leitmotiv dieser Freundschaft wurde und im Lied *An die Freude* und den Begegnungen zwischen Don Carlos und dem Marquis Posa ihre Verklärung gefunden hat. Auch der Alltag war davon bestimmt, oft vielleicht in etwas ungestümeren Formen, wie sie Schiller aus Stuttgart und Leipzig mitbrachte. Bekannt ist Minna Körners Erinnerung an den ersten Morgen im Loschwitzer Weinberg, als Schiller im Überschwang die Weingläser den Göttern opfert (NA 42, S. 102 f.). Sein Brief vom 5. Oktober 1785 an Ferdinand Huber hat diese hochgemuten Stimmungen des Anfangs in ein Bild erhoben, das darum so faszinierend ist, weil es zugleich um deren Kehrseiten weiß und damit als Entwurf seines Lebens gelesen werden kann:

Enthousiasmus ist der kühne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft, aber derjenige hieße ja ein Thor, der von dieser Kugel erwarten wollte, daß sie ewig in dieser Richtung und ewig in dieser Geschwindigkeit, auslaufen sollte. Die Kugel macht einen Bogen, denn ihre Gewalt bricht sich in der Luft. Aber im süßen Moment der idealischen Entbindung pflegen wir nur die treibende Macht, nicht die Fallkraft, und nicht die widerstehende Materie in Rechnung zu bringen. Überblättere diese Allegorie nicht, mein bester, sie ist gewiss mehr, als eine poetische Beleuchtung, und wenn Du aufmerksam darüber nachgedacht hast, so wirst Du das Schicksal aller menschlichen Plane gleichsam in einem Symbol darinn angedeutet finden. Alle steigen und zielen nach dem Zenith empor, wie die Rakete, aber alle beschreiben diesen Bogen, und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieser Bogen ist ja so schön!!

Ein anderes Zeugnis dieser Zeit ist weit bekannter. Es kündet gleichfalls vom Lebensgefühl jener Generation, die jung war in den Jahren vor der Französi-

10 Ebenda, S. 185.





schen Revolution, und enthält eine menschheitliche Botschaft, die auch das 21. Jahrhundert anzunehmen sucht. Es ist das Lied *An die Freude*. Entstanden wohl in den ersten Wochen der Dresdner Begegnungen<sup>11</sup>, wurde es im Körnerschen Weinberg nicht allein als Trinklied in der anakreonischen Tradition gesungen, sondern bald in seinem übergreifenden, auch freimaurerischen Sinne verstanden. Körner hatte es sogleich vertont, andere folgten<sup>12</sup>, und es wurde als Teil der geselligen Kultur, zumal in der gehobenen Gesellschaft, rasch populär<sup>13</sup>. Doch erst 1803 hat Schiller es in etwas veränderter Form in seine Werke aufgenommen<sup>14</sup>.

#### 4. „Schwarzer Genius“

Der Bogen jener 22 Monate in Dresden war nicht nur von jenem zum Zenit zielenden „Enthousiasmus“ bestimmt, nicht nur von Zeugnissen des Humors und des Übermutes, zu denen sich Schiller immer wieder bereit fand und dabei gewiss auch seine schwäbische Mundart zur Geltung brachte<sup>15</sup>, sondern zugleich von der „Fallkraft“ einer „widerstehende(n) Materie“. Depressionen, denen er zumal in den Wintermonaten unterworfen war, wechselten mit Zeiten intensiver Studien und des Schaffens; ein Lebens- und Arbeitsrhythmus, der auch in den Weimarer Jahren anhielt: „Was ist jetzt mein Zustand oder was war er, seitdem Du mich kennest? Eine fatale fortgesetzte Kette von Spannung und Ermattung, Opiumschlummer und Champagnerrausch“, bekannte er später (30. Januar 1788) Huber. Schon am 1. Mai 1786 hatte er ihm geschrieben: „Ich bin jetzt fast unthätig. Warum? wird mir schwer zu sagen. Ich bin mürrisch, und sehr unzufrieden. Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung“, und vom „schwarze(n) Genius meiner Hypochondrie“ hörte auch Körner (NA 24, S. 78). „In meinem Weben und Wirken seid ihr mir unentbehrlich worden“, heißt es im gleichen Brief. Doch der 26-Jährige empfand die Abhängigkeit gewiss bald als bedrückend. Wieland – damals nicht eben der freundlichste Kritiker der Räuber – hatte er schon am 24. Mai 1786 bekannt:

11 Alt (2000/Bd.I: 247) nennt den Spätsommer 1785 in Gohlis; Friedrich Dieckmann (2005: 286) weist mit überzeugenderen Argumenten auf Dresden als Entstehungsort.

12 Vgl. Franziska Nentwig 1992. Es sind etwa 100 Vertonungen bekannt (NA 2, II A, S. 148).

13 Es wurde wohl zunächst vor allem in einer anakreonischen Überlieferung als Trinklied rezipiert. Darum konnte ihm nahtlos eine *Ode an den Nachtstuhl* folgen (NA 24, 80 und 291).

14 Vgl. sein Urteil über das Lied in NA 30,206).

15 Schillers Humor, oft gering geachtet, bekundet sich in vielen Briefpassagen, in Gedichten, in der Gestalt des Hofmarschalls von Kalb, der Posse *Körners Vormittag* oder den comicartigen Zeichnungen in *Aventuren des neuen Telemachs...* zu Körners 30. Geburtstag am 2. Juli 1786. Zuletzt wohl in der Kapuzinerpredigt („Wallensteins Lager“). Zur Premierefeier am 12. Oktober 1798 trug sie Schiller mit schwäbischem Akzent vor.





Ich habe meinen Aufenthalt verändert und bin nunmehr in Dresden. Ein Zirkel von Freunden, deren Anhänglichkeit und Liebe mein Dasein verschönert, hat meiner Wahl den Ausschlag gegeben. Da es bißher noch nicht in meiner Gewalt gestanden, über mein Schicksal unumschränkt zu gebieten, so bin ich auch jetzt noch nicht ganz für die Zukunft bestimmt... Diese schwankende Lage meines Schicksals hat mich gezwungen manche Idee abzuweisen, die meine Phantasie sich gebildet hatte Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten, wird mir nunmehr eben dadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird (NA 24, S. 57).

Seine ökonomische Lage blieb nicht erfreulich, obwohl der Verleger Georg Joachim Göschen großzügige Honorare zahlte. Freilich waren die Ausgaben nicht zu unterschätzen, die das Auftreten in der Dresdner Öffentlichkeit mit sich brachte. In Leipzig hatte er eine gewisse Lockerheit beachtet, die Sophie Albrecht missfiel: „Schillers gewöhnliche Kleidung bestand in einem dürrfügen grauen Rocke, und der Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünstigen Eindruck“ (NA 42, Nr. 70). Nun legte er auf sein Äußeres mehr wert und trug am 7. April 1786 Wilhelmina Sophia Kunze in Leipzig eine Bitte von beachtlichem ökonomischen Gewicht vor:

...Ich möchte Tuch zu einem Frak aus Leipzig haben, weil ich es hoffentlich da beßer und wohlfeiler bekommen kann. Haben Sie die Güte und nehmen mirs aus. Die Couleur de Ramonneur ist mir die liebste. Der Preiß der Elle darf zwischen 3 und 4 Thaler sein, theurer als 4 Thaler mag ich es nicht. Ich brauche 3 Ellen  $1/4$ ; englisches ist mir das liebste. Zum Futter habe ich schon einmal in Leipzig bei einem gewissen Kaufmann Ferol eine Art halbseiden oder florettseiden Zeug gekauft, den man Minorca nennt. Von diesem nehmen Sie auch 5 und  $1/2$  Elle, sie kostet einen halben Thaler, aber weißen. Wenn man gestickte Gros de tourn Westen mit Gold um einen billigen Preiß bekommen kann, so hätte ich Lust eine zu nehmen... Das ganze zusammen wird ohngefehr 23-24 Th. Machen, und ich habe darum Goeschen geschrieben, der an mich eine Auszahlung hat... (NA 24, S. 40).

Nur wenige Wochen später nahm er um der Patenschaft willen für Eduard, Körners ersten Sohn, einen Kredit von 50 Talern auf. Auch teure Weine und ausländischer Tabak gehörten zu seinen Bedürfnissen.

### 5. „Freigeisterei der Leidenschaft“

„Ich bin ein Mann! – wer ist es mehr? / Wer´s sagen kann, der springe / Frei unter Gottes Sonn einher / Und hüpfе hoch und singe!“ Unverblümete





Bekenntnisse dieser Art, wie sie der 21-jährige Regimentsmedikus in 29 Strophen über *Kastraten und Männer* in erstaunlichen Einzelheiten offenbarte, waren bei aller Freimütigkeit im Kreis um Körner gewiss nicht erwünscht. Eine weitherzige Toleranz, die sein Haus zu einem geistigen Mittelpunkt Dresdens machte, entfaltete sich vor der Folie einer in vielen Dingen konservativen Einstellung. „Von meiner ersten Erziehung klebte mir lange Zeit der Gedanke an: der Künstler arbeite nur für sein und anderer Menschen Vergnügen. Eltern und Lehrer hatten sich so viel Mühe gegeben, den Hang zum Vergnügen bei mir zu unterdrücken...“ (NA 33 I, S. 68).

Nie hat der Sohn des Leipziger Theologieprofessors gegen den autoritären Vater rebelliert, der seine Liebe zu Minna Stock missbilligte. Als hoher Beamter in der kirchlichen und kulturellen Aufsichtsbehörde, dem Oberkonsistorium, war Körner zu einer obrigkeitstreuen Einstellung verpflichtet. 1792 bezeugte er sie in einer Denkschrift an den Vizekanzler F. A. von Burgsdorff *Über die Wahl der Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit* (Stern 1881: 233 f.).

Auch die Beziehungen zu Caroline Schlegel, die 1792 in Mainz zusammen mit Georg Forster den Aufbruch der neuen Zeit leidenschaftlich begrüßt hatte, waren äußerst gespannt. „...und ich fürchte vorzüglich ein Haus – das von Körner. Kennst Du den? Diese beurteilen und hassen mich...“ (Jäckel 1969: 195). Stets blieben im Briefwechsel mit Schiller Erörterungen über Politik und Religion ausgespart. Wie hat sich Körner über die Gedichte *Freigeisterei der Leidenschaft* und *Resignation* geäußert, nachdem sie im Februar 1786 in der *Thalia* erschienen waren? – Selbst die Aufklärerin Elisa von der Recke war 1791 tief verstört, nachdem der preußische Gesandte Graf von Geßler bei einem Ausflug im Liebenthaler Grund *Resignation* vorgelesen hatte.<sup>16</sup> Die berühmten Schlussverse („Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“), Ausdruck von Schillers Skeptizismus in Fragen des Glaubens, können als ein Motiv seines dramatischen Werkes verstanden werden. Doch um der Leipziger Zensur zu entgehen, mußte er in einer Fußnote die Texte als literarisches Rollenspiel bezeichnen<sup>17</sup>.

Gab es auch in Dresden jene lärmenden und drastischen Männerkreise wie in Gohlis, in denen Schiller der inspirierende Mittelpunkt war?<sup>18</sup> Duldete man dies ohne Widerspruch? Wie waren Schillers Beziehungen zu den Schauspielerinnen der Bondinischen Truppe, bei der auch seine alte Bekannte Sophie

16 Rachel (1902: 329 f.); Tagebuch vom 31. Mai 1790).

17 Alt (2000/Bd. I: 498).

18 Alt, ebenda, S. 398. Ferner: Biedermann (1961, Aufzeichnungen des Malers Johann Christian Reinhart).





Albrecht spielte? Dora Stock war ihm anfangs nicht gleichgültig, doch sie war die Verlobte Ferdinand Hubers. Wie verliefen die Kahnfahrten über die Elbe zur „Gustel von Blasewitz“ (Justine Segedin)? – Ist Schillers Bekenntnis an Körner als eine nachträgliche Erklärung zu verstehen, die vielleicht auch Dresdner Episoden einschließt? „Es ist sonderbar“ schreibt er ihm am 19. November 1787, „ich verehere, ich liebe die herzliche empfindende Natur und eine Kokette, jede Kokette, kann mich feßeln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit, entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. [...] Ich werde ewig isoliert bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen ohne sie zu genießen“ (NA 24, S. 178). – Wie nahmen dies die Damen, besonders Minna Körner, auf? Später erschien ihnen Kleists *Zerbrochener Krug* als „eine Schenkenszene, die ... ewig an der Grenze der Dezenz hinschießt. Seine Geschichte der Marquisin von O. kann kein Frauenzimmer ohne Erröten lesen“ (Jäckel 1987: 148 f.). – Konflikte, die sich aus Schillers existentieller Einsamkeit und seinem oft noch wenig gebändigtem Künstlertum ergaben und zumal auf Minnas konservativ-bürgerliches Moralverständnis stießen, wurden, sofern sie sich auftraten, eher im Verborgenen ausgetragen. War Minna zu weit gegangen, als sie ernstere Beziehungen zwischen Schiller und der neun Jahre jüngeren Marie Henriette von Arnim zu verhindern suchte? Diese hatten sich in der Fastnachtszeit 1787 angebahnt und wurden brieflich, poetisch und persönlich bis in den April fortgesetzt<sup>19</sup>. „Kopf und Herz sind beyde gleich starck beängstiget, und ich kann mit nichts als mit Thränen antworten“, schreibt Dora Stock gegen Ende April nach Tharandt, wohin man Schiller Mitte des Monats vorsorglich gebracht hatte. „Ich bin außer mir!... Ich beschwöre Sie theuerster Freund fassen Sie keinen raschen Entschluß – Sie haben die Freuden von drey Freunden auf Ihrem Gewissen, Sie werden sie gänzlich zerstören, wenn Sie so weggehn. Minnas Kopf wird wieder hell werden, noch hat ihr Herz keinen Theil an den seltsamen Verirrungen die er sie begehen läßt...“ (NA 33 I, S. 127).

## 6. Die prüde Stadt

Dresden war auch in seinem geistigen Klima kein „blosses Lustgebäude“ mehr. Mit dem Ende des augusteischen Barock bestimmten Moral und Prüderie nachdrücklicher als zuvor das öffentliche Leben. Die evangelische Kirche, stets in murrendem Gegensatz zum katholischen Hof und darum besonders orthodox und eifernd, wachte durch das von ihr geleitete Oberkonsistorium über Ordnung und Tugend. Schon Gottsched war 1736 vorgeladen worden,

<sup>19</sup> Vgl. NA 42, Nr. 162, 164, 170.





weil man in der ersten Auflage seiner *Ausführlichen Redekunst* polemische Bemerkungen gegen den zeitgenössischen Predigtstil gefunden hatte. Auch seine späteren Reden, so über die Buchdruckerkunst und über Kopernikus fanden das Missfallen der Geistlichkeit. Christian Ludwig Liscow, der große Satiriker, versäumte es um 1741, sich mit der Kirche zu arrangieren: „Wofern er aber seine Freydenkerey in Dresden nicht einstellt, und aus der Kirchenhistorie Weisheit zu pflegen meint, so wird er, wenn man dahinter kommt, sich ärger schaden, als er wohl glaubt. [...] Hierüber hilft kein Räsonnieren“ (Litzmann 1883: 140). Dass Gottlieb Wilhelm Rabener als Schriftsteller verstummte, nachdem er 1753 nach Dresden berufen wurde, hing gewiss nicht nur mit seiner Beförderung zum Steuerrat zusammen. Er wage es nicht, „in Deutschland [...] einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören, und schweigen, oder sich bessern muß“, schrieb er unter „Dresden, am 20. April 1755“ im Vorbericht zum vierten Teil seiner Satiren (vgl. Rabener 1755: +4). *Die Leiden des jungen Werthers*, ein Text, der eine junge Generation zutiefst erschütterte und auch in der Karlsschule gelesen wurde, fand strikte Ablehnung (Jäckel 1987: 214 f.).

Kurfürst Friedrich August III. versuchte nach der ausschweifenden Festkultur seines Großvaters und Urgroßvaters in den Jahren des „Retablissemments“ sein Land redlich und lauter zu regieren, in absoluter Übereinstimmung mit den Gesetzen. Es gab keine Mätressenwirtschaft, keinen Soldatenhandel; doch man sagte, er habe nie seinen Fuß auf eine Straße Dresdens gesetzt. Sein Verhältnis zur Literatur war nicht allzu innig; Herder war 1803 als einziger Dichter in Audienz empfangen worden. Gleichwohl liest man in einer satirischen Schrift von 1805, die sich auf den verfeimten Georg Friedrich Rebmann beruft, dass es um die Moral doch nicht allzu streng bestellt sein konnte. Lexikonartig geordnete Artikel wie „Sitten“, „Galanteriekrankheiten“, „Kindermord“. „Ehen“ oder „Buhldirnen“ lassen auf ein anderes Bild der sozialen Verhältnisse schließen. Später hat sie Gustav Nieritz in seiner *Selbstbiographie*<sup>20</sup> gleichfalls genau beschrieben (vgl. Jäckel 1997). Auch Georg Rebmann vermerkt eine „Toleranz, welche man auf der andern Seite gegen üppige, sittenverderbende Schriften äußert. Man trifft ganze kleine Winkellesebibliotheken von unzüchtigen Büchern an, und die Zionswächter haben nichts dawider“. In seinen Reiseberichten und Selbstdarstellungen<sup>21</sup> hat er die Enge und Rückständigkeit des öffentlichen

20 Dresden, wie es ist und wie es sein sollte. Durch ein geschäftes Glas betrachtet von Rebmans Freunden, Wien, Berlin und Dresden (1805), S. 16, 32 ff., 51 f., 67 f.

21 Hans Kickindiewelts Reisen in alle vier Weltteile; Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern; Vollständige Geschichte meiner





Lebens, die Kleinlichkeit der Zensur, den knechtischen Untertanengeist um 1792/93 am genauesten dargestellt. Er ist wohl einer der ersten, der den menschheitlichen, um nicht zu sagen rebellischen Gehalt des Liedes *An die Freude* erkannt und journalistisch eingesetzt hat. Seiner Zeitschrift *Die Geißel*, die 1796 im zensurfreien dänischen Altona erschien, stellt er die letzten fünf Verse der Schlußstrophe als Motto voran, schreibt aber nicht „Untergang der Lügenbrut“, sondern „Höllnbrut“.

Da das Theater auch von Hof und Diplomatie besucht wurde, wirkte sich die Zensur bei den zwei wöchentlichen Aufführungen von Schauspielen besonders gravierend aus. „*Iphigenia* von Goethe ist noch nie gegeben worden; von Schillers *Piccolomini*, den man schon überall gesehen hat, weiss man hier nichts. Dass es einen Weisse, Klinger, Leisewitz gegeben habe, scheint man ganz vergessen zu haben. *Emilie Galotti*, *Clavigo* dienen gleichsam nur als Notbehelfe“, heißt es in einer zeitgenössischen kritischen Schrift<sup>22</sup>. Neben dem begrenzten Erwartungshorizont des Publikums und den Leistungen der Schauspieler hielt vor allem eine vorauseilende Zensur, besonders durch Körners Freund, den Oberhofmarschall von Racknitz, das Theater auf einem provinziellen Niveau. Am 10. Januar 1802 schrieb Körner im Zusammenhang mit dem Manuskript der *Turandot*: „Du hast keine Idee von den seltsamen Rücksichten, die man hier nimmt. Ein unglücklicher vertriebener König fürchte ich, wird schon Contrebande seyn. Er erinnert an Frankreich“ (NA 39 I, S. 168). Die Veränderungen, die Racknitz und der Schauspieldirektor Christian Wilhelm Opitz an der *Jungfrau von Orleans* vornahmen, waren fast grotesk. Körner berichtete am 27. Januar 1802, dem Tag nach der Premiere, davon:

Nur einige Beyspiele: Jungfrau erinnerte zu sehr an Jungfrau Maria, daher war der Titel Johanne d'Arc, und anstatt: Gott und die Jungfrau hieß es: Todt den Feinden, Sieg den Franzosen! – Vor diesen fränkischen Weichlingen zu fliehn?, hatte den französischen Gesandten beleidigen können; es hieß also: Vor dieser Handvoll Feinde – Für Gott wurde Himmel, für Teufel: böser Geist gesagt... Einige dieser Veränderungen mochten wohl dadurch veranlaßt werden, daß die Tochter des Churfürsten das Stück sehen sollte. Sie geht nur an einzelnen Tagen in das deutsche Schauspiel, und an diesen Tagen ist eine neue strengere Censur eingeführt (NA 39 I, S. 182 f.).

---

Verfolgungen und meiner Leiden. In: Georg Friedrich Rebmann, Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. von Hedwig Voegt, Werner Greiling und Wolfgang Ritschel, Berlin 1990. Das Zitat in Bd. 1, S. 598. Vgl. auch Günter Jäckel, Georg Friedrich Rebmann und Dresden. In: Dresdner Hefte 19 (1989).

<sup>22</sup> Kritik des sämtlichen Personals der Kurf. Sächs. Hofschauspielergesellschaft vom Verfasser des klugen Mannes auf dem Theater“ (Pröß 1878: 319 f.).





Am 13. Oktober 1808 schrieb Karl August Varnhagen von Ense nach einer Dresdner Aufführung des *Wilhelm Tell* an Rahel Levin: „[...] das Publikum war mäuschenstill bei den hundert ungeheuren Stellen, die man in Berlin rasend beklatschen würde in jetziger Zeit“<sup>23</sup>. Und „ein Besucher aus Sachsen [er war in der Weimarer "Freitagsgesellschaft" gewesen – Anm. von G. J.] fühlte sich [...] zu der Überlegung bemüßigt, warum wohl ‚solche literarische Zirkel‘ in Dresden ein Ding der Unmöglichkeit seien“<sup>24</sup>.

## 7. Die Insel

Man muss Schillers böses und oft zusammenhanglos zitiertes Wort vom 4. Dezember 1788 über die Kursachsen und die Dresdner (NA 25, S. 152) wohl aus solchen Zusammenhängen verstehen. Die Wüste, in der Körner zu leben verdammt sei, gerät Schiller zur bedrückenden Metapher einer geistigen Enge, die in der Residenz herrscht. Noch häufiger hat er Metaphern aus dem Umkreis des Meeres beschworen, gleichsam eine semantische Opposition zur höfischen Wirklichkeit: „ein großes dämmerndes Ganze ligt vor unsrer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darinn [...]. Wenn Du also in DresdenNeustadt hereinfährst, so wirf alle Ideale über Bord“, heißt es im elegischen Nachklang zu der Allegorie von der aufsteigenden Kugel<sup>25</sup>. Von „einer wüsten Insel“, auf der er ausgesetzt sei „vom ‚armen Robinson‘ ist „in Tharandt“ die Rede (NA 24, S. 90 und 91), und am 5. April 1787 schreibt er an den Schauspieler und Theaterleiter Wilhelm Großmann:

Dank für Ihr freundschaftliches Andenken lieber Großmann. Sie wollen wissen, wie ich mit meinem Schicksal zufrieden bin, aber Sie laßen mich nur errathen wie Sie es mit dem Ihrigen sind. Wir werden wunderbar auf diesem Globus herumgeworfen. Sie haben die Erfahrungen schon gemacht, mich erwarten sie noch. Wir sind zwei Taucher die bald hier bald dort aus dem großen Weltmeer den Kopf heraus strecken und wieder in die Tiefe sinken. Möchte es uns beiden bald so wohl werden, immer oben zu bleiben.

Hat er dabei an jene grandiose Stelle aus Kants *Kritik der reinen Vernunft*<sup>26</sup> gedacht, eine der wenigen, in denen dieser kühle Denker seine Gleichnisse zu großen poetischen Bildern erhebt? Wird ihn Körner, der Kantverehrer,

23 Zit. nach Börsch-Suphan (1990: 44).

24 Vgl. Boyle (1995, Bd. II: 140). Es ist die Weimarer „Freitagsgesellschaft“ gemeint.

25 An Huber, 5. Oktober 1785, NA 24, S. 26.

26 Vgl. *Elementarlehre*. II. Teil. I. Abt. II. Buch. III. Hauptstück. *Von dem Grunde der Unterscheidung aller Gegenstände überhaupt in Phaenomena und Noumena*.





darauf hingewiesen haben? „Dieses Land aber ist eine Insel“, schreibt Kant, „und durch die Natur selbst in unabänderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit [...], umgeben von einem weiten und stürmischen Ozeane, [...] wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflechtet, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann“.

Weimar wird für Schiller zu dieser Insel, nachdem er Dresden am 20. Juli 1787 verlassen hat. Die Kleinstadt vermag das zu geben, was der glänzenden kursächsischen Residenz fehlte: eine hohe literarische Kultur im Umkreis des lutherisch-aufklärerischen Hofes, eine moderate Autokratie, die Goethe mit der Freundschaft des acht Jahre jüngeren Herzogs Carl August zugleich in höchste Staatsämter führte und eine ökonomisch großzügig gestützte und relativ unabhängige Existenz bot. Vielleicht war es auch das freigeistigere Klima, das der erneuten Begegnung mit Charlotte von Kalb, der guten Bekannten aus den Tagen von Mannheim, förderlich war. Sie führt ihn, den Weimarer Rat seit 1784, in einer Form in die Gesellschaft ein, „was ihrem Verhältnis nach dem strengen Hofzeremoniell einen eheähnlichen Status verleiht“<sup>27</sup>. Hamburg und das Theater sind nun kein Thema mehr.

Doch die Insel Weimar bedeutete auch Ordnung, Amt, Ehe und Familie, vor allem das Ringen um ‚Classicität‘ als Kunst "in einem so prosaischen Zeitalter“ (NA 25, S. 225). Er wird als Dramatiker die Tragödien des Äschylos und Shakespeare zu vereinen suchen und die Idylle als eine Form der Ruhe in den Bewegungen der Revolutionszeit preisen. Die ästhetische Erziehung zu Schönheit und Harmonie in einer bürgerlichen Ordnung ist ihm der angemessene Ausdruck des Humanen. Dahinter steht eine wache und engagierte Unruhe des Geistes, die Sehnsucht nach einer Ferne, die Schiller nur in den Abenteuern der Fiktion fand. Nie hat er die Länder seiner Dichtungen – Italien, Spanien, Frankreich, England, die Schweiz – sehen können. In dem großen Monolog der Marfa aus *Demetrius* hat er etwas von dieser Spannung aus erzwungener Begrenztheit und erträumter Offenheit beschworen: „O warum bin ich hier geengt, gebunden, / Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl! / Du ew'ge Sonne, die den Erdenball / Umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche!“ Dies sind fast seine letzten poetischen Worte. Er hat sie Anfang Mai 1805 niedergeschrieben. Als Mediziner wusste er bald nach seiner schweren Krankheit von 1791, dass seine Zeit begrenzt war. Unter Krisen und Schmerzen hat er auf der Insel Weimar sein

27 Alt (2000/Bd. 1.: 538).





gewaltiges Werk geschaffen. Ohne die 22 Monate in Dresden wäre das kaum möglich gewesen.

### Literatur

- Alt, Peter-André (2000): Schillers Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie. 2 Bde. München.
- Biedermann Freih. v., Flodohard (1961): Schillers Gespräche. Nr. 68. München.
- Boyle, Nicholas (1995): Goethe. Der Dichter in seiner Zeit. Band I. München 1995.
- Börsch-Suphan, Helmut (1990): Dresden 1803-1809. Bildende Kunst zwischen Alter und Jugend. In: Kleist-Jahrbuch 1990.
- Dieckmann, Friedrich (2005): "Diesen Kuß der ganzen Welt!" Der junge Mann Schiller. Frankfurt am Main/Leipzig.
- Des Herrn von Loen gesammelte kleine Schrifften. Besorgt und heraus gegeben von J. G. Schneidern. Erster Theil. Franckfurt und Leipzig 1750.
- Dresden, wie es ist und wie es sein sollte. Durch ein geschäftes Glas betrachtet von Rebmanns Freunden, Wien, Berlin und Dresden (1805).
- Erinnerungen an Gotthold Ephraim Lessing. Ein Wort zum Schutz des Humanismus und zur Erhaltung alter Zucht und Lehre. Meissen 1841.
- Güntter, Otto/ Witkowski, Georg (Hrsg.)(o.J.): Schillers Werke. Vollständige, historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Teilen. Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart.
- Herder, Gottfried Joh. (an Knebel, Weimar 28. u. 29. August 1785), Briefe. Gesamtausgabe. Bearbeitet von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold, Bd. 5, Weimar 1979.
- Jäckel, Günter (Hrsg.)(1969): Frauen der Goethezeit in ihren Briefen. Berlin.
- Jäckel, Günter (Hrsg.)(1987): Dresden zur Goethezeit. Berlin.
- Jäckel, Günter (1889): Georg Friedrich Rebmann und Dresden. In: Dresdner Hefte 19 (1989).
- Jäckel, Günter (1997): Gustav Nieritz, Selbstbiographie. Dresden.
- Kant, Immanuel, Kritik der reinen Vernunft (Elementarlehre. II. Teil. I. Abt. II. Buch. III. Hauptstück. „Von dem Grunde der Unterscheidung aller Gegenstände überhaupt in Phaenomena und Noumena“.
- Litzmann, Berthold (1883): Chr. L. Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Berlin und Leipzig
- Nentwig, Franziska (1992): Chr. G. Körner. Sein Leben und seine Bedeutung in der Entwicklung der Dresdner Musikkultur während der Jahre 1785 bis 1815. Diss. TU Dresden.
- Norbert Öllers (1905): Schiller. Elend der Geschichte, Glanz der Kunst. Stuttgart.
- Pröß Robert (1878): Kritik des sämmtlichen Personals der Kurf. Sächs. Hofschauspielergesellschaft vom Verfasser des klugen Mannes auf dem Theater. In: Geschichte des Hoftheaters in Dresden. Dresden.
- Rabener, Wilhelm (1755): Sammlung satyrischer Schrifften. Leipzig.
- Rachel, Paul (1902): Elisa von der Recke. Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren. Bd. II. Leipzig.
- Schillers Werke. Vollständige, historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Teilen. Hrsg. v. Otto Güntter und Georg Witkowski, Leipzig o. J. Bd. 19.





Schillers Werke. Nationalausgabe, Weimar 1943.

Staël, Germaine de, Über Deutschland, Stuttgart (RUB).

Stern, Adolf (Hrsg.)(1881): Christian Gottfried Körner. Gesammelte Schriften. Leipzig.

Streicher, Andreas (o.J.): Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782-1785. Hrsg. v. J. Wychgram, Leipzig (RUB).

Voegt, Hedwig/ Greiling, Werner/ Ritschel, Wolfgang (Hrsg.) (1990): Georg Friedrich Rebmann. Werke und Briefe in drei Bänden. Berlin.





## Die Autorinnen und Autoren der Beiträge

### **Maria Biskup**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: maria.biskup@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Angewandte Linguistik (Übersetzungswissenschaften), historische Semantik, Wortbildung.

### **Waldemar Czachur**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: waldemar.czachur@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Text- und Diskurslinguistik, kontrastive Linguistik, kognitive Semantik, Ethnolinguistik und deutsch-polnische Beziehungen.

### **Marta Czyżewska**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: m.czyzewska@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Lexikologie, Phraseologie, Sprachpurismus, Sprachkontaktforschung, Rechtslinguistik, Pressesprache, Wortbildung, Translatorik.

### **Ulla Fix**

Prof. em. Dr. habil.

Universität Leipzig, Institut für Germanistik

Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig, Deutschland

E-Mail: u.fix@t-online.de

Forschungsinteressen: Textlinguistik, Stilistik.



**Agnieszka Frączek**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [afraczek@uw.edu.pl](mailto:afraczek@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: Lexikologie, Lexikographie, kontrastive Linguistik.

**Danuta Fraczyk**

Dr. phil.

Universität Leipzig, Institut für Slavistik

Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig, Deutschland

E-Mail: [dfraczyk@yahoo.de](mailto:dfraczyk@yahoo.de)

Forschungsinteressen: kontrastive Linguistik, deskriptive Grammatik (v.a. Morphologie und Syntax der deutschen Sprache), Partikellinguistik, Kollokationen.

**Ireneusz Gaworski**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [i.gaworski@uw.edu.pl](mailto:i.gaworski@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: kontrastive Probleme des Sprachenpaares Deutsch-Polnisch, Fehlerkunde, Rolle der Grammatik und Übersetzung im modernen DaF-Unterricht, beschreibende Grammatik der deutschen Sprache.

**Edyta Grotek**

Dr. phil.

Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Katedra Filologii Germańskiej

Fosa Staromiejska 3, 87-100 Toruń, Polen

E-Mail: [edyta.grotek@umk.pl](mailto:edyta.grotek@umk.pl)

Forschungsinteressen: Semantik, Ethno- und Soziolinguistik.

**Katarzyna Grzywka**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [k.grzywka@uw.edu.pl](mailto:k.grzywka@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: Korrespondenz der Künste, insbesondere Literatur-Musik-Beziehungen, Salonkultur, Märchenforschung, Kulturtransfer, Raumotive in der Literatur.





### **Margot Heinemann**

Prof. em. Dr. habil.

04249 Leipzig, Barbussestr. 22, Deutschland

E-Mail: [margotheinemann@gmx.de](mailto:margotheinemann@gmx.de)

Forschungsinteressen: Textlinguistik, Jugendsprache, Stereotypenforschung, DaF.

### **Wolfgang Heinemann**

Prof. em. Dr. habil.

04249 Leipzig, Barbussestr. 22, Deutschland

E-Mail: [wheinemann@gmx.de](mailto:wheinemann@gmx.de)

Forschungsinteressen: Textlinguistik, Stilistik, Diskursanalyse, DaF, Pragmatik.

### **Günter Jäckel**

Prof. em. Dr. phil. habil.

Forschungsinteressen: Tagebücher Viktor Klemperers, Literatur der Reformationszeit, Literatur und Kultur von Dresden.

### **Ewa Jarosińska**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [e.jarosinska@uw.edu.pl](mailto:e.jarosinska@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: kontrastive Untersuchungen Deutsch/Niederländisch mit besonderer Berücksichtigung der Syntax und der Phraseologie.

### **Anna Just**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [a.just@uw.edu.pl](mailto:a.just@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: Geschichte der deutschen Sprache, historische Linguistik, deutsche Schriftgeschichte, deutschsprachige (Presse-)Polonica der frühen Neuzeit, Handschriftenlesen.

### **Norbert Leszek Karczmarczyk**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [norbert.karczmarczyk@uw.edu.pl](mailto:norbert.karczmarczyk@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: Metalinguistik, Sprachphilosophie und -psychologie.



**Lech Kolago**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: lech.kolago@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Korrespondenz der Künste, insbesondere Literatur-Musik-Beziehungen, Metrik, Verskunst, Kulturtransfer.

**Lutz Kuntzsch**

Dr. phil.

Gesellschaft für deutsche Sprache, e. V.

Spiegelgasse 13, 651983 Wiesbaden, Deutschland

E-Mail: luku@gfds.de

Arbeitsschwerpunkte: Sprachberatung, Textlinguistik, Aktueller Wortschatz, Entwicklungstendenzen, Verwaltungskommunikation.

**Grażyna Kwiecińska**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: g.kwiecinska@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der Zwanziger Jahre/Weimarer Republik und neuere österreichische Literatur.

**Grażyna Łopuszańska**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Gdański, Instytut Filologii Germańskiej

ul. Wita Stwosza 55, 80-952 Gdańsk, Polen

E-Mail: filgl@ug.edu.pl

Forschungsinteressen: Sprache und Gesellschaft. Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Sprachschichten. Sprachbarrieren. Schichtenspezifischer Sprachgebrauch. Gesprochene Sprache. Sprachvariante. Variationslinguistik.

**Ewa Majewska**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: e.m.majewska@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Kontrastive Linguistik: Deutsch/Niederländisch, Namenkunde, Fachsprachenforschung.





**Tomasz G. Pszczółkowski**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: t.g.pszczolkowski@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Interkulturelle Kommunikation, deutsch-polnischer Kulturvergleich, Deutschlandforschung.

**Barbara Sandig**

Prof. Dr. habil.

Universität des Saarlandes, Fachrichtung 4.1 Germanistik

Im Stadtwald, 66041 Saarbrücken, Deutschland

E-Mail: b.sandig@mx.uni-saarland.de

Forschungsinteressen: Stil, Gesprächsanalyse, Textanalyse und Textsorten, Phraseologie.

**Czesława Schatte**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Adama Mickiewicza, Instytut Lingwistyki Stosowanej

ul. 28 Czerwca 1956 nr 198, 61-485 Poznań, Polen

E-Mail: czescha@amu.edu.pl

Forschungsinteressen: Morphologie und Syntax des Deutschen, deutsch-polnische kontrastive Grammatik, deutsche und kontrastive deutsch-polnische Phraseologie, Sprache der Werbung und von Gebrauchstexten, Probleme der Translorik und des Fremdsprachenunterrichts.

**Birgit Sekulski**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki

ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: b.sekulski@uw.edu.pl

Forschungsinteressen: Stilistik, Sprache der Politik, Semantik.

**Philipp Teichfischer**

Dr. phil.

Otto-von-Guericke Universität Magdeburg, Medizinische Fakultät, Institut für Geschichte, Ethik und Theorie der Medizin

Leipziger Str. 44, 39120 Magdeburg, Deutschland

E-Mail: philipp.teichfischer@med.ovgu.de

Forschungsinteressen: Allgemeine Geistes- und Wissenschaftsgeschichte, Ge-





schichte der Toxikologie und Pharmakologie, Geschichte, Ethik und Theorie alternativer Heilverfahren, Theoretische Philosophie (Erkenntnistheorie, Sprachphilosophie, Philosophie des Geistes).

**Zenon Weigt**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Łódzki, Katedra Językoznawstwa Niemieckiego i Stosowanego  
ul. Sienkiewicza 21, 90-114 Łódź, Polen

E-Mail: [weize@uni.lodz.pl](mailto:weize@uni.lodz.pl)

Forschungsinteressen: Textlinguistik, Fachsprachenforschung, Translatorik, Zeitungsforschung, deutsch-polnische vergleichende Studien.

**Werner Westphal**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Szczeciński, Instytut Filologii Germańskiej  
ul. Rycerska 3, 70-537 Szczecin, Polen

E-Mail: [westphal-greifswald@t-online.de](mailto:westphal-greifswald@t-online.de)

Forschungsinteressen: Textlinguistik, Diskursanalyse, Wirtschaftskommunikation, Pragmatik.

**Józef Wiktorowicz**

Prof. Dr. habil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki  
ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [j.wiktorowicz@uw.edu.pl](mailto:j.wiktorowicz@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: historische Linguistik des Deutschen, historische Semantik und Textlinguistik, beschreibende Grammatik.

**Kinga Zielińska**

Dr. phil.

Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki  
ul. Browarna 8/10, 00-311 Warszawa, Polen

E-Mail: [kinga.zielinska@uw.edu.pl](mailto:kinga.zielinska@uw.edu.pl)

Forschungsinteressen: Kontrastive Linguistik, Semantik.





## Abstracts

### **Maria Biskup/Kinga Zielińska – Wortbildungsmodelle im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel der substantivischen Komposita mit dem Erstglied *Hirn***

Der Aufsatz befasst sich mit einigen Veränderungen und Entwicklungstendenzen im Bereich des medizinischen Wortschatzes. Der Schwerpunkt der Untersuchungen liegt auf der semantisch-morphologischen Analyse substantivischer Komposita, die im medizinischen Wortschatz des 19. und 20. Jahrhunderts auftraten. Die empirische Grundlage der Untersuchung bildet ein über 170 lexikalische Einheiten umfassendes Korpus, das ausschließlich aus Komposita mit *Hirn* als Erstglied besteht. Die Komposita werden zunächst im Hinblick auf ihre morphologische Struktur analysiert, dann werden die semantischen Relationen, die zwischen den einzelnen Gliedern bestehen, dargestellt. Auf der Basis dieser morphologisch-semantischen Analyse werden allgemeine Entwicklungstendenzen im hier ausgewählten Bereich des Wortschatzes beschrieben.

### **Waldemar Czachur – Wie aus *Wende*, *Umsturz* und *Mauerfall* doch noch eine *friedliche Revolution* wurde – Zur konzeptionellen und sprachlichen Kreativität im aktuellen Erinnerungsdiskurs in Deutschland**

In der Arbeit wird der Gebrauch von sprachlichen Bezeichnungen, die sich auf die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in der DDR beziehen, untersucht. Dabei wird sowohl der Sprachgebrauch im öffentlichen deutschen Diskurs in den Jahren 1989-1990 als auch der Sprachgebrauch im aktuellen Erinnerungsdiskurs an diese Ereignisse untersucht. Die Analyse zeigt, dass es im heutigen Erinnerungsdiskurs ausgehend von einer Bezeichnungsvielzahl zur semantischen Konsolidierung zugunsten des Schlagwortes *friedliche Revolution* gekommen ist. Dieser semantisch-diskursive Wandel ergibt sich aus denjenigen Strategien des Erinnerungsdiskurses, die auf die Hervorhebung der Aspekte Courage, Mut, Gewaltlosigkeit und Massenbewegung abzielen und dadurch ein positives Narrativ für diese Ereignisse erzeugen.





**Marta Czyżewska – „Denn wenn jetzt tatsächlich Berge versetzt wurden, war einer aus Gold dabei“ – Über kreative Abwandlungsmöglichkeiten von Phraseologismen in Presstexten**

Das Phänomen der Kreativität kommt mit auffallender Häufigkeit in Presstexten zum Ausdruck. Dazu tragen u.a. (im besonderen Ausmaß) phraseologische Wortverbindungen bei, die aufgrund ihrer Bildhaftigkeit und Ausdruckstärke von Journalisten und Werbeleuten als Mittel der Sprachbelebung sehr gerne eingesetzt werden. Den Gegenstand des Beitrags bilden diverse Modifizierungen von Phraseologismen, die textgebunden, einmalig und flüchtig vorkommen. Die Autorin schildert an zahlreichen Beispielen, wie Phraseologismen in modifizierter Form kreativ in Texte eingeflochten werden, um diese interessanter zu gestalten und dadurch das Interesse des Lesers zu fesseln.

**Ulla Fix – Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität**

Unser Sprachgebrauch ist in vieler Hinsicht reproduktiv. Wir formulieren nicht immer neu, sondern greifen auf Vorgegebenes zurück, so auch auf Textvorgaben, die wir als Musterwissen verinnerlicht haben. Textmuster sind Möglichkeitsfelder mit erwartbaren Elementen und Spielräumen für individuelle Ausfüllung. Diese kann darin bestehen, von Mustern abzuweichen bzw. sie zu mischen. Beide Verfahren machen uns die Normen und die Möglichkeiten des kreativen Umgangs mit ihnen bewusster. Dies wird an zwei Beispielen gezeigt.

**Agnieszka Frączyk – Beispielsätze, Kollokationen und Phraseologismen im *Polnischen Hand-Büchlein* von Jan Ernesti aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die makro- und mikrostrukturelle Charakteristik**

Gegenstand dieser Studie sind Wortgruppen, die in Ernestis deutsch-polnischem Wörterbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert vorkommen und die Anwendung von Stichwörtern widerspiegeln. Analysiert werden ausschließlich die mehrgliedrigen Lemmata, welche in der Makrostruktur des Wörterbuchs zahlreich vertreten sind. Gesondert erforscht und beschrieben werden Beispielsätze, Kollokationen und schließlich Phraseologismen, die zur Mikrostruktur des Wörterbuchs gehören.

**Danuta Frączyk – Interjektionen in der Chatstilistik**

Interjektionen werden in der Schriftsprache verwendet, um den Texten eine lebendige Note zu verleihen und die gesprochene Sprache nachzuahmen. In der Chatsprache signalisieren sie eine soziale und referentielle Nähe (Bezug auf das ICH-JETZT-HIER). Der Beitrag setzt sich mit dem Phänomen der Interjektionen im Chat auseinander. Im Vordergrund steht die Frage, wie





die Interjektionen und die „Interjektionsemoticons“ im Chat verwendet werden, welche emotiven Inhalte sie vermitteln und wie sie die Stilistik der Chatkommunikation unterstützen. Berücksichtigt werden vor allem die sog. Interjektionen im engeren Sinne, also keine Onomatopoeika und keine ‚sekundären‘ Interjektionen.

### **Ireneusz Gaworski – Die protestantische Erbauungsliteratur als Grundlage diachroner Erforschung des Deutschen**

Das Auftreten Martin Luthers und der Ausbruch der Reformation hatten unter vielen anderen zwei besonders wichtige, miteinander unzertrennlich verbundene Implikationen – die eine auf dem Gebiet des Schrifttums, die andere im Bereich der Sprachentwicklung. Einerseits gab die Reformation einen starken Anstoß zur Entfaltung und Verbreitung des religiösen Erbauungsschrifttums, dessen Ziele und Funktionen neu interpretiert werden mussten. Es kam folglich zu gravierenden Veränderungen im damaligen Spektrum der Textsorten. Diese Veränderungen sowie die Bibleindeutschung begünstigten und beschleunigten auf der anderen Seite die Entwicklung der deutschen Sprache, den Übergang vom Früh- zum Neuhochdeutschen. Protestantische Erbauungstexte können daher als eine sehr gute Grundlage für die Erforschung des Deutschen in dieser wichtigen Entwicklungsperiode dienen. Von dieser Annahme ausgehend, wird im folgenden Beitrag versucht, die für die Sprachdiachronie wichtigen sprachlichen, rhetorischen und kommunikativ-pragmatischen Merkmale dreier repräsentativer Textsorten dieser literarischen Gattung (Predigt, Leichenpredigt, Andacht) zu schildern.

### **Edyta Grotek – *Johnnie Walker* versus *Johann Spaziergänger* und *Jaś Wędrawniczek*. Einige Gedanken zu der (Un)Kreativität bei der Übersetzung von Speisekarten**

Mit dem Beitrag wird bezweckt, einige Probleme, die bei der Übersetzung von Speisekarten auftauchen, aufzuzeigen und einen Lösungsansatz vorzuschlagen. Von der Kreativitätsforschung ausgehend, wird kurz die Problematik der kreativen Übersetzung in Anlehnung an u.a. Kußmaul und Heiden angesprochen. Der Darstellung möglicher Funktionen von Speisekarten folgt eine auf meiner Übersetzungspraxis basierende Besprechung einiger deutschsprachiger Speisenamen und ihrer polnischen Äquivalente, welche einerseits der pragmatischen Funktion der Speisekarte, andererseits aber auch der hier als sekundär angesehenen Marketingfunktion der Karten genügen sollen.





### **Katarzyna Grzywka – „... aber die zwei Tauben saßen stets auf seinen Schultern und sagten ihm alles ins Ohr“. Zu dem Märchentyp *Die drei Sprachen* (ATU 671)**

Das Ziel des Beitrages ist es, drei Varianten des Märchentyps *Die drei Sprachen* (ATU 671) zu analysieren: die aus dem 14. Jahrhundert stammende Erzählung „Die Prophezeiung erfüllt sich“, die Grimmschen *Drei Sprachen* (KHM 33) und den schweizerischen Text *Der gescheite Hanse* aus der Sammlung *Sagen und Märchen aus dem Oberwallis* von Johannes Jegerlehner (1871-1937). Jegerlehners Märchen variiert die schon aus den zwei erwähnten Erzählungen wohlbekannten Motive und endet märchenhaft glücklich. Zwar ist die Reihenfolge der im Text auftretenden Tiere und die von ihnen dem Helden vermittelten Botschaften anders als bei den Grimms, der Kern der zu einem guten Ende führenden Handlung bleibt aber stabil. Ebenfalls intakt scheint die Bedeutung der in all den untersuchten Texten thematisierten Tiersprachen zu sein, die auch manches über die sogenannte Phänomenologie des Märchens, über das Prinzip der Allverbundenheit und der Eindimensionalität besagt: Denn einerseits wird „der isolierte Held“ dank seiner Fähigkeit, Tiersprachen zu verstehen, zum mit der ihn umgebenden Natur „Verbundenen“ oder – um vom Vokabular Max Lüthi Gebrauch zu machen – „Allverbundenen“. Und andererseits deutet diese Fertigkeit auf jenes Charakteristikum der Märchengestalt hin, das Lüthi als „Eindimensionalität“ bezeichnet und das sich darin äußert, dass im Märchen der Held, der sprechenden Tieren begegnet, weder Verwunderung noch Angst zeigt.

### **Margot Heinemann – Kreative Jugend – Stile**

Der Artikel geht von der terminologischen Vielfalt für das Phänomen „Jugendsprache“ aus und fragt nach den Gründen der unterschiedlichen Zuordnung zu „Varietät“, „Soziolekt“, „Stil“ oder gar zu „Jugend-Sprachen“. Es steht die Frage im Raum, ob es sich um eine Vielfalt der theoretischen Ansätze handelt oder um das Fehlen eines überzeugenden theoretischen Ansatzes. Die anfängliche Glossarmethode, die etwa Anfang der 80er Jahre durch umfangreiche Textuntersuchungen abgelöst wurde, hat – neben der Popularisierung durch die Massenmedien – zum Eindruck einer homogenen Jugend und Jugendsprache beigetragen, der von der Forschung so nie vertreten wurde. In einem kurzen historischen Abriss werden die Schwierigkeiten der Methodologie, jugendspezifisches Sprachverhalten zu erfassen, an einigen Beispielen demonstriert.



**Wolfgang Heinemann – Praktische Stilistik und Ratgeberliteratur**

Der Beitrag beschreibt Konzepte und Wirkungen der sogenannten „Praktischen Stilistik“ in Deutschland. Die Bemühungen, Einsichten in das stilistische Funktionieren kommunikativer Sprech- und Schreibakte auch einem breiten Publikum zu vermitteln, wurden zwar von der sogenannten „theoretischen“ Stilistik – wegen Vereinfachungen und Verkürzungen – oft als „Populärstilistik“ abgewertet. Die kommunikative Praxis aber zeigt, dass sowohl die Ratgeber für die Schrift- und Sprechkommunikation als auch die Stillehren eine außerordentlich positive Rolle in Deutschland gespielt haben (und spielen), indem sie Millionen Bürgern in Sprach- und Stilfragen Rat und praktische Hilfe gaben.

**Ewa Jarosińska – Zu einigen Besonderheiten der Rahmung und Ausrahmung im Deutschen und im Niederländischen**

Das Ziel dieses Beitrags ist eine kontrastive Gegenüberstellung von zwei verwandten Sprachen – dem Deutschen und Niederländischen – im Bereich der Syntax. Im Fokus stehen dabei die Erscheinung der Klammerbildung sowie die Ausklammerung in beiden Sprachsystemen.

**Günter Jäckel – Warum Schiller nicht in Dresden bleiben wollte**

Nach Schillers Flucht aus Stuttgart und seinem Engagement am Mannheimer Theater (1783/84) führte es ihn über Leipzig (April 1785) schließlich nach Dresden (September 1785) in den engeren Kreis um Christian Gottfried Körner, der ihm Mäzen und Freund zugleich wurde. In den fast zwei Jahren, die Schiller in Dresden bzw. unmittelbarer Umgebung Dresdens verbrachte, entwickelte sich die für das deutsche Geistesleben so ertragreiche Freundschaft zweier wahlverwandter Geister. Im vorliegenden Beitrag wird ein Ausschnitt aus Schillers von Enthusiasmus und Schaffenskraft, aber auch Depression und Untätigkeit geprägtem Lebens- und Arbeitsrhythmus vor dem kulturgeschichtlichen Hintergrund der damaligen Dresdner Verhältnisse geliefert. Anfangs mit euphorischer Empfindsamkeit begrüßt, gerät ihm Dresden rückblickend zu einer Metapher bedrückender geistiger Enge, aus der er schließlich im Juli 1787 nach Weimar entweicht. Die Kleinstadt vermag ihm das zu geben, was der glänzenden kursächsischen Residenz fehlte: eine hohe literarische Kultur im Umkreis des lutherisch-aufklärerischen Hofes und eine moderate Autokratie. Weimar bedeutete auch Ordnung, Amt, Ehe und Familie, vor allem das Ringen um „Classicität“ als Kunst. Unter dem Schiller eigenen existentiellen Auf und Ab hat er in Weimar sein gewaltiges Werk geschaffen. Ohne die 22 Monate in Dresden wäre das kaum möglich gewesen.





### **Anna Just – Sprachliche Mittel der Persuasion in deutschsprachigen Pressepolonica des 16. Jahrhunderts**

Der Beitrag beschäftigt sich mit der These, dass gedruckte Presstexte seit ihren Anfängen im ausgehenden 15. Jahrhundert neben ihrer rein informierenden auch eine persuasive Funktion erfüllten. Durch eine gezielte sprachliche Gestaltung der zu übermittelnden Nachricht vermochten die Berichterstatter die Öffentlichkeit nicht nur zu informieren, sondern auch die Anschauung der Empfänger zu beeinflussen. Am Beispiel des frühneuzeitlichen Vorgängermediums der periodischen Presse, wie es mit den Flugblättern und -schriften vorliegt, wird hier gezeigt, wie durch eine gezielte Auswahl und einen geschickten, gut durchdachten Einsatz von sprachlichen Mitteln ein Text meinungsbildend wirken kann, und welcher sprachlichen Mittel der Persuasion sich die frühneuzeitlichen Berichterstatter bedient haben, um die gewünschte Wirkabsicht der eigenen sprachlichen Äußerung beim Rezipienten zu erreichen, ohne durchschaut zu werden.

### **Norbert Karczmarczyk – Die Metaphernkritik und der kreative Umgang mit Metaphern bei Hugo Schuchardt**

Im Artikel wird die Einstellung von Hugo Schuchardt zum Metaphorischen in der Wissenschaft im Allgemeinen und in der Sprachwissenschaft im Besonderen bündig dargestellt. Anhand von zahlreichen Zitaten wird seine scharfe Kritik an einigen in der Sprachforschung des 19. Jahrhunderts gängigen, zu falschen Überzeugungen verleitenden Bildern gezeigt. Sein eigener Metapherngebrauch kann dabei als eine für die Wissenschaft mustergültige Lösung der Frage des Metaphorischen anerkannt werden.

### **Lech Kolago – Heimito von Doderers Bekenntnis zur Sprache am Beispiel seines Werkes *Divertimento No II***

Heimito von Doderer (1896-1966) gilt in der literarischen Gegenwart als Schriftsteller, der der Sprache den Vorrang vor dem Inhalt verliehen hat. Er wird für einen Künstler des Wortes gehalten. Seine Werke zählen zu den wesentlichen Sprachdenkmälern unserer Zeit. Sein Bekenntnis zur Sprache resultierte aus dem Zweifel an der Möglichkeit der Erneuerung des Menschen durch die überlieferten Kunst- und Ausdrucksmittel in der Literatur. Die Sprache ist für ihn zur Phrase herabgesunken und wurde zum Sinnbild einer geistleeren Zivilisation und verlogenen Gesellschaft. Sie ist nicht mehr Ausdruck subjektiv-individueller Meinungen und Äußerungen, sie ist kein Kommunikationsmittel zwischen den Menschen mehr. Die Erneuerung des Menschen, die Menschwerdung und Apperzeption werden in den Werken Doderers durch eine Neuschöpfung des Wortes ermöglicht. Die Kate-





gorie „Apperzeption“ ist ein Zentralbegriff des gesamten Werkes. Doderer deutet ihn sehr frei – als ‚offen aufnehmen‘. Der Gegenbegriff ist Apperzeptions-Verweigerung, „Deperzeption“. Der Offenheit für das Wirkliche steht gegenüber die Verweigerung dieser Offenheit als ein Moment des Unschöpferischen. Deperzeption ist für Doderer die Bedingung für das Entstehen von Ideologien, für die Revolution, für die Vorstellung vom Primat der Politik. Das Medium, ja die Weise der Verwirklichung von Apperzeption aber ist die Sprache. In der Sprache verwirklicht sich das offene Aufnehmen der Welt.

**Lutz Kuntzsch – Die „Wörter des Jahres“ als Teil des kulturgeschichtlichen Diskurses und als Ausdruck des kreativen Umgangs mit aktuellem Wortschatz**

Die seit 1971 von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) durchgeführte Aktion „Wort des Jahres“ verkörpert in besonderem Maße den kreativen Umgang mit Sprache im Laufe eines Jahres und darüber hinaus. So ist es äußerst aufschlussreich, neues Wortmaterial zu sammeln, zu dokumentieren und in verschiedenen Phasen der Sprachbetrachtung und Sprachvermittlung zu nutzen. Im Beitrag werden einige der fast 300 bisher gewählten „Wörter des Jahres“ von verschiedenen Seiten beleuchtet und in gesellschaftliche, kontextuelle und grammatische Zusammenhänge gestellt. Damit zeigt sich im Sinne von Wolfgang Schramm der kreative Umgang mit Wörtern, Phrasen, Texten und mit Sprachen insgesamt.

**Grażyna Kwiecińska – Alte Stoffe in neuer Bearbeitung. Zu Wolfgang Bauers Stück *Herr Faust spielt Roulette***

Der österreichische Dramendichter Wolfgang Bauer (1941-2005) hat sich von Anbeginn seiner literarischen Tätigkeit kompromisslos mit den gesellschaftlichen Problemen seiner Heimat auseinandergesetzt. Jedoch ab Mitte der siebziger Jahre handeln seine Stücke nur noch scheinbar in einer realen Welt. Die Bühne wird zum Projektraum des Unterbewussten, für Traumvisionen, Halluzinationen und Rauschzustände seiner Protagonisten. Mit solch einer Traumvision haben wir es in *Herr Faust spielt Roulette* (1987) zu tun. Der Schauplatz – ein Casino verwandelt sich im Laufe der Handlung in das Arbeitszimmer des Wissenschaftlers, um schließlich zu dem zu werden, was es wirklich ist, zu einer Bühne. Der Architekt der Bühnenwelt (Gott) hat längst sein Interesse an ihr verloren und ist zum passiven Beobachter des Spiels geworden, und auch der Autor des Stücks (Wolfgang Bauer) wird in seiner Ratlosigkeit selbst zu einer szenischen Figur. Aber die Bauersche „Faust“-Fassung ist nicht nur eine Dekonstruktion von Goethes Faustmythos. Der Rou-





lette spielende Faust mit seiner Suche nach einem gesicherten System der wiederkehrenden Zahlen (der Gegenstand seiner Habilitation) ist das Sinnbild des heutigen, nach dem Sinn des Lebens fragenden Menschen.

### **Grażyna Łopuszańska – Zu den Präpositionen in den analytischen und synthetischen Sprachen**

Sprachen werden in analytische und synthetische unterteilt. Analytische Sprachen verwenden für die Realisierung syntaktischer Funktionen insbesondere Wortstellungsregularitäten oder Funktionswörter. Synthetische Sprachen drücken syntaktische Verhältnisse im Satz durch Affixe aus. Die diachronisch betrachtete Entwicklung der deutschen Sprache weist darauf hin, dass sich das Deutsche in der Übergangsphase von einer synthetischen zu einer analytischen Sprache befindet, was am Beispiel der Präpositionen deutlich zu beobachten ist.

### **Ewa Majewska – Griechische und lateinische Wortbildungselemente in der deutschen und niederländischen Fachsprache der Medizin**

Die Medizin hat ihre eigene Fachsprache, die sich von der Gemeinsprache hauptsächlich durch den Fachwortschatz (Terminologie) unterscheidet. Die medizinische Terminologie enthält eine relativ große Anzahl von Fremdwörtern, die überwiegend dem Griechischen und dem Lateinischen entstammen. Auch in der Wortbildung werden außer den heimischen Präfixen und Suffixen auch die griechischen und lateinischen Äquivalente eingesetzt, die die Bedeutung der Wörter eingrenzen oder präzisieren. Diese antiken Wortbildungselemente werden für zwei germanische Sprachen, das Deutsche und das Niederländische, analysiert und miteinander verglichen. Außer vielen Ähnlichkeiten und gleicher Bedeutung lassen sich aber zwischen ihnen auch Unterschiede in der morphologischen Form feststellen.

### **Tomasz Pszczołkowski – Kreativität, Originalität, Genialität – Über drei Grundbegriffe des schöpferischen Schaffensprozesses, speziell in den Geisteswissenschaften, zugleich eine Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur**

Kreativität, Originalität und Genialität sind drei Bestandteile des schöpferischen Schaffensprozesses, die miteinander aufs Engste verwoben sind, obwohl sie in dem Beitrag der Klarheit der Ausführungen halber einzeln untersucht worden sind. Eine Zusammenschau aller drei Bestandteile bietet erst das endgültige Ergebnis dieses Schaffensprozesses. Der Gradmesser der Kreativität, aber auch der Originalität und des seltensten von allen Bestandteilen des geistigen wie künstlerischen Schaffens – der Genialität – ist die geis-





tige bzw. künstlerische Leistung, d.h. das Werk eines Künstlers oder eines Wissenschaftlers. Im und durch das Werk objektivieren sich alle drei Eigenschaften des schöpferischen Menschen. Der Beitrag basiert auf Wörterbuchdefinitionen sowie einschlägigen Publikationen zu den besagten Begriffen.

### **Gisela Ros – Phänomene sprachlicher Unbestimmtheit. Vagheit und Mehrdeutigkeit in System und Text**

Phänomene sprachlicher Unbestimmtheit führen die Auffassung von klar umgrenzten, wohldefinierten Ausdrücken ad absurdum. Ihre Erscheinungsvielfalt beruht auf sprachlichen wie außersprachlichen Faktoren. Demzufolge reichen auch die Lösungsstrategien von diskurssemantischen Decodierungsverfahren über logische Techniken bis hin zu pragmatischen Entschlüsselungsmethoden, die diskursive Referenzen sichtbar machen. Vagheit und Mehrdeutigkeit fördern den kreativen Umgang mit Sprache. Das Wissen um ihre Leistung und ihre Einsatzmöglichkeiten nimmt nicht nur die Angst vor Missverständnissen, sondern bietet vielmehr ein Optimum an Ausdrucksvielfalt.

### **Barbara Sandig – Stilauffassung und kreative Methoden der Stilanerkennung**

Stil hat eine komplexe Struktur, die wir aufgrund unseres Stil- und Kommunikationswissens als „typisch“, „individuell“, „Epochenstil“ etc. interpretieren können. D.h., die Stilrezeption ist entscheidend für die Interpretation der Stilstruktur. Im Beitrag werden unterschiedliche Methoden der rationalen und emotionalen Stilrezeption besprochen, die von verschiedenen Autoren erarbeitet wurden. Schließlich geht es auch um kreative Methoden im Umgang mit Stil, vor allem literarischer Texte.

### **Czesława Schatte – Kreativität und intertextuelle Bezüge in deutschen und polnischen Presseüberschriften**

Presseüberschriften erfüllen neben ihrer den jeweiligen Beitrag identifizierenden auch eine pragmatische Funktion des Blickfangs und der Aufmerksamkeitslenkung der Leser auf gerade diesen Beitrag. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, werden Überschriften sprachlich mit Hilfe ähnlicher Techniken wie Werbeschlagzeilen gestaltet. Dazu gehört u.a. die Nutzung von dem Leser aus anderen Texten bekannten und in seinem Gedächtnis schon verankerten Textfragmenten, die eventuell einer kreativen, vorzugsweise humorvollen Abwandlung unterzogen werden. Auf diese Weise entstehen zwischen den neuen und den Hintergrundtexten intertextuelle Bezüge, die beim Leser Assoziationen hervorrufen und sein Interesse an dem so betitelten





Beitrag wecken. Der Artikel zeigt, welche Texte vorrangig als Prätexte gewählt und welchen Modifikationstechniken sie unterzogen werden.

### **Birgit Sekulski – Schreibkompetenz, neue Medien und Emotionen. Eine Miszelle**

Im Beitrag wird eine aktuelle Studie zum Verhältnis von Schreibverhalten sowie Schreibkompetenz Jugendlicher und neuen Medien vorgestellt und mit einer neuen Sichtweise der Kategorie „Emotion“ in Beziehung gesetzt. Daraus resultiert die Aufforderung, die vorhandenen konventionellen Textmuster und Urteile über das Schreibverhalten von Jugendlichen unter dem Aspekt der Neubewerteten Emotionen einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

### **Zenon Weigt – Fachtexte als Gegenstand der Didaktik**

Fachtexte sind seit den 70er Jahren zum Forschungsobjekt und später zum Gegenstand der Didaktik geworden. Sie spielen beim Erwerb von Sprach-, Sach- und interkulturellen Kompetenzen im Studium eine wichtige Rolle und tragen zur Bereicherung und Vertiefung des Weltwissens bei den Studierenden bei. Es ist zu beachten, dass Fachtexte durch besondere Sprachspezifika geprägt sind, worauf besonders im Übersetzungsunterricht viel Wert gelegt werden sollte. Der Autor ist von den vielfältigen Vorteilen der Integration der Fachübersetzung in die universitäre Philologenausbildung überzeugt, zumal eine solche Integration den Anforderungen des heutigen Arbeitsmarktes entgegenkommen würde.

### **Werner Westphal – Stil und Text im Linguistikdiskurs der „Greifswalder Schule“**

Der Zusammenhang zwischen Text- und Stilkompetenz wurde in den 80er Jahren intensiv innerhalb des Linguistikdiskurses der DDR thematisiert. Exemplarisch dafür stehen u.a. die Arbeiten der „Greifswalder Schule“ um den Philologen Wolfgang Spiewok. Textproduktion wurde in der „Greifswalder Schule“ als Ergebnis eines schöpferischen Prozesses „sprachlich-produktiver Tätigkeit“ aufgefasst. Damit in Verbindung standen u.a. folgende Begriffe: globales Textmusterwissen, Illokutionswissen, Stilmuster und Formulierungsmuster. In (ideologischer) Abgrenzung zur westlichen Sprechakththeorie wurde der „Tätigkeitsbegriff“ bevorzugt, der aus der sowjetischen Psychologie entliehen wurde. Zu den Positionen der Greifswalder Schule gehörte die Auffassung, dass Text und Stil einander bedingen, aber nicht identisch sind. Textlinguistik und Stilistik wurden als komplementäre Disziplinen aufgefasst.





### **Józef Wiktorowicz – Zu grammatischen Funktionen der Konstruktion *würde* + Infinitiv in der deutschen Gegenwartssprache**

Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Analyse der Bedeutung und Verwendung der Konstruktion *würde* + Infinitiv in der deutschen Gegenwartssprache, die in den Grammatiken oft unzureichend oder sogar widersprüchlich dargestellt wird. Anhand von verschiedenen Texten aus der Gegenwartsliteratur beweist der Autor, dass diese Konstruktion eine selbstständige Funktion hat, die nicht durch den synthetischen Konjunktiv II ersetzt werden kann.







## Abstrakty

### **Maria Biskup/Kinga Zielińska – Modele słowotwórcze w XIX i XX wieku na przykładzie złożeń rzeczownikowych z pierwszym członem *Hirn***

Artykuł poświęcony jest zmianom oraz tendencjom w rozwoju słownictwa medycznego. Jego główną część stanowi analiza semantyczno-morfologiczna, której poddane zostały złozenia rzeczownikowe występujące w niemieckim słownictwie medycznym w XIX i XX wieku. W skład korpusu wchodzi ponad 170 jednostek leksykalnych, które jako pierwszy człon zawierają wyraz *Hirn* (mózg). W pierwszej kolejności zbadana została struktura morfologiczna złożeń, a następnie przedstawione zostały relacje semantyczne występujące między poszczególnymi członami. Na tej podstawie możliwe było wyodrębnienie głównych kategorii i wykazanie ogólnych tendencji w rozwoju słownictwa.

### **Waldemar Czachur – Jak z *przełomu, przewrotu i upadku muru* zrobiła się *pokojowa rewolucja* – O koncepcyjnej i językowej kreatywności w aktualnym dyskursie pamięci w Niemczech**

W artykule analizie zostały poddane słowa klucze z dyskursu publicznego w Niemczech z okresu przemian ustrojowych i społecznych w latach 1989–1990 oraz ich użycie w obecnym niemieckim dyskursie pamięci o tamtych czasach. Z analizy wynika, że aktualnie następuje silna konsolidacja semantyczna na rzecz pojęcia *friedliche Revolution* (*pokojowa rewolucja*). Przeobrażenia semantyczno-dyskursywne są przejawem strategii dyskursu pamięci mającego na celu budowanie pozytywnej narracji o wydarzeniach, podkreślając pokojowość, odwagę, zaangażowanie i masowość działań obywateli byłej NRD.

### **Marta Czyżewska – „Bo jeśli teraz rzeczywiście przeniesiono góry, to jedna z nich była ze złota” – O kreatywności zmodyfikowanych frazeologizmów w tekstach prasowych**

Z kreatywnością mamy bardzo często do czynienia w tekstach prasowych, gdzie fenomen ten znajduje swój szczególny wyraz za sprawą zwrotów fra-





zeologicznych. Frazeologizmy są ze względu na swoją obrazowość i siłę wyrazu bardzo chętnie wykorzystywane przez dziennikarzy i specjalistów od reklamy w celu uatrakcyjnienia wypowiedzi. Przedmiotem niniejszego artykułu jest przedstawienie różnorodności modyfikacji frazeologizmów, które pojawiają się w tekstach okazjonalnie i w określonym kontekście. Autorka przedstawia na licznych przykładach, jakim modyfikacjom mogą podlegać związki frazeologiczne i jak wpływa to na zwiększenie atrakcyjności tekstów.

### **Ulla Fix – Teksty między realizacją wzorca a kreatywnością**

Nasze użycie języka jest pod wieloma względami reprodukcyjne. Nie zawsze tworzymy coś nowego, lecz sięgamy po już istniejące wytyczne, które przejęliśmy jako wiedzę o wzorcach. Wzorce tekstu jako swego rodzaju siatka możliwości zawierają przeto zarówno elementy spodziewane (stałe, konieczne), jak i takie, którym można nadać indywidualną formę. Indywidualna realizacja może polegać również na odejściu od wzorca lub na jego pomieszaniu. Obie metody uświadamiają nam normy i możliwości kreatywnego traktowania wzorców, co pokazane jest w pracy na dwóch przykładach.

### **Agnieszka Frączek – Zdania przykładowe, kolokacje i frazeologizmy w słowniku *Polnisches Hand-Büchlein* Jana Ernestiego z XVII wieku. Charakterystyka makro- i mikrostrukturalna**

Przedmiotem artykułu są grupy wyrazowe, zawarte w mikrostrukturze siedemnastowiecznego słownika niemiecko-polskiego Jana Ernestiego i obrazujące użycie wyrazów hasłowych. Analizie poddano także hasła wielowyrazowe, licznie reprezentowane w makrostrukturze słownika. Osobno zbadane i opisane zostały zdania przykładowe, kolokacje, a wreszcie frazeologizmy.

### **Danuta Frączyk – Interjekcje w stylistyce komunikacji chatowej**

Interjekcje używane są w języku pisanym, by nadać tekstom cechę ożywienia, naśladując język mówiony. W języku chatu sygnalizują bliskość socjalną i referencyjną (odniesienie do JA-TERAZ-TUTAJ). Artykuł zajmuje się obszernym fenomenem interjekcji w chacie. Na pierwszym planie znajduje się kwestia, w jaki sposób używane są interjekcje i „emotikony interjekcyjne” w chacie, jakie treści emotywne przekazują i jak wspomagają stylistykę komunikacji chatowej. Uwzględnione zostały przede wszystkim tak zwane interjekcje właściwe, a więc leksemy oprócz onomatopei i interjekcji „sekundarnych”.

### **Ireneusz Gaworski – Protestantka literatura nabożna jako podstawa badań nad niemieczyzną w ujęciu diachronicznym**

Wystąpienie Marcina Lutera i wybuch reformacji miały – pośród wielu innych – dwie ważne, nierozzerwalnie ze sobą związane implikacje – jedną





w sferze piśmiennictwa, drugą w rozwoju języka. Z jednej strony te dwa fakty historyczne znacząco przyczyniły się do rozkwitu i upowszechnienia tzw. literatury nabożnej (*Erbauungsliteratur*), której cele i funkcje zostały w duchu reformacji na nowo zdefiniowane, a czego bezpośrednią konsekwencją był zanik wielu popularnych i powstanie nowych gatunków tekstów pisanych. Z drugiej strony to właśnie wspomniane przemiany i dokonany przez Lutra przekład Biblii przyspieszyły rozwój języka niemieckiego, sprzyjały unifikacji jego ówczesnej formy (*Frühneuhochdeutsch*) i w konsekwencji powstaniu współczesnej niemczyzny (*Neuhochdeutsch*). Protestantcka literatura nabożna może zatem stanowić znakomite pole do badań nad historią języka niemieckiego w jednym z najważniejszych okresów jego rozwoju. Wychodząc z tego założenia, autor niniejszej publikacji podejmuje próbę wstępnego opisanie ważnych dla badań diachronicznych językowych, retorycznych i komunikacyjno-pragmatycznych cech trzech reprezentatywnych dla tego nurtu literackiego gatunków tekstów (kazanie, kazanie pogrzebowe, medytacja).

### **Edyta Grotek – *Johnnie Walker* versus *Johann Spaziergänger* i *Jaś Wędrowniczek*. Tłumaczenia kart dań – Kilka uwag o kreatywności i jej braku**

Artykuł sygnalizuje problemy, z którymi konfrontowany jest tłumacz w procesie tłumaczenia menu, i proponuje ich rozwiązania. Analizę otwiera krótki zarys najważniejszych teorii psychologicznych z zakresu badania kreatywności oraz przedstawienie tłumaczenia jako sztuki kreatywnej, w nawiązaniu do teorii m.in. Kußmaula i badań Heiden. Analizę właściwą niemieckojęzycznych nazw dań, oraz ich – najlepszych w odczuciu autorki – ekwiwalentów i propozycji rozwiązań poprzedza ustalenie funkcji menu restauracyjnego. Zarówno analizowane typy nazw, jak i proponowane ekwiwalenty opierają się na praktyce autorki jako tłumacza.

### **Katarzyna Grzywka – „...dwa gołębie siedziały mu wciąż na ramionach i szeptały wszystko do ucha”.<sup>1</sup> O typie bajkowym *Die drei Sprachen* (ATU 671)**

Celem niniejszego artykułu jest analiza trzech wariantów typu bajkowego *Die drei Sprachen* (ATU 671): pochodzącej z XIV wieku opowieści *Die Propherzeugung erfüllt sich*, bajki braci Grimm *Die drei Sprachen* (KHM 33) i szwajcarskiego tekstu *Der gescheite Hanse* ze zbioru *Sagen und Märchen aus dem Obermallis* Johanna Jegerlehnera (1871–1937). Bajka Jegerlehnera modyfikuje motywy wspomnianych dwu opowiadań i kończy się bajkowo, czyli

1 *Baśnie braci Grimm. Baśnie domowe i dziecięce zebrane przez braci Grimm*. Przełożyli: Emilia Bielicka i Marceł Tarnowski. Posłowie: Helena Kapeluś. T. 1. Warszawa 1995, s. 174.





szczęśliwie. Wprawdzie kolejność pojawiających się w tekście zwierząt i przekazywanych bohaterowi przez nie komunikatów jest inna niż u Grimmów, jednak rdzeń akcji prowadzącej do dobrego zakończenia nie zmienia się. Również nienaruszone wydaje się znaczenie występującego we wszystkich trzech badanych tekstach języka zwierząt, które mówi niemal o tzw. fenomenologii bajki, a szczególnie o tzw. zasadzie wszechłębności i jedno-wymiarowości, ponieważ z jednej strony „wyzolowany bohater” dzięki swej zdolności rozumienia języka zwierząt staje się istotą „związaną” z otaczającą go naturą lub, by posłużyć się w tym miejscu instrumentarium pojęciowym Maxa Lüthiego, „wszechłębną”; z drugiej natomiast – umiejętność ta wskazuje na tę cechę postaci bajkowych, którą Lüthi określa mianem „jednowymiarowości” wyrażającej się w tym, że w bajkach bohater napotykający mówiące zwierzęta nie okazuje ani zdziwienia, ani strachu.

### **Margot Heinemann – Kreatywność a język młodzieżowy**

Artykuł rozpoczyna się od przedstawienia kilku pojęć terminologicznych związanych z fenomenem „języka młodzieżowego” i próby prezentacji argumentów za przyporządkowaniem ich do takich pojęć, jak wariant, socjolekt, styl czy w ogóle jako język młodzieżowy. Do rozstrzygnięcia pozostaje zatem kwestia czy owa wielorakość wynika z faktu istnienia różnych założeń teoretycznych, czy raczej z braku jednej przekonującej teorii. Początkowa metoda ekscerpcji oraz badania pojedynczych słów i zwrotów, zastąpiona na początku lat 80. przez obszerne badania tekstów, doprowadziła do powstania wrażenia o homogeniczności młodzieży i jej języka, czego badania jednak nie potwierdzały. Krótki zarys historyczny pokazuje na wybranych przykładach istniejące problemy metodologiczne związane z ujęciem specyficznego językowego młodzieżowego.

### **Wolfgang Heinemann – Praktyczna stylistyka a poradniki**

Praca koncentruje się na koncepcjach tzw. stylistyki praktycznej w Niemczech. Starania mające na celu przybliżenie szerszej publiczności kwestii związanych ze stylistycznym funkcjonowaniem komunikacyjnych aktów mowy i pisania były często przez stylistykę teoretyczną odrzucane pod zarzutem uproszczeń i uogólnień oraz określane mianem „stylistyki popularnej”. Praktyka komunikacyjna pokazuje jednak, że zarówno poradniki do komunikacji pisemnej i ustnej, jak i do nauki stylu odgrywały i odgrywają iście ważną rolę w Niemczech, dając milionom obywateli praktyczne wskazówki w kwestiach użycia języka i odpowiedniego stylu.





### **Ewa Jarosińska – O wyłączeniach poza ramy zdaniowe w języku niemieckim i niderlandzkim**

Celem artykułu jest kontrastywne przedstawienie zjawisk syntaktycznych w dwóch pokrewnych językach – niemieckim i niderlandzkim. Szczególną uwagę poświęcono omówieniu występowania tzw. ram oraz wyłączeń w obu językach.

### **Günter Jäckel – Dlaczego Schiller nie chciał pozostać w Dreźnie**

Schiller po swojej ucieczce ze Stuttgartu przez Mannheim (1783/83) i Lipsk (kwiecień 1785) trafił ostatecznie do Dreżna (wrzesień 1785) do wąskiego grona skupionego wokół Christiana G. Körnera, który stał się jego mecenasem, a zarazem przyjacielem. W ciągu niespełna dwóch lat spędzonych w Dreźnie i jego okolicach między obiema pokrewnymi duszami rozwinęła się wielka przyjaźń, tak ważna dla niemieckiego życia duchowego. Na tle ówczesnego życia w Dreźnie autor niniejszego artykułu przedstawia epizody z życia i pracy Schillera, pokazujące jego entuzjazm, twórczą siłę, ale także depresję i beczynność. Początkowa euforia przeradza się w dokuczliwą ciasność umysłu, od której Schiller w lipcu 1788 roku ucieka do Weimaru. Owo małe miasteczko daje mu to, czego mu brakowało we wspaniałej saskiej rezydencji: kulturę literacką wysokich lotów w otoczeniu luterańsko-oświeceniowego dworu i umiarkowanej autokracji, a także porządek, posadę, małżeństwo i rodzinę oraz dążenie do „klasycyzmu”. Bez prawie dwuletniego pobytu w Dreźnie pełnego wzlotów i upadków Schiller prawdopodobnie nie zdołałby stworzyć w Weimarze tak ważnych dzieł.

### **Anna Just – Językowe środki perswazji w niemieckojęzycznych polonikach prasowych XVI wieku**

Podstawą artykułu jest teza, że drukowane teksty prasowe spełniały już od początku swojego zaistnienia u schyłku XV wieku oprócz funkcji czysto informacyjnej również funkcję perswazyjną. Ich autorzy nie tylko informowali opinię publiczną o bieżących wydarzeniach, lecz również wpływali poprzez sposób redagowania tekstu na poglądy odbiorcy. Na przykładzie wczesnonowożytnych prototypów prasy periodycznej, za jakie uważane są druki ulotne, artykuł pokazuje, jak poprzez celowy i dobrze przemyślany dobór środków językowych tekst zgoła informacyjny staje się również tekstem kształtującym poglądy, oraz jakimi środkami językowymi posługiwali się autorzy tekstów prasowych w okresie wczesnonowożytnym, by osiągnąć u odbiorcy zamierzony odbiór własnego tekstu, a jednocześnie nie zostać zdemaskowanym.





### **Norbert Karczmarczyk – Krytyka metafor i ich twórcze użycie u Hugona Schuchardta**

W artykule prezentowane jest pokrótce podejście niemieckiego językoznawcy Hugona Schuchardta do problematyki obecności metafor w nauce, w szczególności w językoznawstwie. Autor ten poddaje zdecydowanej krytyce rozpowszechnioną w XIX-wiecznym piśmiennictwie językoznawczym praktykę nieostrożnego operowania obrazami obciążonymi fałszywymi implikacjami i wskazuje – przede wszystkim poprzez własne użycie metafor – właściwy sposób wykorzystywania ich potencjału.

### **Lech Kolago – Heimito von Doderera afirmacja języka na podstawie utworu *Divertimento No II***

Heimito von Doderer (1896–1966) – uważany przez krytyków literatury współczesnej za pisarza, który większą wagę przywiązuje do znaczenia słowa niż do treści. Postrzegany jest zatem jako artysta słowa. Jego dzieła wpisują się w kanon literatury współczesnej. Jego afirmacja języka jest wynikiem zwątpienia w możliwość odrodzenia człowieka dzięki tradycyjnym formom sztuki i środkom wyrazu w literaturze. Język, według jego przekonania, został zredukowany do symbolu bezdusznej cywilizacji i zakłamanego społeczeństwa. Nie jest on już wyrazem subiektywno-indywidualnych opinii i wypowiedzi ani nie jest też środkiem komunikacji interpersonalnych. Odrodzenie człowieka oraz apercpepcja możliwe są w jego dziełach dzięki tworzeniu nowych wyrazów. Kategoria ‘aperpcpepcja’ jest centralnym pojęciem w dziełach Doderera. Interpretuje ją swobodnie jako ‘otwartą perpcpepcję’. Pojęciem przeciwstawnym jest odrzucenie apercpepcji, depercpepcja. Przeciwnością otwartości na rzeczywistość staje się jej odrzucenie jako brak kreatywności. Depercpepcja sprzyja, według Doderera, powstawaniu różnorodnych ideologii, rewolucji oraz wyobrażenia o wiodącej roli polityki. Nie tylko medium, ale i sposobem na ukazanie apercpepcji jest język, ponieważ poprzez język wyraża się perpcpepcja świata.

### **Lutz Kuntzsch – „Słowa roku” jako część dyskursu kulturowo-historycznego i jako wyraz kreatywnego posługiwania się współczesnym słownictwem**

Akcja prowadzona od 1971 roku przez Towarzystwo Języka Niemieckiego (GFDS) pod nazwą „Słowo roku” jest szczególnym ucieleśnieniem kreatywnego posługiwania się językiem w ciągu danego roku (ale nie tylko). Wydaje się zatem uzasadnione gromadzenie i prezentowanie nowego słownictwa celem wykorzystania go do oględzin językowych oraz i do nauczania języka. Niniejszy artykuł przedstawia wybrane spośród prawie 300 „Słów roku” leksemy z róż-





nych perspektyw, ukazując je w kontekście społecznym, pragmatycznym i gramatycznym. Jest on także wyrazem kreatywnego obchodzenia się ze słowami, frazami, tekstami czy językami, tak, jak jest to bliskie Wolfgangowi Schrammowi.

### **Grażyna Kwiecińska – Współczesna recepcja literatury dawnej. O sztuce Wolfganga Bauera *Pan Faust gra w ruletkę***

Austriacki dramatopisarz Wolfgang Bauer (1941–2005) od początku swojej obecności na scenie dał się poznać jako twórca bezkompromisowy, otwarcie i dobitnie mówiący o realiach życia społecznego w Austrii drugiej połowy XX wieku. Jednak od połowy lat siedemdziesiątych jego sztuki rozgrywają się już tylko w pozornie realnych plenerach, prawdziwym miejscem akcji są umysły jego protagonistów: światy wymaginowane, wizje senne bądź narkotyczne. Z taką właśnie sytuacją mamy do czynienia w sztuce *Pan Faust gra w ruletkę* (1987). Wprawdzie miejscem akcji jest Kasyno, które jednak z czasem okazuje się gabinetem naukowca, a w scenie finalnej po prostu sceną teatralną. Natomiast świat oglądany przez publiczność jako świat imaginacji Fausta ma także swojego architekta (Boga) oraz swojego autora – Wolfganga Bauera, pojawiającego się również jako postać sceniczna. Zaproponowana przez Bauera wersja Fausta nie jest tylko postmodernistyczną dekonstrukcją stworzonego przez Goethego mitu Fausta. Grający w ruletkę Faust, pragnący zgłębić tajemnice powracających układów cyfrowych (przedmiot jego habilitacji), to w gruncie rzeczy współczesny człowiek pytający o sens życia.

### **Grażyna Łopuszańska – O przyimkach w językach syntetycznych i analitycznych**

Języki dzielimy na języki syntetyczne i analityczne. Cechą charakterystyczną języków analitycznych jest dość precyzyjnie określony szyk wyrazów w zdaniu. Języki syntetyczne natomiast wykorzystują do wyrażenia stosunków syntaktycznych afiksy. Tendencje rozwojowe języka niemieckiego wskazują w perspektywie diachronicznej na to, iż język niemiecki znajduje się w fazie przejściowej z formy syntetycznej do analitycznej.

### **Ewa Majewska – Greckie i łacińskie elementy słowotwórcze w niemieckim i niderlandzkim specjalistycznym języku medycznym**

Medycyna ma swój własny język specjalistyczny, który różni się od języka literackiego przede wszystkim słownictwem fachowym, czyli terminologią. Terminologia medyczna zawiera stosunkowo dużą ilość wyrazów pochodzenia obcego, głównie z greki i łaciny. Także w słowotwórstwie stosuje się oprócz rodzimych przedrostków i przyrostków ich greckie i łacińskie odpowiedniki,





które mają za zadanie zawęzić bądź bliżej określić znaczenie słów. Te antyczne elementy słowotwórcze zostały zanalizowane i porównane ze sobą w dwóch językach germańskich: niemieckim i niderlandzkim. Oprócz wielu podobieństw form i analogii znaczeniowych dają się jednakże zauważyć także różnice między nimi dotyczące budowy morfologicznej.

### **Tomasz Pszczółkowski – Kreatywność, oryginalność i genialność, czyli trzy składniki procesu twórczego w sferze intelektualnej w świetle literatury przedmiotu**

Kreatywność, oryginalność i genialność to trzy składniki procesu twórczego w sferze intelektualnej, które są ze sobą ściśle powiązane, ale dla jasności wywodu przebadane zostały osobno. Spojrzenie na wszystkie trzy składniki jako na całość możliwe jest dopiero w postaci ostatecznego rezultatu procesu twórczego. Miarą kreatywności, ale także oryginalności i najrzadszej z wszystkich składowych twórczości intelektualnej i artystycznej – genialności, jest dzieło artysty bądź naukowca. Poprzez dzieło i w nim samym dokonuje się obiektywizacja wszystkich trzech właściwości twórcy. Artykuł oparty jest na definicjach słownikowych oraz literaturze przedmiotowej dotyczącej wybranych pojęć.

### **Gisela Ros – Fenomeny językowej nieokreśloności i wieloznaczności w systemie i tekście**

Fenomeny językowej nieokreśloności doprowadzają ich pojmowanie jako wyraźnych pojęć ad absurdum. Różnorodność ich występowania uwarunkowana jest zarówno czynnikami językowymi, jak i pozajęzykowymi. W związku z tym strategie ich odczytywania sięgają od dyskursywno-semantycznych procedur dekodowania, przez techniki logiczne aż po pragmatyczne metody rozszyfrowujące uwidaczniające dyskursywne referencje. Niejasność i wieloznaczność wspierają więc kreatywne użycie języka. Dzięki wiedzy o potencjale języka, jak i możliwości jego użycia nie tyle odbierają strach przed nieporozumieniami, co oferują optymalne warunki dla różnorodności wyrażań.

### **Barbara Sandig – Styl i kreatywne metody jego recepcji**

Na bazie naszej wiedzy na temat stylu i komunikacji można sformułować pogląd, że styl posiada kompleksową strukturę, którą interpretujemy np. jako typowy, indywidualny czy styl epoki, co oznacza, że recepcja stylu determinuje interpretację struktury stylu. W artykule omówione są różne metody racjonalnej i emocjonalnej recepcji, które zostały opracowane przez grono badaczy. Autorka wskazuje także na kreatywne metody w kontaktach ze stylem, głównie w odniesieniu do tekstów literackich.





### **Czesława Schatte – Kreatywność a relacje intertekstualne w polskich i niemieckich nagłówkach prasowych**

Nagłówki prasowe pełnią obok funkcji identyfikującej dany artykuł również funkcję pragmatyczną polegającą na przyciąganiu uwagi czytelnika. Pod tym względem wykazują one znaczne podobieństwo do haseł reklamowych, a ich twórcy posługują się podobnymi środkami językowymi. Należy do nich m.in. korzystanie z fragmentów znanych tekstów, które wyjątkowo zapadły w pamięć czytelników, i ewentualnie poddanie ich różnym modyfikacjom w ten sposób, aby między nagłówkiem a tekstem wyjściowym wytworzyły się relacje intertekstualne powstałe zwykle na bazie gry językowej i humoru. Tak zmodyfikowany tekst wyjściowy może wywołać u czytelnika określone asocjacje i zachęcić go do lektury. Celem artykułu jest ukazanie, jakie teksty służą najczęściej jako teksty wyjściowe i jakimi technikami modyfikacji posługują się autorzy tych tekstów.

### **Birgit Sekulski – Kompetencja piśmiennicza, nowe media i emocje. Miscellanea**

W artykule przedstawiony jest aktualny stan badań na temat relacji pomiędzy postawami w pisaniu i kompetencjami piśmienniczymi młodzieży a nowymi mediami. Kwestia ta zestawiona została z kategorią emocji. Okazuje się, że istnieje konieczność krytycznego spojrzenia na obecne wzorce tekstów i sądy o postawach w pisaniu młodzieży właśnie pod kątem kategorii emocji.

### **Zenon Weigt – Teksty fachowe jako przedmiot dydaktyki**

Teksty fachowe stały się od lat siedemdziesiątych przedmiotem badań naukowych, a następnie dydaktyki. W procesie nabywania kompetencji językowych, fachowych i międzykulturowych podczas studiów odgrywają one znaczącą rolę i przyczyniają się do wzbogacenia i pogłębienia ogólnej wiedzy studentów o otaczającym ich świecie. Należy podkreślić, że teksty fachowe posiadają szczególną specyfikę językową, na którą podczas zajęć translatorskich należy kłaść duży nacisk. Autor jest przekonany o rozlicznych zaletach, które wynikają ze zintegrowania zajęć z tłumaczenia fachowego z kształceniem filologicznym na poziomie uniwersyteckim, szczególnie że taka integracja z pewnością wychodzi naprzeciw oczekiwaniom obecnego rynku pracy.

### **Werner Westphal – Styl i tekst w lingwistycznym dyskursie „Szkoły Greifswaldzkiej”**

Związek pomiędzy kompetencją tekstową i stylową zdominował dyskurs lingwistyczny w NRD w latach 80., czego przykładem mogą być prace





„Szkoly Greifswaldzkiej” skupionej wokół znanego filologa Wolfganga Spiewoka. Tworzenie tekstów definiowano jako wynik kreatywnego procesu „produktywnego działania językowego” i wiązano go z takimi pojęciami, jak np. wiedza o wzorcach tekstów i illokucji, a także wiedza o wzorcach stylu czy formułowania. W odróżnieniu od zachodniej teorii aktów mowy posługiwano się pojęciem „działania” wywodzącym się z psychologii radzieckiej (sowieckiej). Prace „Szkoly Greifswaldzkiej” głosiły pogląd, że tekst i styl, choć nie są tożsame, to wzajemnie się warunkują, a lingwistykę tekstu i stylistykę traktowano jako dyscypliny komplementarne.

### **Józef Wiktorowicz – O funkcjach gramatycznych konstrukcji *würde* + bezokolicznik w niemieckim języku współczesnym**

Artykuł jest poświęcony analizie znaczenia i użycia konstrukcji *würde* + bezokolicznik we współczesnym języku niemieckim. Konstrukcja ta jest opisywana w gramatykach w sposób niewystarczający lub nawet niespójny. Na podstawie współczesnych tekstów literackich autor artykułu udowadnia, że ta konstrukcja powinna być postrzegana jako samodzielna forma gramatyczna, której nie można zastąpić formą syntetyczną formą trybu przypuszczającego.

